DIE ZEIT

Preis Deutschland 3,60 € | WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR | Nr. 20 | 7. Mai 2009

Titelbild: Stefano Dal Pozzolo/Contrasto/laif (Papst); Carl & Ann Purcell/CORBIS (Fahne); Montage: DZ

Der Papst und die Juden

Benedikt XVI. ist von Krise zu Krise gestolpert. Ausgerechnet jetzt tritt er seine schwerste Reise an – nach Israel

POLITIK SEITE 4/5

44 Sommer-Seiten

Liza Minnelli in concert, 90 Jahre Bauhaus, Baden in Kunst u. v. a.: Höhepunkte des Kultursommers

Revolte statt Duldung

Das Private ist politisch: Veronica Lario trennt sich von Silvio Berlusconi – und rettet Italiens Ehre **POLITIK** SEITE 8

Jetzt am Kiosk

Der ZEIT Studienführer mit dem größten Uni-Ranking vom Centrum für Hochschulentwicklung (CHE)

SIEHE CHANCEN SEITE 73–75
WWW.ZEIT.DE/RANKING

Weil es Italiener sind?

Fiat will mit Opel und Chrysler eine starke Autoallianz schmieden – und stößt trotz guter Argumente auf großen Argwohn **VON RÜDIGER JUNGBLUTH**

Man braucht schon viel Fantasie, um sich vorzustellen, dass aus den geldverbrennenden Opel-Werken, dem hoch verschuldeten Fiat-Konzern und dem insolventen US-Hersteller Chrysler ein starker Autoriese gebildet werden könnte. Sergio Marchionne hat diese Fantasie.

Was dem Fiat-Chef fehlt, ist das nötige Geld. Marchionne will seine Vision eines neuen transatlantischen Autokonzerns mit deutschen Milliardenbürgschaften verwirklicht sehen. In dieser Woche war er in Deutschland auf Werbetour.

Er hat gute Argumente, aber er stößt auf Argwohn und Ablehnung. Die *Financial Times Deutschland* nannte Marchionne einen »Heiratsschwindler«. Man unterstellt dem Italiener, er habe es nur auf deutsche Technik und deutsches Geld abgesehen. Dahinter steckt ein Vorurteil gegenüber einer Autofirma, die lange Zeit nicht für Qualität stand. Dahinter steckt auch ein Ressentiment gegenüber einem Land, das den Unternehmer Silvio Berlusconi – einen Mann, der Privates, Geschäftliches und Politisches nicht zu trennen vermag – dreimal zum Ministerpräsidenten gewählt hat. Und der nennt die Opel-Allianz jetzt einen »Traum für alle Italiener«.

Ein Investor für Opel, der kein Staatsgeld braucht, wird noch gesucht

Bei den Opelanern sind es nicht nur Vorurteile, sondern auch Erfahrungen, die sie gegen Fiat einnehmen. Die beiden Unternehmen haben von 2000 bis 2005 zusammengearbeitet, und bei Opel hat man diese Zeit in schlechter Erinnerung behalten. Die Ingenieure in Rüsselsheim fühlen sich denen in Turin technisch überlegen.

Heute fürchten sie bei Opel, nach einer amerikanischen Stiefmutter bald einer italienischen ausgeliefert zu sein. Dabei ist doch größtmögliche Unabhängigkeit das erklärte Ziel. Die Opelaner blenden aber nicht nur den Umstand aus, dass sie als Tochterfirma eines amerikanischen Konzerns über Jahrzehnte gut gefahren sind. (Ohne den Einstieg von General Motors hätte Opel schon die Weltwirtschaftskrise von 1929 nicht überlebt.) Sie verschließen die Augen auch vor der Tatsache, dass der Autobauer auf sich gestellt keine Überlebenschance hat. Opel kann sich weder komplett von General Motors lösen, noch kommt das Unternehmen ohne neue Partner und Investoren aus. Opel muss weiter Personal abbauen und, über kurz oder lang, auch Werke schließen. Daran führt nur ein Weg vorbei, und der ist mit Subventionen gepflastert. Es gibt heute auf der Welt Autofabriken, die für eine Produktion von 90 Millionen Fahrzeugen im Jahr ausgelegt sind. Aber nur halb so viele werden 2009 auch Käufer finden.

Fiat-Chef Marchionne kennt das Problem der Überkapazitäten genau. Und er liegt auch richtig in seiner Analyse, dass Fiat und Opel eine bessere Chance im internationalen Wettbewerb hätten, wenn sie künftig ihre Modelle auf einer gemeinsamen Plattform bauen würden. Beide Hersteller sind auf kleinere und mittlere Autos spezialisiert und konkurrieren bislang miteinander. Was aus Sicht der Opel-Arbeitnehmer ein Argument gegen den Zusammenschluss mit Fiat ist, das ist industriell gesehen eines dafür. VW macht vor, wie man mit großen Stückzahlen und vielen Marken Milliarden an Kosten einspart.

So verwegen, wie er klingt, ist der Plan des Sergio Marchionne also nicht. Er ist auch nicht unlauter, weil er mit Steuergeldern rechnet. Man darf ja nicht vergessen, dass sich bislang weltweit kein Investor gefunden hat, der Opel kaufen wollte, ohne dass ihm der deutsche Staat dabei hülfe. Die Autofirma ist alles andere als eine begehrte Braut. Diese Erkenntnis sollte bei allen Beteiligten, die Vertreter der Arbeitnehmer eingeschlossen, für eine gewisse Demut sorgen.

Die Wirtschaftswelt hat sich stark gewandelt. Feindliche Übernahmen waren gestern. Allem Angstgerede von Heuschrecken und Staatsfonds zum Trotz fehlt es an privaten Investoren, besonders an solchen, die Eigenkapital haben und nicht nur Kreditnehmerqualitäten.

Sicher, auch Marchionne kommt nicht mit Geld, sondern mit einer industriellen Idee. Diese muss abgewogen werden gegen das Angebot des kanadisch-österreichischen Autozulieferers Magna, der gemeinsam mit russischen Geldgebern Interesse für Opel zeigt. Magna ist der Wunschpartner der Arbeitnehmer und einiger SPD-Granden, weil es anders als beim Zusammengehen mit Fiat kaum Überschneidungen gibt. Derzeit erscheint das Konzept des Topmanagers aus Turin allerdings als das besser durchdachte, denn es läuft auf einen großen internationalen Autokonzern hinaus, der in einem Massenmarkt bestehen kann.

Man sollte nicht außer Acht lassen, dass Marchionne ein erprobter Sanierer und Konzernreformer ist. Der Italokanadier mit den zwei Pässen und den drei Universitätsabschlüssen hat mehrere Firmen auf Vordermann gebracht. Bei der Sanierung von Fiat ist ihm das für unmöglich Gehaltene gelungen. Zwar schreibt auch der größte italienische Konzern in der Autosparte rote Zahlen, Staatshilfe braucht er aber nicht.

Es scheint ausgeschlossen, dass Opel am Ende keine Staatsbürgschaft aus Berlin bekommt, denn in Deutschland ist Wahlkampf. Wenn der Autobauer aber durch den Einsatz von Steuergeld gerettet werden soll, geht das nur durch international abgestimmte Industriepolitik. Mit dem Segen der US-Regierung ist Fiat gerade bei Chrysler eingestiegen. Ein Dreierbündnis mit Opel wäre ohne Zweifel schwierig umzusetzen. Aber es ist bislang auch das einzige Konzept, das langfristig Erfolg verspricht.

Siehe auch Wirtschaft, S. 23; Feuilleton, S. 47

www.zeit.de/audio

Gestärkte Abwehr

Die Angst vor der Schweinegrippe lässt nach. Die Welt hat Glück gehabt – aber sie war auch gut vorbereitet **VON STEFAN SCHMITT**

Die Restaurants in Mexiko-Stadt dürfen im Lauf der Woche wieder öffnen, nachdem sie ihre Gäste tagelang aussperren mussten. So hat es der mexikanische Gesundheitsminister in Aussicht gestellt. Burritos und Salsa im gemütlichen Gedränge, das passt zu der vorsichtigen Entspannung, die sich nun ebenso rasch ausbreitet wie zuvor die Furcht vor AH1N1, der Schweinegrippe, die viele Forscher mittlerweile »Amerikanische Grippe« nennen. Hat die rasche Reaktion einer gut vernetzten Welt uns vor einem Seuchenzug bewahrt?

Gewiss ist, nie waren wir besser vorbereitet als heute. Die Millionen Opfer vergangener Seuchenzüge haben das Bewusstsein von Forschern und Gesundheitspolitikern geschärft. Anders als bei der verheerenden Spanischen Grippe von 1918/19 verfügen wir heute über antivirale Medikamente und können prinzipiell auch massenhaft Impfstoffe produzieren.

Noch ist die Seuche nicht besiegt. Noch stecken sich Menschen weltweit mit dem neuartigen Virus an. Aber die Zahl der Infizierten ist deutlich geringer als befürchtet. Zudem verläuft die Krankheit in den meisten Fällen milde. Die Weltgesundheitsorganisation hofft, die Ansteckungswelle werde nun abebben.

Die Welt hat erfolgreich in Wachsamkeit investiert. Europa gründete ein neues Zentrum für Seuchenkontrolle in Stockholm, in Deutschland regelt ein penibler Plan den Pandemiefall. Vor allem jedoch haben Regierungen und Bevölkerung diesmal diszipliniert reagiert, statt sich leichtsinnig über Warnungen hinwegzusetzen oder aber hysterisch zu werden.

Noch bei der Lungenkrankheit Sars, ebenfalls durch ein Virus hervorgerufen, war das ganz anders. Im Frühjahr vor sechs Jahren ängstigte Sars die Welt. Das am schwersten betroffene Land, die Volksrepublik China, vertuschte das Ausmaß der Epidemie, verzögerte Schutz- und Hilfsmaßnahmen. Später konnten Forscher den Erreger bis in die südchinesische Provinz Guangdong zurückverfolgen, wo er bereits Monate zuvor aufgetreten war – und womöglich hätte eingedämmt werden können.

Transparenz und Schnelligkeit sind die wichtigsten Tugenden der Seuchenhygiene. Zwischen einem und anderthalb Monaten hat es bei der Schweinegrippe von der ersten Infektion eines Menschen bis zur globalen Sensibilisierung gedauert. Diesmal tat sich China als besonders eifriger Virenwächter hervor. Von Anzeichen einer Panik indes wird weder aus der Volksrepublik noch aus anderen Teilen der Welt berichtet. In den Wind geschlagen haben die Bürger die Informationen von Gesundheitsämtern, Reiseveranstaltern und Fluglinien aber ebenso wenig.

Ohne besonnene Bürger bleibt jeder Warner in der fatalen Lage, das Unheil zwar vorherzusehen, aber kein Gehör zu finden – das wissen wir seit der Seherin Kassandra aus der altgriechischen Sagenwelt. Für sie war die schreckliche Vorahnung eine Qual, die niemandem nutzte. Diesmal jedoch scheint eine kluge Kassandra das rechte Maß für ihre Warnung gefunden zu haben.

Paradox ist bloß: Ob alle Unheilsbotschaften der vergangenen zwei Wochen gerechtfertigt oder übertrieben waren, lässt sich im Nachhinein kaum sagen. Wer wirkungsmächtig warnt, riskiert automatisch den Vorwurf, er habe übertrieben. Andererseits leistet, wer stets Panikmache wähnt, der Abstumpfung Vorschub. Dabei ist gewiss, dass solche Epidemien wiederkehren werden. Ob schrecklicher Killer oder vergleichsweise harmloses Virus, das wird sich indes niemals sofort bestimmen lassen. In einer idealen Welt würde daher jeder neue Erreger die Aufmerksamkeit schärfen, gleichsam als perfektes Training für unser globales seuchenmedizinisches Immunsystem.

Wenn jetzt die Schweinegrippe keine traurigen Schlagzeilen mehr liefert, wird sich die Aufmerksamkeit rasch anderen Krisenherden zuwenden. Dabei betont die Weltgesundheitsorganisation, für eine Entwarnung sei es noch zu früh, die Bedrohung dauere an. Tatsächlich müssen die Virenwächter dieser Tage eine schwere Entscheidung treffen. Sie müssen abwägen, ob der Ausbruch in Mexiko nur eine erste Welle war, wie es sie bei früheren Pandemien oft gab. Kehrt das Virus in einem halben Jahr zurück?

Jede Antwort ist hier Spekulation. Die Frage jedoch, die beantwortet werden muss, lautet: Brauchen wir trotz der gefühlten Entwarnung einen Impfstoff gegen AH1N1? Und wie wichtig ist uns dieser? Denn die übliche Wintergrippe – auch wenn sie in ihrer erwartbaren Regelmäßigkeit kaum Aufmerksamkeit findet – fordert jedes Jahr weltweit zwischen einer Viertel- und einer halben Million Menschenleben, Tausende davon in Deutschland. Konzentriert man nun aus Angst vor einem neuen 1918/19 die begrenzten Ressourcen auf die Herstellung einer Schweinegrippeimpfung, so sterben 2009/10 sicher mehr Menschen an der ganz gewöhnlichen Grippe.

Die erfolgreichen Warner sind mit einem neuen Kassandra-Dilemma konfrontiert – und die Menschheit steht vor einer widersprüchlichen Herausforderung: Sie muss gerade die verhinderten Katastrophen im Gedächtnis bewahren, um sich vor den kommenden noch besser schützen zu können. Besonders vor jener Pandemie, die nun fürs Erste vertagt wurde.

www.zeit.de/audio

Das neue Feuilleton

Mit dieser Ausgabe erscheinen die Ressorts Feuilleton und Literatur in einem gemeinsamen 16-seitigen Zeitungsbuch. Bewährtes wird durch neue Elemente ergänzt – in einem klassisch-modernen Erscheinungsbild

Mein Mond

Der große Peter Sartorius besucht nach 40 Jahren noch einmal die Mond-Eroberer **MAGAZIN** SEITE 10

PROMINENT IGNORIERT

So viele Namen!

Unsereins macht keinen Wind und heißt Hinz oder Kunz. Andere »wohnen bei den Sternen droben«, wie Hugo Laurenz August Hofmann, Edler von Hofmannsthal, einst schrieb. Sie heißen Elisabeth Noelle-Neumann-Maier-Leibnitz, wie sie wirklich mal hieß. Jetzt sagt das Verfassungsgericht: Dreifachnamen bleiben verboten. Liebe Frau Rosemarie Thalheim-Kunz-Hallstein aus München! Dürfen wir Sie Rosi Kunz nennen (ganz unter uns)? **GRN.**

Kleine Fotos v.o.n.u.: Daniela Federici; Contrasto/laif; Jens Passoth; SZ Photo; dpa/Montage:DZ

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

Abonnentenservice:
Tel. 0180 - 52 52 909*,
Fax 0180 - 52 52 908*,
E-Mail: abo@zeit.de
*) 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

Preise im Ausland:
DKR 40,00/FIN 6,20/E 4,70/Kanaren 4,90/ F 4,70/NL 4,20/A 4,00/CHF 6,80/I 4,70/ GR 5,30/B 4,20/P 4,70/L 4,20/HUF 1420,00

NR. 20

64. Jahrgang C 7451 C

WORTE DER WOCHE

»Das ist wie bei Sexualdelikten: Ist die Frau erst mal ausgezogen und vergewaltigt, dann fällt es anderen leichter, auch mitzumachen.«

Ehrhart Körting, Berliner Innensenator, über die Krawalle am 1. Mai

»Ich bitte um Vergebung.«

Dieter Althaus, Ministerpräsident von Thüringen, über seinen Skiunfall, bei dem eine Frau starb

»Die Beitragssätze der Rente werden im gesamten nächsten Jahrzehnt nicht über die heutige Höhe von 19,9 Prozent steigen.«

Olaf Scholz, Bundesarbeitsminister (SPD), zur Zukunft der Rentenfinanzierung

»Die Aufnahme ist auf jeden Fall mit einem erheblichen Risiko verbunden. Ich sehe deshalb keinen Grund, dass Deutschland jetzt sofort laut Ja rufen sollte.«

Wolfgang Bosbach, CDU-Innenpolitiker, zu einer möglichen Aufnahme von Guantánamo-Häftlingen

»Es werden sich sicher viele freuen, dass ich noch vier Jahre bleibe. Dann haben sie jemanden, den sie angreifen können.«

Josef Ackermann, Chef der Deutschen Bank, über seine Vertragsverlängerung

»Wer Steuern hinterzieht, schadet seinen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und gefährdet den Zusammenhalt unserer Gesellschaft.«

Peer Steinbrück, Finanzminister (SPD), über die Folgen von Steuerhinterziehung

»Ich sage nicht, dass ich sie gewinne, aber sie ist völlig offen.«

Gesine Schwan, SPD-Herausforderin von Horst Köhler, , über ihre Chancen bei der Bundespräsidentenwahl

»Die bisherige Taktik war *hit and run,* schießen und wegrennen. Das ist jetzt etwas anders.«

Wolfgang Schneiderhan, Generalinspekteur der Bundeswehr, über eine Taliban-Attacke in Afghanistan, bei der ein Soldat ums Leben kam

»Wir sind in der Lage, wieder zur Normalität zurückzukehren.«

Felipe Calderón, Präsident von Mexiko, über die sinkende Gefahr von Schweinegrippe-Neuinfektionen in seinem Land

»Außergewöhnliche Situationen erfordern außergewöhnliche Maßnahmen.«

Patricia Nyaondi, Frauenrechtlerin, über den Sexstreik von Frauen in Kenia aus Protest gegen die Korruption und Reformunfähigkeit der Regierung

»Keine Tradition kann eine Entschuldigung für ein solches Verbrechen sein.«

Recep Tayyip Erdoğan, türkischer Ministerpräsident, über das Blutbad bei einer Verlobung in der türkischen Provinz, bei dem mehr als 40 Menschen starben

»Ich war meinen Oberen ergeben wie ein Deutscher Schäferhund.«

Kaing Guek Eav, Folterchef der Roten Khmer, über seine Verantwortung für den Tod Abertausender Menschen

»Meine Ehe ist zu Ende. Ich kann bei keinem Mann bleiben, der mit Minderjährigen verkehrt.«

Veronica Lario, Ehefrau des italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi, fordert öffentlich die Scheidung

»Sei schön und wähle.«

Slogan einer libanesischen Wahlwerbung, mit der sich der Politiker Michel Aoun an Wählerinnen wendet

NÄCHSTE WOCHE IN DER ZEIT

Herbst 1969: Der neu gewählte Bundeskanzler Willy Brandt ist soeben ins Bonner Palais Schaumburg eingezogen. Da werden ihm von einem hohen Beamten drei Schreiben vorgelegt. Brandt will sich erst weigern, die »Unterwerfungsbriefe« zu unterzeichnen. Dann unterschreibt er doch. Egon Bahr, damals Staatssekretär im Bundeskanzleramt, erinnert sich in der *ZEIT*-Serie *Mein Deutschland* an eine unbekannte Episode **POLITIK**

Schießen und Tee trinken

Der amerikanische General David Petraeus hat den Krieg im Irak eingedämmt. Kann das auch in Afghanistan gelingen? Ein Gespräch

DIE ZEIT: Herr General, als Sie im September 2008 den Irak nach 19 Monaten an der Spitze der Koalitionskräfte verließen, waren die Gewalttaten um 80 Prozent gesunken, jetzt um 90. Ist der Krieg gewonnen?

DAVID PETRAEUS: Niemand würde das behaupten. Der Fortschritt, obwohl groß, bleibt fragil. Es gibt noch eine ganze Reihe kampffähiger extremistischer Elemente. Al-Qaida, Sunnis, Schiiten. Al-Qaida frischt die eigenen Reihen über Nachschubwege durch Syrien auf.

ZEIT: Der Abzugskalender besagt jedenfalls, dass der Krieg für Amerika vorbei ist. Ende Juni sollen alle Kampftruppen aus den Städten verschwinden, im August 2010 aus dem ganzen Land …

PETRAEUS: Der Krieg ist natürlich nicht vorbei. Das alles hängt davon ab, ob die 600 000 irakischen Soldaten wie geplant das Heft in die Hand nehmen. Außerdem werden sie nach wie vor wichtige Hilfe von uns erhalten: nachrichtendienstliche, logistische, Luftunterstützung …

ZEIT: … auch US-Einsatzkräfte?

PETRAEUS: Selbstverständlich. Aber all das hängt von der irakischen Regierung ab. Schritt für Schritt geben wir alles an die Iraker zurück, Provinz um Provinz.

ZEIT: Also ein Erfolg?

PETRAEUS: So schrecklich die jüngsten Attacken auch waren, sie sind nichts im Vergleich zu den durchschnittlich 55 Toten, die Tag für Tag allein unter den Irakern anfielen. Im Juni 2006 täglich 160 Attacken.

ZEIT: Erklären Sie uns Ihren Erfolg.

PETRAEUS: Wir haben die Klassiker zum Thema der Aufstandsbekämpfung aus den Regalen geholt und dann die neuen Fakten aus dem Irak dazugestellt, zum Beispiel die Selbstmordattentäter. Dann haben wir die irakische Armee wiederaufgebaut und Nation-Building betrieben.

ZEIT: Es hieß doch unter der Bush-Administration: *»We don't do nation building«,* das sei nicht das Geschäft der Armee.

PETRAEUS: Wir haben es aber gemacht, mit meiner 101. Luftlandedivision zum Beispiel.

ZEIT: Ihre Hauptdevise lautete: *clear, hold, build.* Also: säubern, dann halten, dann aufbauen. Was ist der Unterschied zur Vietnam-Strategie *»search and destroy«,* den Feind aufspüren und vernichten?

PETRAEUS: Ein enormer. *»Search and destroy«* zielte allein auf den Feind. Unser Fokus war das Volk. Das entscheidende Terrain ist sozusagen das menschliche. Die Hauptaufgabe ist Sicherheit für die Bevölkerung. Das schafft man nur, wenn man mit ihr lebt, und das war entscheidend.

ZEIT: Als ich 2003 im Irak war, galt genau das Gegenteil: Rückzug in die Stützpunkte, in die Festung der Grünen Zone von Bagdad.

PETRAEUS: Ja, so war es. Aber dann haben wir allein in Bagdad 77 neue Sicherheitsstationen eingerichtet …

ZEIT: … die welche Funktion haben?

PETRAEUS: Wir sind dorthin gegangen, wo es die meisten zivilen Opfer gab, haben dort unser Quartier aufgeschlagen. Bei dieser Arbeit, habe ich meinen Leuten gesagt, gibt es keinen Pendlerverkehr. Wir haben leere Häuser bezogen, dort geschlafen und gegessen.

ZEIT: Mit ein paar Mann?

PETRAEUS: Nein, in Kompaniestärke, sonst hätte das ja niemanden beeindruckt. 80 bis 100 Leute. Und wenn die Leute realisieren, dass du bleibst, fangen sie an, dir Informationen zu geben. So lernt man das Wichtigste: Wer sind die Unbelehrbaren, wer die Bekehrbaren?

ZEIT: Vor Ihnen war Colin Powell (der ehemalige Generalstabschef) das Maß aller amerikanischen Kriegführung: Tempo, Feuerkraft, Präzision, im Vorfeld wochenlanges Bombardement, bis es sich zum tödlichen Schlag verdichtet – und dann wieder raus, die Exit-Strategie. Haben Sie eine »Kulturrevolution« angezettelt?

PETRAEUS: In mancher Hinsicht ja.

ZEIT: Was war der Kern dieser Revolution?

PETRAEUS: Die großen Ideen müssen stimmen. Das heißt, die Unterscheidung zwischen Angriff und Verteidigung wird aufgehoben. Alle Operationen sind beides, und beides wird überwölbt von Stabilisierung und Unterstützung der Bevölkerung. Außerdem muss man über Phase vier nachdenken, bevor man Phase eins beginnt, also über Nation-Building und Bewahrung. Das geschah alles mitten im Irakkrieg. Nicht nur die materielle Verstärkung, der *surge* mit 30 000 zusätzlichen Soldaten, sondern auch dieser Schub der Ideen und Konzepte.

ZEIT: Nichts ist schwerer, als eine so konservative Institution wie die Armee zu verändern …

PETRAEUS: Alles begann mit einer neuen Doktrin, mit neuen, großen Ideen. Und wenn der Chef die von ganz oben verkündet, wenn der sagt, lass uns mal alles durchschütteln, wenn dann die jungen Offiziere ganz anders ausgebildet werden, dann geht das.

ZEIT: Wann ist denn all das passiert?

PETRAEUS: 2004 bis 2006.

ZEIT: Als der Krieg verloren zu gehen schien.

PETRAEUS: Alle, die wir im Irak gedient hatten, wussten, dass etwas geschehen musste. Die Armee schien auf Autopilot gestellt zu sein. Und ich fragte: Warum üben wir stur den Häuserkampf, wenn Anti-Guerilla-Kriegführung gefordert wird? Das haben wir innerhalb eines Monats umgekrempelt. Keine Panzerschlachten mehr, wie wir sie jahrelang in der Mojave-Wüste geübt hatten. Und wir haben die ganz jungen Hauptleute, so um die 25 Jahre alt, ermuntert, selbst die neuen Lehrpläne zu schreiben.

ZEIT: Klingt nicht wie die klassische U. S. Army.

PETRAEUS: Nein, aber in der Feuerprobe des Iraks ist eine völlig neue Armee entstanden.

ZEIT: In der neuen Doktrin heißt es: Wer die moralische Legitimität verliert, der verliert den Krieg. Nur: Wie kann eine fremde Besatzerarmee je legitim sein?

PETRAEUS: Man zeigt durch sein Tun, dass man da ist, um der Bevölkerung zu helfen – ihr Sicherheit zu geben, die Wirtschaft zu beleben, Schulen zu bauen, genau, was wir jetzt im Irak machen.

ZEIT: Eine Armee ist doch kein Wirtschafts- und Wohlfahrtsministerium.

PETRAEUS: Doch. Wir haben Reservisten, Bürgermeister, die wissen, wie man eine Stadt verwaltet. Ingenieure, die Zivilprojekte leiten.

ZEIT: Sie bleiben trotzdem die Fremden.

PETRAEUS: Nicht nur das. Wir sind von einer anderen Religion und Kultur. Das ist nicht wie in Deutschland, wo unsere Soldaten sagen konnten: Hey, mein Opa war auch Deutscher. Übrigens bin auch ich ein halber Europäer, der Sohn eines Holländers.

ZEIT: Trotzdem: Die Aufgabe einer Armee ist es, zu töten, zu zerstören.

PETRAEUS: Das ist eben das Neue, die bemerkenswerte Verwandlung unserer Soldaten. Die haben wie die Teufel gekämpft. Kaum aber war der Feind besiegt, mussten sie Nation-Building betreiben. Am nächsten Tag die Grundversorgung sicherstellen. Lokalwahlen organisieren.

ZEIT: Westliche Demokratien mögen keine »imperialen Kriege« mehr. Wir mögen Kriege, die kurz, blutlos und siegreich sind. So wie Grenada und Panama. Aber dieser Krieg …

PETRAEUS: … ist wirklich hart, kompliziert, langwierig …

ZEIT: … also keine Exit-Strategie?

PETRAEUS: Doch, die braucht man immer, aber das kann Jahre dauern. *(klopft auf die Tischplatte)* Toi, toi, toi. Im Irak haben wir es geschafft.

ZEIT: Aber diese Geduld fehlt gerade den Amerikanern …

PETRAEUS: Ja, Amerikaner sind ungeduldig. Andererseits wächst die Erkenntnis, dass wir in einem sehr langfristigen Kampf gegen den Extremismus stecken. Immerhin hat Präsident Obama nicht nur vom Rückzug aus dem Irak gesprochen, sondern auch von der Verstärkung in Afghanistan.

ZEIT: Kann Ihr Rezept auch in Afghanistan funktionieren?

PETRAEUS: Ja und nein. Ja, weil es auch in Afghanistan darum geht, der Bevölkerung Sicherheit zu verschaffen, ihr zu dienen. Afghanistan ist schon immer die »Grabstätte der Imperien« gewesen. Umso mehr kommt es darauf an, nicht als Eroberer aufzutreten. Nein, weil Afghanistan nie diese zentralstaatliche Tradition entwickelt hat wie der Irak. Die Herrschaft läuft zwischen Mullah und Stammesführer ab; es gibt zu viele Gesprächspartner. Wir können dort auch nicht unter den Menschen leben; wo sollen wir in den Dörfern ein Wohnhaus wie in Bagdad hernehmen? Also müssen wir auf der Anhöhe nebenan unsere Zelte aufschlagen, buchstäblich. Schließlich ist der Bildungsstand im Irak sehr viel höher. In Afghanistan mit 70, 80 Prozent Analphabeten müssen die Polizisten Gesetze einhalten, die sie selbst nicht lesen können.

ZEIT: »Man muss viele Tassen Tee trinken«, haben Sie in Ihrer Münchner Rede zu Jahresbeginn gesagt, also sehr viel Geduld aufbringen.

PETRAEUS: Ich habe schon sehr, sehr viele Tassen getrunken. Aber vergessen Sie nicht, wie viel Erfahrung wir inzwischen gesammelt haben. Die Truppe, die jetzt zur Verstärkung nach Afghanistan geht, hat schon vier Jahre im Irak gekämpft, davor in Bosnien. Es gibt keine Armee in der Welt, die so viel Erfahrung mitbringt, außer Teile der britischen.

ZEIT: Sie haben gesagt, es gehe in Afghanistan nicht allein um Afghanistan. An diesem neuen *great game* seien Indien, Iran, Russland, China beteiligt. Das klingt nach viel mehr als nach einem schlichten Anti-Guerilla-Kampf.

PETRAEUS: Deshalb muss sich Central Command, das 20 Länder umfasst, auch auf dieser Ebene bewähren. Ich habe 18 dieser Länder besucht – außer Syrien und Iran, wo wir nicht hingehen. Ich rede mit den Regierungschefs und den hohen Militärs.

ZEIT: Sie kriegen fast 20 000 neue Soldaten für Afghanistan.

PETRAEUS: Im Herbst werden es insgesamt 60 000 sein.

ZEIT: Nicht einmal die Hälfte der Truppen im Irak.

PETRAEUS: Ja, aber dafür haben wir auch mehr Koalitionskräfte mit noch einmal 30 000 Soldaten: aus England, Australien, Kanada, Frankreich.

ZEIT: Und die Deutschen und Italiener, die aber nicht kämpfen.

PETRAEUS: Das würde ich so nicht sagen. Die stehen einfach anderswo. Die werden schon kämpfen, wenn sie es müssen. Mit den nationalen Vorbehalten muss man eben leben – genauso wie ich es in Bosnien tun musste: Der darf das nicht, der kann jenes nicht.

ZEIT: Ein Strategie-Professor am Air War College schreibt in der *New York Times:* »General David Petraeus, nicht Außenministerin Hillary Clinton, wird Amerikas Rolle im Mittleren Osten während der nächsten Jahre bestimmen.« Falsch?

PETRAEUS: Eine riesige Übertreibung und eine Verfälschung der Wirklichkeit. Tatsächlich habe ich ein sehr gutes Verhältnis zu ihr. Aber entscheidend ist: Unsere Politik im Mittleren Osten ist eine gewaltige Teamanstrengung. Die Arbeit eines Teams, das sich aus Teams zusammensetzt.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **JOSEF JOFFE**

Berichte und Kommentare zur aktuellen Lage im Irak auf ZEIT ONLINE: **www.zeit.de/irak**

Der Über-General

Seit Oktober 2008 leitet General David Petraeus das US-Regionalkommando **Centcom** – und damit auch die Einsätze im Irak und in Afghanistan.

Petraeus schloss mit 21 Jahren die Militärakademie in **West Point** ab, war sechs Jahre später Kompaniechef und promovierte im Alter von 35 Jahren an der Princeton-Universität über den Vietnamkrieg. Im **Irak** war er von 2004 bis 2005 für den Aufbau der Armee zuständig, konnte aber nicht verhindern, dass ein Drittel der gelieferten Waffen verschwand. Zwei Jahre später gelang es ihm nach einer massiven Aufstockung der US-Truppen, die Lage im Irak zu stabilisieren.

Das Foto zeigt ihn 2007 in seinem Büro in der *Green Zone,* der Sicherheitszone von Bagdad.

GENERAL PETRAEUS in seinem Büro in Bagdad

Fotos: interTOPICS; ullstein bild (l.) - 70. Geburtstag von Brandt am 18.12.1983

Fotos: Bela Szandelszky/AP (o.); Peter Kohalmi/AP; Attila Kisbenedek/AFP/Getty Images; Ferenc Isza/Getty Images; Getty Images; Bela Szandelszky/AP (unten v. li. n. re.)

Unter der Fahne der Faschisten

Wie tief kann ein Land stürzen? Ungarn ist so gut wie bankrott, Rechtsradikale überfallen »Zigeuner, Juden und Fremdherzige«, kaum jemand stellt sich ihnen entgegen VON CHRISTIAN SCHMIDT-HÄUER

Budapest

Der Philosoph hatte eingekauft und seine Wohnung fast erreicht. Es war helllichter Tag im Herzen von Budapest. Durch die Straßenschlucht aus der Gründerzeit kam ihm ein Trupp der rechtsextremen Ungarischen Garde entgegen. Im Gleichschritt. Schwarze Uniformen, Schirmmützen, Springerstiefel. Halstücher in den rot-weiß gestreiften Farben, die zuletzt die magyarischen Faschisten der Nazizeit trugen. Der Zugführer kommandierte: »Eins! Zwei! Eins …!« Hob den Arm und brüllte zum Philosophen hinüber: »Heil Hitler, Herr Tamás, wie geht es?«

Der jüdische Intellektuelle Gáspár Miklós Tamás ist aus Fernsehdiskussionen nicht nur den Ungarn bekannt. Auch Franzosen und Italiener, Rumänen und Slowaken schätzen seine geschliffenen Analysen. Budapests radikale Kohorten aber zählen ihn zu den »Fremdherzigen«, die den Volkskörper »verunreinigen«. Auf der Startseite der Website »Kuruz Info« steht sein Foto im Rahmen eines Grabkreuzes. Die Homepage listet Juden und andere »Feinde« auf: Namen, Adressen, Telefonnummern, Wochenendhäuser, Bekanntenkreise.

Die Juden in den Städten – Budapest zählt etwa 200 000 jüdischstämmige Bürger – sind bisher noch glimpflicher davongekommen als die Roma auf den Dörfern. Seit zwei Jahren landen immer wieder Molotowcocktails auf ihren Dächern. Auf Familien, die aus den brennenden Häusern fliehen, wird geschossen; hier stirbt ein Vater mit seinem Sohn, dort eine Mutter mit ihren Töchtern. In den vergangenen Wochen ist ein Dutzend Brandsätze gegen Wohnungen von Politikern der regierenden sozialistischen Partei MSZP geflogen.

»Die Ungarische Garde ist hart wie die geballte Faust, scharf wie das Schwert«

Soll das Ungarn sein, das Land der legendären Erinnerungen? Das Reiseziel der ersten Wirtschaftswundertouristen, die Lieselotte Pulvers Piroschka in die Puszta folgten? Der sozialistische Gulaschstaat, den die schöpferischen und scheinbar so fröhlichen Freisassen des Sowjetimperiums in eine Mikrowelt des handverputzten bürgerlichen Wohlstands umflickten? Dessen Pfadfinder zwischen Kommunismus und Kapitalismus im Mai vor genau 20 Jahren die Grenzbefestigungen zu Österreich abbauten und damit die Schleusen für die Fluchtwellen der DDR-Bürger öffneten?

Es war einmal, dieses Ungarn. Heute ist Budapest so sehr vom Absturz bedroht wie die bröckelnden Engel in den neoklassizistischen Hinterhöfen seiner unsanierten Viertel jenseits des Stadtkerns. Den Staatsbankrott konnte im Oktober nur eine schnelle Nothilfe von 20 Milliarden Euro verhindern. Internationaler Währungsfonds (IWF), Europäische Zentralbank und EU schnürten das größte Kreditpaket, das sie in der jetzigen Krise vergeben haben. Das Weltfinanzdebakel hat nur grell beleuchtet, wie ausgeliefert Ungarns Wirtschaft und wie deprimiert seine Gesellschaft ist. Die Tragödie, die mit dem Transformationsprozess über dem Land heraufgezogen ist, zeichnete sich schon früher ab. Es war gerade der Systemwechsel, der die knapp zehn Millionen Magyaren bald spüren ließ, wie arm ihr Land ohne alle Rohstoffe und mit einem Berg von Auslandsschulden in Wahrheit ist und bereits vor der Wende war. Schon die kommunistische Führung um János Kádár hatte ihre Landsleute auf Pump konsumieren lassen, um den Volksaufstand von 1956 vergessen zu machen – den einzigen vor 1989, der die sowjetischen Panzer kurzfristig vertrieb.

Seit 1989 überrollten die westlichen Multis auch noch jene frühen Ich-AGs der ungarischen Privatisierung, die zuvor auf den halb verbotenen Pfaden zwischen Sozialismus und Kapitalismus aus Blech folkloristisches Blattgold gehämmert, aus grauen Eckhäusern nostalgisch schimmernde Fin-de-Siècle-Cafés gezaubert hatten. Gefragt waren nun der Produktmanager, der Controller, der Broker, vielsprachig, unter 30. Budapests postkommunistische Elite wickelte die Integration in die EU ab, kümmerte sich um die alten Netzwerke und die neuen Geschäfte, nicht aber um die eigene Gestaltung des Landes. So erfuhr die Mehrheit der Bevölkerung die Wiedervereinigung Europas mehr und mehr als ein Stück Selbstaufgabe.

Doch wirtschaftlicher Niedergang allein erklärt noch nicht den Einbruch des Rechtsradikalismus in die Gesellschaft. In Ungarn kommt die Manipulation der Geschichte hinzu. Sie hat leichtes Spiel mit den Magyaren, die einst aus dem Ural als Spätankömmlinge in Europa einwanderten und sich später von den mächtigeren Nachbarn ausgesperrt fühlten. Heute wandert ein großer Teil der Bevölkerung durch einen Irrgarten von Mythen in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ab.

Es gibt in Ungarn

keinen demokratischen Konsens gegen die Rechtsradikalen. Die Grenze zwischen Extremisten und konservativer Mehrheit verschwimmt

Dessen Ende hatte die Verlierer an der Seite Österreichs ungleich härter getroffen als die Deutschen mit dem Versailler Vertrag. Das Abkommen von Trianon nahm ihnen zwei Drittel des Territoriums und über die Hälfte der Bevölkerung. Die Hoffnung auf Rückgewinnung der verlorenen Gebiete führte das Land unter seinem Reichsverweser Miklós Horthy an die Seite Hitlers.

In jener Zwischenkriegszeit entstand die nationalistische Ideologie des völkischen Magyarentums. Liberale und Kommunisten wurden als Wurzel allen Übels, die Juden als Hauptgefahr für die ungarische Kultur gebrandmarkt. Das sehen mehr und mehr Menschen jetzt von Neuem so. Horthy erscheint ihnen wieder als einer der größten Ungarn der Historie. Die Geschichte soll Selbstschutz und Abwehrkampf legitimieren.

»In Deutschland«, sagt der renommierte Finanzwissenschaftler László Lengyel, »kennt und schätzt man heute nur noch die Repräsentanten einer schon vergangenen Kultur wie die Schriftsteller Eszterházy, Nádas oder Dalos. Die nachgewachsene Generation streift durch einen Wald ethnischer Legenden. Zugespitzt formuliert: So mancher Jugendliche denkt, dass es zu Trianon im vergangenen Jahr kam und dass die Schuld daran der gerade zurückgetretene sozialistische Regierungschef Ferenc Gyurcsány trägt.«

Wirrköpfe, Glatzen, autonome Gewalttäter marschieren die rechten Ränder Europas überall ab. Doch in den meisten Ländern halten sie Bürgerinitiativen und Rechtsregeln unter Quarantäne. In Ungarn nicht. Es gibt keine organisierten Proteste, keinen demokratischen Konsens gegen sie. Die Grenzen zwischen Rechtsradikalen und der konservativen Bevölkerungsmehrheit verlieren sich im Sumpf rassistischer und nationalistischer Blüten. Der populistische Oppositionsführer Viktor Orbán, dem die nächsten Wahlen eine rechtskonservative Zwei-Drittel-Mehrheit bescheren könnten, hat in den vergangenen Jahren die Bürger gegen das Parlament ausgespielt, um mithilfe der Straße die sozialliberale Koalition zu stürzen. Nicht wenige Pfarrer und Priester haben sich ihm angeschlossen. Kein Gesetz bestraft Hasstiraden, weil in der neuen Verfassung nach 1989 die Meinungsfreiheit über die Menschenwürde gestellt worden ist. »Damals, nach den Jahren der Zensur, war das zu begrüßen«, sagt der Ombudsmann Ernö Kallai, der die Rechte der 13 Minderheiten vertritt und selbst aus einer Roma-Familie stammt, »heute ist es beängstigend überholt.«

Am 18. April, einen Tag vor dem Holocaust-Gedenktag, marschierte ein Trupp der Ungarischen Garde unter Polizeischutz zur Deutschen Botschaft auf die Burg hinauf. Das größte Transparent an der Spitze des Zuges spielte auf das Tor in Auschwitz an: »Wahrheit macht frei!« Vor den 200 Gardisten, Skinheads und Sympathisanten an der abgesperrten Botschaft verlas der Führer der Schar eine Petition mit dem Tenor: Nichts ist wahr am Holocaust.

Gábor Vona, 30-jähriger Produktmanager für Sicherheitstechnik, hat die Garden 2007 als paramilitärischen Arm der rechtsradikalen Partei Jobbik gegründet. Auch diese »Bewegung für ein besseres, rechteres Ungarn« leitet Vona. Die schwarzen Uniformjacken, die sich die mehrheitlich armen Gardisten selbst kaufen müssen, stammen vom Budapester Chinesenmarkt. Die Montur ist für militärische Rangabzeichen vorgesehen, die Mitglieder sind aufgerufen, das Schießen zu lernen. Lajos Für, ehemals Verteidigungsminister der ersten christlich-konservativen Nachwende-Regierung, überreichte jedem frisch vereidigten Gardisten bei der Gründungszeremonie 2007 eine Urkunde. Ziele und Losungen der Garde, die sie bei ihren Märschen durch Stadtbezirke und Dörfer mit Roma-Bevölkerung verkünden, lauten wörtlich oder sinngemäß: Roma (ungarisch: Cigányok) zurück nach Indien; Siebenbürgen, die serbische Vojvodina und andere verlorene Gebiete zurück an Ungarn. Zu ihren faschistoiden Präambeln gehört: »Die ungarische Garde ist hart wie die geballte Faust, zäh wie Bast, scharf wie das Schwert.«

Zwar schrecken viele Bürger, die kaum weniger fremdenfeindlich denken, vor dem martialischen Mummenschanz denn doch zurück. Ihnen bietet sich Jobbik an. Die rechtsradikale Mutterpartei der Garde hat neben der national-konservativen Bürgerunion Fidesz und den in ein tiefes Tal abgestürzten Sozialisten als dritte Partei die Chance, jetzt einen Sitz im EU-Parlament zu gewinnen. Ihre Spitzenkandidatin ist die 1963 geborene Krisztina Morvai, Dozentin für Strafrecht an der ehrbaren Loránd-Eötvös-Universität. Bis 2004 genoss sie ein respektables Ansehen als unabhängige Expertin in der UN-Frauenrechtskommission. Seit Ungarns sozialliberale Koalition ihr Mandat nicht verlängert hat, feuert sie den Antisemitismus im Lande an.

Zur Eröffnung von Krisztina Morvais Wahlkampf in der Stadt Érd ließ Jobbik die Goj-Kolonne vorfahren: schwarzlederne Jungs auf schweren Motorrädern, die ihren röhrenden Konvoi demonstrativ nach dem hebräischen Wort für Nichtjuden benannt haben. Morvai sprach den überfüllten, verzückten Saal an, als habe sie einen Kindergarten für den Fundamentalismus zu begeistern: »Liebe Unsereine! Als christliche Juristin fallen mir um Ostern immer Szenen aus der Bibel ein. Jesus wusch die Füße seiner Jünger. Ein Zeichen von Demut. Daran fehlt es unserer Regierung … Unsere Gegner sind Erscheinungen des Satans, und wir müssen gegen die satanischen Kräfte kämpfen …« Draußen verkauften die Parteifreunde der EU-Kandidatin derweil ein T-Shirt mit dem Bild von Miklós Horthy, Hitlers Verbündeten bis 1944.

Horthys Büste steht im Budapester Zentrum, am Freiheitsplatz. Man entdeckt sie nicht gleich. Der steinerne Kopf gehört zu den Säulenheiligen an den Stufen zur großen, reformierten »Kirche der Heimkehr«. Neben Horthy ist dort auch Albert Wass verewigt, ungarischer Gendarmerie-Offizier, der nach seinen Kriegsverbrechen in Siebenbürgen in die USA fliehen konnte. Heute gehören seine Bücher über Siebenbürgen zur Pflichtlektüre eines jeden Rechten. Und der Pastor des Gotteshauses, Sohn des Bischofs der Reformierten Kirche, wettert gegen »Judeobolschewiken« und »fremdherzige« Liberale.

Von ihrer Wohnung hoch über der Donau schaut die Soziologin Mária Vársáhelyi auf ein Haus mit einem eckigen Turm. Es gehörte einst einem jüdischen Unternehmer. 1944 ließ es Adolf Eichmann für sich requirieren. Der Organisator der Judenvernichtung war in Budapest, um die Deportationen zu beschleunigen. Das gelang, nachdem die Nazis 1944 den von Hitler abrückenden Horthy zur Abdankung gezwungen hatten. Die faschistische Partei der Pfeilkreuzler übernahm die Regierung. In den letzten Kriegsmonaten ließ sie noch 437 000 Juden deportieren und Tausende Kinder, Frauen und Greise in die Donau treiben, ertränken und erschießen. Sie mordete unter der rot-weiß gestreiften Fahne des ungarischen Gründergeschlechts der Arpáden, die heute auf rechten Demonstrationen weht.

Mária Vársáhelyi hat von klein auf gelernt, mit Bangen auf die Geschichte zu blicken. Ihr Vater saß lange in der Todeszelle. Er war der Informationsminister des nach dem Ungarn-Aufstand von 1956 hingerichteten Regierungschefs Imre Nagy gewesen. »Extremistische Parolen«, sagt die Soziologin, »sind heute völlig salonfähig geworden. Kein Wunder, dass die Leute inzwischen glauben, es gehöre zu ihren Bürgerrechten, ungehemmt fremdenfeindlich zu sein. Die parlamentarische Demokratie hat schon fast ihren Geist aufgegeben. Die sozialistische Partei ist zur Geisel von geschäftstüchtigen Glücksrittern geworden. Ich weiß nicht, wie sie noch verhindern will, dass Viktor Orbán bei den nächsten Wahlen eine rechtskonservative Zwei-Drittel-Mehrheit gewinnt. Dann kann er die Verfassung nach Belieben für die autoritäre Präsidialdemokratie ändern, die er anstrebt – mit einer Mischung aus Sarkozy und Berlusconi, Kaczyński und Horthy.«

Dass dem Populisten Orbán zumindest jedes Mittel recht ist, um an die Macht zu kommen, bewies er bei den Kommunalwahlen 2006, als er seine Bürgerunion Fidesz gemeinsame Kandidaten mit der rechtsextremen Jobbik aufstellen ließ. Dem einstigen Freidenkertum, das ihn nach 1989 zum Jungstar von Davos und anderen neoliberalen Kultstätten gemacht hatte, schwor er im Juli 2007 endgültig ab. »Die Ordnung ist eine gottgefällige Sache«, so verkündete er, »sie hat daher einen höheren Stellenwert als die Freiheit.«

Zum Auftakt des EU-Wahlkampfs hat Ungarns starker Mann Mitte April angedroht: Die sozialistischen Politiker, die das Land in den Ruin getrieben hätten, würden mit aller Härte zur Verantwortung gezogen. Dafür ist Orbán, der einst als Ministerpräsident selbst keineswegs vor dubiosen Geschäften zurückgeschreckt war, der Beifall fast aller Ungarn sicher. Denn der neue sozialistische Ministerpräsident Gordon Bajnai, stand zuvor im Ruf eines Oligarchen, der durch seine Geschäftsinteressen viele kleine Existenzen vernichtete. Doch vor Bajnais jetzigem Sparprogramm, das ungleich schmerzhafter als etwa Hartz IV in Deutschland ist, gäbe es auch für Orbán kein Entrinnen – egal, wie überwältigend sein Wahlsieg ausfällt.

Wie er dann auf die weiter wachsenden Aufmärsche der Rechtsradikalen reagieren würde? Kein Problem: Wie Horthy, so hat er in einer Rede wissen lassen, werde er ihnen zwei Ohrfeigen versetzen und sie nach Hause schicken. Wenn Ungarns oft tragische Vergangenheit und Gegenwart sich doch nur so einfach bewältigen ließen.

www.zeit.de/audio

Mitglieder der Ungarischen Garde beim **AUFMARSCH** in Budapest (oben). Proteste gegen die Regierung. Rechtsextremisten demonstrieren gegen Roma. Eine Roma-Familie gedenkt der Opfer eines Anschlags. Gardisten vor ihrer Vereidigung (unten von links)

Nicht immer gut beraten: Benedikt XVI. hält Audienz im **VATIKAN**, während zwei Bischöfe wispern

Fotos: Alessandra Benedetti/Corbis; Seite 05 [M]: Kobi Gideon/picture-alliance/dpa (o.); Naftali Hilger/laif (u.)

Auf dem heiklen Stuhl

Schwierige Mission im Heiligen Land: Beim Besuch von Benedikt XVI. in Israel steht die Zukunft seines Pontifikats auf dem Spiel **VON JAN ROSS UND PATRIK SCHWARZ**

Rom

Seitdem er Papst geworden ist, hat Joseph Ratzinger nicht mehr ein Leben, sondern zwei. Das wichtigste Verkehrsmittel von Benedikt XVI. ist darum nicht das Papamobil. Es ist der Aufzug, der seine zwei Leben verbindet. Das eine findet im zweiten Stock des apostolischen Palastes am Petersplatz statt, es ist das Leben für die Staatsbesucher, Bischofsdelegationen und Fernsehkameras. Das andere, im dritten Stock, ist stiller, privater und zugleich wichtiger: Hier wird geschlafen, gebetet und gegessen, aber auch beraten und regiert. Anders als im offiziellen Aufzug im Palast, der über reichlich Platz, Pracht und einen Fahrstuhlführer verfügt, wird es im privaten Papstlift schon drangvoll eng, wenn mehr als zwei Benutzer gleichzeitig einsteigen. Allerdings ist das selten der Fall. Abgesehen vom Papst hat noch sein Sekretär eine Unterkunft im Obergeschoss. Neben den Druckknöpfen im Aufzug markieren zwei farbige Zettel die Stockwerke, gelb der eine, weiß der andere, damit auch der dritte regelmäßige Liftfahrer sich zurechtfindet, wenn er auf Besuch ist: Georg Ratzinger, der große Bruder, dessen Augen sich schwertun, die Ziffern zu lesen.

Der Privatlift des Papstes verbindet nicht nur zwei Etagen des Palastes, sondern auch die zwei Welten eines sehr besonderen älteren Herrn: Gott und die Politik. Zwischen diesen zwei Anforderungen ist der Papst, das hat man gelernt, immer für einen Fehler gut. Die Gefahr ist nirgends so groß wie auf seiner nächsten, der schwierigsten Reise, die ihn Ende der Woche ins Heilige Land führt. In Israel, wo der Spielraum angemessener Worte und Gesten für jeden Deutschen minimal ist, wird die Welt mit angehaltenem Atem den Pontifex agieren sehen.

Benedikt reist mit schwerem Gepäck: Es ist die Reise eines Papstes, der schon von Amts wegen die Last von zwei Jahrtausenden christlich-jüdischer Geschichte mit sich trägt – eine Geschichte der Diskriminierung und Verfolgung von Juden durch Christen. Es ist die Reise eines Deutschen der Kriegsgeneration in den Staat Israel, der als Antwort auf die Schoah gegründet wurde. Und es ist die Reise Joseph Ratzingers, der persönlich die Beziehungen der Kirche zum Judentum belastete: Er hat für die lateinische katholische Messe einen Gebetstext formuliert, in dem Kritiker den arroganten Geist christlicher Judenmission wiederaufleben sahen. Vor allem aber erließ Benedikt XVI. Anfang des Jahres vier Bischöfen der traditionalistischen Pius-Bruderschaft die Exkommunikation, bevor er erfuhr, dass einer davon ein Holocaust-Leugner war. Er fährt nach Israel wie auf Bewährung. Im fünften Jahr seines Pontifikats, im Alter von 82 Jahren, ist Benedikt XVI. der Papst, der sich beweisen muss.

Wie ein Fluch, wie ein böser Zauber hat sich das Missgeschick an die Fersen dieses Mannes geheftet – und ihn zu einem Papst in der Defensive werden lassen. Sein bedeutender, ja historischer Besuch 2006 in der Blauen Moschee von Istanbul wirkte vor allem als Wiedergutmachung für die Rede von Regensburg. An seiner alten Universität hatte er noch einmal wie der Professor, der er einst war, über die Stärken und Schwächen von Religionen philosophieren wollen – und die muslimische Welt in Aufruhr versetzt. Sein Satz vom April 2009, Kondome vergrößerten nur die Gefahr von Aids – gefallen im Flugzeug Richtung Jaunde, Kamerun –, stellte fast völlig in den Schatten, was das Oberhaupt von einer Milliarde Katholiken in Afrika vermitteln wollte. Beinahe vergessen ist da schon wieder der Bischofskandidat für Linz, ein skurriler Hardliner, den Rom zurückziehen musste nach nie gekannten Protesten von Klerus und Kirchenvolk. Von »zyklischen Krisen« des Pontifikats spricht darum Marco Politi, der Vatikanexperte der römischen Zeitung *La Repubblica.* Eine Öffentlichkeit, die halbwegs bereit war, dem Papst eine Chance zu geben, kehrt zu ihrem alten Bild vom »Panzerkardinal« Ratzinger zurück. Hat Benedikt XVI. noch eine Chance?

Wer den Papst besucht, den erwartet die Farbenpracht der Schweizer Garde und dahinter eine Welt der Gobelins, goldenen Sessel und reich verzierten Kassettendecken. Wer dagegen den Oberrabiner von Rom besucht, keine fünf Kilometer vom Vatikan entfernt, dem öffnet sich eine Seitentür der Synagoge und gibt den Blick frei auf Wände, die lange keine frische Farbe gesehen haben, auf Kabel, die unverputzt aus dem Mauerwerk quellen. Jahrhundertelang bildeten die Straßenzüge um die Synagoge herum das Ghetto von Rom, eingerichtet von den Päpsten, die damals auch weltliche Herrscher der Stadt waren. Den jüdischen Bewohnern legten sie Bürden auf, die sie in Bedrückung hielten und ihnen allenfalls Nischen zum Atmen ließen.

Seit fast 150 Jahren ist das jetzt vorbei, 1870 mussten die Päpste ihre weltliche Macht an den neu begründeten italienischen Staat abgeben. Die Juden wurden freie Bürger, und heute werben Restaurants im Umkreis der Synagoge selbstbewusst mit koscherer Küche um hungrige Touristen. Das Machtgefälle von einst wirkt trotzdem nach. Und so sitzt Oberrabiner Riccardo di Segni in einem Hinterzimmer der Synagoge und zeigt durchaus Verständnis für die Schwierigkeiten eines Kirchenfürsten: »Sehen Sie, der Papst leitet eine große Institution. Von den vielen Problemen, die ihn beschäftigen müssen, sind die jüdischen wahrscheinlich ziemlich am Ende der Liste.«

Wenn der Mann wüsste! Mögen die Weltmedien den Fall des Holocaust-Leugners Bischof Williamson hinter sich gelassen haben, im Vatikan wirkt er wie ein Brandbeschleuniger. »Es waren vielleicht die zwei schwierigsten Wochen im Pontifikat«, sagt ein wichtiger Geistlicher, der auf Anonymität besteht, »und die Brandstellen tun alle noch weh.« Im Gespräch mit einem Ordensmann fällt gar ein Satz, der sonst an ein Sakrileg grenzte: »Wenn er heute stirbt …« Dahinter steht die Frage: Was bliebe dann?

Die Sorge in Rom um dieses Pontifikat ist existenziell. Aber gilt das auch für den Palast selbst, das Zentrum der päpstlichen Autorität? Die Mauern werden dicker, die Bitten um Diskretion dringlicher, aber, ja, der Stoß, der Schock traf ins Zentrum. Ein Satz muss genügen: »Es ging in Richtung Karfreitag.« An Karfreitag wurde Jesus Christus gekreuzigt.

Von den Gesprächspartnern, die im Vorfeld der Israel-Reise zu sprechen waren – Kirchenhierarchen und Kurienbeamte, Vatikan-Insider und Papstbegleiter, jüdische Vertreter und weltliche Beobachter –, verrieten die Insider die größte Besorgnis. Fast nur noch Jesuitenpater Federico Lombardi, Leiter des päpstlichen Presseamtes Sala Stampa, versucht den Eindruck aufrechtzuerhalten, die Probleme seien vorübergehend. »Wir wollen keine Pannen provozieren«, sagt er, »aber wenn so was passiert, ist das nicht das Ende der Kirche.« Hinter zugezogenen Vorhängen und unter verblichenen Strohblumengestecken reibt sich ein Mann ohne Chance die übermüdeten Augen. Anders als Johannes Pauls jahrzehntelanger Sprecher, der Opus-Dei-Mann Navarro-Valls, bekommt Lombardi seinen Chef kaum zu sehen; oft wird er erst gerufen, wenn das Kind schon überm Brunnen hängt. Qua Amt Image-Retter für einen Mann zu sein, von dem selbst Wohlmeinende sagen, er sei kein »Genie des Image«, muss eine niederdrückende Aufgabe sein. Trotzdem, für alle, die vorschnell über Benedikt zu Gericht sitzen, hat sein Sprecher einen Tipp parat, der gerade in seinem eigenwilligen Deutsch eindringlich wirkt: »Man muss mit Gleichgewicht urteilen.«

Die goldene Tischuhr in einem der Säle des päpstlichen Palastes schlägt Viertel vor sieben am Abend. Draußen streben die Touristen den billigen Pizzerien und Abendlokalen zu. Drinnen lassen Benedikt und sein Sekretär die kühlen Räume des Palastes hinter sich. Könnte man über die Mauer blicken, man sähe zwei Männer langsam durch die üppig-grüne Frühjahrsherrlichkeit der Vatikanischen Gärten spazieren. Dann beten sie gemeinsam.

An der Spitze der katholischen Kirche steht heute ein Intellektueller, der zu den Schlüsselthemen der Gegenwart nicht weniger zu sagen hat als weltliche Köpfe wie Habermas oder Rushdie. Der mit dem Christentum einen dritten Weg zwischen Fundamentalismus und Relativismus sucht – also ungefähr das, wonach jeder denkende Zeitgenosse sich sehnt. Und Benedikt ist mehr als ein kluger Mann. Die Jahrzehnte der Einübung eines geistlichen Weges haben Spuren hinterlassen. Es geht von ihm, in seinen besten Stunden, auch ein zarter Zauber aus.

Dieser Benedikt ist eine kostbare, gefährdete Spätblüte Europas, sein Pontifikat so etwas wie eine Arche für die Schätze des Abendlandes, vom Latein bis zu den Heiligen. Ein Mann, der in Worten, die nicht aus Plastik sind, die großen Fragen stellen kann: Gibt es Gott? Wie sollen wir leben? Was ist der Mensch? Benedikts Treffen mit amerikanischen Katholiken, die als Kinder und Jugendliche von Priestern missbraucht worden sind, war von bewegender Demut. Es hat etwas Bitteres, Tragisches, wenn ausgerechnet die Chance dieses Sensiblen und Hochbegabten verspielt wird, wenn ihm die Verkündigung im Halse stecken bleibt.

Über sich sagt er im kleinen Kreis in letzter Zeit häufiger, mit einer Mischung aus Seufzer und bayerischem Schalk: »Ich bin ein altes Mandl.« Würde er sich gern in seine Studierstube zurückziehen? Schreibt er deshalb bereits an seinem zweiten Jesus-Buch? »Es gibt alte Leute, die werden immer einsamer, ängstlicher, enger«, befürchtet ein Kurialer, der mit Ratzinger, dem Kardinal, noch öfters im Austausch stand. Nein, behauptet ein anderer, der ihn regelmäßig beim Regieren erlebt, er ist eher zupackender geworden, »entschiedener in seinen Entscheidungen«.

Zu seinen repräsentativen Aufgaben pflegt er trotzdem ein nüchternes Verhältnis. Gewiss, schon im Vorraum zu den Empfangsräumen hängt links ein Jesus von El Greco und rechts einer von Albrecht Dürer. Sicher, er begrüßt Staatsgäste in einer sogenannten Bibliothek, die auch mit Büchern ausgestattet ist, vor allem aber mit zwei vergoldeten Telefonen, die ausschauen wie aus einem James-Bond-Film der sechziger Jahre. Und einmal, als Putin ihn unbedingt zu einer vorgegebenen Zeit erreichen wollte, da hat der Papst sogar den goldenen Hörer abgehoben. Ansonsten telefoniert er fast ausschließlich »oben«, in seinem privaten Arbeitszimmer, auf einem Apparat ganz ohne Glamour.

Neulich etwa wollte ihn die deutsche Kanzlerin unbedingt sprechen, um ihrer harschen Kritik an seinem Williamson-Auftritt einige versöhnliche Worte hinterherzuschicken. Viel geholfen hat der Anruf wohl nicht. Der Schmerz, von einer christlichen Politikerin (und sei sie auch Protestantin) öffentlich angegangen zu werden, scheint weiter tief zu sitzen.

»Es herrscht schon fast so etwas wie ein Dogma von der Fehlbarkeit des Papstes: Alles, was er sagt, ist falsch!« Obwohl Andrea Riccardi ein enger Vertrauter von Johannes Paul II. war, findet er dessen Nachfolger ungerecht beurteilt. »Der tote Papst«, stellt er halb amüsiert, halb bitter fest, »ist immer der beste.« Riccardi ist jemand, den es nach einem weltlich-politischen Rechts-links-Schema gar nicht geben dürfte: Gründer einer von 1968 inspirierten katholischen Laienbewegung, die gegen die Todesstrafe kämpft und Aids-Kranke pflegt – und zugleich papsttreu bis in die Fingerspitzen, mit allerbesten Verbindungen in die Spitze der Kurie.

Das Hauptquartier von Riccardis »Gemeinschaft von Sant'Egidio«, ein ehemaliges Kloster im einst armen, längst schick gewordenen römischen Stadtviertel Trastevere, war auch Schauplatz in jenem historischen Drama, das die Beziehungen zwischen Kirche und Judentum bis heute überschattet: der Verfolgung und Vernichtung der Juden unter dem Nationalsozialismus. Als die deutschen Besatzer der Ewigen Stadt am 16. Oktober 1943 in einer Razzia Jagd auf die römischen Juden machten, da fanden viele der Gesuchten in Kirchen und Ordenshäusern Unterschlupf – auch im Konvent von Sant'Egidio. Aber aus dem Vatikan, vom damals regierenden Papst Pius XII., kam kein klares öffentliches Wort gegen den Holocaust, während des gesamten Zweiten Weltkriegs nicht.

Johannes Paul II. und Benedikt XVI. dagegen nennt Riccardi »zwei Zeugen der Schoah«. Joseph Ratzinger, erklärt er, »war einer der Theologen, die am meisten für die Annäherung von Christentum und Judentum getan haben« – gegen das Kappen der jüdischen Wurzeln, gegen eine platte und hochmütige Sicht der Heilsgeschichte, nach der Gottes »alter Bund« mit dem Volk Israel durch das Auftauchen Jesu einfach ersetzt ist.

Zum 25. Geburtstag der Gemeinschaft, ein Gedenkstein im Innenhof erinnert daran, kam Johannes Paul II. persönlich zur Gratulation. Der polnische Papst und einstige Erzbischof von Krakau, in dessen Diözese das Vernichtungslager Auschwitz lag, hat sich von Pius XII. nie distanziert, aber das katholisch-jüdische Verhältnis mit

Volles Programm

Der Papst fliegt zunächst nach Jordanien und am 11. Mai weiter nach Jerusalem. Dort stehen ein Treffen mit **Präsident** Peres und ein Besuch der Gedenkstätte **Jad Vaschem** auf dem Programm, tags darauf Begegnungen mit muslimischen und jüdischen Geistlichen. Am dritten Tag bricht der Papst nach Bethlehem im Westjordanland auf, wo er **Palästinenserpräsident** Abbas trifft. Eine Begegnung mit Israels **Regierungschef** Netanjahu ist am vierten Tag in Nazareth vorgesehen. Während seines Aufenthalts hält Benedikt XVI. **vier Predigten** und 23 Ansprachen. Am 15. Mai fliegt er zurück nach Rom.

dramatischen Gesten revolutioniert. Als erster Papst hat er 1986 in Rom die Synagoge besucht, der heute Oberrabiner di Segni vorsteht, und die Juden die »älteren Brüder« der Christen genannt. Unter ihm hat der Heilige Stuhl 1994 diplomatische Beziehungen mit Israel aufgenommen, nachdem noch Paul VI. auf einer Reise ins Heilige Land 1964 nicht einmal den Namen des Staates Israel in den Mund genommen hatte. Und Johannes Pauls II. Israel-Reise 2000 stand im Zeichen des Schuldbekenntnisses zu den historischen Sünden der Gläubigen und ihrer Hirten – den Antisemitismus eingeschlossen. Mit zitternder Hand steckte das alte und kranke Oberhaupt der katholischen Kirche vor den Augen der Welt einen Gebetszettel in eine Ritze der Klagemauer am Tempelberg in Jerusalem.

Ist das alles nun ruiniert? Im Garten von Sant'-Egidio lernten sich einst Ratzinger und der heutige Oberrabiner di Segni kennen. Riccardi hatte das vertrauliche Abendessen vermittelt, mit di Segni war er zur Schule gegangen. Riccardi ist überzeugt: Als Papst drang Benedikt XVI. persönlich auf diese Israel-Reise – gegen die Skepsis vieler im Vatikan und unter den palästinensischen Christen, die darin zu viel Unterstützung für die derzeitige Regierung in Jerusalem sahen. »Dieser Papst«, erklärt er nicht ohne Pathos, »wird Israel nie im Stich lassen.«

Und doch hat ausgerechnet der Freund des Judentums auf dem Papstthron zuletzt so viele Juden verärgert. Woher dieser Widerspruch zwischen guter Absicht und oft verquerem Ergebnis, der so prägend für Benedikts Amtszeit ist? Man muss dazu auch auf die weltliche, praktische Seite dieses politisch-geistlichen Doppelgebildes namens Vatikan blicken. Wie regiert die Kurie, die zentrale Verwaltung der Weltkirche – und warum tut sie es offenbar so schlecht?

»Hier wird nicht gewählt, und hier wird nicht abgewählt«, sagt ein Beobachter aus der weltlichen Politik, »und hier wird nicht in Pension gegangen.« Die Folgen sind überall spürbar: Das Prinzip Papst gilt gefühlt für alle – es herrscht eine Art Biotop auf Lebenszeit. »Wir kuscheln zusammen, und wir mauscheln zusammen«, erklärt ein Mitarbeiter. Verglichen mit den Zehntausenden von Ministerialbeamten in einer europäischen Hauptstadt nehmen sich die Strukturen des Vatikanstaats ohnehin übersichtlich aus. Gerade mal 2000 Mitarbeiter hat die Kurie. Viele kennen sich seit 20 Jahren oder sind sich in der Weltkirche andernorts bereits einmal über den Weg gelaufen. Umso zentraler ist die Figur des Kardinalstaatssekretärs, eine Art Premierminister, der für den Papst möglichst straff die Zügel führen soll. Doch römische Beschreibungen für Kardinal Tarcisio Bertone, Benedikts Premier, variieren zwischen »jovial« und »Kindskopf«. Und so warnt einer aus der obersten Riege: »Es gibt eine Desintegration der Kurie.« Hier nun verschränken sich offenbar drei Ursachen der Krise: ein Papst ohne politisches Gespür, die Schwäche seines gegenwärtigen Apparats und eine durchaus sympathische Abneigung des Amtsinhabers gegen Bürokratie. »Verwaltung, das mag er nicht, das ist nicht seine Welt«, erzählt ein Kardinal, »ich verstehe das, mir liegt das auch nicht.«

Daher sind vor der Israel-Reise die Verhältnisse verkehrt: Die Gäste machen sich mehr Sorgen um den Besuch als die Gastgeber. Wer wissen will, wie Israel den Deutschen auf dem Stuhl Petri empfangen wird, bekommt bei Mordechai Lewy davon einen guten Eindruck. Botschafter Israels beim Heiligen Stuhl ist er und verströmt in diesen Tagen beste Laune. »Ein Papstbesuch ist ein Selbstläufer«, sagt er. Der Diplomat hat mit der Zusage der Reise durch den Papst sein wichtigstes Ziel bereits erreicht: Israels diplomatische Aufwertung in schwierigen Zeiten. In dem Augenblick, da durch den Wechsel von Präsident Bush zu Obama die Gefahr internationaler Isolation wächst, ist jeder hochrangige Besuch willkommen.

Ein Problem gab es nur mit Pius XII., dem Papst, der zum Holocaust schwieg. Im Holocaust-Museum der Gedenkstätte Jad Vaschem hängt eine Tafel, die den Papst der Kriegsjahre als moralisch knieweichen Zuschauer der Schoah darstellt und gegen die der Vatikan vergeblich protestiert hat. Für die bevorstehende Reise wurde ausgehandelt, dass Benedikt XVI. nur die eigentliche Gedenkstätte, nicht aber das angeschlossene Museum besuchen wird. Damit wird ihm der Angriff auf seinen Vorgänger erspart, dem Museum die Entfernung der Tafel. So entschärfen Diplomaten Bomben.

Wer aber kann den Papst, diesen politischen Pilger durchs Heilige Land, vor Fehltritten bewahren? Eigentlich besteht der Beraterkreis des Papstes nur aus einer Person – ihm selbst, meint mit ironischem Lächeln John Allen, amerikanischer Autor von zwei Büchern über Benedikt. Ein Mann freilich könnte die heikle Aufgabe der dienenden Obhut vielleicht übernehmen, der zweite Deutsche im apostolischen Palast, Benedikts Sekretär Gänswein. Über dessen Einfluss wird viel spekuliert in Rom, man kann seine Stellung aber auch ganz einfach fassen: Er teilt sich den Lift mit dem Papst.

Die größte Gefahr für das katholisch-jüdische Verhältnis freilich droht nach der Reise, man weiß nicht, wann: die Seligsprechung von Pius XII., dem Papst, der schwieg. Es gibt keinen zwingenden Grund, den gebürtigen Italiener Eugenio Pacelli zur Ehre der Altäre zu erheben. Benedikt müsste nur Nein sagen. Und doch ist ein Eklat möglich, nach dem üblichen Muster der Missgeschicke dieses Pontifikats: Die Kurie werkelt, und der Wille des Papstes ist ein Geheimnis. *La Repubblica*-Kommentator Politi konstatiert: Die Causa Pius XII. »ist ein weiteres Zeichen des Zickzackkurses dieses Pontifikats«. Wird ausgerechnet der erste deutsche Papst nach dem Holocaust einen Papst zum Vorbild erheben, der für den Holocaust keine Worte fand? Oberrabiner di Segni gibt sich vorsichtig optimistisch, dass Benedikt das Projekt ausbremsen wird: »In anderen Händen wäre die Seligsprechung binnen zwei Monaten vollzogen worden.« Noch einmal muss sich Benedikt entscheiden im Spannungsfeld zwischen Kirche und Synagoge, Katholiken und Juden, dem Holocaust einst und Israel heute. Herr Rabbiner, ist Joseph Ratzinger ein Freund des jüdischen Volkes? »Ja«, sagt Riccardo di Segni ohne Zögern. Dann lächelt er. »Auf seine Weise.«

Menschlich ist Benedikt größer geworden, als es Joseph Ratzinger war. Nach der PR-Katastrophe um den Holocaust-Leugner hat der Papst einen offenen Brief geschrieben – um sich zu erklären und zu entschuldigen. Der Text ist ein beispielloses Dokument, kein Nachfolger Petri, auch der permanente Tabubrecher Johannes Paul II. nicht, hat jemals so weit das Visier geöffnet, so rückhaltlos den Blick hinter die Kulissen zugelassen. Benedikt gibt die »Pannen« im Vatikan zu, er spricht von seiner Verletzung durch die »sprungbereite Feindseligkeit«, mit der seine Gegner die Affäre zur Wiederbelebung alter Ratzinger-Klischees genutzt haben. Der Brief ist nicht ganz frei von Anflügen damenhafter Gekränktheit – aber insgesamt ein entwaffnendes Beispiel von Größe in der Selbsterniedrigung. Unvorstellbar, dass ein Politiker oder Wirtschaftsführer sich so verunsichert und nachdenklich zeigen würde.

JERUSALEM, heilige Stadt der Juden, Muslime und Christen – hier trifft der Papst Vertreter der anderen Religionen

Womöglich ist der Brief auch ein Modell dafür, wie Benedikt XVI. die Sympathie des Publikums, des Kirchenvolks, der Welt (zurück-)gewinnen kann. Er wird seine unpopulären theologischen Positionen nicht revidieren; das müsste ihm als Selbst- und Glaubensverrat vorkommen. Aber er kann sich schwach zeigen, Irrtümer eingestehen und korrigieren, einen leisen, humanen Ton anschlagen.

In den ersten Monaten nach Joseph Ratzingers Wahl zum Papst war immer wieder überrascht von seiner »Menschwerdung« die Rede. Aber Menschwerdung bedeutet mehr als die neu entdeckte Fähigkeit, Babys zu küssen; es heißt auch, sich der Wirklichkeit intensiver, schmerzhafter auszusetzen, als es der wohlbehütete Musterkleriker und feinsinnige Denker Joseph Ratzinger gewohnt war. Die blütenweiße Soutane des Papstes täuscht: Dies ist ein Amt der Mühen, Fehlschläge, Überforderungen und Wunden. Am alten und kranken Johannes Paul II. hat es jeder gesehen; Benedikt XVI. muss es auf seine Weise erleben. Der fehlbare Papst zu sein, darin steckt auch die Chance auf eine neue, andere, nicht mehr monarchenhafte Autorität. So ganz aus der Luft gegriffen ist das Wort vom Karfreitag nicht.

Mittwoch, halb zwölf Uhr mittags vor dem Petersdom. Der Wind weht deutsche Worte des bayerischen Papstes über den Petersplatz, in dieser eigentümlich hohen Stimme mit ihrer unverkennbar landsmannschaftlichen Färbung: »Der auferstandene Herr Jesus Christus macht uns zu Mitarbeitern seines Heils. Der Herr segne Euch alle.«

Mag sein, dass die Generalaudienz ihren Ursprung hat in der quasifeudalen Pflicht zur Huldigung früherer Jahrhunderte. Heute hingegen wirkt sie viel eher wie eine Geste pastoraler Zuneigung für die angereisten Gläubigen. Da steht unter freiem Himmel ein zartgliedriger Mann von über 80 Jahren, der absoluter herrschen kann als jeder andere Staatschef in Europa außer Alexander Lukaschenko, und unterzieht sich doch einem Ritual von fast demokratischer Demut: Er stellt sich allwöchentlich den Sehnsüchten seiner Gefolgschaft zur Verfügung. Die Pilger und Besucher, Tausende an der Zahl, wollen ihn sehen, von ihm gesehen werden und mit ihm Andacht halten. Er wendet sich dem Strom in einer fast meditativen Litanei einzelner Willkommensgrüße in verschiedenen Sprachen zu. Und auch das lässt sich erleben, mittwochmittags auf dem Petersplatz: wie wenig dieser 82-Jährige ein Politiker ist, wie wenig er kalkulierend um die Zuneigung von Menschen buhlt. Nachdem er geduldig sogar Kleingruppen von 30 Gläubigen durch persönliche Ansprache willkommen geheißen hat, überlässt er ausgerechnet die Begrüßung auf Italienisch einem anderen Geistlichen. Der Platz, der sicher zu zwei Dritteln von Italienern beherrscht wird, bricht in frenetischen Jubel aus. Benedikt XVI. schaut unter dem luftigen weißen Baldachin von seinen Notizen auf. Erfreut, aber eben auch etwas überrascht, lächelt er in die Sonne.

Der ewige Konflikt. Weitere Berichte und Kommentare zu Nahost auf ZEIT ONLINE: **www.zeit.de/nahost**

Die älteren Brüder

Nach dem Holocaust kann es normale Beziehungen zwischen Juden und Christen kaum geben – und schon gar keine »Mission« **VON ROBERT LEICHT**

Das Verhalten der christlichen Kirchen gegenüber den Juden ist bis weit ins 20. Jahrhundert hinein so schrecklich mit Schuld beladen, dass man eigentlich immer noch davor zurückscheuen müsste, von einer wirklichen Beziehung zwischen Juden und Christen zu reden. Was immer von beiden Kirchen nach dem Holocaust an Selbstkorrekturen formuliert wurde, kann diese Geschichte nicht bannen.

Wie prekär diese »Beziehungen« bleiben werden, wird besonders deutlich an der Frage der »Judenmission«: Dürfen Christen vor Juden für ihren Glauben werben? Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat gerade ein Papier veröffentlicht, das der Judenmission eine besonders kategorische Absage erteilt – und ist damit auf Widerspruch bei einer Reihe von Bischöfen gestoßen. Dass das Thema der Geschichte wegen gegenwärtig nicht auf der Tagesordnung stehen kann, schafft das Problem nicht prinzipiell aus der Welt. Wenn über Kardinal Walter Kasper vermeldet wird, er bekräftige die »Absage an Judenmission«, so muss man genauer lesen, denn er sagte: »Es kann keine Judenmission geben, so wie es eine Heidenmission gibt.« In der Tat: Das Glaubensgespräch von Christen mit Juden muss immer etwas anderes sein als jenes mit allen anderen Zeitgenossen. Denn die ersten Christen sind aus dem Judentum hervorgegangen und wollten als Juden Jünger des Juden Jesus von Nazareth sein. Ein Christentum, das seine jüdischen Glaubenswurzeln kappen oder gar den Bund Jahwes mit seinem Volk aufkündigen wollte, wäre ein Ding der Unmöglichkeit.

Um diesen Sachverhalt zuzuspitzen: Die erste christliche Mission war ausschließlich Judenmission, denn Petrus predigte den Juden. Und der erste große urchristliche Streit unter den Protagonisten Petrus und Paulus handelte nicht von der Frage, ob die Apostel unter Juden missionieren dürften, sondern im Gegenteil davon, ob die Botschaft Jesu überhaupt an Nichtjuden weitergegeben werden dürfe. (Paulus hatte sich damals als Heidenmissionar durchgesetzt.)

In diesem Missionsstreit wurde allerdings schon eine bis heute bleibende Asymmetrie deutlich. Die Juden sind gewissermaßen Petrus treu geblieben: Sie kennen aufs Ganze gesehen bis auf den heutigen Tag keine Mission außerhalb des Judentums. Jude kann im Prinzip nur sein, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde. Das Judentum kennt also keinen (erst im 19. Jahrhundert so genannten) »Missionsbefehl«, und deshalb kennt es jenseits des eigenen Volkes auch keinen Religionsimperialismus und keine Verfolgung Andersgläubiger in seiner Geschichte.

Die zweite Besonderheit im Verhältnis zwischen Juden und Christen liegt in dem bleibenden Widerspruch zwischen ursprunghafter Identität (theologisch dokumentiert in den gemeinsamen Schriften des sogenannten Alten Testaments und personell vermittelt in der ersten Urgemeinde, die nach und nach aus der Synagoge hinausgedrängt wurde) auf der einen Seite – und der geschichtlich gewordenen Spaltung über der Frage, ob Jesus von Nazareth spätestens »nach Ostern« als der verheißene Messias zu betrachten ist. Jesus wollte in seinem endzeitlichen Bewusstsein eher der ultimative fromme Jude und nicht etwa der erste Christ sein, wurde aber gerade dies im Glauben seiner Jünger aufgrund seiner radikalisierten jüdischen Frömmigkeit.

Zwar kennt das Judentum keine Mission, gleichwohl aber scharfe theologische Auseinandersetzungen im eigenen Hause, zum Beispiel mit den ersten Jüngern Jesu. Selbst der spätere Apostel Paulus (damals noch: Saulus) gehörte zunächst zu deren Verfolgern. Wenn also Paulus in seinem Römerbrief gegen die hergebrachte jüdische Frömmigkeit und die »Verstocktheit« der Juden gegenüber dem Evangelium polemisiert, muss man immer zuvor die Verse 3 bis 5 des 9. Kapitels lesen: »Ich selber wünschte, verflucht und von Christus getrennt zu sein für meine Brüder, die meine Stammverwandten sind nach dem Fleisch, die Israeliten sind, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen, denen auch die Väter gehören, und aus denen Christus herkommt nach dem Fleisch …«

Paulus führt also seine theologische Polemik ausdrücklich vor dem Hintergrund seines emphatischen Bekenntnisses zum Judentum und zu seinem religiösen Erbe. Das Neue Testament beurkundet ein Auseinandertreten zweier religiöser Strömungen an der Messiasfrage, ist aber selber weder antijudaistisch noch gar antisemitisch. Das Problem des von Paulus missionierten Heidenchristentums besteht freilich vom Anfang an darin, dass es über die Juden nicht mehr so sprechen konnte wie Paulus, und die Aneignung der paulinischen Worte war deshalb bald mit der Hypothek eines Tonfallschwindels belegt. In Rom sah man das lange Zeit gelassener und – undifferenzierter: Solange die Juden noch vom Kaiserkult dispensiert waren, waren es die ersten Christen auch, als eine, wie man meinte, jüdische Sekte.

Was heißt dies nun heute für die sogenannte Judenmission – abgesehen davon, dass es ja messianische Juden durchaus gibt, die von Christen nicht ignoriert werden können? Bei aller Rücksichtnahme auf die Geschichte, bei aller Selbstkritik an der Überwältigungsmission überhaupt – weder ein Nichtgespräch noch ein bekenntnisloser »Dialog« können der unvergleichlichen christlich-jüdischen Paradoxie zwischen bleibender ursprünglicher Identität und historisch gewordener Differenz gerecht werden. Gläubige Juden und Christen können unter dem einen Gott nur getrennt miteinander reden, unverkürzt authentisch: zwar ohne Proselytengier, ohne den Versuch einer oberflächlichen Bekehrung – aber eben auch ohne Konversionsverbot.

Fotos: N. Kadirhan/AFP/Getty Images (l.); I. Usta/AP (o.); P.O.A./S.J.; AP (u.l.)

Massaker im Namen der Ehre

Die Türkei steht nach dem Blutbad auf einer Verlobungsfeier unter Schock **VON MICHAEL THUMANN**

RETTUNGSWAGEN in der Tatnacht. Angehörige der **Opfer** warten vor dem Hospital. **Soldaten** bewachen den Zugang zum Dorf Bilge (Fotos im Uhrzeigersinn)

ISTANBUL

Die Umgebung von Mardin lockt mit sanftgrünen Hügeln und Obstbäumen. Dahinter beginnen die Abgründe. Das Massaker von Bilge bei Mardin in der Nacht auf Dienstag erinnerte in seiner Brutalität an die vielen Kriege, die diese Gegend in den vergangenen hundert Jahren gesehen hat. Gegen Armenier und arabische Christen, gegen Türken, zuletzt gegen Kurden in den neunziger Jahren. Jetzt haben maskierte Mörder eine ganze Familie ausgelöscht – samt Kindern, Enkeln, Neffen, Nichten. Im Visier war die Zukunft des Celebi-Clans. Die Täter hatten sich eine Verlobungsfeier für die Vernichtung der Sippe ausgesucht.

Die ganze Türkei und mit ihr Europa ist schockiert über das Verbrechen in Südostanatolien. Während in Bilge Schaufelbagger die Gräber für 44 Tote aushoben, trat in Ankara die türkische Regierung vor die Mikrofone. »Kein Terrorakt«, sagte der Innenminister. Er verzichtete auf die sonst übliche reflexartige Beschuldigung der kurdischen Guerillaorganisation PKK. Der Premierminister setzte nach: »Keine Tradition kann diese Bluttat rechtfertigen.« Tayyip Erdoğan verwarf die klassische Ausrede vom uralten Brauchtum im unterentwickelten Osten. Das ist schon mal gut so. Doch reicht es aus für eine aufrichtige Debatte über die Ursachen dieses Massakers? Am Dienstagabend war noch vieles unklar über den genauen Hergang der Tat. Aber das Umfeld des Verbrechens zeichnet sich schon ab. Kein Zufall, dass es im Südosten der Türkei passierte.

Jahrhundertealte Traditionen sind keine Rechtfertigung, aber eben eine unleugbare Realität in dieser Gegend. Nichts steht höher als die Familienehre, nichts ist dringlicher als Sühne mit allen Mitteln, sollte jemand diese Ehre beschmutzt haben. Die Celebis waren eine große, stolze kurdische Sippe, hört man aus Mardin. Nicht alle Angehörigen seien mit der Wahl des Bräutigams für eine Tochter der Familie einverstanden gewesen. Was immer der Auslöser war: Bei solchen Fehden sind die Befürworter von Ausgleich und Nachsicht in der Minderheit. Die Vendetta gilt als das beste Mittel, das Gesicht zu wahren, auch wenn es einen das Leben kostet.

Blutrache ist nichts speziell Kurdisches oder Türkisches. Sie ist weder an islamische Tradition gebunden noch an diese Region. In den kaukasischen Staaten ist die Vendetta an der Tagesordnung, in Albanien ebenso, Fälle von Blutrache kommen in China und auf Korsika vor, zunehmend im Jemen und immer noch in Süditalien. Die Türkei ist also nicht allein mit diesem Problem. Deshalb fällt es türkischen Politikern leichter, darüber zu sprechen. Weniger gern reden sie über eine zweite Besonderheit in Südostanatolien. Diese hat mit dem Krieg gegen die PKK zu tun und der Art, wie der türkische Staat Kurden gegen Kurden ausspielt.

Bilge bei Mardin ist ein sogenanntes mobilisiertes Dorf und steht unter der Kontrolle von »Dorfschützern«. Das sind Kurden, denen die türkische Armee vor Jahren ein »Angebot« gemacht hatte, das sie nicht ablehnen konnten: Entweder ihre Häuser und Höfe gehen in Flammen auf, oder sie kämpfen auf türkischer Seite gegen die PKK. Manche Clans erklärten sich sogar freiwillig bereit, als Dorfschützer zu arbeiten, vor allem solche, die mit der PKK in Fehde lagen. Der türkische Staat zahlt ihnen seither ein regelmäßiges Gehalt und Sozialleistungen. Eine Rarität im armen kurdisch besiedelten Südosten. Seit der Einführung 1985 ist die Armee der Dorfschützer heute auf 70 000 angewachsen.

In der Umgebung von Mardin und anderen Städten zieht diese Miliz breitbeinig über die Straßen, im Kampfanzug, das Gewehr stets entsichert. Hunderttausende moderner Waffen hat der Staat ihnen gegeben, damit sie ihre Dörfer »schützen«. Die türkische Armee hält sich heraus. So sind rechtsfreie Räume entstanden. Schon 1995 stellte das türkische Parlament fest, dass Dorfschützer Häuser abbrennen, dass sie foltern, vergewaltigen, morden und mit Drogen handeln. Geändert hat sich trotzdem nichts. Menschenrechtsorganisationen und die UN identifizieren die Dorfschützer als einen Hauptgrund für die Gewalt im Südosten der Türkei.

Ob die Mörder von Bilge Dorfschützer waren, war bei Redaktionsschluss noch unklar. Doch ist Bilge unzweifelhaft ein Dorf, in dem diese Miliz ihre Prinzipien durchsetzt. Diese Ordnung hat 44 Menschen das Leben gekostet.

Der Säulenheilige

Die CSU besinnt sich wieder ganz auf Franz Josef Strauß. Aber was könnten seine Epigonen heute noch von ihm lernen? **VON GUNTER HOFMANN**

Dagegen sind die Latexhandschuhe der Gabriele Pauli nichts!

Mit Franz Josef Strauß im Kopf als heimlichem Modell will Horst Seehofer demnächst die Europawahl gewinnen. Die bronzene FJS-Büste, von seinem Vorgänger Beckstein verbannt, steht wieder im Büro des bayerischen Ministerpräsidenten. Und auch auf dem Parteitag der CSU an diesem Samstag wird Seehofer den Mythos ausgiebig beschwören – so viel Strauß wie derzeit war in der CSU lange nicht. Und dann das: Da wagt es seine Sozialministerin, Christine Haderthauer, öffentlich herzufallen über den »Unersetzlichen«, wie Strauß bei seiner Beisetzung vor 21 Jahren von so vielen genannt worden ist. Superinteressant, imponierend und faszinierend sei er gewesen, hat sie dem Regionalsender Radio IN gestanden, als »Vorbildpolitiker« aber empfinde sie ihn nicht. Viele Dinge gebe es da, die nicht unbedingt zur Nachahmung zu empfehlen seien. Als Vorbild der übrigens nannte sie kess den ersten Kanzler Konrad Adenauer, den Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker und die FDP-Politikerin Hildegard Hamm-Brücher, »die fand ich immer stark«.

Die CSU scheint es anders zu sehen. Aber Strauß als Vorbild? In welche Welt träumt sie sich damit zurück? Zunächst einmal: Wer nicht unbedingt Strauß-gläubig ist, dem erscheint heute dieser »Titan«, wie auch die *ZEIT* respektvoll zum Abschied schrieb, sehr weit weg. Untergegangen ist die Welt, in der er seine spezifische Methode ausreizte, ein gutes Jahr nach seinem Tod im Oktober 1988. Strauß zehrte vom Gegensätzlichen, er brauchte Schwarz und Weiß, Freiheit oder Sozialismus – spätestens am 9. November 1989 ging das zu Ende.

Sehr weit weg erscheint aber auch sein Verständnis von Politik als Machtpolitik pur, der alles untergeordnet wird. Wehner, Brandt, Schmidt, Kohl, Schröder, alle waren sie auch Machtpolitiker, und zu Angela Merkels besonderer Kunst gehört evident – Machtsinn. Bei Strauß aber handelte es sich um einen spezifischen Fall. Er war in allem extrem, auch in seinen Widersprüchen. Kalter Krieger beispielsweise war er in seiner Rhetorik, aber als es drauf ankam, fädelte er einen Milliardenkredit für SED-Chef Erich Honecker ein.

FJS IN BRONZE. Auch in Horst Seehofers Büro steht wieder eine Büste des früheren CSU-Chefs

Bewundernswert pragmatisch? Falsch. Das war er zwar auch, aber stark und einzig war Strauß als destruktiver Charakter. Adenauer über ihn: Er habe »kein Maß«. Kalkulierbar allerdings war Strauß in einer Hinsicht: Immer wenn es um Macht ging – mal für seine CSU, für Bayern, für die Unionsparteien gemeinsam in der Opposition oder speziell für ihn, man wusste das nie so genau –, dann hat er ziemlich bedingungslos gekämpft. Man muss auch die *Spiegel*-Affäre im Jahr 1962 als Produkt eines langen Machtkampfes verstehen. Der gerade gewählte CSU-Chef und damalige Verteidigungsminister vermasselte sich im Krieg gegen das Nachrichtenmagazin, das unter dem Titel *Bedingt abwehrbereit* schonungslos über die Lage der Bundeswehr referiert hatte, vor allem aber mit seinen Lügen gegenüber dem Parlament selbst seine Chance, Adenauer-Nachfolger zu werden. Obwohl: Ungewollt trug der Bayer damit zur Liberalisierung der Bundesrepublik bei. Die Republik wurde abwehrbereit, sie lernte mit Strauß gegen Strauß. Der Bayer redete wild, der erste Gewehrschuss am Eisernen Vorhang müsse den Dritten Weltkrieg auslösen, wünschte die »deutsche Atombombe« herbei, denunzierte die Opposition als Vorhut des Kremls, Schriftsteller brandmarkte er als »Ratten und Schmeißfliegen« – ja, er provozierte politische Diskussionen, aber oft spielte er dabei mit dem Feuer. Und fast immer geschah es auf eine Weise, die man, mit Christine Haderthauer gesprochen, besser nicht nachmachen sollte. Strauß' Denkwelt wirkt vorgestrig – und das Egomanen-Fach, die Macht-pur-Rolle, wird inzwischen eher von Populisten und modernen Spielern wie Berlusconi besetzt.

Ob Sonthofen oder Kreuth – der Zweck heiligte stets die Mittel

An Macht lag ihm viel, sein spezifisches Problem aber war, dass Macht auch demokratisch legitimiert sein musste. Und kontrolliert von Medien! Zu überlegen fühlte er sich ja vielen anderen, die er als »Pygmäen« verhöhnte. Schwer begreiflich, wie sich ganze Parteitage zu reinen Ergebenheitskundgebungen umwandeln ließen: Politik als Epiphanie. Aber das war der Dank, weil er die Stammtische beherrschte, diskursfähig auf vielen Ebenen war und rigoros den Eindruck erweckte, die »Meinungsführerschaft« liege einsam bei ihm – und damit bei einer demütig-gehorsamen Christlich-Sozialen Union.

Dann sein Umgang mit den Parteifreunden in Bonn, namentlich mit Helmut Kohl: Nie wusste man, ob Strauß die Eigenständigkeit seiner Partei nur instrumentalisierte, um die Unfähigkeit des Pfälzers zu beweisen, oder ob er vorexerzieren wollte, wie eine wirklich harte Opposition auszusehen hätte. Mit seiner Sonthofener Geheimrede 1974 wollte er die Anhänger einschwören auf eine Art Verelendungskurs: Es muss alles noch schlimmer kommen, damit wir gerufen werden! Der Zweck heiligt die Mittel. Solchem Geist entsprang auch der Kreuther Trennungsbeschluss im Jahr 1976, der darauf zielte, CDU und CSU zu separieren, um auf der Rechten leichter Stimmen sammeln zu können. Das war der Gipfel seiner Dekonstruktionskunst.

Strauß bediente die Sehnsucht nach Machtwillen und Größe

Im versöhnlichen Rückblick, er hatte ja schließlich nur sehr begrenzten Erfolg, könnte man argumentieren, dennoch sei Strauß zur Chiffre für Positiveres geworden: für eine verdeckte deutsche Sehnsucht nach Größe und authentischem Machtwillen, nach einer Art archaischem Politikertypus, der sich über unsere Korrektheitsskrupel und Zögerlichkeiten mit klaren Worten und Entscheidungen hinwegsetzt. Helmut Schmidt hat, auf vielfach gefilterte und demokratische Weise, auch etwas von diesen Hoffnungen eingelöst. Aber nie hatte »Macht« sich bei ihm derart verselbstständigt, nie schimmerte in der Art, wie er »geistige Führung« und »politische Führung« mixte, der reine Machtzynismus und -opportunismus durch. Auch nicht beim »machtbesessenen, machtvergessenen« Kohl!

Strauß' Affären waren nur die andere Seite derselben Medaille. Er nahm sich sein Recht. »HS-30-Affäre«, »Onkel-Aloys-Affäre«, »Fibag-Affäre«, »Starfighter-Affäre« – immer ging es um Geldgeschäfte, die Freunde und Vertraute aus dem Umfeld des Verteidigungsministers Strauß beim Aufbau der Bundeswehr machten. Bereichert euch! An diese Zeiten knüpfte nahtlos die »Airbus-Affäre« (1985 bis 1988) an: Die Luftfahrtindustrie war nicht nur Herzenssache aus standortpolitischen Gründen für ihn, nach Meinung der Augsburger Staatsanwaltschaft ging wenige Tage nach seinem Tod eine erste Provisions-Tranche für den Verkauf von 34 Maschinen beim Schweizer Bankverein ein, für einen Empfänger namens »Master«. Master stehe für Strauß, hat der Lobbyist Karlheinz Schreiber ausgesagt. Wie sehr Strauß Geld und Politik miteinander verquickte, auch mit welcher ungenierten Direktheit, das wurde im Jahr 1996 noch einmal publik, als nämlich per Zufall eine Sammlerin beim Diakonischen Werk in Siegburg als Trödelware elf Aktenordner über Strauß als Parteispendensammler entdeckte.

Atemberaubend! Jahrzehntelang zahlten Firmen, zumal aus Bayern, offenbar oft direkt hohe monatliche Summen an ihn, über die Verwendung der Millionenspenden auf Sonderkonten wusste ohnehin niemand so recht Bescheid. Auch Freunde attestierten ihm, es sei ihm wohl nicht zuletzt um Geld für die eigene Familienkasse gegangen. Schon zu Lebzeiten hatte Strauß natürlich ein Schweigegebot verhängt über all seine Sonderkassen und das Finanzgebaren: Omertà! Wehe dem, der spricht! Nachahmenswert?

Oder ist vorbildlich seine legendäre »Integrationskunst« nach rechts außen? Rechts von ihm sollte kein Platz sein für andere Parteien. Die Mittel jedoch, die er dazu nutzte, würden heute kaum greifen. Peinlich würden seine Lieblingsplädoyers wirken, aus dem »Schatten der Geschichte« herauszutreten und das Haupt nicht länger mit Asche zu bestreuen. Die Republik hat dazugelernt. Vorbei sind die Zeiten, in denen das »rechte Lager« zusammengehalten werden konnte mit der plumpen Drohung vor einer Machtergreifung von links.

Christine Haderthauer hat recht, Horst Seehofer nimmt sich den Falschen zum Vorbild. »Viele Dinge« kommen in den Sinn, die wahrlich nicht nachahmenswert sind. Außer vielleicht: Hinreichend selbstreflexiv wäre er wohl, um zu durchschauen, worin er sich überlebt hat. Er taugt nicht zum Zombie. Sicher, geschmeichelt würde Franz Josef Strauß sich immer noch fühlen, wenn er mitbekäme, dass er Modell steht als Säulenheiliger einer Partei, die verzweifelt ihr Alleinstellungsmerkmal sucht. Aber zugleich würde der Mann mit dem Klarblick, den er ja hatte, über die Epigonen, die ihn immer noch auf den Sockel stellen, insgeheim herzlich lachen.

Mit Guido mobil

Regieren – aber mit wem? Erst mit der FDP als Partner könnten die Grünen an die Macht kommen. Doch noch lieber sind ihnen die Liberalen als Feinde **VON MATTHIAS GEIS**

Illustration: Jochen Schievink für DIE ZEIT/www.jochenworld.de

Was die Grünen im Herbst 2005 erlebten, war vielleicht eine Art Euphorie des Machtverlustes. Die rot-grüne Regierung war zu Ende, aber auch die Zeit der Zumutungen, als die sich die Jahre mit Schröder, Schily und Clement für die Grünen oft erwiesen hatten. Am Schluss hatte der Kanzler, ohne seinen Koalitionspartner auch nur zu fragen, das Ende des Bündnisses herbeigeführt, autokratisch, wie die Grünen es von den Genossen gewohnt waren. Schon der Stolz gebot es da, sich künftig auch nach anderen Möglichkeiten umzusehen.

Gleich nach der Wahl hatte sich die grüne Führung mit Angela Merkel und Edmund Stoiber getroffen. Es war klar, dass es den fliegenden Wechsel ins andere Lager nicht geben würde. Und doch schien Musik in der Sache: Die bloße Ahnung, dass es für die Grünen eine Perspektive jenseits der SPD geben könnte, beflügelte die Partei. Auf sich selbst und die Oppositionsrolle zurückgeworfen, schwelgte sie eine Weile in der Vorstellung, es führten ganz unterschiedliche Wege zurück an die Macht.

Selbst »Jamaika« schien damals nicht nur ein schillerndes Emblem. Die Kombination aus Schwarz, Gelb und Grün stand als diskussionswürdige Variante neben der Ampel aus SPD, FDP und Grünen. Und es war Joschka Fischer, der die Partei in ihrer neuen Offenheit bestärkte. Bei seinem Abschied unkte er von den Dreierkonstellationen, auf die sich die Grünen einstellen müssten, wenn sie zurück an die Macht gelangen wollten. Er ließ offen, welche der denkbaren Kombinationen er dabei im Auge hatte.

Keine vier Jahre ist das her. Eine Legislaturperiode haben die Grünen in der Opposition zugebracht. »Ihre« Themen Klimaschutz, Energieeffizienz, erneuerbare Energien haben seither einen beispiellosen kommunikativen Boom erlebt. Anders als vor vier Jahren sind die grünen Herzensthemen heute Teil des Mainstreams. Und selbst wenn es nicht alle damit so ernst meinen wie die Grünen: Allein die veränderte Debattenlage müsste die Anschlussfähigkeit der Partei und ihre lagerübergreifenden Perspektiven deutlich gestärkt haben. Doch das Gegenteil ist der Fall. Zu Beginn des Bundestagswahlkampfes ist von der Palette unterschiedlicher Bündnisse nichts geblieben. Der Anspruch der Grünen, ihren »Inhalten zur Macht zu verhelfen«, wie es in ihrem Wahlaufruf heißt, ist ungebrochen. Nur auf die Frage, wie das gelingen könnte, hat sich die Partei inzwischen in eine skurrile Rat- und Sprachlosigkeit manövriert.

Längst gilt der Ökopartei Rot-Grün wieder als die schönste Koalitionsform. Nur ist der Klassiker heute so weit von jeder Mehrheitsfähigkeit entfernt, dass man damit kaum ernsthaft vor die Wähler treten kann. Die schwarz-grüne Perspektive hingegen scheitert allein schon daran, dass die Union immer die FDP als Partner vorziehen wird. So lässt sich der innergrüne Stimmungswandel am Schicksal der Jamaika-Option ablesen. »Wir stehen als Mehrheitsbeschaffer für Schwarz-Gelb nicht zur Verfügung«, heißt es dazu im Wahlaufruf des Parteivorstandes, den der Parteitag am Wochenende verabschieden soll. Jamaika ist tabu. Die rot-grün-gelbe Ampel und ein rot-rot-grünes Linksbündnis bleiben unerwähnt: Man will sie nicht ausschließen, man will sie nicht ansprechen. Es gibt keinen Umstand, der das grüne Dilemma zu Beginn des Wahlkampfes klarer beleuchtet.

Die Spitzenkandidaten haben versucht, diesem Problem zu entgehen. In dem Gefühl, die Partei brauche eine Machtperspektive, um ihren inhaltlichen Anliegen Nachdruck zu verleihen, wollten Renate Künast und Jürgen Trittin die Ampel zumindest als »die wahrscheinlichste« Regierungskonstellation benennen. Doch damit brachten sie die Parteibasis auf die Palme. Kaum hatte sich das Duo zum ersten Mal hervorgewagt, musste es klein beigeben.

Schon immer galt den Grünen die FDP als antipodische Partei. Je inhaltlicher – auch moralischer – die Grünen sich selbst sahen, desto heftiger geriet ihre Verachtung für die FDP, die ihnen als Inkarnation von Beliebigkeit und Machtopportunismus erschien. Die Finanzkrise hat die alte Aversion noch einmal verstärkt. Je steiler die Umfragekurve der FDP verläuft, desto lauter brandmarken die Grünen die Liberalen als geistige Urväter der Krise. Doch zugleich wollen sie – vielleicht – mit ihnen regieren.

Es ist ein merkwürdiger Kreislauf aus Abwehr und Fixierung, in den sich die Partei da hineinmanövriert. Je mehr sie zum Machtgewinn auf die FDP angewiesen ist, umso offener zeigt sie ihre Herablassung gegenüber dem potenziellen Partner. Darin sind sich Spitze wie Basis einig. Doch weil es so schwer ist, Verachtung und mögliche Kooperation unter einen Hut zu bringen, hat die Basis der Spitze verboten, weiter darüber zu reden. Die Grünen haben jetzt eine Koalitionsperspektive, die ihnen so hässlich erscheint, dass sie sich dafür schämen. Dass aus solch einer Konstellation im Herbst eine Regierung hervorgehen wird, die die Republik durch die wirtschaftlich schwierigste Phase ihrer Geschichte führen soll, klingt ziemlich unwahrscheinlich.

Zu den Fehlern der grünen Spitze gehört nicht, dass sie die Regierungsvariante mit den Liberalen ansprechen wollte. Nur den opportunistischen Zug, mit dem sie es tat, muss sie sich vorwerfen. Keiner hat versucht, ein solches Bündnis wirklich auszuloten. Statt bei jeder Gelegenheit mit Häme festzustellen, dass Guido Westerwelle gar nichts anderes übrig bleibe, als sich am Ende in eine Ampel zu retten, hätte es den Grünen gut angestanden, ernstlich zu überlegen, wo sich Potenziale finden, die man vielleicht gemeinsam realisieren könnte. Statt zu überlegen, ob gerade diese drei Parteien in der Krise eine Politik entwickeln könnten, die Kapital, Arbeit und Umwelt gerecht zu werden versucht, haben sich die Ampelfreunde bei den Grünen so verhalten, wie sie es der FDP immer unterstellen: nicht an Inhalten, sondern nur an Macht interessiert. Der Macht sind sie damit nicht näher gekommen.

Aber müssen die Grünen überhaupt regieren? Wenn es im Herbst nicht klappen sollte, »dann gestalten wir die Politik aus der Opposition heraus«, heißt es im Wahlaufruf. Doch nach den vergangenen vier Oppositionsjahren – gegen eine Große Koalition, eingeklemmt zwischen FDP und Linken – klingt dieses Versprechen seltsam dünn. Zwar sind die Grünen heute stolz darauf, dass sie an die alte Verbindung zu den sozialen Bewegungen wieder anknüpfen konnten, die in den Regierungsjahren abgerissen war. Und doch ahnen sie, dass auch der Rekurs auf die Basis kaum reichen wird. Allein schon im Interesse einer entschiedeneren Klimapolitik, die die Grünen für so essenziell halten, müssen sie zurück an die Macht.

Dafür sind sie derzeit nicht aufgestellt. Nur Experten für grüne Binnenkultur können heute noch den innerparteilichen Sinn und Zweck einer Führungsstruktur erkennen, in der die Beteiligten ihre Impulse und Ambitionen voreinander verstecken und am liebsten gegenseitig neutralisieren. Zwei Spitzenkandidaten und zwei Parteivorsitzende sorgen dafür, dass sich die Grünen hauptsächlich in internen Kleinkriegen verheddern, deren Bedeutung sich außerhalb niemandem erschließt. Vielleicht würde man den Grünen ihre Marotten auch künftig nachsehen. Aber Animositäten, Indifferenz und Unernst an der Spitze passen immer weniger zum existenziellen Nachdruck, mit dem die Partei die Weltlage thematisiert. Je drängender die Probleme der Klima- und der Finanzkrise werden, zu deren Bearbeitung sich die Grünen berufen fühlen, desto bizarrer wirken ihre internen Eskapaden. Das »grüne Lager« wächst weltweit, propagiert die Partei in ihrem Wahlaufruf. Nur in ihrer eigenen Entwicklung können die Grünen da nicht mithalten.

Nun aber kommt eine neue Machtoption ins Spiel: Rot-Rot-Grün. Vor vier Jahren war das noch der Wunsch einiger radikaler Außenseiter. Doch der Trend nach links, dem die Grünen seither gefolgt sind, hat den Blick verändert. Sosehr Jamaika heute jenseits ihrer Vorstellung liegt, so sehr scheint das Linksbündnis realistischer geworden. Freilich gilt auch hier: Die Grünen wollen nicht die Trendsetter sein. Schon früh hat Jürgen Trittin einmal anklingen lassen, dass die programmatischen Schnittmengen zwischen SPD, Grünen und Linken am größten seien. Zugleich verweist er heute noch auf die kaum beherrschbare Heterogenität der Linkspartei und die Ablehnung der SPD gegenüber einer solchen Kooperation. Auch das ist für die Grünen bequem. So kann die Führung diese Frage in der Schwebe lassen – bis der Trend sich Bahn bricht. In NRW, wo der Aufstand gegen die Ampel am heftigsten losbrach, geht die Tendenz auf Landesebene in diese Richtung. Das Tabu bröckelt.

In einem Alternativentwurf für den Wahlaufruf, der vor dem Parteitag kursiert, heißt es jetzt auch für die Bundesebene: »Wir würden uns dem Versuch, mit SPD und Linkspartei gemeinsam ein Regierungsbündnis auszuhandeln, nicht verweigern.« Dazu erklärt Parteichef Özdemir, es werde auf dem Parteitag in Berlin »vielleicht Akzentverschiebungen, aber keine Richtungsänderung« geben. Vorerst mag das stimmen. Aber der Trend bei den Grünen geht nach links. Die Idee, sie müssten ihre politischen Anliegen so ernst nehmen, dass sie sie selbst über Lagergrenzen hinweg voranzubringen suchen, verkümmert.

Als Verlust empfinden die Grünen das nicht. Die Umfragenwerte sind passabel. Die zurückliegenden Wahlergebnisse auch. Mit etwas Glück und auf der Welle des weltweiten Booms »ihrer« Themen können sie im Herbst sogar ein anständiges Ergebnis einfahren. Und doch hat man den Eindruck, die Partei bleibe weit hinter ihren Möglichkeiten zurück.

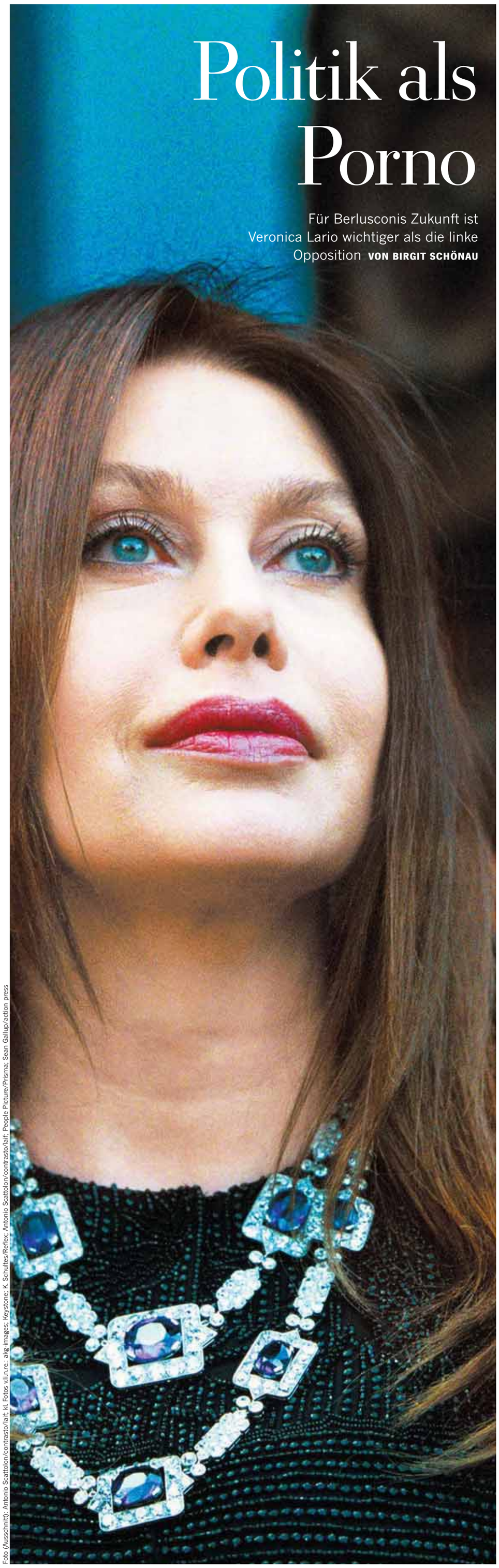


Foto (Ausschnitt): Antonio Scattolon/contrasto/laif; kl. Fotos v.l.n.r.: akg-images; Keystone; K. Schultes/Reflex; Antonio Scattolon/contrasto/laif; People Picture/Prisma; Sean Gallup/action press

Politik als Porno

Für Berlusconis Zukunft ist Veronica Lario wichtiger als die linke Opposition **VON BIRGIT SCHÖNAU**

Rom

Neulich in der Wüste: Der Italiener Silvio Berlusconi und der Libyer Muammar al-Gadhafi schauen sich Familienfotos an. Es sind Bilder von Berlusconis Ehefrau Veronica mit ihrem kleinen Enkel auf dem Arm. Eine junge, schöne, selbstverständlich faltenlose Großmutter von knapp über 50 Jahren, sie trägt ihre Löwenmähne offen zum Blümchenkleid. Berlusconi präsentiert sie Gadhafi mit kaum verhohlenem Stolz – wie ein Großvater, der zum anderen sagt: »Sehen Sie, das ist meine Familie.« Die Fotos, die Gadhafi höflich-interessiert betrachtet, sind allerdings nicht in einem Album angeordnet. Die perfekt ausgeleuchteten und retuschierten Bilder fanden sich in der Klatschpostille *Chi,* einer Illustrierten aus einem Verlag Berlusconis. Vor Gadhafi haben sie im August 2008 Tausende von italienischen Lesern gesehen. Und dieselbe Botschaft empfangen wie der libysche Staatschef: Die Erste Familie ist intakt. Es geht ihr bestens. Ein Spiegelbild Italiens.

In der Inszenierung des Silvio Berlusconi spielte seine Familie stets eine wichtige Rolle – als Bürge für seine politische Solidität. Jenseits der Machosprüche blieb Berlusconi ein Patriarch mit fünf Kindern und vier Enkeln, der für Italien, so die Botschaft, ebenso treu sorgen könne wie für seine eigene Familie. Während er in Rom Politik machte und den Gockel gab, hütete Veronica in ihrem Visconti-Schloss vor den Toren Mailands die Kinder und den Bio-Gemüsegarten. Dass sie zu Staatsempfängen nie mitkam, ihn aber von zu Hause aus manchmal öffentlich rüffelte, störte die Idylle nicht, im Gegenteil: Berlusconi konnte sich als italienischer Klischee-Ehemann gerieren, der neben den Mächtigen der Welt auch noch die eigene Ehefrau bei Laune halten muss. Ein medienwirksamer Kniefall ab und zu, und die Show ging weiter. Dass Veronica jetzt türenknallend die Bühne verlassen will, kann für Berlusconi verheerende politische Folgen haben. Nicht nur über seine Ehe senkt sich der Vorhang. Auch der Familienvater erweist sich als Kulissenfigur, eine einfache, durchsichtige Requisite. Mag er auch draußen tönen, er sei populärer als Obama – zu Hause mögen sie ihn nicht mehr.

Veronica Berlusconi hat die Scheidung eingereicht. Sie verkündete das über sorgfältig ausgewählte Medien, die nicht dem Ehemann gehören. Berlusconis Frau nannte weniger private als politische Gründe für die Trennung, allen voran die dubiose Kür hübscher und politisch unbedarfter Fernseh-Starlets als Kandidatinnen für die Europawahl im »Volk der Freiheit«, der Partei ihres Mannes. Es handele sich um eine Schamlosigkeit, um »Schmuddelkram« – die Frauen seien einzig dazu erwählt, »dem Kaiser zu gefallen«, sie seien »Jungfrauen für den Drachen«.

Der Medienmogul ist Teil einer Telenovela geworden

Vor dem Palazzo Grazioli, Berlusconis Residenz in Rom, übergoss sich vergangene Woche aus Protest gegen Berlusconi ein Mann mit Benzin. Es handelte sich um den Vater einer jungen Frau, die nicht in die engere Kandidatinnenauswahl des »Freiheitsvolks« geraten war. Diese Szene habe sie erschüttert, sagte die Nochehefrau des Premiers: »Ein Land, in dem so etwas geschieht, ist nicht mein Land.« Als Scheidungsanwältin beauftragte sie eine Mailänder Juristin, die durch einen Sterbehilfefall um eine Komapatientin bekannt wurde. Über die völlig hilflose Kranke hatte Berlusconi seinerzeit behauptet, sie könne durchaus Kinder bekommen.

Dass seine eigene Frau öffentlich härter gegen ihn opponiert als die eigentlich dafür zuständige parlamentarische Linke, ist ein harter Schlag für Berlusconi. Sein Siegerimage ist wenige Wochen vor der Europawahl empfindlich angekratzt – von seiner 20 Jahre jüngeren Gattin verlassen zu werden lässt den bereits einmal geschiedenen, fast 73-jährigen Berlusconi schlagartig als alten Mann erscheinen. Schlimmer noch, Berlusconi muss um die Stimmen der gläubigen Katholiken fürchten. Die Tageszeitung der italienischen Bischofskonferenz, *L'Avvenire,* verdammte ihn in einem Leitartikel als »leutseligen Cäsar, der die Prahlerei als Mittel zur Konsensbeschaffung« erfunden habe. Es sei erschreckend, wie er junge Frauen als »politische Köder« benutze. Politik und Spektakel seien unter Berlusconi eine »tödliche Umarmung« eingegangen. »Die Bürger hätten gern darauf verzichtet«, schreibt die Zeitung. »Die menschliche Substanz eines Regierungschefs, sein Stil und die Werte, mit denen er sein Leben ausfüllt, können uns nicht gleichgültig lassen. Wir möchten einen Präsidenten, der mit Zurückhaltung der nicht deformierte Spiegel unseres Landes sein kann.«

Die Exfrau und die Bischofszeitung vereint gegen sich zu haben, dicker kann es für einen Italiener eigentlich kaum kommen. Oscar Luigi Scalfaro, der tief katholische frühere Staatspräsident, hatte noch in den fünfziger Jahren in einer römischen Trattoria eine Signora geohrfeigt, weil sie einen unsittlich tiefen Ausschnitt trug. Der 90-jährige Giulio Andreotti geht jeden Morgen zur Messe und hat seit mehr als sechs Jahrzehnten dieselbe Ehefrau, von der man wenig mehr weiß als ihren Vornamen Livia. Italien, das Land mit der aktivsten Frauenbewegung der Nachkriegszeit, hatte noch nie eine First Lady, die es gewagt hätte, ihren Mann vorzuführen.

Vergebens behauptete Berlusconi, Veronica sei einem »Einflüsterer« aufgesessen, ein Opfer der linken Presse, die sie manipuliere. Seine Scheidung sei reine Privatsache. Da hatte ein ihm nahestehendes Blatt schon Nacktfotos von Frau Berlusconi auf der Titelseite gebracht, wie um die Schlammschlacht offiziell zu eröffnen. Veronica gab bekannt: »Ich fühle mich wie ein kleiner Soldat, der von feindlichen Heeren umzingelt ist.« Aber sie hat schon bewiesen, dass sie die Medien-Klinge zu kreuzen weiß, vielleicht sogar besser als der Meister, von dem man alle Geheimnisse schon kennt. Berlusconi ahnt, dass er zum Protagonisten in einer Telenovela werden kann, in der weder er noch seine Vasallen Regie führen. Und im Drehbuch steht kein Happy End.

www.zeit.de/audio

Amt ohne Würde

Ob Ehefrau oder Mätresse: In der Geschichte hatte der Regent stets Ruhe vor seiner Frau – weil er ein Staatsamt bekleidete. Doch für Berlusconi will seine Gattin kein Opfer mehr bringen **VON ADAM SOBOCZYNSKI**

Beinahe 30 Jahre lang waren sie liiert, 19 Jahre davon im Ehestand. Nun hat Veronica Lario, die Frau des italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi, bekannt gemacht, dass sie sich von ihrem Mann scheiden zu lassen gedenke. Die Bekanntschaft mit einer 18-Jährigen, einem Showgirl namens Noemi Letizia, zu dessen Geburtstagsfest Berlusconi erschienen war, brachte das Fass zum Überlaufen. Berlusconi, sagte seine Frau, sei zu keinem 18. Geburtstag seiner Kinder gekommen, trotz Einladung. Der wiederum fordert von seiner Frau nun eine öffentliche Entschuldigung. Es gehe nicht an, dass sie ihn verleumde.

Nun ist diese Angelegenheit keine jener Seifenopern, an die man sich unter Berlusconi beinahe schon gewöhnt hat. Man verkennt die Brisanz dieses ehetragischen Vorgangs, wenn man ihn unter die herkömmlichen Eskapaden des Ministerpräsidenten einreiht: die Prahlerei über seine Manneskraft, seine öffentlichen Turteleien mit einem ehemaligen Nacktmodell und derlei mehr. Berlusconi aber betrieb zuletzt systematisch eine pornografische Vergiftung des politischen Raums: Er machte Mara Carfagna, ebenjenes Nacktmodell, zur Ministerin für Gleichstellungsfragen, er verhöhnte die Europawahl, als er beabsichtigte, ungewöhnlich junge und gut aussehende Kandidatinnen aufzustellen, die dem italienischen *Big Brother*-Container entstiegen waren oder anderen Shows seiner Fernsehsender. Bereits dagegen hatte seine Frau öffentlich protestiert. Dass sie sich von ihm nun in befreiender Geste lossagt, berührt den Kern einer geradezu archetypischen Inszenierung von Herrschaft: Einerseits ließ Berlusconi regelmäßig in den Klatschmagazinen seines Medienimperiums Fotogeschichten abdrucken, die ihn heiter mit seiner Gattin zeigten, andererseits suggerierte er eine vitale außereheliche Umtriebigkeit, die Jugend und Junggesellentum ausstrahlen sollte. Es haftete dem Doppelspiel Berlusconis etwas Höfisches an, etwas aus Männerperspektive durchaus Verlockendes: Der zweckmäßigen Ehe hatte sich in gut alteuropäischer Tradition das Liebesglück mit einer Mätresse beizugesellen.

Es gehörte zur Rolle der Staatschefsgattin – ob sie nun Rut Brandt oder Danielle Mitterrand hieß –, jenes private Ungemach, das von den Männern ausging, für gewöhnlich tapfer schweigend zu ertragen. Wo dies nicht gelang, da eine Affäre öffentlich wurde wie bei den Clintons, stellte sich die Frau schützend vor den Mann. Sie bezog ihre Würde aus einem geradezu metaphysischen Opfer. Seit je ist der Mann, der Staatschef ist, kein gewöhnlicher Mann. Er ist zum einen eine natürliche Person mit den üblichen Verfehlungen und Lastern, andererseits aber Amtsinhaber und damit Inkarnation des Staatskörpers. Bereits das Mittelalter hat rechtsmystisch zu entfalten versucht, dass der Körper des Königs nur in einer Verdopplung begreifbar ist: Er ist faktisch und fiktiv zugleich, *body natural* und *body politic,* sterblich und unsterblich. Sich vor den Mann zu stellen hieß also gleichsam, den Staatskörper zu schützen. Die eiserne Disziplin, mit der manche Witwe die trauernde Geliebte am Grab des Mannes ertrug, zeugte noch im 20. Jahrhundert vom Respekt für das Staatsamt eines Gatten, den man womöglich schon lange nicht mehr liebte. »Es ist«, sagte Hannelore Kohl einmal, »eines der wesentlichen Dinge im Leben, dass man weiß, wann man sich zurücknehmen muss.« – »Die Kritik der Frau«, sagte Rut Brandt, »soll in den häuslichen vier Wänden bleiben.«

Seit je war das Gattinnenglück an der Seite eines Regenten flüchtig, seit je die Nähe zur Macht zerstörerisch. Einst heiratete man aufgrund politisch-dynastischer Erwägungen. Von der Gattin wurde verlangt, dass sie Kinder bekam, vom Mann, dass er sie zeugte. »Immer im Bett, immer schwanger, immer beim Gebären«, klagte Ludwig XV. über seine Frau, um sich deutlich intensiver mit Madame de Pompadour zu beschäftigen, der berühmtesten aller französischen Mätressen, die bald schon enormen Einfluss auf die Staatsgeschäfte hatte: Sie setzte mit intrigantem Geschick Staatssekretäre ab, ernannte im Siebenjährigen Krieg Generäle oder förderte Intellektuelle wie die Autoren der *Encyclopédie* Denis Diderot und Jean le Rond d'Alembert. Über den Umweg körperlicher Reize gelangten Mätressen zur politischen Macht, die der Herrschergattin in der Regel verwehrt blieb. Ebenso wie das Liebesglück. Da Fortpflanzungsdruck herrschte, mussten sich die Ungeliebten lieben, mit allerlei erwartbaren Komplikationen: Nicht recht zueinander fanden Marie Antoinette und Ludwig XVI., über den sein Schwager schrieb, dass man ihn »peitschen müsste, damit er aus Wut ejakuliert, wie es die Esel tun«.

Eskapaden wurden nie offen zur Schau gestellt – bis Berlusconi kam

Die Königin hatte aus Sicht des Herrschers eindeutig den Nachteil, dass sie – aufgrund eng geknüpfter Bande zwischen den Herrschaftshäusern – kaum mehr entsorgbar war. Anders als die Mätresse, die sich mit einem regelrecht bürgerlichen Leistungsethos politischen Einfluss erkämpft hatte: Ihre Position verdankte sie einzig der Gunst des Herrschers, der sie – wie den Angestellten der deregulierten Marktwirtschaft – jederzeit suspendieren konnte. Als Anna Constantia von Cosel, die Mätresse von August dem Starken von Sachsen, sich den Ministern als zu machtvoll erwies, führten sie ihm eine jüngere Gespielin zu. Da die 40-jährige Cosel sich ihrer Abdankung nicht fügen wollte, sperrte man sie auf die Festung Stolpe, in der sie bis zu ihrem Tod 49 Jahre lang gefangen gehalten wurde.

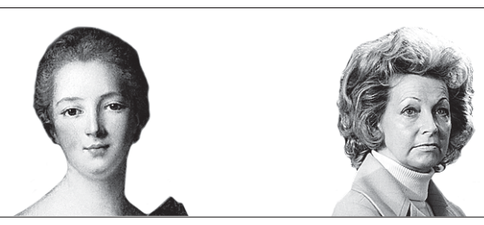
Die Nähe zur Macht hatte sowohl für die Königin als auch für ihre zu Liebesdiensten bereite Gegenspielerin unangenehme Begleiterscheinungen: Der Posten der Mätresse war immerzu vakant, die lebenslang an den Regenten gefesselte Königin für Staats- als auch Liebesangelegenheiten häufig belanglos. Betrogene waren sie in diesem fein austarierten Koordinatensystem der Macht beide.

War es für die höfische Gesellschaft konstitutiv, dass sich der Hof zum theatralen Schauplatz zwischengeschlechtlichen Begehrens entwickelt hatte, so suchte die Aufklärungsmoral höfische Schauplätze als Stätten moralischer Verkommenheit zu brandmarken. Die Aufklärungsanthropologie suchte die allseitige erotische Reizbarkeit in ruhende Scham, zeremonielle Äußerlichkeit in Herzenswärme zu verwandeln. König und Königin hatten sich gefälligst verzärtelt zu lieben und dies auch dem Volk zu demonstrieren: Friedrich Wilhelm III. und Luise sollten – kaum anders als heute, wenngleich ironisch gebrochen, Barack und Michelle Obama, Nicolas Sarkozy und Carla Bruni – einen Bund eingehen, der dem Volk zum Vorbild dient.

Der Hof und das Herrscherpaar waren seinerzeit ausgesprochen verärgert, dass nunmehr über ihr Privatleben in der Öffentlichkeit räsoniert wurde. So wie heute, noch einmal massenmedial verstärkt, enthüllte Affären den Staatschef und seine Frau durchaus noch zu beschädigen vermögen – Berlusconi, der Meister medialer Inszenierung, könnte diesmal zum Getriebenen werden. Wenngleich die Skandalwirkung etwas abgenutzt scheint. Selbst die sogenannte bürgerliche Wählerschicht lässt sich, wie man am Fall Horst Seehofer gut beobachten kann, von der Schwäche des Fleisches ihrer Regenten kaum mehr irritieren.

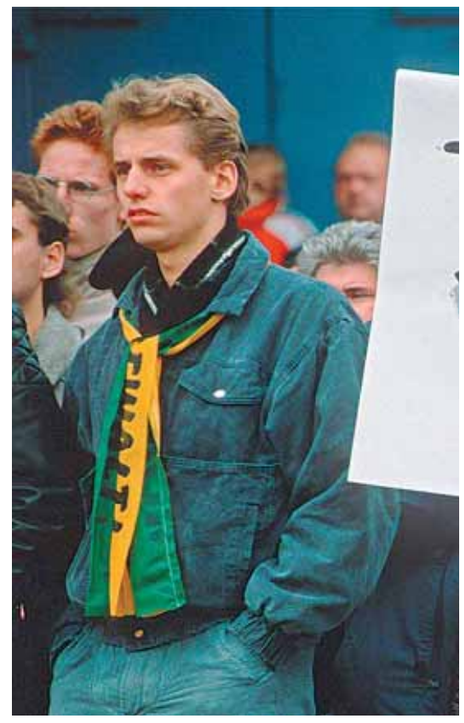
Offen zur Schau gestellt – Berlusconi bildet hier die Ausnahme – wurden Eskapaden aber zu keiner Zeit. Noch gegenüber den mittlerweile gut dokumentierten Affären von Kennedy und Brandt, den Gerüchten um Kohls Freizügigkeit hatten selbst die Medien in ihrer Berichterstattung eine Zurückhaltung an den Tag gelegt, die nicht unbedingt Zeichen selbst auferlegten Schamgefühls war. Sie beruhte vielmehr auf jener Verfilzung und wechselseitigen Abhängigkeit, die sich in der Bonner Republik zwischen Journalisten und Machthabern entfaltet hatte. Ein Arrangement, das immerhin die Betrogenen davor schützte, in ihrer Düpierung entblößt zu werden.

Aus Staatsräsongründen und Amtsrespekt hat es gewiss immer noch Sinn, nicht jedes zwischenmenschliche Versagen eines Regierungschefs der allgemeinen Neugierde preiszugeben, mit der sich die Fernsehquote steigern lässt. Berlusconi aber hat selbst die Entweihung seines Amtes in einem Ausmaß betrieben, das die Schweigsamkeit seiner Frau zur befreienden Revolte verkehrte. Ein Aufbegehren, mit dem sich so manche Frau zu identifizieren vermag, die sich, allen Emanzipationsbestrebungen zum Trotz, in der Duldungsstarre häuslicher Genügsamkeit eingerichtet hatte. Das Enthüllungsinterview gab Veronica Lario der oppositionellen Zeitung Italiens *La Repubblica.* Ausgerechnet Veronica Lario, Theater- und Filmschauspielerin, die selbst berüchtigt gewesen sein soll für leicht bekleidete Auftritte, wird damit zur Ikone der italienischen Opposition, die sich auch gegen die Pornografisierung des Politischen richtet, die Berlusconi betrieb. Ein Amt aber, das der Regent selbst aushöhlte, es entbürgerlichte durch ostentative Vulgarität, verdient keinen Schutz mehr. Es ist des Opfers nicht mehr wert.



UNTERSCHIEDE Madame de Pompadour machte Politik an der Seite Ludwig XV. Rut Brand äußerte Kritik nur in den eigenen vier Wänden

IM DUNSTKREIS der Macht: Hannelore Kohl, Mara Carfagna, Carla Bruni und Michelle Obama



»Das nicht! Aber was?«

Vier Bürgerrechtler aus dem Osten sprechen über die Magie von 1989 und was daraus geworden ist

DIE ZEIT: Gab es einen biografischen Punkt, durch den Ihr Weg in die Opposition bestimmt wurde?

WOLFGANG TEMPLIN: Für mich unweit von hier, nämlich an der Humboldt-Uni. Ich bin mit der Hoffnung auf ein Zukunftsprojekt DDR in dieses Philosophiestudium gegangen und habe am Ende, Mitte der siebziger Jahre, gemerkt, dass es das nicht war. Von dem Entschluss, innerhalb des Systems an seiner Entwicklung mitzuwirken, blieb nur heftige Verunsicherung, Ratlosigkeit, ein innerer Streik: Das nicht! Aber was? Zunächst einmal begann eine Suche in Milieus, die ich vorher kaum wahrgenommen hatte, die Kirchengruppen, die Alternativszenen am Prenzlauer Berg. Ich wollte zu einer Bewegung gehören, die den gesamten Ostblock aufbricht und verändert. Wir in der DDR waren Teil des Ostblocks und eines historischen Prozesses, der 1945 begann und uns in eine gemeinsame Situation gebracht hatte.

ULRIKE POPPE: Bei mir waren schon als Kind ganz simple Erfahrungen auslösend für Empörung: dass Schüler aus politischen Gründen von der Schule flogen, dass Familien durch die Mauer auseinandergerissen wurden, dass uns verboten wurde, über das Westfernsehen zu erzählen. Die Heuchelei und Lügen, diese Erziehung, die Akzeptanz der Lüge. Dass wir die Rolling Stones nicht hören durften. Wir wollten Anschluss an die internationale Jugendkultur. Wir wollten Jeans und lange Haare tragen und uns nicht von dem Polizisten auf dem Bahnhof die Haare schneiden lassen. Das zielte noch gar nicht auf eine grundlegende gesellschaftliche Veränderung, sondern war erst einmal nur Empörung gegen Unrecht, eingeschränkte Freiheit. Gab es das bei dir nicht, Wolfgang?

TEMPLIN: Ich versuchte das zu rationalisieren. Das waren unangenehme Erfahrungen in der Jetztzeit, denen ich aber lange die Vorstellung einer positiven Entwicklung des DDR-Sozialismus entgegengestellt habe.

KATRIN GÖRING-ECKARDT: Ich wollte als Jugendliche unbedingt für die DDR sein, auch weil mein Vater so dagegen war. Er war Fan von Franz Josef Strauß, er hatte *Mein Kampf*, schön ins *Neue Deutschland* eingepackt, auf dem Schrank liegen.

»Ich wollte als Jugendliche für die DDR sein, weil mein Vater so dagegen war. Er hatte ›Mein Kampf‹, ins ›Neue Deutschland‹ eingepackt, auf dem Schrank liegen«

ZEIT: Was war Ihr Vater von Beruf?

GÖRING-ECKARDT: Tanzlehrer, 1921 geboren. In Westdeutschland hätte man sich als 68er mit ihm auseinandersetzen müssen. Er wollte, dass darüber nicht geredet wird. Meine Mutter wurde 1952 von der Schule geworfen und durfte kein Abitur machen, weil sie zur Jungen Gemeinde ging. Das hat sich bei mir eingepflanzt. Andererseits gab es immer das Bemühen zu sagen, dass der Sozialismus eigentlich die sinnvollere und gerechtere Idee ist. Ich habe als Jugendliche gehört: Eigentlich müsste er funktionieren, wenn man es nur ein bisschen vernünftiger, besser und freier machen würde. Ich wollte Lehrerin werden. Als ich 16 war, hat mich meine Deutschlehrerin zu sich nach Hause bestellt. Sie sagte dann: Du kannst nicht Lehrerin werden. Du kannst den Kindern niemals ein Leben lang etwas erzählen, was du selber nicht glaubst. Ich habe zwei Wochen lang geheult. Aber da wurde mir klar, dass ich die Verstellung wirklich nicht ausgehalten hätte.

ZEIT: Eine erstaunliche Selbstoffenbarung der Lehrerin. War sie eine verkappte Dissidentin?

GÖRING-ECKARDT: Das war eine Lehrerin, die damals kurz vor der Rente stand und sich immer darum gekümmert hat, dass ihre guten Schüler lernten, frei zu denken. Mit ihr haben wir in einem kleinen Kreis über Literatur geredet. Und in der Jungen Gemeinde, die ziemlich fromm gewesen ist, habe ich diskutieren gelernt.

HANS MISSELWITZ: Ich habe mit dem Wort Dissidenz ein Problem. Ich komme aus Verhältnissen, in denen man dagegen war. Für mich begann es politisch gerade in einer Phase, als ich aufhörte, auf die Dissidenten aus der kulturellen und politischen Elite zu hoffen. Mitte der siebziger Jahre, nach der Biermann-Ausbürgerung, als viele Intellektuelle in den Westen gingen, haben wir gedacht, dass wir jetzt dran sind. Wir gründeten 1977 mit Freunden einen Kreis, der sich Adorno-Kreis nannte, eine Art Aufarbeitung von 1968. Niemand dachte daran, den Staat direkt anzugreifen. Die DDR war Realität. Dass die SED das Monopol über diesen Staat hatte, war ein Unding, das wir nicht akzeptieren konnten.

ZEIT: Warum haben Sie dann Theologie studiert?

MISSELWITZ: Ich war bis Anfang der achtziger Jahre als Biochemiker an der Humboldt-Uni. Man machte mir klar, dass ich keine Perspektive an einer sozialistischen Universität hätte. Dann die Frage: bleiben oder gehen? Da meine Frau damals schon im kirchlichen Dienst war, hatten wir zusammen mit zwei Kindern eine soziale Existenzgrundlage. Die Theologie war eine Entscheidung für ein gemeinsames Engagement als Christen, auch in der Verantwortung für unsere Kinder. Wir fühlten: Wenn wir es politisch ernst meinen, ist der Wechsel in den Westen keine Lösung. Wir hatten ein gemeinsames Problem in Europa. Die Friedensbewegung sahen wir als Legitimationsbasis, öffentlich zu widersprechen.

ZEIT: Es ist im Rückblick schwierig, sich authentisch an die Wendezeit zu erinnern. 1989 »in echt« war ja eine offene Geschichte, mit ungeheurer Beschleunigung, Wann ging Ihnen auf, dass dieser Prozess unumkehrbar wurde?

POPPE: In drei Etappen. Die erste war der 9. Oktober in Leipzig, als die Menschen plötzlich spürten, dass sie sich mit Kerzen den Machthabern widersetzen konnten. Ein Bewusstsein eigener Stärke entstand. Dann, dass die Truppen der NVA und die Sowjettruppen nach dem 9. November in den Kasernen blieben, die Grenze nicht wieder geschlossen wurde und sich damit der ganze Eiserne Vorhang hob. Aber erst mit den freien Wahlen im März 1990, mit der Etablierung demokratischer und rechtsstaatlicher Verhältnisse, waren wir uns sicher, dass der Prozess unumkehrbar geworden ist.

GÖRING-ECKARDT: Bis Ende November waren wir uns nicht sicher, ob die Entwicklung nicht auch wieder umkippt. Als die Grenze aufblieb und als so viele nach Westen unterwegs waren, aber auch wieder zurückkamen, wusste man irgendwann, dass sich das nicht mehr zurückdrehen ließ. Ich fand die Zeit, als wir darüber diskutiert haben, wie wir ein anderes System erreichen können, unendlich spannend. »Wollen wir jetzt wirklich die Einheit, oder wollen wir uns erst einmal selber entwickeln und dann irgendwann die deutsche Einheit haben?« Dieses ewig alte Thema hat mich sehr umgetrieben. Dass im Laufe der Entwicklung das Diskutieren und das Demonstrieren nachließen, war für mich eine Enttäuschung. Trotzdem blieb die Begeisterung dafür, dass sich so viele Leute entschieden hatten, etwas zu tun, dass sie ihrer Angst nicht nachgaben, sondern den Mut hatten, vor die Tür zu gehen.

ZEIT: Die Opposition befand sich lange in extremer Minderheitensituation. Waren Sie bitter?

POPPE: Manchmal war es schon sehr erdrückend. Mir kamen immer wieder Zweifel, ob das alles einen Sinn hat. Wir waren als Staatsfeinde stigmatisiert.

TEMPLIN: Ich habe das als Ehrenprädikat angesehen, und ich wäre beleidigt gewesen, wenn sie mir das verweigert hätten.

POPPE: Ja, so habe ich es dann auch versucht zu sehen. Ich hatte nichts mehr zu verlieren. Nach einer zeitweiligen Untersuchungshaft beim MfS musste mich meine damalige Arbeitsstelle, das Museum für Deutsche Geschichte, 1984 wieder einstellen. Das geschah auf Anweisung der Stasi, um mich dort durch entsprechende inoffizielle Stasi-Mitarbeiter kontrollieren zu können. Der Generaldirektor des Museums hat mir damals gesagt: Sie bekommen in der DDR keinen Fuß mehr auf den Boden. Das hieß: Gehen Sie nach drüben. Andererseits hat mich die Unmöglichkeit, in der DDR noch irgendetwas zu werden, frei gemacht, mich in der Opposition zu profilieren. Ich fand eine Heimat bei denjenigen, die sich wie ich über die entwürdigenden Zwänge und Bevormundungen empörten.

ZEIT: Haben Sie sich gegen Ihre Minderheitensituation mit Volksverachtung gewehrt? Oder mit Elitegefühlen?

POPPE: Ja, die Situation war nur zu ertragen in dem Gefühl, moralisch besser zu sein als diejenigen, die sich aus Opportunismus der Macht andienten.

TEMPLIN: Wir hatten vielleicht Verachtung für die Schergen. Aber viel wichtiger war für mich die Frage: Wie kommt es, dass bei so vielen, die wir eigentlich erreichen wollen, der Funke nicht überspringt? Man passte sich nicht nur aus Furcht und Ausweglosigkeit an, sondern auch, weil man sich einrichten wollte. Auch in Polen gab es das System, aber die Gesellschaft war viel sperriger. 90 Prozent der DDR-Intellektuellen unterstützten die SED-Diktatur.

MISSELWITZ: Teil einer Minderheit zu sein war sicher oft bedrückend. Aber nicht immer. Für mich war es auch eine reiche Zeit, in der wir erlebten, wie Menschen sich öffneten, und es viele Erfahrungen von Solidarität gab. Wir hatten den Pankower Friedenskreis. Die Frage war: Wodurch können wir als Minderheiten den gesellschaftlichen Wandel effektiv inspirieren? Wann passiert der Umschwung, wo die Mehrheit bereit ist, den Pakt mit dieser Machtkulisse aufzugeben? Dafür braucht es ein paar Strukturen. Es braucht Menschen, die das vorleben, die Organisation bieten, die Anlässe schaffen und die Signale aussenden. 1989 gab es sie.

ZEIT: 1989 wurde die Opposition plötzlich zum Kern einer Bewegung, die das SED-Regime zum Einsturz brachte. Und dann, bei den Volkskammerwahlen am 18. März 1990 entfielen auf das

Foto: Sabine Gudath für DIE ZEIT

Vier Leben

Hans Misselwitz, geboren 1950 in Altenburg, Biochemiker und Theologe, leitete 1990 als stellvertretender Außenminister die DDR-Delegation bei den Zwei-plus-Vier-Verhandlungen. Er ist Sekretär der SPD-Grundwertekommission und Geschäftsführer des Forums Ostdeutschland.

Ulrike Poppe, geboren 1953 in Rostock, war Mitbegründerin des Netzwerkes Frauen für den Frie-

WIR SIND DAS VOLK: Demo am 4. November 1989 in Berlin

OPPOSITION: Gründungstreffen des Neuen Forums am 28. Januar 1990 in Berlin

KANZLERBESUCH: Helmut Kohl besucht 1995 das Haus der Bürgerrechtlerin Bärbel Bohley in Berlin

Fotos (S.10 und 11): Jan-Peter Boening/Zenit/laif; Zentralbild/dpa Picture-Alliance; Bernd Settnik/dpa Picture-Alliance (v. l. n. re.)

Bündnis 90 spektakuläre 2,9 Prozent. Ulrike Poppe sagte danach sinngemäß, so sei das eben mit Bürgerrechtlern; sie stoßen etwas an, das sich dann selbstständig macht. Das klang nach Selbsttröstung.

POPPE: Nicht nur, es lag auch daran, dass wir ein distanziertes Verhältnis zur Macht hatten. Wir taten uns auch unter den veränderten Verhältnissen schwer, Macht positiv als Gestaltungsmöglichkeit zu begreifen. Ich erinnere mich noch, als es darum ging, wer am Runden Tisch sitzen soll, da wollte niemand.

GÖRING-ECKARDT: Also, ich wollte. Ich war natürlich noch jung, und es war ein kleiner, regionaler Runder Tisch, aber ich wollte.

POPPE: Viele waren der Auffassung: Wenn wir echte Demokraten sind, dann müssen wir auch der Mehrheit erlauben, ihr Urteil zu fällen. Dass die in uns Oppositionellen nicht die Experten gesehen haben, die das Land aus dem Staatsbankrott reißen, ist nachvollziehbar.

MISSELWITZ: Ich bin am 1. September 1989 Pfarrer in Hennigsdorf geworden. Dort erlebte ich die Arbeiter. Mitte Oktober fingen die Demonstrationen an. Am Tag nach der Leipziger Montagsdemonstration kam eine Delegation von vier Leuten aus dem Stahlwerk zu mir – zwei Ältere, zwei Jüngere. Sie fragten mich: Herr Pfarrer, was machen wir jetzt? Wenn wir jetzt losmarschieren, dann wird es hart. Sie erzählten dann die Geschichte von 1953. Vierzehn Tage später gab es die erste Demonstration in Hennigsdorf. Ich habe dann zu diesen Demos immer die Leute nach Hennigsdorf eingeladen, die ich aus der Berliner Opposition kannte. Die Hennigsdorfer hörten ihnen zu. Es gab Beifall, wenn es gegen die SED ging, aber eigentlich trieben sie andere Dinge um. Sie sagten: Ihr denkt an eure große Demokratie und an Systemfragen. Wir sehen bloß, dass es hier nicht mehr funktioniert. Es ging also vor allem um ökonomische und soziale Fragen. Meine Entscheidung, in die SPD zu gehen, lag in der Überlegung begründet, dass es diese Leute sind, um die es geht, wenn es gelingen soll. Und: Unter der SPD konnten sie sich etwas vorstellen.

»Die Menschen haben sich gefragt: Wer kann uns am schnellsten ans andere Ufer bringen? Dass sie uns das nicht zutrauten, kann ich ihnen nicht einmal verdenken«

ZEIT: Das DDR-Volk, inklusive Bürgerrechtlern, war sich weitgehend einig, was es nicht mehr wollte. Was es wollte, darüber gab es keine Einigkeit.

POPPE: Es gab einen Minimalkonsens gegen die entmündigenden Strukturen. Aus dieser Demütigung herauszukommen war auch der Impuls für die Losung »Wir sind das Volk«.

ZEIT: Woran lag es, dass Helmut Kohl die Kräfte des Aufbruchs so schnell überstrahlte?

GÖRING-ECKARDT: Wir haben es nicht geschafft, die Leute davon zu überzeugen, dass man sich gemeinsam auf den Weg begeben kann, auch ohne dass jemand schon genau vorgibt, wo es langgeht. Hinzu kam dann etwas von außen, dieses Überrollen der »Allianz für Deutschland«. Plötzlich hingen überall diese Plakate …

TEMPLIN: Ja, natürlich, weil sie die Infrastruktur der Blockparteien übernommen haben.

GÖRING-ECKARDT: Ja, klar. Und wir haben darüber diskutiert, ob man Plakate mit Nägeln an Bäumen befestigen darf. Trotzdem war das nicht nur eine Niederlage. Das, was bleibt, ist die Freiheit. Auch in der Situation, in der wir verloren hatten, waren wir frei, weiter zu reden, etwas zu tun und es besser zu machen.

TEMPLIN: Die Menschen haben nicht nach Überzeugungen gefragt. Sie haben nach Interessen gehandelt und sich gefragt: Wer ist der Stärkste? Wer hat die Erfahrung und vor allem das Geld in der Hand? Wer kann uns am schnellsten ans andere Ufer bringen? Dass sie uns das nicht zutrauten, kann ich ihnen nicht einmal verdenken.

ZEIT: Der öffentliche Diskurs ist heute durch die westliche Mehrheitsgesellschaft geprägt. Ist das Wir-sind-das-Volk zum Fünftelvolk geworden?

GÖRING-ECKARDT: Ich fühle mich nicht als Teil eines Fünftels. So wenige sind wir nicht: auch nicht in der Öffentlichkeit, in öffentlichen Ämtern, in der Wirtschaft. Das wird immer wieder unterschätzt. Meine Generation ist in Ost wie West 1989 in die Politik eingestiegen. Unsere Geschichte war bis dahin nicht gleich, aber von da an wurde sie gemeinsam gelebt. Unsere gemeinsame bewusst gelebte Geschichte als Generation ist heute schon länger als die davor.

ZEIT: Hat sich während dieser Wende oder Revolution Ihr Menschenbild geändert?

POPPE: Vor 1989 habe ich die Mehrheit der Menschen so erlebt, dass sie die herrschenden Verhältnisse abgelehnt oder auch billigend in Kauf genommen hat. Aber im Herbst 1989 haben diese Menschen Ideen und Konzepte entfaltet und eine Diskussionskultur gezeigt. Es liegen sehr viel mehr Potenziale in den Menschen, als ich jemals für möglich hielt.

ZEIT: Diese demokratische Aufbruchskreativität war spätestens mit der Wahl vom 18. März vorüber.

GÖRING-ECKARDT: Ja, die Leute hatten zu dem Zeitpunkt, als wir gerne weiter über die Verfassung diskutieren wollten, einfach andere Interessen und andere Sorgen. Mir geht es ähnlich wie Ulrike Poppe. Ich habe in dieser Zeit gelernt, dass man gegenüber den Menschen doch sehr optimistisch sein kann, wenn es um eine Frage geht, die sie brennend interessiert. Sie können dann Grenzen, innere Grenzen, überwinden, die sie zuvor für völlig unüberwindbar gehalten haben. Ich habe etwas Ähnliches später noch einmal in der Ukraine erlebt, während der Orangenen Revolution. Die Demonstranten sagten immer wieder: Wir sind viele, und wir sind nicht zu besiegen. Ich habe mit ihnen diskutiert, wie es weitergehen sollte. Und sie haben geantwortet: Das sollen die machen, die es können. Wir können das nicht mit der Politik. Das klang enttäuschend. Aber es hat mich auch an den Herbst 89 erinnert.

TEMPLIN: Kaum einer der Akteure damals hat die Tiefe des Grabens zwischen Ost und West vorhergesagt. Und wie stabil ist diese Demokratie? Welchen Belastungen hält sie stand?

GÖRING-ECKARDT: Wenn man sich ansieht, dass die Zustimmung zur Demokratie in Ostdeutschland abnimmt, müssen wir als Politiker uns fragen, warum es uns nicht gelingt zu zeigen, dass die Demokratie eine wunderbare Sache ist.

MISSELWITZ: Interessant wird es als Demokrat doch erst, wenn man die Institutionen selber miterschafft, wenn ihr Sinn aus dem Gebrauch wächst. Aber was geschah 1990? Der Eindruck war: Der Zug ist abgefahren. Die westdeutsche politische Klasse demonstrierte, dass sie es ist, die die Sache regeln kann. Diese Blaupause West ist ein tief sitzender Schaden, der bei einer ganzen Ost-Generation nachwirkt und blockiert. Zur Demokratie gehört eben auch die Gestaltungskompetenz.

ZEIT: Welche Rolle spielte die deutsche Einheit für den Herbst 1989?

POPPE: Unser Ziel war ein blockfreies vereinigtes Europa. Im Zusammenhang damit konnten wir uns vorstellen, dass die beiden deutschen Staaten zusammenkommen. Noch auf der Demonstration vom 4. November gab es kein einziges Plakat, auf dem die Wiedervereinigung eine Rolle spielte. Die kam erst mit dem Mauerfall am 9. November auf die Agenda. Für mich waren die Mauer und das Grenzregime etwas Schreckliches. Das vereinigte Deutschland ist für mich kein großes Thema gewesen.

MISSELWITZ: Deutsche Einheit war 1990, nicht 1989. Ich verstehe, dass sich für die Mehrheit im Westen das Jahr 1989 mit den Bildern von Flüchtlingen und dem Mauerfall verbindet. In diesen Bildern fällt 1989 mit der Einheit zusammen. In dieser Art Erinnerung gibt es drei Stationen: die Öffnung der ungarischen Grenze, Hans-Dietrich Genscher auf dem Prager Balkon, Mauerfall. Die Erinnerungslücke in Bezug auf demokratischen Wandel, gesellschaftlichen Umbau wächst.

TEMPLIN: Es gibt auch die Leute, die 1989 als europäisches Jahr verstehen. Daran können die Herzenspatrioten mit ihrer nationalen Aufwallung nicht einfach vorbei. Bei mir ist die osteuropäische Hälfte des Herzens bis heute stärker.

GÖRING-ECKARDT: Ich habe nicht auf die Einheit hingearbeitet. Ich würde auch sofort sagen, dass ich mich als Europäerin fühle. Aber es gefällt mir sehr gut, dass wir dieses gemeinsame Land haben. Auch dass ich in Gelsenkirchen so viel »Osten« entdecke und so viel »Westen« im Prenzlauer Berg.

TEMPLIN: Diese in Ost und West unterschiedenen Geschichten sind für mich immer noch viel stärker als die gemeinsame Geschichte, die es auch gibt. Bis die gemeinsame Geschichte stärker wird, wird vielleicht noch einmal doppelt so viel Zeit wie bisher vergehen. Die anspruchsvolleren Probleme bei der Gestaltung der Einheit haben wir noch vor uns.

MISSELWITZ: Ich wünsche mir, dass auch im Westen kritisch über die eigene Geschichte nachgedacht wird. Wann können wir endlich auf Augenhöhe reden? Jeder im Westen weiß, dass die westdeutsche Gesellschaft auch nicht die perfekte ist. Wenn du aber als Ostdeutscher einmal damit anfängst, westdeutsche Eigenheiten infrage zu stellen, dann bist du Kommunist.

TEMPLIN: Ja, genau, dann bist du ein Deutschlandverweigerer.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN **CHRISTOPH DIECKMANN** UND **MATTHIAS GEIS**

---

den, der Initiative Frieden und Menschenrechte und 1989 der Bürgerbewegung Demokratie Jetzt. Heute ist sie Studienleiterin der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg.

Katrin Göring-Eckardt (Bündnis 90/Die Grünen) wurde 1966 in Friedrichroda geboren. Sie studierte Theologie und ist heute Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages und Präsidin der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Wolfgang Templin, geboren 1948 in Jena, arbeitete bis zu seinem SED-Austritt 1983 am Zentralinstitut der Akademie der Wissenschaften der DDR. 1985 war er Mitbegründer der Initiative Frieden und Menschenrechte. 1988 wurde er verhaftet und in die Bundesrepublik abgeschoben.

ZEITGEIST

Kurz und platt

Auch die Panikmache ist ein Fundament der Demokratie, meint **JOSEF JOFFE**

Wer aus dem Ausland nach Deutschland zurückkehrt, trifft auf eine Art latenter, genauer: ritualisierter Hysterie, die so gar nicht zu einem Land passen will, das in seiner Geschichte nie glücklicher und normaler gewesen ist als heute. Da trifft man auf eine Präsidentschaftskandidatin, die die »Wut der Menschen« und eine »explosive Stimmung« an die Wand malt. Der DGB-Chef warnt vor »sozialen Unruhen«. Für den Bundestagsvize Thierse sind das auch keine »überzogenen Dramatisierungen«.

In Frau Illners Talkshow doziert ein Professor der Wirtschaftsgeschichte über die Parallelen zwischen 1929 und 2009. Umringt von Konditionalen und Konjunktiven, wie es sich für einen Professor gehört, kündet er von den Schrecken der Dreißiger, wie sie auch heute dräuten, wenn die »Gerechtigkeitslücke« nicht geschlossen werde. »Natürlich muss noch viel passieren, bevor Dax-Vorstände um ihr Leben fürchten müssten«, beruhigt der Professor, aber die Suggestion sitzt nun fest mit uns auf der Couch: Wut, Aufruhr, rote und braune Fahnen.

Der Zuschauer, der gerade vom Mars eingeflogen ist, also aus Amerika, wo die Leute zu Tausenden zwangsgeräumt werden, wo die Arbeitslosigkeit schon über acht Prozent liegt, den schaudert's, aber nur kurz. Denn er weiß, dass die Linke jetzt nur noch einstellig in den Umfragen steht; seltsam, wo doch diese Partei den Weimarer Beelzebub seit Schröders Zeiten zum Stimmenfang nutzt. Die NPD? Sie bleibt bei ihrem kläglichen Bodensatz.

Daraus lässt sich schließen: Die ritualisierte Hysterie (sie röhrt nicht, sie raunt nur) ist ein Phänomen der politischen oder schwatzenden Klasse. Dazu gehören übrigens auch die Beschwichtigungsappelle von der anderen Seite. Also warnt der Bundespräsident vor »Panikmache«, die Krise sei »beherrschbar«.

Die Wirklichkeit imitiert inzwischen die Talkshow: Jeder, der sich dazu aufgerufen fühlt, sagt das Erwartbare, und das muss, dem Gesetz des Soundbite gehorchend, kurz und platt sein. Erhellender wäre es zum Beispiel, die tausend Aspekte zu nennen, die Weimar überhaupt nicht vergleichbar machen mit der Berliner Republik. Wir wollen gar nicht davon reden, dass heute kein Arbeitsloser ins Bodenlose fällt, dass die Rattenfänger keine Resonanz finden, dass am Anfang dieser Zweiten Republik nicht Niederlage und Niedergang standen, sondern Wirtschaftswunder und westliche Gemeinschaft, dass die Langeweile unserer Parteien eigentlich ihr höchstes Gut ist, stehen sie doch alle zur drögen, aber vitalen Normalität des demokratischen Rechtsstaates. Weimar wurde zum Schluss nur von der SPD verteidigt.

Foto: Matthias Bothor/photoselection

JOSEF JOFFE ist Herausgeber der ZEIT

Diese ultrastabile Demokratie ist das Neue im Leben der Deutschen. Anders als die von 1929 ff. blicken die von 2009 auf sechzig gesegnete Jahre zurück, die für Gelassenheit und Identifikation mit diesem Staat sorgen. Solche Fundamente spült eine Rezession nicht weg, und sei sie auch tiefer und länger als je zuvor. Vielleicht gehört auch die ritualisierte Hysterie zu diesen Fundamenten. Sie lässt erschauern, aber wohlig – wie die Grimmschen Horrorgeschichten, die die Kids selig einschlafen lassen.

Foto: Laurence Chaperon: aus: »Angela Merkel. Das Porträt«, Droemer Verlag 2009

HEUTE: 12.2008

Wegblicken

Wie fotografiert man Politiker? Die politische Ikonografie im Zeitalter unserer technischen Reproduzierbarkeit kennt zwei populäre Stile, den Propagandastil des 20. Jahrhunderts und den Werbestil der Gegenwart. Beide haben eine unverhohlene symbolische Botschaft: Betrachte, bewundere, begehre, wähle, kaufe, liebe mich! Sie tritt in der Politikerwerbung nur etwas weniger direkt zutage, denn ihr Kennzeichen ist der abgewandte Blick: Die Porträtierten sehen uns fast nie direkt an. Kokett lächeln sie eine Nebenfigur der Bildinszenierung an (gern einen anderen Politiker), oder sie vertiefen sich in die Betrachtung eines Rosenarrangements (jetzt in dem Porträtband *Angela Merkel).* Aber das ist es nicht allein, warum wir die gute alte frontale Propaganda vermissen. Es ist dieses geheuchelte Desinteresse der Kanzlerin an uns, ihrem Publikum, hinter dem wir ein echtes Desinteresse an uns als Bürgern zu vermuten nicht umhinkönnen. **EF**

Wir sind Präses

Mit Katrin Göring-Eckardt werden die deutschen Protestanten jünger, grüner und stärker als die Katholiken **VON JÖRG LAU**

Katholische und evangelische Kirche liegen hierzulande ziemlich gleichauf, was die Mitgliederzahl angeht: je etwa 25 Millionen Gläubige. Aber was das öffentliche Interesse angeht, könnte man meinen, gab es in den vergangenen Jahren eine klare Neigung zu Papstkirche.

Kann es sein, dass sich das Blatt nun wendet? Die Protestanten haben am vergangenen Wochenende auf ihrer Synode in Würzburg eine kleine Kulturrevolution angezettelt. Die ostdeutsche Grünen-Politikerin Katrin Göring-Eckardt hat den ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten Günther Beckstein mit 72 zu 50 Stimmen auf den zweiten Platz verwiesen und wird damit Präses, also Chefin des einflussreichen evangelischen Kirchenparlaments. Jung, grün, weiblich und aus dem Osten: Für sechs Jahre soll die 42-jährige Thüringerin nun das Gesicht und die Stimme der 25 Millionen evangelischen Laien sein.

Es werden entscheidende Jahre. Denn schon im Herbst muss ein neuer EKD-Vorsitzender in die riesengroßen Fußstapfen von Bischof Huber treten. Oder erstmals eine Vorsitzende? Katrin Göring-Eckardt wird als EKD-Ratsmitglied dabei entscheidend mitzureden haben. Und so kann es durchaus sein, dass bald noch eine weitere Frau an die Spitze des deutschen Protestantismus aufsteigt: Margot Käßmann, die Bischöfin von Hannover, auch gerade erst fünfzig Jahre alt. Zwei berufstätige Mütter stünden dann für das Evangelische – toughe, meinungsstarke und attraktive Frauen, die beide gegen Widerstände ihren Weg gemacht haben.

Der scheidende Bischof Huber hat seiner Kirche mit zahlreichen Interventionen – zum Klima, zur Armut, zum Dialog mit dem Islam, zur Unverantwortlichkeit der Manager – wieder ein öffentliches Gewicht gegeben. Aber gegen den Sog der anfänglichen Papst-Euphorie kam auch er nicht an. Selbst noch in seinen späteren Skandalen war Benedikt meist interessanter als die klügste EKD-Einmischung. »Vatikanisierung« der EKD haben seine Neiden haben im Übrigen durch ihren erbitterten Berliner Kulturkampf gegen den Religionsunterricht selbst einiges zur neuen Distanz beigetragen. Und die Kirche muss nach ihrer Niederlage an den Wahlurnen ihr politisches Engagement überdenken. Folgen daraus nun Rückzug und Entpolitisierung? Nein. Die Synodalen von Würzburg haben mit ihrer Wahl der Huber vorgeworfen. Das war ungerecht, wenn es auch tatsächlich einen klammheimlichen Neid der Protestanten auf die katholische Konkurrenz im Kampf um die fromme Hegemonie in Deutschland gab.

Mit einem Team Göring-Eckardt/Käßmann könnte etwas kippen: Die Evangelischen kämen wieder in die Vorhand bei der Frage, was »Kirche der Freiheit« heute bedeutet – ein Teil dieser Gesellschaft zu sein und doch einem Heilsversprechen treu zu bleiben, das nicht von dieser Welt ist.

Beide Frauen können sehr lebhaft von dem alltäglichen Kampf erzählen, den das bedeuten kann, von Erfolgen ebenso wie von Bedrängnis und Scheitern – als christliche Dissidentin im Osten die eine; als Frau, die mit Kindern, Karriere und Krankheit jonglieren musste und eine Scheidung nicht vermeiden konnte, die andere.

Mit der Grünen an der Spitze der EKD endet ein Vierteljahrhundert, in dem die führenden Evangelischen stets Sozialdemokraten waren. Auch wenn früher einmal große Kirchenpolitiker wie der mehrfache SPD-Minister Jürgen Schmude diese Zeit geprägt haben: Es ist gut für die Glaubwürdigkeit der Kirche, dass das Abo der Sozialdemokratie auf dieses Amt nun abgelaufen ist. Die Sozialdemokraten haben im Übrigen durch ihren erbitterten Berliner Kulturkampf gegen den Religionsunterricht selbst einiges zur neuen Distanz beigetragen. Und die Kirche muss nach ihrer Niederlage an den Wahlurnen ihr politisches Engagement überdenken. Folgen daraus nun Rückzug und Entpolitisierung? Nein. Die Synodalen von Würzburg haben mit ihrer Wahl zum Ausdruck gebracht, dass sie nicht weniger gesellschaftliche Einmischung der Kirche wollen – aber doch eine weniger berechenbare als zuvor.

Wenn diese Einmischung gelegentlich etwas lebensfroher daherkäme, wäre schon viel gewonnen. Katrin Göring-Eckardt hat aus der DDR eine vitale Bindung an die Kirche mitgebracht, an die Kirche als Raum der Freiheit: »Ich hätte das nicht überstanden, wenn es damals die Kirche nicht gegeben hätte.« Durch die Wende ist sie seinerzeit aus der Theologie in die Politik getrieben worden. Sie brach ihr Studium in Leipzig ab, um sich politisch einzumischen. Nun ist sie als Politikerin berufen, das Kirchenvolk wieder stärker in der Gesellschaft in Erscheinung treten zu lassen.

Der deutsche Protestantismus neigt dazu, sich in Sorge, Mahnung und moralischer Selbstüberforderung zu verzetteln. Ob es nicht auch anders geht, wird die Probe für die Neue: »Wir müssen öfter zeigen«, sagt Göring-Eckardt, »dass es uns erleichtert und nicht etwa beschwert, Christen zu sein.«

Dass die evangelische Kirche im Jahr 20 nach der Wende eine Bürgerrechtlerin aus Thüringen an ihre Spitze wählt, die einen »fröhlichen, einladenden Protestantismus« vertritt, ist kein schlechter Anfang.

BERLINER BÜHNE

Fischzug

Warum die SPD im Wahlkampf auf den Hai kommt

In *Findet Nemo,* dem weltweit gefeierten Animationsfilm der Pixar-Studios aus dem Jahr 2003, trifft der Clownfisch Marlin auf der Suche nach seinem verschollenen Sohn Nemo in den Weiten der Weltmeere auf den Hai Bruce. Zusammen mit seinen Artgenossen Hammer und Hart hat Bruce einen Vegetarier-Club gegründet und Fisch von der Speisekarte des modernen, weltläufigen Hais gestrichen. Und obwohl Bruce, sobald er Blut wittert, seine natürlichen Triebe nicht mehr unterdrücken kann, bleibt er doch ein possierliches Tierchen, ein Hai wie du und ich.

Sechs Jahre später feiert Bruce nun ein Comeback – auf den Wahlplakaten der SPD. »Finanzhaie«, so steht darauf, »würden FDP wählen« – und man sieht: Bruce. Oder vielmehr den Kopf von Bruce, wie er da auf einem Menschenkörper sitzt und mit seinem fiesesten Haifischlächeln das deutsche Wahlvolk anstrahlt. Niedlich.

Nun grüßen von den SPD-Plakaten zwar auch noch Föhn-Köpfe und 50-Cent-Köpfe mit Sprüchen wie »Heiße Luft würde DIE LINKE wählen« oder »Dumpinglöhne würden CDU wählen«. Highlight ist aber der Hai. Nicht wegen des Slogans. Sondern weil man sich schon lange fragt, wie die SPD das eigentlich ihren Wählern vermitteln will. Dass sie die FDP im Wahlkampf als bös neoliberal verteufelt. Anschließend aber mit ihr in einer Ampel koalieren will. Die Antwort lautet: Die FDP ist wie Bruce, der nette Hai von nebenan. Eine Gefahr, die man einfach lieben muss. Wahrscheinlicher ist aber, dass der Wähler glaubt, die Ampel sei wie *Findet Nemo:* eine grandios inszenierte Fiktion. **PETER DAUSEND**

DAMALS: 12.2004

Foto: Dieter Blum; aus: »Mensch, Schröder«, teNeues Verlag 2005; Foto unten: Olaf Ballnus

Vorbeihuschen

Wie fotografiert man Politiker nicht? In der Kanzlerikonografie der Postmoderne gibt es zwei peinliche Stile, von denen sich die Pressestrategen eine günstige Wirkung auf den Wähler erwarten. Einerseits der harte Sonntagabend-*Tatort*-Stil mit dramatischer Beleuchtung und Film-Noir-Requisiten. Andererseits der zarte Montagabend-Liebesschnulzen-Stil mit weichgezeichneter Landschaft und Sehnsuchtsgestik. Beide Stile unterminieren die Autorität der Politiker, die entgegen dem Gerücht eben doch keine professionellen Schauspieler sind. Sie wirken in der Rolle des Kommissars oder der Blumenfrau unsicher, sodass man sich fragt, warum der Regisseur nicht gleich Götz George gecastet hat. Durch das verhuschte Auftreten des *Tatort*-Kanzlers (mehr Szenen in dem Fotoband *Mensch, Schröder)* wird die beabsichtigte Bildrhetorik konterkariert, wir Krimifans zweifeln unwillkürlich auch am politischen Talent des Trenchcoatmanns. **EF**

60 Jahre und kein bisschen heilig

Wer das Grundgesetz zur Bibel verklärt, schadet der Demokratie **VON HORST DREIER**

Sind Verfassungen wie das Grundgesetz einfach nur Gesetze mit höherem Rang? Oder stellen sie so etwas wie eine Heilige Schrift dar, ein Dokument absoluter Wahrheit und tiefer Weisheit? Die Vereinigten Staaten neigen zur Überhöhung: Dort wurden schon die frühen Verfassungen der Bundesstaaten dem Urteil Thomas Paines zufolge als »politische Bibel« angesehen, und die US-Verfassung von 1787 wuchs spätestens nach dem Bürgerkrieg in die Rolle einer hymnisch verehrten Schrift hinein. Der deutsche Staatsrechtslehrer Richard Thoma hat dies als »Verfassungsheiligung« bezeichnet – ganz im Gegensatz zu dem nüchternen Verständnis, das man seinerzeit von der Weimarer Reichsverfassung pflegte. Genauso galt das Grundgesetz lange Zeit als eher technisches Juristenwerk, nützlich und praktikabel, aber nicht aufregend.

Ebendies scheint sich in den letzten Jahrzehnten geändert zu haben. Schon aus Anlass einer Rückschau auf vierzig Jahre Grundgesetz hatte ein scharfsichtiger Autor wie der Rechtshistoriker Dieter Simon dessen »quasireligiöse Aufwertung« diagnostiziert. Ist das eigentlich schlimm? Oder sollte man sich über eine solche gesteigerte Wertschätzung der Verfassung nicht eher freuen?

Erste Zweifel regen sich, wenn man auf die Folgen einer quasireligiösen Aufladung eines Verfassungstextes schaut: In den USA wird der Streit um die Auslegung der allgemein vergötterten Constitution mit einer Vehemenz ausgetragen, wie sie in Europa und Deutschland glücklicherweise noch nicht (ganz) durchschlägt. In den moralisch hochangereicherten Debatten um Abtreibung und Bioethik führt das zu zugespitzten, nicht selten gewalttätigen Konflikten – eben weil man in der Verfassung so viel mehr sieht als das zeitgebundene Ergebnis einer verfassunggebenden Versammlung: einen Speicher letzter Wahrheiten. Noch finsterer wird es, wenn im Namen ewiger Verfassungswerte mit religiöser Inbrunst der Kampf gegen das Böse ausgerufen und mit militärischen Mitteln ausgefochten wird. George W. Bush war nicht der erste und wohl auch nicht der letzte amerikanische Präsident, der auf diese Karte gesetzt hat.

HORST DREIER, 54, lehrt Jura in Würzburg. 2008 verhinderte die Union seine Wahl zum Verfassungsrichter

Doch muss man gar nicht solche düsteren Szenarien bemühen, um die Kosten und Defizite zu benennen, die eine Sakralisierung der Verfassung mit sich bringt. In Mitleidenschaft gezogen werden, kurz gesagt, erstens die Gestaltungsfreiheit des demokratischen Gesetzgebers, zweitens die Freiheit der politischen Debatte und drittens die moralische Freiheit des Bürgers.

Wenn in der Verfassung wie in der Heiligen Schrift alle Antworten auf die zentralen politischen Fragen schon enthalten sind, dann sieht sich der demokratische Gesetzgeber auf eine bloße Vollzugsinstanz reduziert. Die Verfassung, so hatte vor Jahren der Staatsrechtler Ernst Forsthoff gespottet, wird so eine Art von juristischem Weltenei, aus dem die Gesamtrechtsordnung schlüpft. Demokratische Gesetzgebung erscheint nur noch als bloße Deduktion und Ableitung aus der Wertordnung des Grundgesetzes. Man fühlt sich an die Naturrechtslehre der katholischen Kirche erinnert, die sich seit je kraft der Gnadengabe der Erleuchtung dazu befähigt sieht, das ewige Sittengesetz im Allgemeinen und den Dekalog im Besonderen konkretisierend zu deuten – um dann etwa aus dem sechsten Gebot (»Du sollst nicht ehebrechen«) zwingend das Verbot der Selbstbefriedigung, der Pornografie, der Prostitution, der Homosexualität und der Empfängnisverhütung zu folgern.

Übertragen auf weltliche Verfassungsgrundsätze, heißt das: Je mehr man in die Verfassung hineinliest, desto geringer werden die Möglichkeiten des Gesetzgebers, Konflikte eigenständig zu lösen. Gesetze sind dann nicht mehr Akte der Selbstbestimmung einer Gesellschaft Freier und Gleicher, sondern bloße Ableitungen aus der vielbeschworenen Wertordnung des Grundgesetzes. Und über die Korrektheit dieser Ableitungen wacht das Bundesverfassungsgericht, welches dann schon einmal aus den sehr allgemein gehaltenen Grundrechten folgert, dass in Gaststätten von bis zu 75 Quadratmetern ein absolutes Rauchverbot unzulässig ist. Auf der Strecke bleibt das Verständnis von Gesetzgebung als grundlegender Form politischer Autonomie einer Gesellschaft freier Bürger.

Es ändern sich aber durch die Sakralisierung der Verfassung und namentlich des Satzes von der Menschenwürde – zweiter Aspekt – auch Struktur und Stil der politischen Debatte. Rasch kann hier durch Rekurs auf höchste Güter die offene Auseinandersetzung abgeschnitten werden. Und wo sie wegen der Hartnäckigkeit, ja »Unbelehrbarkeit« divergenter Auffassungen nicht sogleich komplett gekappt wird, macht sich doch bald eine charakteristische Unduldsamkeit breit. Das Maß an Unerbittlichkeit und Fanatismus, das wir aus Glaubenskämpfen aller Art kennen, erfasst dann auch die Verfassung und lässt die Debatte um ihre treffende Auslegung schnell zu einer Art von Heiligem Krieg werden. Wer beispielsweise in bioethischen Fragen eine Position vertritt, die von der anderen Seite als Verstoß gegen die Menschenwürde eingestuft wird, vertritt dann eben nicht nur eine falsche andere Meinung, sondern versündigt sich an einer Art von Heiligtum. Aus der konkurrierenden verfassungspolitischen Auffassung wird ein Sakrileg. Bis zur Verteufelung der Vertreter abweichender Auffassungen ist es dann nicht mehr weit.

Zumindest tendenziell gefährdet wird schließlich, drittens, die freiheitsfördernde Trennung von Recht und Moral. Die zuweilen obsessive Fixierung der Politik auf das Grundgesetz findet ihr Pendant in der Vorstellung, dass alle relevanten ethischen und moralischen Fragen in der Verfassung bereits ihre definitive Antwort gefunden hätten, die nur noch dechiffriert werden müssten. Die Verfassung wird so zum »Moralsubstitut«. Genau das aber verkennt, dass ungeachtet aller inhaltlichen Überlappungen nur die prinzipielle Eigenständigkeit von Recht und Ethik die Freiheitlichkeit des Gemeinwesens sicherstellen kann. Andernfalls wäre ein Tugendstaat die unausweichliche Folge. Das Recht ist aber, wie man bei Kant lernen kann, keine Minderform der Sittlichkeit, sondern ein aliud. Durch ihre Vermengung verlören beide Systeme ihren guten Selbststand. Freiheit etwa meint doch, um ein Beispiel für eine systematische Trennung von Recht und Ethik zu nennen, in christlicher Perspektive beileibe nicht das Gleiche wie im verfassungsrechtlichen Sinn der Gewährleistung grundrechtlicher Ansprüche. Auch wenn das Demokratieprinzip heute zu den unantastbaren Prinzipien der staatlichen Ordnung zählt, steht es einer Religionsgemeinschaft frei, ihr Oberhaupt auf Lebenszeit zu bestimmen und mit allen Vollmachten auszustatten.

Bei einer Moralisierung der Rechtsordnung oder umgekehrt einer Juridifizierung der Moral können beide Seiten nur verlieren: Die Identifizierung von Recht und Moral ist ein unverwechselbares Signum totalitärer Staaten. Die Juridifizierung der Moral kolonisiert das individuelle Gewissen und die eigenen ethischen Maßstäbe. Umgekehrt führt die Moralisierung des Rechts regelmäßig dazu, Gruppenmoralen mit staatlicher Zwangsgewalt als allgemein verbindliche Normen durchzusetzen, wie sich das an der BGH-Judikatur aus den 1950er Jahren zur Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in der Familie studieren lässt, die sich umstandslos an der katholischen Soziallehre orientierte.

Das Grundgesetz ist keine Bibel, das politische Leben kein Gottesdienst, der Verfassungsexeget kein Hohepriester. Eine Verfassung hat schon viel, sehr viel, erreicht, wenn sie die Staatsgewalt rechtsstaatlich limitiert, demokratisch legitimiert und die politische wie private Freiheit ihrer Bürger garantiert. Sie auch noch als unerschöpfliche Antwortquelle auf alle Probleme, letzte Sinnfragen eingeschlossen, zu verstehen verkennt sie – und schwächt sie. Wir sollten das Grundgesetz ganz nüchtern als Form friedensstiftender und freiheitsgarantierender Herrschaftsrationalisierung begreifen. Gerade dann bleibt an unserer Verfassung noch genug zu rühmen.

WIDERSPRUCH

Die »Gräfin«?

Es gibt in Deutschland keinen Adel mehr **VON HEIDE BRAUKMÜLLER**

Immer wieder ist in der *ZEIT* vom deutschen Adel die Rede, zuletzt in Gunter Hofmanns Artikel *Das Weltkind* zum 80. Geburtstag von Ralf Dahrendorf *(ZEIT,* Nr. 19/09). Aber den Adel gibt es nicht mehr, und bei größter Hochachtung: Frau Dr. Marion Gräfin Dönhoff war nicht Gräfin, sie hieß so, denn Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Erlauchten sind in Deutschland passé, und das schon seit recht langer Zeit. Es gibt bei uns keine bevorrechtigten Klassen, folglich keinen Adel mehr – gänzlich aufgehoben, weil sich unser Land vor fast 90 Jahren von einer konstitutionellen Monarchie in eine parlamentarische Republik verwandelte.

Die am 11. August 1919 von der Nationalversammlung beschlossene, die sogenannte Weimarer Verfassung, bestimmt durch ihren Artikel 1 mit dem Aufbau des Reiches, dass alle Staatsgewalt vom Volke ausgehe. Überdies besagt sie mit den Grundrechten und den Grundpflichten in Artikel 109 unter anderem die Aufhebung des Adels, der bislang auch nicht wieder zugelassen wurde (bestätigt mit Artikel 3 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland): »Alle Deutschen sind vor dem Gesetz gleich. (…) Öffentlich-rechtliche Vorrechte oder Nachteile der Geburt oder des Standes sind aufzuheben. Adelsbezeichnungen gelten nur als Teil des Namens und dürfen nicht mehr verliehen werden. Titel dürfen nur verliehen werden, wenn sie ein Amt oder einen Beruf bezeichnen; akademische Grade sind hierdurch nicht betroffen.«

Quasi über Nacht wurden aus Edelleuten normale Bürgerliche; sie alle verloren ihre Adelsprädikate, die flugs ihren Familiennamen de jure hinzugefügt wurden. Eindeutig bestimmt die Weimarer Verfassung den vergangenen Adelstitel untrennbar, unverrückbar zum Bestandteil des bürgerlichen Zunamens. Dieser kann nicht mehr gleich einem Adelsprädikat entzogen werden. Dafür stehen ebenso die geltenden Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches, welches in seinem Sachwortverzeichnis das Stichwort »Adel« nicht anführt.

Heide Braukmüller, 68, ist Lehrerin und lebt in Weener (Ems)

Jede Woche erscheint an dieser Stelle ein »Widerspruch« gegen einen Artikel aus dem politischen Ressort der ZEIT, verfasst von einem Redakteur, einem Politiker – oder einem **ZEIT-Leser**. Wer widersprechen will, schickt seine Replik (maximal 2000 Zeichen) an widerspruch@zeit.de Die Redaktion behält sich Auswahl und Kürzungen vor

Foto: Cyrus Saedi für DIE ZEIT

Köpfe der ZEIT:

TOMAS NIEDERBERGHAUS, 45 JAHRE

Der gebürtige Westfale studierte Französisch und Betriebswirtschaft und volontierte bei der *Heilbronner Stimme.* Für die *taz* zog er als Korrespondent nach Prag. Danach holte ihn der *Tagesspiegel.* 2000 kam er zu uns in die »Reise«. Er schreibt Reportagen aus dem Orient und Afrika und testet die schönsten und die gruseligsten Hotels der Welt. Auch das jährlich im Herbst erscheinende Hotel-Spezial konzipiert er. In seinem Buch »Menschen im Hotel« porträtierte er berühmte Hotelliebhaber. In dieser Ausgabe beschreibt er, wie es ist, wenn man zum ersten Mal einen Golfschläger in die Hand nimmt und an der Algarve die Platzreife anstrebt. S. 65

SEINE LESEEMPFEHLUNG: Jens Jessen über »Autos ohne Charakter« **FEUILLETON SEITE 65**

Foto: Bela Szandelszky/AP

Unter der Fahne der Faschisten

VON CHRISTIAN SCHMIDT-HÄUER

Ungarn sieht schwarz. Uniformierte Garden verfolgen Roma und Juden. Armut macht Bürger zu Rechtsradikalen. Der Autor, der das Land seit 40 Jahren kennt, hat es noch nie so verzweifelt erlebt **POLITIK SEITE 3**

Fotos: www.bildarchiv-boden.de; ZEIT-Grafik

Boden speichert Kohlendioxid, liefert Nahrung und ist die Heimat eines faszinierenden Mikrokosmos. Doch der irdische Untergrund ist schwer bedroht – Raubbau und Erosion zerstören die Grundlage des Lebens **WISSEN SEITE 35–37**

POLITIK

2 **Afghanistan** Ein Gespräch mit General David Petraeus über die künftige US-Strategie

3 ▷ **Ungarn** Unter der Fahne der Faschisten

TITEL

4 **Der Papst in Israel** Im Heiligen Land kämpft Benedikt XVI. um sein Pontifikat **VON JAN ROSS UND PATRIK SCHWARZ**

5 **Mission** Über das heikle Verhältnis von Christen und Juden **VON ROBERT LEICHT**

6 **Türkei** Das Massaker von Mardin wurzelt in Blutrache und Kurdenkrieg **VON MICHAEL THUMANN**

CSU Taugt Franz Josef Strauß noch als Vorbild? **VON GUNTER HOFMANN**

7 **Parteien** Die Grünen zwischen Rot und Ampel **VON MATTHIAS GEIS**

8 ▷ **Italien** Berlusconis Ehefrau rettet ihre Ehre – und die ihres Landes **VON BIRGIT SCHÖNAU UND ADAM SOBOCZYNSKI**

10 **1989** Was von der Revolte übrig blieb. Gespräch mit Bürgerrechtlern

12 **Zeitgeist** **VON JOSEF JOFFE**

Protestanten Die Kirche wird jünger, grüner und östlicher **VON JÖRG LAU**

13 **Grundgesetz** Zu viel Ehrfurcht vor der Verfassung schwächt die Demokratie **VON HORST DREIER**

Widerspruch Es gibt in Deutschland keinen Adel mehr **VON HEIDE BRAUKMÜLLER**

19 **Mein Deutschland (8)** High Society: Wie es bei den Schönen und Reichen der alten Bundesrepublik zuging **VON FRITZ J. RADDATZ**

DOSSIER

15 **Integration** Wie Familie Opoku aus Ghana in Hamburg ihren vier Söhnen ein besseres Leben ermöglichen will von **HENNING SUSSEBACH**

20 **Wochenschau** Die türkische Spezialität Raki und ihre Panscher **VON MICHAEL THUMANN**

WOLFRAM SIEBECK Kochwettbewerb

WIRTSCHAFT

21 **Banker** Darf die Zockerei weitergehen? **VON UWE JEAN HEUSER**

Finanzberater Wie die großen Vertriebsfirmen junge Leute anlocken **VON TOBIAS ROMBERG**

22 **AWD** Das große Geschäft als Vertreter? Ein Selbstversuch **VON STEFAN MAUER**

23 ▷ **Fiat** Der hochriskante Plan einer Welt AG **VON DIETMAR H. LAMPARTER UND BIRGIT SCHÖNAU**

24 **Unternehmer** Der tägliche Kampf gegen den Jobabbau

25 **ThyssenKrupp** Tausende Jobs sind gefährdet **VON JUTTA HOFFRITZ**

26 **Twitter** Was Unternehmen sich versprechen **VON KERSTIN BUND**

Virales Marketing Billigwerbung lohnt sich selten

28 **Berufstätige Mütter**
Pro Frauen dürfen Baby und Beruf lieben **VON JUTTA HOFFRITZ**

Contra Die Mutter ist in den ersten Jahren unersetzlich **VON DOROTHEA BÖHM**

29 **Führungskräfte** Chefinnen in Teilzeit – geht das? **VON JONAS VIERING**

31 **Großbritannien** Konservative wollen den Liberalismus beleben

Wie geht's Deutschland? Löcher in den Sozialkassen

32 **Banken** Zerschlagt die Riesen! Ein Interview mit Charles Goodhart

33 ▷ **Wahlkampf** Unhaltbare Steuerversprechen? Kein Grund zum Ärgern **VON ELISABETH NIEJAHR**

Steueroasen Die Regierung muss auch gegen deutsche Banken vorgehen **VON GERHARD SCHICK**

34 **Was bewegt …** den Immobilienunternehmer Anno August Jagdfeld? **VON BURKHARD WETEKAM**

WISSEN

35 **Boden** Die Haut der Erde **VON CHRISTIANE GREFE, TANJA BUSSE, URS WILLMANN**

Forschungspolitik Innovationen sollen aus der Wirtschaftskrise führen **VON ANDREAS SENTKER**

38 **Wer denkt für morgen? (6)** Der Architekt Werner Sobek **VON TOBIAS TIMM**

39 ▷ **Amerikagrippe** Ein Besuch im Lagezentrum des Robert-Koch-Instituts **VON CHRISTIAN HEINRICH**

40 **Technik im Alltag** Die Blobbox für Internetfilme auf dem Fernseher **VON DIRK ASENDORPF**

43 **Wissenschaft** Verrückte Experimente aus dem Labor **VON RETO SCHNEIDER**

45 **KinderZEIT** Die Eichhörnchen kriegen jetzt Junge **VON SUSANNE GASCHKE**

46 ▷ **Zeit zum Vorlesen** Der Froschkönig **VON ANNIE M. G. SCHMIDT**

FEUILLETON

47 ▷ **Warenwelt** Wenn Opel und Fiat fusionieren, geht das Artensterben weiter **VON JENS JESSEN**

Nationalkultur Gut, dass »Westkunst« und Einheitsdenkmal scheitern **VON FLORIAN ILLIES**

49 **Kino** Das Internetportal The Auteurs revolutioniert das Kino **VON KATJA NICODEMUS**

50 **Erinnerungsliteratur** Die Kriegskinder Europas **VON ELISABETH VON THADDEN**

51 **Roman** Arnold Stadler »Salvatore« **VON ANDREAS MAIER**

52 **Sachbuch** Judith Butler »Die Macht der Geschlechternormen«/ »Krieg und Affekt« **VON W. TRAPP**

Autobiografie Tracey Emin »Strangeland« **VON CHRIS KÖVER**

53 ▷ **Erzählungen** Angelika Klüssendorf »Amateure« **VON GABRIELE KILLERT**

Roman Jürgen Wertheimer »Als Maria Gott erfand« **VON ROLF VOLLMANN**

54 **Theater** Ein Gespräch mit dem Regisseur Jürgen Gosch und dem Schauspieler Ulrich Matthes

56 **Oper** Neue Stücke von Salvatore Sciarrino und Wolfgang Rihm **VON VOLKER HAGEDORN**

Indien Ein Gespräch mit dem Bollywood-Superstar Aamir Khan

57 **Nazi-Raubkunst** Wem gehört der Welfenschatz in Berlin? **VON STEFAN KOLDEHOFF**

58 **Pooh's Corner** **VON HARRY ROWOHLT**

Karikatur Zum 80. Geburtstag von Hans Traxler **VON BENEDIKT ERENZ**

Fotografie Eine Ausstellung tschechischer Künstler in Bonn **VON MILAN CHLUMSKY**

59 **ZEIT-Museumsführer (1)** Die Kunsthalle in Karlsruhe **VON HANNO RAUTERBERG**

Kunstmarkt Das »Gallery Weekend« in Berlin

62 **Mitarbeiter der Woche** Der Regisseur Sam Mendes **VON PETER KÜMMEL**

Beilage: Kultursommer

REISEN

63 **Mexiko** Mexico City und zurück: Die Angst fliegt mit **VON KARIN CEBALLOS BETANCUR**

64 **Hoteltest** Kempinski Palace Portoroz, Slowenien **VON PATRICIA ENGELHORN**

65 ▷ **Portugal** Golf für Anfänger

67 **Magnet** Frisch vom Markt

CHANCEN

SPEZIAL HOCHSCHULRANKING

69 ▷ **Medizin** Studiengänge mit hohem Praxisanteil sind beliebt **VON CHRISTIAN HEINRICH**

70 **Studienwahl** Warum Ranglisten hilfreich sein können **VON THOMAS KERSTAN**

71 **Ergebnisse 2009** Wie die Universitäten in Medizin, Informatik und den Naturwissenschaften abgeschnitten haben

ZEITLÄUFTE

84 **Kaiserreich** Im Mai 1909 starb in Berlin Friedrich von Holstein, die Graue Eminenz des Kaiserreichs, der große Unbekannte, der Dämon im Auswärtigen Amt **VON GERD FESSER**

RUBRIKEN

2 Worte der Woche

33 Macher und Märkte

40 ▷ Stimmt's?/Erforscht und erfunden/Technik im Alltag

44 LESERBRIEFE

48 Der Augenblitz/Was mache ich hier?/Mosaik/Diskothek

51 Gedicht / Wir raten zu

52 Vom Stapel

62 ▷ Wörterbericht/Tatort
Das Letzte
Impressum

20

7. Mai 2009

ZEIT MAGAZIN

Foto: Olaf Unverzart (bilder aus dem iran)

Ein Land hinterm Schleier: Der Fotograf Olaf Unverzart konnte zwei Wochen lang durch den Iran reisen

Frisch gestrichen: ZEIT-Autoren überlegen, worauf sie notfalls verzichten könnten

Warum machen Sie das? Gedankenleser Thorsten Havener hält seine Fähigkeiten nicht für übersinnlich – und doch sind sie ihm ein Rätsel

ZEIT ONLINE

Foto: Arno Declair/Berliner Festspiele

STOFF ZUM DENKEN
In Berlin treffen sich die wichtigsten deutschen Theatermacher und beleuchten den Zustand unserer Welt.
ZEIT ONLINE begleitet das Festival in Text, Bild und Video
www.zeit.de/theatertreffen

STUDIEREN – ABER WAS UND WO?
Mehr als 2000 Fachbereiche und 250 Universitäten – das neue Hochschulranking ist online
www.zeit.de/hochschulranking

Die so ▷ gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im »Premiumbereich« von ZEIT.de unter www.zeit.de/audio

ANZEIGEN IN DIESER AUSGABE
Link-Tipps (Seite 18), Spielpläne (Seite 40), Museen und Galerien (Seite 60), Bildungsangebote und Stellenmarkt (Seite 70)

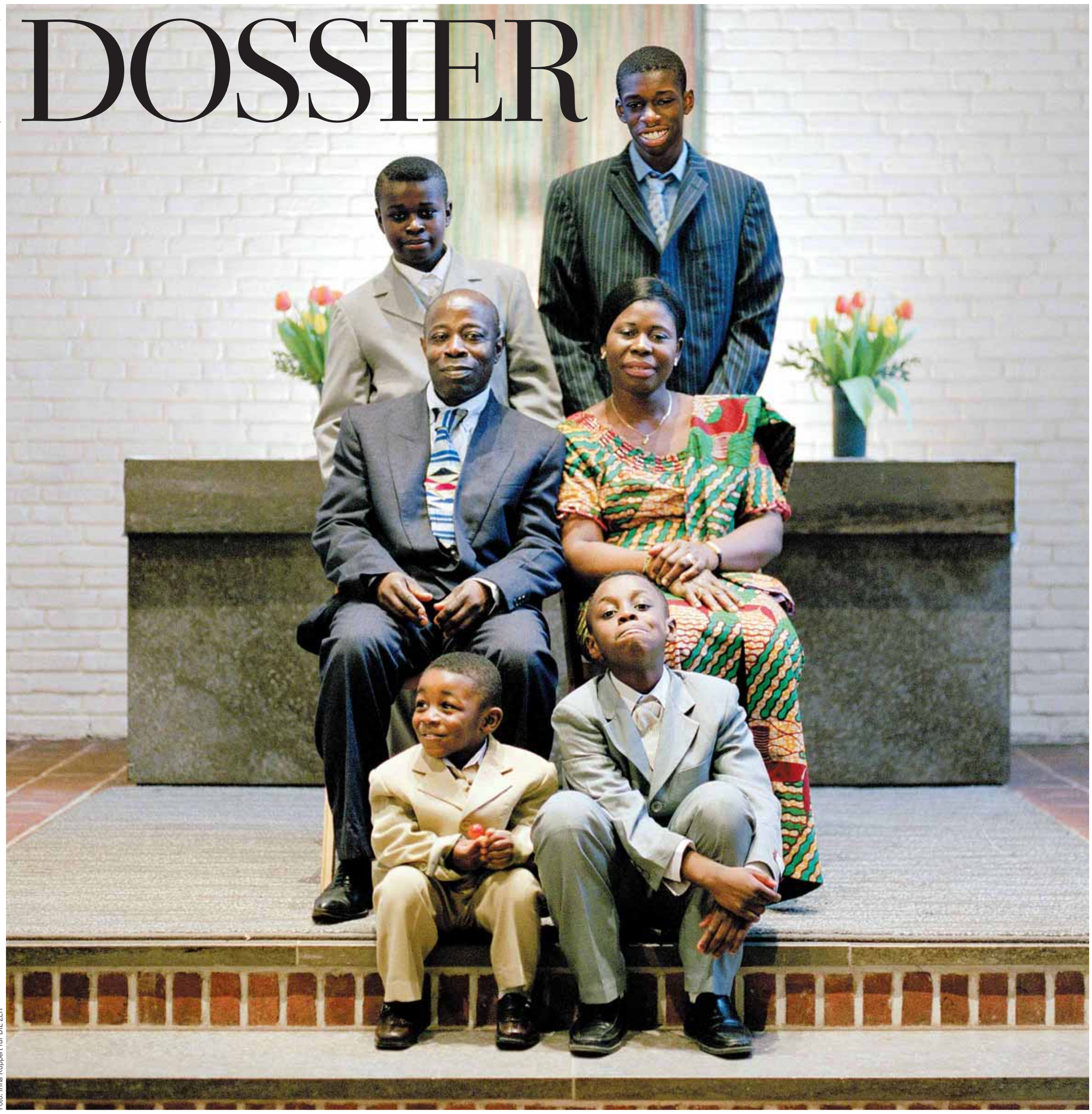


Foto: Irina Ruppert für DIE ZEIT

JEDEN SONNTAG besucht Familie Opoku den Gottesdienst: Godwin, Felix, Samuel, Mavis, Raphael und Winfried (von links oben nach rechts unten)

Die Opokus von nebenan

Eine Familie aus Ghana: Der Vater putzt in der Hamburger Oper, die Mutter in einem Einkaufszentrum. Ihre vier Söhne sollen es in Deutschland einmal besser haben. Deshalb tun die Eltern etwas, was kein Nachbar begreift: Sie schicken ihre Kinder auf eine Privatschule **VON HENNING SUSSEBACH**

Da ist ein Mann auf seinem Weg zur Arbeit, wie leicht kann man ihn übersehen. Es ist noch dunkel, kurz nach vier, als er mit bedächtigen Schritten die Treppen zum U-Bahnhof Rauhes Haus hinabsteigt. Die Sohlen seiner Turnschuhe quietschen leise auf den Kacheln, auf dem Bahnsteig in Richtung Innenstadt stellt er seine Tasche ab. Er trägt eine dunkle Lederjacke und eine schwarze Jogginghose. Seine Schirmmütze ist tief in die Stirn gezogen, fast wie ein Visier. Nichts Auffälliges ist an ihm. Bis auf seine schwarze Haut.

Samuel Kwasi Opoku, geboren am 25. Januar 1948 in Ghana, ein kräftiger, nicht sehr großer Mann vom Stamme der Ashanti, betritt diesen Bahnhof im Hamburger Osten als Nachtgestalt. Wie ein stummer Alltagskomparse steht er am Gleis und wartet. Allein mit sich und seinen Gedanken, die in der Bleischwere einer ausklingenden Nacht immer zweifelnder sind als später, am Tag, wenn die Hektik seine Fragen erstickt. Ist das, was er hier tut, das, was er tun wollte? Und was werden seine Söhne machen, wenn sie einmal erwachsen sind?

Wer einen Doktortitel hat, der ist oben. So sieht Samuel Opoku die Welt

Im Fernsehen hört Samuel Opoku die deutschen Politiker manchmal von »Integration« reden. Vor allem, wenn Kinder im Alter seiner Söhne wieder Mist gebaut haben. Aber was erwarten diese Politiker von ihm, von Samuel Opoku? Vor 27 Jahren ist er in Hamburg angekommen, fast ebenso lange stellt er sich diese Fragen. Nur kann sie niemand hören, weil Samuel Opoku sie niemals ausspricht. Sein Deutsch ist immer noch zu schlecht.

Der Zug fährt ein und nimmt ihn mit zum Jungfernstieg, aus dem rauen Stadtteil Horn in Hamburgs feine Mitte. Es ist fünf Uhr, als Samuel Opoku im Keller der Hamburgischen Staatsoper Eimer, Mülltüten und Duftreiniger auf einen Putzwagen stapelt und noch einige Lappen dazu, blaue für die Tische, rote für die Toiletten.

Es wird dann sechs, als auch seine Frau Mavis, schwarz wie Samuel, die kleine Mietwohnung in Hamburg-Horn verlässt, um Raphael, den Zweijährigen, zum Kindergarten zu bringen. Ehe dann auch sie zu putzen anfängt, in einem Einkaufszentrum nah der Alster.

Es wird dann sieben, wenn im Flur derselben Wohnung das Telefon klingelt, weil die Opokus Tag für Tag mit einem Anruf von der Arbeit ihre drei älteren Söhne wecken, Godwin, Winfried und Felix, den Großen, der dann seinen MP3-Player anstellt, um beim Zähneputzen Rap von P. Diddy zu hören, während Godwin und Winfried aus ihrem Etagenbett klettern und sich Hosen, T-Shirts und Pullover suchen in einem Zuhause, das auf den ersten Blick nichts als Unordnung und Enge ist. Wo Handtücher über Türen trocknen, auf dem Boden Wäsche liegt und sich Schuhe stapeln, überall.

Es wird dann acht, wenn die drei Jungen das Treppenhaus hinunterhasten, vorbei an den Klingelschildern der Pinis, Sahins, Singhs, vorbei an der Aldi-Filiale, über die vierspurige Horner Landstraße und hinauf zur Schule in den stillen Horner Weg. Es gibt dort zwei: die Gesamtschule mit 70 Prozent Ausländeranteil. Und die Schule der Opoku-Kinder: die Wichern-Schule mit etwas mehr als 20 Prozent Ausländeranteil. Mit 1500 Schülern ist sie die größte evangelische Privatschule in Norddeutschland.

Der Vater putzt seit drei Stunden, wenn seine Söhne dort, oft etwas zu spät, an ihre Pulte stürzen. Winfried, der Zweitklässler. Godwin, der Sechstklässler. Und Felix, der Zehntklässler, der ins backsteinerne Paulinum hetzt, einen kirchenartigen Schulbau aus der Kaiserzeit, an dessen Portal die Namen früherer Abiturienten in Messing gefräst sind.

Samuel Opoku hofft, dass diese Schule eine Antwort ist auf jene Fragen, die ihm durch den Kopf gehen. Dass ihr Portal das Tor wird, durch das seine Kinder es nach Deutschland schaffen. Söhne eines putzenden Afrikaners, aus denen Juristen oder Wirtschaftswissenschaftler werden. Am liebsten aber Ärzte. *»Doctors«*, dieses Wort intoniert Samuel Opoku voller Ehrfurcht. Wer Arzt ist, ist oben. Deshalb wolle er, dass sie lernen. Damit sie nicht tun müssen, was er tut. Damit sie nicht werden, was er ist. In Samuel Opokus Worten heißt das: *»I tell them to study hard. To have a better life.«*

Felix, geboren am 27. März 1993 in Hamburg, sitzt in der Schule in der ersten Reihe links außen. Ein stiller Junge mit Kapuzenpulli und weißen Turnschuhen. Er ist groß und schmal, in seinen dunklen Augen liegt etwas Suchendes. Und in seinen Zügen kündigt sich eine Ähnlichkeit zum Vater an.

Der älteste Sohn geht aufs Gymnasium – er darf keine Freundin haben

Im Paulinum stehen neun Stunden an. In Raum P.05 sortieren 21 Schülerinnen und Schüler ihre Taschen und sich selbst. Die Pubertät hat den Jungen die Stimmen aufgeraut und die Mädchen plötzlich zu Frauen geformt. Manchmal werfen die Jungen befangene Blicke. Die zehnte Klasse ist eine Schicksalsstufe. Kinder verwandeln sich in Erwachsene. Und mit dem nächsten Zeugnis entscheidet sich, welchen Weg sie nehmen, ob sie den Sprung in die Oberstufe schaffen, zum Abitur. Eine Arbeit folgt der nächsten, Englisch, Deutsch, Französisch, Mathematik. Vorn an der Tafel steht Victor Rengstorf, der Klassenlehrer, in Jeans und dunklem Sakko. 30 Jahre in der Schule haben seine Stimme geschliffen, wie ein Messer durchschneidet sie das Gemurmel der Schüler. »Können wir jetzt anfangen?« Es ist mehr Feststellung als Frage. Die Religionsstunde beginnt.

Es geht um Ostern, um die Auferstehung Jesu und die Vorstellungen der Christen von einem Leben nach dem Tod. Es sind meist Mädchen, die sich melden. Die Jungen verbringen die Stunde hinter verschränkten Armen. Rengstorf spricht den Test durch, den er vorige Woche hat schreiben lassen. *Worin unterscheidet sich die älteste Auferstehungsgeschichte, die des Paulus, von den späteren? Alle vier Evangelisten schildern die Auferstehung – worin sind sich alle einig? Was war das Fischwunder? Wie stellt sich Matthäus das Jüngste Gericht vor? Nach welchen Kriterien kommt der Mensch laut Matthäus in den Himmel?*

»Der unglaubliche Thomas, lieber Max, ist übrigens der ungläubige Thomas«, sagt Rengstorf.

Unter Gelächter gibt er die Tests zurück. In der Klasse erhebt sich »Und was hast du?«-Geschnatter. Felix hat eine Drei minus. Er lächelt seine Enttäuschung weg. Dann dreht er das Blatt um.

In den Reden der Politiker sind die Opokus »Menschen mit Migrationshintergrund«. Sechs von 15 Millionen. Sie machen fast 20 Prozent der in Deutschland lebenden Menschen aus und bekommen ein Drittel aller Kinder. Eine Minderheit kann man sie nicht mehr nennen, zur Mitte der Gesellschaft gehören sie trotzdem nicht: Sie sind fast doppelt so oft arbeitslos wie Deutsche, ihre Kinder verlassen die Schulen häufig ohne Abschluss. Und hinter den Debatten um Drogendealer und Ehrenmorde sind ihre Lebensgeschichten oft vergessen worden.

Es war 1982, im Sommer, als sich Samuel Opoku im Hamburger Hafen von einem Kakaofrachter stahl, weil er teilhaben wollte an dem Reichtum, den er so oft aus Afrika in alle Welt gefahren hatte. Und weil das Wort »Deutschland« für ihn nach Wohlstand klang, ging er hier von Bord. Er lief in die Stadt mit nichts als einem Hemd, einer Hose und seiner Zuversicht: Samuel Opoku, frommer Sohn eines Goldschmieds, Bruder von neun Geschwistern, plante einen Sturmlauf in den reichen Norden – und nach wenigen Jahren eine triumphale Rückkehr, mit Geld für einen Supermarkt zu Hause in Berekum.

Es ist nicht so gekommen. Bis heute gehört Samuel Opoku zum unsichtbaren Servicepersonal der Stadt, gemeinsam mit Tatjana aus der Ukraine,

Fortsetzung auf Seite 16

Fotos: Irina Ruppert für DIE ZEIT (S.16 u. S.17)

SAMUEL OPOKU frühmorgens in der Hamburger Oper. Sein Sohn **FELIX** in der Schule

Die Opokus von nebenan

Fortsetzung von Seite 15

Folly aus Togo und Dionisia aus Venezuela putzt er die Oper, fegt den Orchestergraben, wischt den Ballettsaal, saugt die Samtsessel im Zuschauerraum. Wenn er sich allein wähnt in den Fluren, befeuert er sich mit Kirchenliedern: *»On the mountain, in the valley, on the land and in the seas – hallelujah, the lord is mine.«* Samuel Opoku singt mit vollem Bariton, er gießt Wasser aufs Linoleum und verteilt es mit dem Mopp, in engen Kreisen, nah am Körper, immer aufrecht, damit abends der Rücken nicht schmerzt. Sein Putzen sieht aus, als tanze er auf einem Spiegel. Seine Arme, stark und sehnig, künden noch von seiner Jugend. Seine Hände sind rissig von Wasser und Seife, Müdigkeit hat seine Augen verschattet. Er ist jetzt 61 Jahre alt.

Sieht er im Spiegelbild den, zu dem er werden wollte?

Samuel Opoku hat lange über seine Antwort nachgedacht. Er hat mit seiner Frau und seinen Söhne beratschlagt, ob die Öffentlichkeit ihre Geschichte hören soll. Er hat die Anteile von Stolz und Scham in seinem Leben abgewogen. Und er hat dann zugestimmt, vielleicht auch aus der Überraschung, dass sich nach 27 Jahren jemand für ihn interessiert. Doch in seiner warmen Stimme, die zwischen Deutsch und Englisch mäandert, schwingt kein Groll mit, sondern die Ergebenheit eines Mannes, der sich damit abgefunden hat, dass aus seinem Sturmlauf ein Alltag voller Trippelschritte wurde.

Samuel Opoku kann sich heute noch wundern über das Land, dem er damals seine Zukunft anvertraut hat: Hier laufen Menschen und Hunde, mit Leinen verbunden, durch die Straßen. Hier geben Kinder ihre eigenen Eltern in sogenannte Altersheime; das erzählten ihm sehr bald andere Ghanaer, die dort Teller sauber kratzten und Matratzen wendeten. Hier rennen die Menschen zu den Haltestellen – und ärgern sich dann, dass der Bus noch nicht da ist. Samuel Opoku kommt immer wieder ein Sprichwort aus seiner Heimat in den Sinn: »Ihr Europäer habt die Uhren, wir Afrikaner haben die Zeit.«

Und er staunt noch heute über die Stille überall, auf den Straßen, in den Läden, in den Zügen. Darüber, dass die Deutschen seinen Blicken ausweichen. Und nicht nur seinen, »sie haben ja sogar Angst, miteinander zu reden«. Ihre Kneipen haben Vorhänge aus Leder. Ihre Gärten sind den Straßen abgewandt. Nach acht Uhr sind ihre Städte leer, dann flackert hinter den Gardinen das kalte Licht der Fernseher. Und als Samuel Opoku seine Söhne zum Aschenplatz des Horner TV brachte, weil Deutschsein doch vor allem Fußballspielen heißt, waren da fast nur Türken, Russen und Kroaten.

Er war in ein sprachloses Land geraten, wie sollte er da reden lernen? Außerdem musste er doch arbeiten. Und auch bei seiner Arbeit sind ja keine Deutschen, sondern nur Tatjana, Folly und Dionisia.

So sieht es Samuel Opoku, der die Deutschen bis heute eigentlich nur über den Müll kennt, den sie fallen lassen und den er wieder aufhebt, bei Schuhe Görtz und Brille Fielmann, in den Büros der Volksfürsorge und in der Oper. Er kennt ihre Brillen, die sie auf den Schreibtischen vergessen, ihre Mäntel, die sie in Garderoben hängen lassen, und ihre Liebe zu Laugenbrezeln, die ihn verzweifeln lässt: all die Körner und Krümel, die er Nacht für Nacht aus den Teppichen der Oper kratzt.

Doch Samuel Opoku hat vor Jahren schon begriffen, dass es für die Familie eines Einwanderers nur einen Weg gibt, um wirklich nach Deutschland zu gelangen, in die Logenplätze der Theater, in die Gärten hinter den Häusern, an die Schreibtische in den Büros. Einen Weg, auf dem seine Söhne jetzt die Schritte machen sollen, die ihm nicht gelungen sind. Den Weg, der zur Bildung führt. *»The little that I know, I have to give it to them«*, sagt Samuel Opoku tief im Bauch der Oper.

»Das wusste ich noch gar nicht.« Diesen Satz sagt Felix ziemlich oft, seit sein Vater sich entschlossen hat, aus seinem Leben zu berichten. Es ist, als habe sich ein tiefer Spalt geöffnet. Ein Schiff? Seine Eltern erzählen ja nicht einmal von ihrer Arbeit. Nur manchmal hört Felix sie abends miteinander reden, leise, auf Twi, in ihrer Muttersprache. Daher weiß er, dass ihnen der Rücken schmerzt, die Arme, die Gelenke. Aber sein Vater – ein Abenteurer, der vom Schiff ging? Die Söhne wussten nichts von dem Moment im Hafen, in dem ihr Vater Schicksal spielte, auch für sie. Der Vater hat es nie erzählt, die Söhne haben nie gefragt. Als sei keine Zeit für einen Blick zurück gewesen, alles immer nur ein Vorwärts in eine bessere Zukunft.

Samuel Opoku aus der Sicht seines ältesten Sohnes: Das ist ein Vater, hinter dessen Strenge Felix erst allmählich die Fürsorge erkennt. »Er will immer, dass wir alles richtig machen.« Deshalb holt der Vater nach der Arbeit *Die Wilden Fußball-Kerle* aus der Stadtbücherei und bittet seine Kinder zum Diktat. Deshalb lässt er sich die Hausaufgaben zeigen, Abhandlungen zum *Sandmann* von E.T.A. Hoffmann, die er kaum versteht. Deshalb sollen sie mit ihm Schach spielen und dürfen nur am Wochenende an die Playstation. Deshalb darf Felix, der 16-Jährige, erst eine Freundin haben, wenn das Abitur geschafft ist. Deshalb sollen sich die Söhne fernhalten von all den Ausländern in Horn, denn, so sagt der Vater seinen Söhnen, »zu viele Ausländer machen zu viel Scheiße«. Deshalb ist Samuel Opoku aus gleich zwei Gründen froh, dass Felix der einzige Schwarze in Klasse 10 G4 der Wichern-Schule ist: Es macht ihn stolz. Und es erleichtert ihn.

Der Psychotherapeut spricht von einem Stadtteil »voller Angst und Depression«

Nun hat Felix diese Drei in Religion, ausgerechnet Religion. Auf seinem Halbjahreszeugnis hatte er in Biologie und Französisch eine Fünf. Er ist ins Wanken geraten. Er darf jetzt nicht auf die falsche Seite kippen.

Felix hat von seinem Vater gelernt, dass alles aus zwei Hälften besteht, *»right«* und *»wrong«*, *»good«* und *»bad«*. Sogar mit Hamburg ist das so. Es ist, als verlaufe eine gesellschaftliche Wasserscheide durch die Stadt: Die Reicheren fahren vom Hauptbahnhof aus nach Westen, nach Rotherbaum, Othmarschen und Blankenese. Die Ärmeren fahren nach Osten, nach Billstedt, Mümmelmannsberg und Horn.

Die Geschäfte hier haben freudlose Namen, Biershop, Änderungsstube, Bakir Allgemeine Zeitarbeit. Nur Sein, kein Schein. Horn ist kein Viertel, in dem es für Neugeborene T-Shirts mit dem Aufdruck »Abi 2027« gibt. Samuel Opoku lebt hier, weil die Wohnungen billig sind. Der Preis, den er dafür zahlt, ist die Sorge um seine Söhne in diesem Meer von Menschen.

In der angejahrten Gesamtschule kleben an den Toilettentüren Plakate mit Notrufnummern für »Opfer von häuslicher Gewalt und Zwangsheirat«. Pro Familia bietet Sexualkunde für muslimische Mädchen an, zur Schulzeit, damit ihre Väter nichts davon erfahren.

In einer kleinen Praxis an der Washingtonallee erzählt Erich Schröder, Allgemeinarzt und Psychotherapeut, von einem Stadtteil »voller Angst und Depression«, in dem er seinen Patienten manchmal jede Zuversicht entgleiten sieht. Er lernt sie als junge Familien kennen, »Türken und Farbige voller Begeisterung für ihre Kinder, alles an ihnen sagt: So wie du bist, bist du in Ordnung.« Die Deutschen im Viertel hingegen, unter ihnen viele mit Alkoholproblemen, vermitteln den Kleinen das Gegenteil: »Du bist lästig.« Aber wenige Jahre später, sagt Schröder, sitzen die türkischen und afrikanischen Eltern »mit Schmerzen im Bewegungsapparat« in seinem Wartezimmer. Ihre Kinder, vor allem die jungen Türken, kommen mit Kopf- und Bauchschmerzen, »typischen Präsentiersymptomen«, hinter denen Schröder pure Angst diagnostiziert: vor den Vätern, vor der eigenen Schwäche. Und die Afrikaner, das liest er aus ihren Blutproben, »rauchen Haschisch wie die Teufel«.

Im Polizeirevier Billstedt, das auch für Horn zuständig ist, sagt dem Dienststellenleiter Kondoch seine Erfahrung, dass für die Kinder in den Straßen ein Messer eigentlich keine Waffe mehr ist, sondern »allgemeines Statussymbol«. Dass bei manchen Schlägereien niemand mehr einschreitet, weil die Jugendlichen lieber alles mit ihren Handys filmen. Und dass seine Kollegen im Polizeicomputer mittlerweile phonetisch nach Namen suchen können, weil kein Deutscher mehr weiß, wie sich all die Schläger, Dealer und Ladendiebe schreiben, nach denen sie gerade fahnden. Mit 33 000 Einsätzen im Jahr ist das Polizeikommissariat 42 die einsatzstärkste Dienststelle in Hamburg. In der Asservatenkammer liegen Messer, Axtstiele, Hantelstangen, Schraubenzieher, Zangen, Hockeyschläger – fast alles, womit man einander fertigmachen kann.

In der Kindertagesstätte Blostwiete, einem unscheinbaren Bungalow zwischen Mietshausriegeln, erzählt die Erzieherin Marina Buske, wie oft ihr Eltern sagen, sie hätten keine fünf Euro für einen Ausflug. Und dass andere diese fünf Euro in Raten abzahlen. »Bitte und Danke sagen, den anderen ausreden lassen, montags nicht das Wrestling nachspielen, das sie sonntags im Fernsehen gesehen haben«, dieses »Hinterhererziehen« sei Alltag in Hamburg-Horn. Kinder, die mühsam lernen müssen, mit einer Gabel zu essen. Und die sich fürchten in der Stille eines Museums.

Marina Buske weiß noch, wie 1993 das Ehepaar Opoku vor ihr stand. Vater und Mutter, in ihren Armen ein Kind namens Felix, in den Augen Zuversicht und Vertrauen, wie es selten geworden ist in Horn. Beide Opokus gingen putzen. Die Mutter brachte Felix ganz früh, »noch halb schlafend«, der Vater holte ihn nachmittags wieder ab. Einmal, als der Vater warten musste auf seinen Sohn, ist er dabei eingenickt.

Marina Buske erinnert sich an Felix als ein Kindergartenkind, das die Geschichten aus der Bibel kannte und Schach spielen konnte, das Streit aus dem Weg ging und sich vor seinem eigenen Blut fürchtete, aber erzählte, sein Vater wolle, dass es Arzt werde. Manchmal lieh sie Felix Spielsachen, die er mochte und für die aber das Geld zu Hause nicht reichte. Zu den Weihnachtsfeiern erschien der Junge im Anzug.

Für die Erzieherin waren das alles Gründe, sich zu freuen. Und sich Sorgen zu machen. Felix erschien ihr »zu ergeben« für ein Leben in Horn. »Er wäre nie auf die Idee gekommen, mal in den Bonbontopf zu greifen.« Sie fürchtete, dass Felix nicht robust genug sein würde für die Gesamtschule. Er würde zerbrechen, wie so viele. Wie könnte sie Felix helfen, über die Zeit im Kindergarten hinaus? Marina Buske dachte an die Schule ihrer eigenen Kinder, die Wichern-Schule, in der die Religion »der Mittelpunkt des Lebens« sei. »Ich dachte, das passt.«

Samuel Opoku hatte noch nie etwas gehört von dieser »Wichern-Schule«. Doch Frau Buske, an die er sich so gut erinnert wie sie sich an ihn, erzählte Samuel Opoku vom »aktiven evangelischen Leben« dort, von der Schulpastorin und den wöchentlichen Andachten.

Endlich war da etwas, das Samuel Opoku bekannt vorkam. Eine Schnittmenge zwischen ihm und Deutschland, das ihm bis dahin als Land ohne Eigenschaften erschienen war.

Die Wichern-Schule liegt in Horn wie eine Insel der Hoffnung oder wie eine elitäre Unverschämtheit – je nach ideologischer Sicht der Dinge. Schon ihre Lage in einem Park unter hohen, alten Bäumen hebt sie aus dem Grau des Stadtviertels heraus. Kleine Reetdachhäuser, das himmelstürmende Paulinum und schlichte Nachkriegsbauten fügen sich zu einem Campus, aus dem sich Entstehen und Wachsen der Schule ablesen lassen. Horn lag noch vor den Toren Hamburgs, als der Theologe Johann Hinrich Wichern hier 1833 das Rauhe Haus gründete, ein Rettungsdorf für verwahrloste Kinder eines neuen Stadtproletariats. 1874 wurde das Paulinum eingeweiht, bis heute Kern der Schule, die jedes Jahr Reisegruppen nach Taizé schickt und alle Zehntklässler zu einem sozialen Praktikum in Altersheimen, Suppenküchen, Krankenhäusern verpflichtet. Jüngere Schüler bekommen ältere Schüler als Tutoren zur Seite gestellt. In der Oberstufe heißt der Leistungskurs Geografie »System Erde – Mensch« und der Leistungskurs Biologie »Mensch – Natur – Forschung«. Das klingt weich, doch die Lehrer hier gelten als streng und fordernd.

»Man soll keine Fünf haben«, sagt Felix Opoku, als sei es das elfte Gebot

Die Wichern-Schule und die Gesamtschule in Horn sind nur durch den schmalen Horner Weg getrennt, der wie eine Demarkationslinie zwischen zwei Schülerschaften und zwei Bildungskonzepten verläuft. Es gibt hin und wieder Prügeleien, die immer die Gesamtschüler gewinnen. Wie auch die regelmäßigen Fußballspiele. Dem Direktor der Gesamtschule fällt es leicht, seine Schüler ansonsten als schuldlose Verlierer zu beschreiben, als Opfer eines ärgerlichen Systemkampfes. Die Schule auf der anderen Seite der Straße sei eben privat. Eine, die sich die besten Kinder aussuchen könne. Und die anderen sich selbst überlasse.

Privatschule. Für Samuel Opoku klang das anfangs unerreichbar fern. Aber er hat bald gemerkt, dass das Wort »privat« eine Täuschung ist. Die Schule seiner Söhne ist keine Schule für die Reichen, denn die Reichen scheuen dieses Viertel. Für die 112 Gymnasialplätze gibt es jährlich etwa 160 Anmeldungen. Auf dem Campus sind eine Grundschule, eine Hauptschule, eine Realschule und ein Gymnasium verteilt. Die Wichern-Schule nimmt Magersüchtige auf, Schüler mit psychischen Störungen aus dem Universitätsklinikum Eppendorf. Sie ist eine Privatschule, die sich sogar der Putzmann Samuel Opoku leisten kann. Er zahlt pro Monat 80 Euro für seine drei Söhne.

Samuel Opoku hat sich oft gefragt, warum die Nachbarn seine Begeisterung über diese Schule nicht teilen. Wieso viele nicht einmal wissen, dass es sie gibt, nur fünf Gehminuten von seinem Zuhause entfernt. Inzwischen glaubt er die Antwort zu kennen: Die Wichern-Schule teilt nicht die Kinder von Horn, sie teilt deren Eltern – in solche, die noch für die Zukunft ihrer Töchter und Söhne kämpfen. Und in solche, die das nicht mehr tun. Oder die nicht bereit sind, sich auf eine Schule einzulassen, die ihnen etwas abverlangt, die etwas präsentiert, woran es Deutschland so sehr fehlt: eine Haltung. *»Discipline and respect.«* So sieht es Samuel Opoku. Einmal in der Woche müssen alle Schüler in die Andacht, auch die Muslime, Juden und Atheisten. Die Eltern sollten das »in neutralem Wohlwollen« mittragen, sagt die Direktorin. Mehr verlangt sie nicht, es solle ja jeder bei seinem Glauben bleiben.

Doch so viel Anpassung ist vielen schon zu viel.

Und die 80 Euro, sagen Samuel Opokus Nachbarn, die könne er doch besser für später anlegen. *»So do I«*, antwortet er dann, »mache ich doch.« Und seine Stimme bricht vor Zorn.

Felix ahnt, dass er und seine Brüder ihrem Vater etwas zurückzuzahlen haben. Nicht die 80 Euro, sondern einen Lohn für 27 Jahre. »Man soll keine Fünf haben«, sagt Felix, als sei es das elfte Gebot. Für ihn wiegt jede Note schwerer als für die meisten Klassenkameraden. Denn sie bewertet ihn nicht nur als Schüler, sondern auch als Sohn.

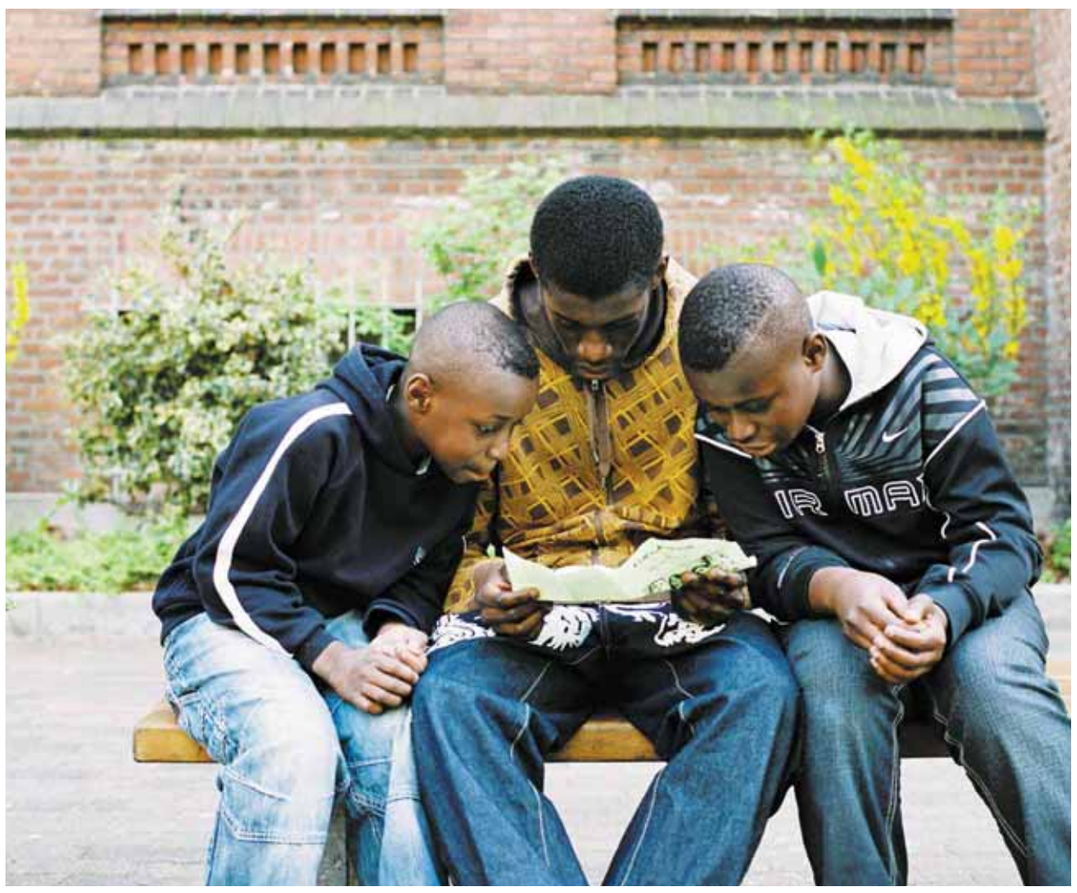
Anteil von Menschen mit **MIGRATIONSHINTERGRUND** nach Bundesländern

Ungleiche Startbedingungen

Wie weit bringen es Migranten in Deutschland?

Migranten / Einheimische, alle Angaben in Prozent	**Migranten-anteil gesamt...**	... davon mit deutscher Staatsbürger-schaft	... davon in bikulturellen Ehen	ohne Bildungs-abschluss		Schüler der gymnasialen Oberstufe		(Fach-) Hochschul-reife		Erwerbs-tätige		Jugend-erwerbs-losen-quote		Hausfrauen-quote		Selbst-ständige		Vertrauens-berufe (z. B. Arzt oder Lehrer)		Beschäftigte im öffent-lichen Dienst		Abhängige von öffentlichen Leistungen	
Hamburg	**25**	49	23	**14**	**2**	**26**	**35**	**39**	**56**	**66**	**78**	**24**	**11**	**31**	**17**	**11**	**13**	**7**	**20**	**9**	**17**	**18**	**9**
Deutschland	**18**	52	23	**13**	**1**	**24**	**27**	**32**	**38**	**68**	**75**	**20**	**14**	**32**	**20**	**10**	**11**	**7**	**17**	**11**	**21**	**15**	**8**

ZEIT-Grafik/Quelle: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, Datengrundlage: Mikrozensus 2005



MAVIS OPOKU, fotografierend in der Kirche. **FELIX UND SEINE BRÜDER** Winfried (l.) und Godwin auf dem Schulhof

»Ich habe manchmal so ein komisches Schuldgefühl, weil meine Eltern selber ja nicht glücklich sind.«

Wenn seine Brüder bei den Hausaufgaben nicht weiterwissen, hilft Felix ihnen. Wenn er selber nicht mehr weiterweiß, sucht er nach Antworten im Internet. Sein kleines Zimmer sieht aus wie die Schlafstätte eines Arbeiters auf Montage: ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Kleiderschrank und ein Poster der Fußballer von Arsenal London. Hier hat sich noch kein Leben abgelagert, nichts, was schon in eine Richtung weisen würde. Felix ist der Vorarbeiter seiner Brüder. Er wird ihnen den Weg weisen, so oder so. Ob er scheitert oder siegt, für Godwin, Winfried und Raphael ist er das Vorbild. Es ist, als habe er ein Ehrenamt übernommen. Das des Integrationsbeauftragten der Familie Opoku.

Vor ein paar Jahren, beim Fußball, stand es zur Halbzeit 0 : 6, und Haluk, der türkische Torwart, ist damals einfach abgehauen. Da stellte sich Felix zwischen die Pfosten. Ihm flogen die Bälle um die Ohren, viermal musste er hinter sich greifen. Aber er ist im Tor geblieben, bis heute.

Wenn Felix nachmittags aus der Schule nach Hause kommt, sitzt der Vater oft auf dem schwarzen Ledersofa, das zu groß wirkt für das kleine Wohnzimmer. »Wie war es?«, fragt er dann. »Gibt es Neuigkeiten? *Tell me!*«

Die Wohnung, in der zunächst nur Unordnung und Enge zu erkennen waren, besteht bei näherem Hinsehen aus Details, die leicht zu lesen sind. Das Bild vom Abendmahl über dem Fernseher. Die Brockhaus-Bände in der Vitrine. Und die einzigen gerahmten Bilder: Fotos der Söhne bei der Einschulung. Urkunden, vom Leben verliehen.

Für einen 16-Jährigen wie Felix ist ein Vater kein unabänderliches Naturphänomen mehr, sondern ein Mann, den ein Sohn irgendwann zu hinterfragen beginnt. Bei Felix ist es noch ein stilles Staunen über den Vater, der zu Hause so stark ist und draußen so schwach. Der ihm das Leben erklärt, dem er aber Behördenbriefe übersetzen muss. Der ihm sagt, dass er mehr lesen soll, aber bei der Interpretation des *Sandmanns* nicht helfen kann. Der ihm eine Freundin verbietet, aber immer noch nicht den Genitiv beherrscht. Der wie ein Schatten durch die Stadt huscht, in der seine Freunde shoppen gehen. Der ein Ausländer ist, der seinen Sohn vor Ausländern warnt. Der sich mit jeder Mahnung, zu lernen, um nicht so zu werden wie er, immer auch ein wenig selbst erniedrigt. Und der, als die Familie im vergangenen Sommer nach Ghana flog, noch mal ein anderer war: der erfolgreiche Samuel Opoku aus Deutschland, der einen Container voller Geschenke vorausschickte für die Onkel und Tanten, die Cousins und Cousinen in Berekum und Kumasi. Einmal hat Samuel Opoku, der in Hamburg nur Bus und Bahn fährt, sogar einen gebrauchten Opel nach Afrika verschiffen lassen.

»So viele Geschenke. Das bin ich nicht gewohnt von meinen Eltern«, sagt Felix, wenn sein Vater nicht mithört. »Ich glaube nicht, dass ich die Kraft hätte, so zu leben wie er.«

Wenn seine Söhne nicht mithören, sagt der Vater, wie stolz er auf sie ist. »Sie haben Perspektive, sie haben Respekt. Noch nie stand ein Polizist vor meiner Tür und hat gesagt: Mister Opoku, kommen Sie mal mit und schauen sich an, was Ihr Sohn angestellt hat.«

Hin und wieder überlegt Samuel Opoku, ganz bei sich, wie es wäre, nach Afrika zurückzukehren. Nicht mehr zu putzen. Seit ein paar Jahren überweist er Geld an seinen Bruder in Kumasi, der davon Orangenbäume kauft und einen Hain anlegt. Es sind schon viele, doch die Bäume sind noch nicht stark genug, um ihn daheim in Afrika zu tragen. »Ich glaube an Gott«, sagt Samuel Opoku, »es ist sein Wille, dass ich immer noch hier bin.« Auch in dieser Frage ist Gott Samuel Opokus Zuflucht. »Er will, dass ich bleibe. *If my children are right here, so am I.*« Auch falls er, was sein eigenes Leben betrifft, vor 27 Jahren in die falsche Richtung gelaufen sein sollte: Wenn er jetzt umkehrt, wäre niemandem geholfen.

In der Kirche finden die Opokus Worte, hier wird aus dem Putzmann ein tänzelnder Herr

Wenn die Opokus sonntags in die Kirche schreiten, vollzieht sich an den Eltern eine wundersame Wandlung. Aus Samuel, dem Putzmann, wird ein tänzelnder Herr im Anzug, seine vier gestriegelten Söhne im Gefolge. Mavis, 20 Jahre jünger als ihr Mann, trägt ein prächtiges Kleid in Grün, Rot und Braun und ruft *»hello!«*, *»hello!«*, *»hello!«* in die Bänke. All die Tage hat sie sich hinter einem Lächeln versteckt, freundlich, aber undurchdringlich, dahinter verborgen die Scham, auch nicht besser Deutsch zu sprechen als ihr Mann. In der Kirche haben Felix' Eltern Worte.

Mit dem 116er-Bus sind sie von Hamburg-Horn nach Wandsbek gefahren, dort in den 8er umgestiegen und weiter nach Bramfeld in den Norden der Stadt. Die Busfahrpläne kleben an der Innenseite ihrer Wohnungstür, eine Stunde dauert die Reise. In der evangelischen Thomaskirche, etwas verloren am Rand eines Gewerbegebietes, hält die Presbyterian Church of Ghana wöchentlich ihre Gottesdienste ab. Zweihundert Menschen sind gekommen, alle schwarz, alle gut angezogen, geschmückt und geschminkt. Die Männer klatschen sich ab wie Basketballstars, die Frauen tragen Lipgloss, Nagellack und waghalsig hohe Schuhe, ihre Absätze schlagen auf den steinernen Boden. Hinten im Kirchenschiff verkeilen sich die Kinderwagen, vorn am Altar predigt Reverend Ebenezer Kofi Decker, im vergangenen Jahr aus Accra entsandt, auf Englisch und Twi. »Herrgott, wir danken Dir für jeden neuen Tag, auch dafür, dass es jetzt wieder regnet.« Emmanuel Boakye, montags bis samstags arbeitslos, sonntags Organist, holt weit aus, dann setzt der Chor ein. Männer und Frauen klatschen, tanzen, singen. *Oh, Lord!* Die Gemeinde wogt drei Stunden lang.

Die Kinder sitzen währenddessen im Pfarrhaus etwas gelangweilt bei einem kleinen Gottesdienst – auf Deutsch, weil nicht mehr alle Twi verstehen. Felix würde sonntags gerne mal etwas anderes unternehmen, vor allem jetzt, da der Sommer naht. Ins Freibad gehen wie seine Klassenkameraden. Die Mädchen im Bikini sehen. Felix sagt, er mag besonders die weißen, die mit den langen, glatten braunen Haaren. Wenn er mit seiner großen Sonnenbrille und seinen weiten Hosen in die Schule kommt, sagen sie manchmal: »Du siehst aus wie P. Diddy.« Das ist das größte Kompliment. Er könnte sich vorstellen, einmal zwei Kinder zu haben, einen Jungen und ein Mädchen, ein deutsches Leben in einem deutschen Haus. »Vielleicht gehe ich aber auch nach Amerika. Ich weiß noch nicht.«

Seine Mutter tanzt im Mittelgang der Kirche, mit einem Tuch wischt sie sich den Schweiß von der Stirn. Sein Vater geht durch die Reihen und sammelt Geld ein, er ist der Kassenwart der Gemeinde. Sein Anzug, ihr Kleid: Sie erzählen, dass doch nicht alles gleich wichtig oder gleich unwichtig ist. Dass es noch Gründe gibt, dem Leben hin und wieder mit geputzten Schuhen gegenüberzutreten. Und womöglich wäre es Samuel und Mavis Opoku leichter gefallen, in einem Land heimisch zu werden, das es genauso hält. Das weiß, was ihm wichtig ist. Das sich freuen und vielleicht sogar ein wenig selbst lieben kann. Seit 2002 hat Samuel Opoku einen deutschen Pass, aber seine emotionale Staatsbürgerschaft ist nach wie vor ghanaisch. Wenn es um Fußball geht, drückt er seine Daumen für Asante Kotoko, den Club der Ashanti. Und noch nie in seinen 27 Jahren Hamburg war er an der Nordsee.

Es wäre leicht, zu sagen, dass sich Samuel Opoku auch nach so langer Zeit nicht integriert hat. Er hat sich, fast ökonomisch, ausschließlich auf die Bildung seiner Söhne konzentriert. Das klingt nach wenig. Aber wenn Eltern stolz genug sind, die eigene Schwäche zu ertragen, und wenn Söhne stark genug sind, nicht zu zerbrechen unter der Erwartungslast der Eltern, dann ist das viel.

Dann ist das mehr, als viele Deutsche leisten.

Am Nachmittag fährt die Familie mit dem 8er-Bus durch die sonntagsleere Stadt nach Hamburg-Wandsbek und von da aus mit dem 116er nach Hause, in ihren Alltag aus Putzen und Lernen, der einige Tage später vom Elternsprechtag in der Wichern-Schule durchbrochen wird. Felix und sein Vater sollen um sieben Uhr abends bei Klassenlehrer Rengstorf sein, die Mutter geht mit Godwin und Winfried. Im Treppenhaus des Paulinums nimmt Felix gleich zwei Stufen. Sein Vater bleibt einige Schritte zurück. Er ist jetzt wieder klein.

Aus den Klassenzimmern ist das Gemurmel der Lehrer und Eltern zu hören, bedeutungsschwer in der Stille einer leeren Schule. Die Tür zu Raum P.05 steht offen. Rengstorf trägt wieder Jeans. Für ihn ist das hier Alltag, für Samuel Opoku ist es alles. Zehn Minuten Schicksal. Er hat wieder einen Anzug angezogen. Und gute Schuhe.

»Ah, Familie … Opoku!«, ruft Rengstorf. Samuel Opoku gelingt ein heiseres »Guten Tag«. Er setzt sich Rengstorf gegenüber und legt die Hände in den Schoß.

Der Lehrer blättert in einem Stapel Papier und sagt dann, Felix habe Probleme mit der Pünktlichkeit. Da sei wohl morgens viel zu tun zu Hause. Samuel Opoku schaut auf seine geputzten Schuhe. Felix fängt den Blick des Lehrers auf. Dann ist es wie so oft, wenn Vater und Sohn sich hinaus nach Deutschland begeben: Der Sohn wird zum Dolmetscher. Jetzt übersetzt er in eigener Sache.

Beim Elternsprechtag geht der Vater vor Demut rückwärts aus dem Klassenzimmer

»Felix«, sagt Rengstorf, »in Französisch und Biologie musst du kämpfen.«

»Ja. Da habe ich die Arbeiten verhauen, Papa.«

Felix knetet die Mütze durch, die er seit dem Morgen trägt. Er sollte von einer dieser Fünfen runter, sagt Rengstorf, mündlich sei er da auf einem guten Weg.

»Willst du noch deine anderen Heldentaten wissen?«

»Okay.«

»In Geschichte könntest du dich mehr zeigen. In Deutsch waren deine Arbeiten ganz ordentlich. Politik machst du allerdings lieber. Religion auch. Alles in allem wirst du wohl in die elfte Klasse versetzt werden.«

Dann blickt der Lehrer Samuel Opoku an. »Herr Opoku, das heißt: Felix wird das Abitur schaffen.«

Der Vater strafft sich. Zweimal räuspert er sich die Aufregung aus der Kehle. »Aber Biologie muss er kämpfen?«

»Ja. Bio ist nicht sein Ding. Nicht wahr, Felix?«

Samuel Opoku hört, wie Felix und der Lehrer klären, dass er in der Oberstufe besser den Schwerpunkt »Erde – Mensch« wählen sollte. Geografie, nicht Biologie.

Samuel Opoku nickt.

Sein Sohn wird wohl kein Arzt werden, *no doctor*. Aber der Vater hat ein herrliches Wort gehört: »Abitur«. Ein Wort, das bislang anderen vorbehalten war. Jenen, deren Schreibtische er putzt und denen er die Kaffeetassen spült.

Als die zehn Minuten um sind, geht Samuel Opoku rückwärts aus dem Klassenzimmer.

Draußen hat sich der Abend auf die Stadt gelegt, in Hamburg-Horn breitet sich fast feierliche Stille aus. Unter den Bäumen vor der Schule setzt sich eine kleine Prozession in Gang. Samuel, Mavis, Felix, Godwin, Winfried und Raphael Opoku auf ihrem Weg nach Hause. Der Vater geht voran. Es ist kaum zu hören, aber er hat ein leises Summen auf den Lippen.

Fotos: Literaturarchiv Marbach (o.); Matthias Luedecke (u.)

GABRIELE HENKEL UND FRITZ J. RADDATZ im Glanz der Wagner-Festspiele von Bayreuth

Mein Deutschland

8. Teil

Die Bundesrepublik wird sechzig Jahre alt. Zugleich jährt sich zum zwanzigsten Mal der Fall der Mauer. In einer 25-teiligen Serie erinnern wir an Momente, die im kollektiven Gedächtnis haften geblieben sind – geschildert von denen, die damals dabei waren

Butterbrot und Kaviar

High Society: Wie es bei den Schönen und Reichen der alten Bundesrepublik zuging – und wie Heiner Müller den Untergang der DDR begoss **VON FRITZ J. RADDATZ**

Fritz J. Raddatz

Kein *ZEIT*-Redakteur hat sich eleganter und – für Hamburger Verhältnisse – mutiger gekleidet als er. Fritz J. Raddatz, der 1977 als Feuilletonchef zu uns kam, liebt das edle Tuch, den großen Auftritt und die geistreiche Pointe. In der einen Hand die Zigarette, in der anderen das Champagnerglas – so streitet er am liebsten: über Literatur, Politik und guten Stil. Der Journalist, Literaturwissenschaftler und Schriftsteller Raddatz hat nach seinem Abschied aus der *ZEIT*-Redaktion 2001 zahlreiche Bücher vorgelegt, zuletzt *Rilke. Überzähliges Dasein. Eine Biographie.*

»Mein Deutschland« heißt auch die dreiteilige Dokumentation in der **ARD,** in der sich zahlreiche prominente Persönlichkeiten an ihr Leben in West und Ost erinnern – von Helmut Schmidt und Angela Merkel über Alice Schwarzer und Gregor Gysi bis zu Franz Beckenbauer und Günther Jauch. Die zweite Folge (Montag, 11. Mai 2009, 21.30 Uhr) trägt den Untertitel »Fremde Nachbarn« und beschreibt die Zeit vom Mauerbau 1961 bis zum »Deutschen Herbst« 1977.

Eine »High Society« gab (und gibt) es nicht in der Bundesrepublik; jedenfalls nicht, misst man dem Begriff Werte bei. Hitler hat nicht nur Millionen Juden umbringen lassen, er hat auch die großen jüdischen Vermögen – zumeist unersetzliche Kunstwerke – konfisziert, ihre Besitzer verjagt, enteignet, ermordet. Wer »ein Haus führte« in der Weimarer Republik, den gab es bald nicht mehr (oder nur noch verarmt in der Emigration): die avantgardistischen Kunstsalons von Paul Westheim, Paul Cassirer; das stolze Palais von Thomas Manns Schwiegereltern Pringsheim oder die prachtvollen Besitzungen des Zeitungszaren Rudolf Mosse, alle waren Zentren geistigen Lebens; wie auch der berühmte Salon des Harry Graf Kessler – die Möbel entworfen von van de Velde, in den Erkern Skulpturen von Maillol, an den Wänden Bilder von Seurat, zu Tische Albert Einstein neben Josephine Baker. Eine untergegangene Welt der Kultur.

Nach dem Krieg, der auch das deutsche Bürgertum weitgehend verschlungen hatte, gab es rasch neue Reiche, auch Neureiche genannt. Viele von ihnen waren intelligent, manche nur schlau, einige begabt. »Gesellschaft« im hergebrachten Sinne waren sie nicht. Cadillac-Fahrer Rudolf Augstein bat schon mal zu Festen, bei denen aufmäulige Jungautoren und staunende Mimen den Kaviar mit Löffeln aus Fässern schöpften; seine diversen Residenzen waren ohne Geschmack – es sei denn, er hatte ihn sich geliehen: die verloren herumstehenden Antiquitäten, in London eingekauft von Lady Rowohlts kapriziöser Gattin Jane, die lieblos gehängten Bilder besorgt von einem Museumsdirektor. *ZEIT*-Verleger Gerd Bucerius – mehrere Jahre Miteigentümer des *sterns* – hatte sich zwar im Tessin von Stararchitekt Richard Neutra ein beachtliches Haus errichten lassen, seine Hamburger Mietwohnung aber war ohne Stil, bei den wohl hanseatisch gemeinten Einladungen auf »ein Butterbrot und ein Glas Wein« wurde das dann allerdings üppige Buffet serviert auf Platten und Geschirr des Catering-Service. Der *Revue*-König von München, Helmut Kindler, mietete dort gelegentlich das Hotel Vier Jahreszeiten für einen »diplomatischen Empfang« – er war, das galt seinerzeit als schick, Konsul von Chile – nur gab es in München gar keine Diplomaten. Selbst ein pfiffiger Autor wie Erich Kuby bewohnte nach dem *Mädchen Rosemarie*-Erfolg eine Villa, deren Clou darin gipfelte, dass sich ein weiß lackierter Bartresen durch den Wohnraum schlängelte, in den rote Geranien eingepflanzt waren; gleichsam der *Kir Royal*-Beginn.

Undenkbar all das etwa beim französischen Schriftsteller-Kollegen Joseph Breitbach, dessen Pariser Luxuswohnung von so erlesener wie dezenter Eleganz war. Doch auch der von ihm hoch geschätzte Friedrich Sieburg, nun wahrlich ein Geistmensch, lebte im Ambiente-Pump: nämlich im Gartenhaus des Anwesens seiner Geliebten, einer vermögend verheirateten Fabrikantengattin, der er die viel bescholtenen goldenen Teller wie alles andere verdankte. In Frankreich hatte sich eben ein traditionsbewusstes Bürgertum erhalten. So unterschied sich ein Empfang im diskret-vornehmen Hause des Verlegers Gallimard halt doch recht wesentlich von den Einladungen des lärmenden Henri Nannen, der sein eigener stampfend-bunter Musikdampfer war und gerne mit den zwei Yachten protzte, die im Norden oder in Positano seiner harrten.

Souverän, fast frech mischte die Dame des Hauses das Tischkarten-Spiel

Es gab eine Ausnahme. Das waren die zeremoniös arrangierten Feste, die Gabriele Henkel in ihrem Düsseldorfer Haus – oder im weitläufigen Sitz des seit Generationen reichen Henkel-Clans vor den Toren der Stadt – ausrichtete: der einzige Salon internationalen Formats, durchaus vergleichbar den großen Diners in New York oder Paris. Der unprovinzielle Charme solcher Abende bestand nicht zuletzt in der fast frech zu nennenden Souveränität, mit der die Dame des Hauses das Tischkarten-Spiel mischte. Da saß Hildegard Knef neben dem Bundespräsidenten, neben Henry Kissinger ein *ZEIT*-Redakteur, neben Lord Weidenfeld ein *Konkret*-Journalist, neben dem filzhutbewehrten Joseph Beuys ein mäkliger Galerist, Wolf Wondratschek neben einem Bankier, und der Hausherr-Tycoon hatte Alice Schwarzer als Tischdame. Wenn man bedenkt, dass sogar Axel Springer, Sammler edler Porzellane und schöner Frauen, Verächter seines Goldesels *Bild,* im ungefügen Klenderhof in Kampen auf Sylt in klobigen Sesseln vor unproportioniertem Kamin empfing – dann war Gabriele Henkels leichte Inszenierungshand exzeptionell. Schließlich schaukelte ja auch in West-Berlin das, was sich wohl als »High Society« empfand und auf den Namen Harald Juhnke oder Bubi Scholz hörte, auf miesen Alkoholwellen zwischen Zehlendorf und Kurfürstendamm dahin, gelegentlich planschte darin ein Frisör oder ein Damenschneider mit, der sich Couturier nannte und selbst eine Rut Brandt in seine monströsen Tulpenkleider presste. Einen memorablen Abend bot das alles nicht. Den erlebte ich – und mit ihm einen sehr anders gearteten Begriff von Gesellschaft – im anderen Teil von Berlin.

November 1989. Die Mauer ist gefallen. Aber es gibt noch eine DDR. Nicht mehr die des Diktators Erich Honecker, der vor der Liebe seines Volkes zum Pastor Uwe Holmer geflüchtet ist, in dessen Obhut der atheistische Kommunist nun am Abendgebet teilnehmen muss. Es gibt noch immer zwei Währungen. Eine staatspolitische und – für viele Menschen – moralische Zwiespaltsituation, einmalig in der jüngeren deutschen Geschichte.

Ich mache (für eine *ZEIT*-Reportage) eine Reise nach Ost-Berlin, gemeinsam mit Inge Feltrinelli. Diese Frau ist einerseits »High Society« durch ihre Heirat mit dem italienischen Milliardär Giangiacomo Feltrinelli, seinerzeit einer der reichsten Männer Europas; sie ist andererseits – auch und vor allem durch dessen bis heute ungeklärten Tod 1972 nach seinem Abdriften in den linksradikalen Untergrund – eine Ikone der Linken. So kann sie sich ebenso gut in internationalen Salons bewegen wie zu Napfkuchen und Kaffee an Christa Wolfs Meißen-gedecktem Tisch sitzen, kann mit Grandezza den feinen Krug-Champagner bei Lipp in Paris bestellen wie genussvoll Räucheraal mit Kartoffelsalat in einer Kneipe. In jenen Tagen hieß der Ostberliner Geheimtipp Offenbach Stuben, zu deren Kohlrouladen nur Gäste zugelassen waren, die mit Westgeld bezahlten. Unvergessliche Tage gelebter Schizophrenie. Der Boy im »Devisen«-Grandhotel sagt kess, »So 'n Auto ha ick noch nie jesehn, det kann ick nich parken«, und will die fünf Westmark Trinkgeld nicht nehmen – »det is ja viel zu ville«. Mit diesem Auto aber komme ich vom Lustgarten, wo soeben Stefan Heym und Christa Wolf auf einer Massenkundgebung »Wir wollen dieses Land« verkündet haben; sie wollten ein Land des »besseren« Sozialismus – nur kann mir keiner meiner Interviewpartner – nicht diese beiden Redner, nicht Stephan Hermlin noch Christoph Hein – erklären, was das denn sei, der »freie«, der »menschliche« Sozialismus – Braunkohleschlamm und BMW, chemieverseuchte Gewässer und Mallorca-Urlaub, Verlage mit 180 Lektoren, aber ohne Kalkulation der Bücher, und garantierter Absatz jeder Auflage bei Vollbeschäftigung – bis zur Rente?

Es riecht leicht nach Mottenpulver im Kabinett der verwehten Macht

Einer kann es. Mit ihm und Inge Feltrinelli verbringe ich jenen für mich völlig einmaligen Tag, nach dem die *ZEIT* mich nun fragt: Heiner Müller. Wir sitzen auf einer Art Empore jenes »Grandhotels« Ecke Unter den Linden/Friedrichstraße, auf der man noch auf zerborstenem Trottoir stolpert, als schreibe man das Jahr 1946, und wo man, schummrig beleuchtet, ein Schild »Tausche Zahngold gegen Eheringe« entziffern kann. Heiner Müller schmaucht seine Havanna (er lebt ja in edler Konkurrenz mit Thomas Brasch, wer die bessere Brecht-Kopie sei), das Eis im Whiskyglas scheppert so laut, man hört das Kratzen des Eisbergs am Luxusliner; noch wird es von schmusiger Musik übertönt, denn unten – bald wird die Volkspolizei andere Uniformen tragen, die Nationale Volksarmee der Nato eingegliedert sein und der Stasispitzel seine Pension in D-Mark West erhalten –, unten wird Tango getanzt. Ein ganzer Staat, nicht nur ein Überseedampfer, geht unter: Aber die Herren mit Silberschlips und die Damen in chinesischer Seide tanzen Wange an Wange.

»Gibst du mir Asyl, wenn ich türmen muss?« – mit dieser Frage an die italienische Verlegerin beginnt Heiner Müller das Gespräch. Der gerne zynische Dramatiker weiß Antwort auf meine Fragen. »Was hier passieren wird, läuft in drei Akten. Erster Akt: Gregor Gysi und sein Kumpan Schalck-Golodkowski müssen das riesige Vermögen der SED retten. Ihr beiden habt keine Ahnung, wie enorm die Summen sind – allein der nicht abzuschätzende Grundbesitz. Aber Gysi ist gerissen – und wenn er dazu eine Partei gründen muss. Er wird die Mäuse verstecken. Zweiter Akt: Der Westen übernimmt den ganzen Laden hier. In zwei Jahren gibt es an jeder Ecke von Leipzig 'ne Coca-Cola-Bude und für jeden Strandkorb auf Rügen Nivea. Dritter Akt …« Da unterbricht Heiner Müller sich. Das Multitalent hat während des Gesprächs auf mehrere kleine Zettel ein Gedicht gekritzelt. Ich bin an die Brüstung getreten, schaue hinunter auf die Tangofrivolität, mir ist schlecht. Er tritt zu mir, schenkt mir die Lyrikfetzen. Worte der Bitterkeit, des Abschieds. Dann die Bühnenanweisung: »Kommt mal mit.« Er zeigt uns das bislang streng geheime »Honecker-Zimmer«, Hirschgeweihe und tiefe Clubsessel aus Kunstleder. »Hier saß der Proletarierfürst oft, streng bewacht, abgeschirmt vom Ostmark-Volk, und genoss den verbotenen Westmark-Luxus.« Es riecht leicht nach Mottenpulver im Kabinett der verwehten Macht, der geflüchteten High Society des Sozialismus.

Und der dritte Akt?, mahne ich den mit Staatspreisen dekorierten, in beiden Deutschland-Hälften viel gespielten Stückeschreiber. »Der dritte Akt ist nur einen langen Satz lang, und dessen Ich sind wir.« Heiner Müller pafft, trinkt, kritzelt, die Femme du Monde aus Mailand sitzt wie erstarrt. »Ich war dieses Land, das ich unwillig wollte und Willens war nicht zu wollen und das, mich verbietend, mich behütete wie ein Kerker, in dem mir wohl war bis zum Erfrieren, und aus dem Packeis schlug ich meine Sätze, meine Themen, meine hoffende Hoffnungslosigkeit, die ich nun, hautlos dickfellig einem eisigen Pack darbieten werde, dessen Teil ich bin und an dem ich nie Anteil nehmen werde, weil zwischen Hirschgeweihen und Tango unterging, was meins war ohne mir zu gehören, Ich, der ich die Katastrophe genieße, die mich ekelt – mich, der nun ohne Heimat.«

In der nächsten Woche:
Egon Bahr – Bundeskanzler Willy Brandt will einen »Unterwerfungsbrief« nicht unterschreiben

Die Hochzeit der Woche

Wir wollen ausnahmsweise die Dinge nicht beim Doppelnamen nennen *(siehe Seite 1),* sondern die Hochzeit von Herrn Kom und Frau Li zu asiatischer Einfachheit führen, und das ist jetzt gar nicht so kom-li-ziert, wie Sie vielleicht denken. Nehmen wir einen deutschen Rekord-Hersteller, der nach Adam selig Opel hieß, und eine Firma aus Italien, die als Kurzform von »Fehler In Allen Teilen« Weltruhm erlangte. Der Bräutigam betagt und bankrott, die Braut zwar rüstig, aber rostig, das wird lustig. Nun sollen sie ihr Ja- beziehungsweise Si-Wort geben, und das eben bringt uns zur Frage, wie die Eheleute künftig heißen wollen. »Opiat« ist hier der Vorschlag der Stunde: Darin klingt exotische Ferne an, rauschhaftes Erleben, das Überschreiten von Grenzen, und sei es nur bei der Plünderung des eigenen Bankkontos zum Kauf eines neuen Automobils. »Opiat«, das lindert den Schmerz über versteckte Mängel und spricht auch die Älteren unter uns an. Der Name wird diese Ehe befeuern! *(Was aber droht: Seite 47)*

Fotos: Heimo Aga (li.); [M] Globetrotter Ausrüstung (re.)

SKYLINE DER SCHNÄPSE vor der Blauen Moschee in Istanbul

Zeig mir die Flasche!

Raki ist eine türkische Spezialität – und manchmal tödlich. Unser Korrespondent über die Verhaftung eines Panschers und eigene Erfahrungen **VON MICHAEL THUMANN**

Eine türkische Freundin trinkt für ihr Leben gern Raki – und hat das noch nie bereut. Wenn wir mit Freunden ins Istanbuler Szeneviertel Beyoglu eintauchen, sucht sie gezielt Tavernen aus, die nicht allzu billig sind. Den Kellner hält sie an der kurzen Leine. Sie besteht darauf, dass er eine ungeöffnete Flasche an den Tisch bringt. »Darf ich?«, fragt sie. Überprüft die Steuermarke am Drehverschluss. Schaut sich die Tülle an. Ist die nicht fest angeschweißt, lehnt sie sofort ab. Aus der Tülle kann nämlich nur etwas herausfließen, nichts hinein. Sie riecht am puren Schnaps. Hmm, gut. Der Kellner gibt Eis ins Glas, den Raki darauf, ein wenig Wasser dazu. Şerefe – zum Wohl!

Die Vorsicht unserer Freundin hat Gründe. In der Türkei ist nicht immer das drin, was draufsteht. Hochprozentiger Alkohol wird verdünnt, nicht nur mit Wasser. Drei deutsche Jugendliche aus Lübeck, die im März in Kemer bei Antalya auf Klassenfahrt waren, dachten, sie hätten Wodka-Cola im Glas und tranken einen Mix mit Methanol. Sie fielen ins Koma und starben. Vergangene Woche hat man den Getränkehändler verhaftet, der den Alkohol geliefert hatte. Der Mann war schwer bewaffnet und schoss wild um sich, als Polizisten sein Versteck entdeckt hatten.

Gepanschter Raki ist ein wiederkehrendes Thema in den Zeitungen. Meistens sind es Türken, die sich vergiften. Seit Anfang März sind außer den Lübeckern sieben weitere Menschen ums Leben gekommen. Vor zwei Jahren erwischte es vier Türken, im Jahr 2005 starben sogar 22 Menschen. Bei Kontrollen fliegen regelmäßig Fälscher auf, Hoteliers kommen vor Gericht, Hunderttausende Flaschen mit Ungenießbarem werden konfisziert. Seitdem vor vier Jahren 500 000 Steuerbanderolen aus einem Behördendepot gestohlen wurden, gibt es noch mehr Grund zur Vorsicht.

Wieso ist die Pansherei in der Türkei so verbreitet? Eine Erklärung lautet: Die Pauschalreisen ausländischer Touristen sind zu billig. Absolut richtig. Wer als Veranstalter für wenige Hundert Euro Flug, Hotel, Strand, Essen und frei trinken anbietet, will ja auch noch etwas verdienen. Also kauft er das billigste Fleisch und den billigsten Fusel.

Eine zweite Erklärung lautet: Der Alkohol in der Türkei ist zu teuer. Auch da könnte etwas dran sein. In den Supermärkten Istanbuls kostet ein halbwegs genießbarer Wein mindestens 20 Euro. Ein Raki, den man ohne Kopfschmerzen trinken kann, ist kaum billiger. Türkische Freunde verdammen gern die Regierung mit ihrem gläubigen und abstinenten Regierungschef Tayyip Erdoğan. Doch war es nicht er, sondern seine streng säkulare Vorgängerregierung, die die Alkoholpreise über eine Spezialverbrauchssteuer im Juni 2002 hochgedrückt hatte. Heute, in der Wirtschaftskrise, senken die Raki-Fabriken sogar selbst ihre Preise, damit sich die Leute nicht vergiften müssen.

Und, drittens, die Verschwörungstheorie: Die Pansherei wird geduldet, weil in der Türkei sowieso nur Atheisten, Christen und Ausländer trinken. Auf einer Reise in den kurdischen Südosten der Türkei drängte sich dieser Eindruck auch mir vorübergehend auf. Nach einer Fahrt entlang der umkämpften türkisch-irakischen Grenze war ich vergangenen Mittwoch im Städtchen Şirnak angekommen. Jetzt eine scharf gegrillte Köfte und ein kühles Pils! Die Suche dauerte. Kein Bier, nirgends. Endlich fand ich in einer dunklen Seitengasse einen trübrot beleuchteten Alkoholladen. Schon etwas schuldbewusst erstand ich eine Flasche Efes Pilsener, lauwarm. Wo trinken? Auf der Straße unter den gläubigen Kurden? Unmöglich. Ich fragte in der Grillstube. Ausgeschlossen, in Şirnak hat kein Restaurant eine Alkohollizenz. Also stürzte ich das Bier in meinem Herbergszimmer herunter, heimlich, wie es sich gehört.

Und doch ist der Eindruck völlig falsch, Muslime würden nicht trinken. Schon Prinz Cem, Sohn des Eroberers von Konstantinopel, ließ sich den Wein mit Nelken und Pfeffer würzen, damit der Alkohol nicht so durchscheint. Kemal Atatürk, der Gründer der modernen Türkei, liebte Raki und Whisky und litt an seiner kranken Leber. In Istanbuler Restaurants und Bars sind wunderschön aufgereihte Flaschen mit Hochprozentigem zu bestaunen. Auch viele Türken können da nicht widerstehen. Einer Studie zufolge ist der Alkoholkonsum im Land vergangenes Jahr um 20 Prozent angestiegen. Auch dieser Zuwachs ist ein Anreiz zum Verschnitt.

Deshalb trinke ich Raki nur nach dem Muster unserer türkischen Freundin. Und türkisches Bier schmeckt auch ziemlich gut, wenn es kalt ist.

Stau in der Wildnis

Berlins erster Outdoor-Laden für Kinder erlebt zur Eröffnung den Ansturm einer atmungsaktiv betuchten Klientel **VON HEIKE KUNERT**

Am vergangenen Wochenende eröffnete auf der sehr urbanen Steglitzer Schloßstraße Berlins und wohl Deutschlands erster Outdoor-Shop für Kinder, und man könnte meinen, es war höchste Zeit. Denn der Andrang war so groß, dass sogar die Kinderwagen im Stau standen. Die Geschäftsidee des europaweit handelnden Unternehmens Globetrotter, direkt neben dem Stammgeschäft eine eigens für die lieben Kleinen konzipierte Filiale zu eröffnen, scheint aufzugehen.

Die unerschrockenen Pärchen von einst, die mit wasserfesten Zündhölzern, Campingkocher und Schnitzbeil in die Wildnis zogen, haben jetzt Nachwuchs, was nun nicht bedeutet, dass sie den geliebten Trekking-Urlaub zugunsten des familienfreundlichen Hotels am Mittelmeer aufgeben wollen. Die Bergtour mit Baby ist möglich. Es gibt diverse Rucksackmodelle mit integriertem Kindersitz. Der Kauf eines solchen Gestells will ähnlich gut überlegt sein wie die Anschaffung eines Autos. Was dort Motorbauart, Verbrauch und Innenausstattung, sind im Fall der Kindertrage die Lageverstellriemen, der Hüftgurt und das Staufach für Windeln und Schmusebär. Die auf den elterlichen Rücken probethronenden Kinder illustrieren den Aufstieg eines Hobbys zur modernen Familientradition.

Der kleine Leon in der »Buddelbüx«, die smarte Hannah im Hosenrock »Desert Queen«, das klingt auch ziemlich naturbelassen, und wenn man dann an der Kasse steht, greift man so gern ins Portemonnaie wie im Reformhaus.

Carsten Bombis, der Filialleiter, streift als ein zufriedener König durch sein kleines Reich. »Wir haben bei der Gestaltung auf Natur gesetzt und ganz bewusst auf Multimedia verzichtet«, sagt er, und man muss schon genau hinhören, um ihn zu verstehen, so laut ist es an der Kletterwand oder im Baumhaus. Überdies betritt ab und an ein als Grashüpfer verkleideter Stelzenmann den Laden, und es versteht sich von selbst, dass er mit großem Hallo begrüßt wird. Eigentlich ist er draußen unterwegs und verteilt Windmühlen; macht sozusagen Werbung für sein Biotop und setzt ab und an ein Kind auf seine Schultern. Man wünschte, er könnte größere Sprünge machen, nach Hellersdorf vielleicht oder nach Marzahn.

Der Laden tut so, als sei er eine Waldlichtung mit seinem Vogelgezwitscher, dem hohen Gras und den riesengroßen Schmetterlingen in der Luft. Schnell wird klar, dass der Bewegungsdrang und die Neugierde der Kinder nicht generell nachgelassen haben, wie es oft kolportiert wird. Inmitten des Gekrabbels stellt man beruhigt fest: Es ist alles noch da.

Die Empörung der Bundesregierung über zwei Millionen übergewichtiger Kinder, die ihre Freizeit nur noch mit Chips vorm Fernseher verbringen, ist verständlich. Aber vielleicht gibt es Probleme auch jenseits der Esskultur? »Es ist nicht schwer, den Kindern das Draußenspielen schmackhaft zu machen«, sagt der Outdoor-Verkäufer Bombis. »Aber die Eltern müssen mitgehen, und sie nehmen sich viel zu selten die Zeit dafür.«

Sein Trekking-Shop gibt auf 350 Quadratmetern eine durchaus ansprechende Vorahnung von diesem Draußen. Natürlich geht es um Kaufen und Verkaufen, um den technisch letzten Schrei, aber eben auch um die Freude am Archaischen.

Der neueste Trend ist Lowtech: Es darf wieder geschnitzt werden. Am Samstag wurde geschnitzt und geschnitzt und geschnitzt, bis vom Stöckchen kaum noch etwas übrig war. Äste zu Grillspießen!

Der Laden arbeitet mit dem Naturschutzbund Deutschland und den Waldschulen der Berliner Forsten zusammen. Vom poetischen Abendspaziergang im Plänterwald bis zur Wildschweinspurensuche am Rande der Großstadt bieten die so ziemlich alles an, wofür das Kinderland die passende Ausrüstung hat. Geschäft und Lehre gehen hier eine beachtliche Symbiose ein, die in anderen Branchen so kaum üblich ist.

Darüber hinaus ermöglicht ein Besuch in diesem Trekking-Kinderland dem aufmerksamen Beobachter auch eine soziologische Feldforschung, denn zu sehen ist ein atmungsaktiv betuchtes Publikum, das wild entschlossen scheint, sich und seinen Kindern mit allen Mitteln ein Stück Ursprünglichkeit zu sichern.

Im Tumult des Eröffnungstages ging dann tatsächlich um die Mittagszeit ein Vater verloren, und immer aufgeregter und lauter konnte man die Frage vernehmen: Wo ist Papa? Er war nicht in der benachbarten Filiale, mal schnell einen Kaffee trinken, oder draußen, um zu telefonieren. Er saß vor der Kletterwand und schnitzte gedankenverloren an einem Stöckchen.

IST DIE KLETTERWAND bei Globetrotter nicht auch ganz schön naturnah?

Bei der Mainzer Regionalentscheidung des Kochwettbewerbs »Gutes aus Österreich« gewannen nicht die raffiniertesten Gerichte, sondern die einfachsten. Sie waren dafür perfekt zubereitet und besser gewürzt – befand die Jury um Wolfram Siebeck

ZEIT-Magazin-Kochwettbewerb 2009 mit Wolfram Siebeck

Alle Rezepte im Internet: **www.zeit.de/essen-trinken**

Lungenstrudel und Topfencreme

Mainz ist die Hauptstadt von Rheinland-Pfalz, das einen Teil von Deutschlands besten Weinen produziert und zu seinen kulinarischen Spezialitäten den Saumagen zählt. Ein guter Platz also für die zweite Etappe unseres Kochwettbewerbs mit dem österreichischen Akzent. Oder? Julian Digel, dem jüngsten unserer Mainzer Teilnehmer, war das ziemlich egal. Hauptsache, es gab etwas zu kochen! Digel ist noch Gymnasiast, aber bereits ein passionierter Hobbykoch, der nach dem Abitur in die Gastronomie will. Sein erster Gang war denn gleich eine kniffelige Angelegenheit, weil »Blunzenravioli« (bei ihm mit Safranschaum) zwar gern gegessen werden, aber fast immer mit zu dickem Teig aufgetischt werden, sodass die Ravioli bestenfalls als Maultaschen durchgehen.

Christa Wünsche und Sigrid Kessler kennen sich in den Toprestaurants der Welt aus. Da Frau Wünsche eine echte Österreicherin ist, die seit 20 Jahren in Hamburg lebt, war das Menü der beiden Damen mit k. u. k Spezialitäten gerade zu gespickt. Es gab »in Most geschmorte Taube auf Essig-Linsen mit Bärlauchknödel« und vor allem »Lungenstrudel mit gebackenen Kalbsbriesrosen, Klacheln und Krensoße«. Die Klacheln wurden wohl wegen der Alliteration nicht übersetzt; auf Deutsch heißen sie Schweinefuß. Damit waren die Reserven der österreichischen Küche jedoch noch lange nicht erschöpft. Christine Lang-Blieffert erinnerte sich an ihre bei Linz verbrachte Kindheit und bot als Vorspeise ein mit Käse gefülltes Backhendl im Kürbiskernmantel an, als Hauptgericht einen Strudel vom Saibling und abschließend flambierte Topfen-Marillen-Palatschinken. Wer danach noch Kartoffeln sagte statt Erdäpfel, musste schon sehr begriffsstutzig sein.

Die beiden Schwestern Kapatsina aus Frankfurt waren es jedenfalls nicht. Sie sagten »Wiener Schnitzel« und gewannen damit den ersten Preis. Als Vorspeise reichten sie »Zanderfilet auf Morchelsauce« und als Dessert »Rhabarberkompott auf Topfencreme«. Ein stärkerer Gegensatz zum Menü der zweitplatzierten Damen Wünsche und Kessler lässt sich nicht vorstellen. Dabei zeigte sich, dass raffinierte Technik und ausgebufftes Tellerarrangement nicht immer die Oberhand behalten. Und wenn es nur, wie in Mainz, dem handfesten, aber sehr leckeren Rhabarberkompott gelang, ein kompliziertes Dessert zu übertrumpfen. Und ein schmackhafter Kartoffelsalat ist nun mal einer raffinierten Knödelfüllung überlegen, wenn die nur halbherzig gewürzt ist.

Am Gewürz, und es war immer wieder das fehlende Salz, scheiterten viele Einzelleistungen, mochten sie auch einen technisch geradezu brillanten Auftritt gehabt haben. Eine zweite Schwachstelle bildeten die Panaden. Gewiss sind sie urtypisch für die österreichische Küche: Backhendel, Wiener Schnitzel, Bries und was sonst alles in Brösel gewälzt und ausgebacken wird. Aber das lernt man nicht aus dem Kochbuch, dazu bedarf es der Routine einer oft kochenden Hausfrau oder eines Küchenchefs. Sonst werden sie zu hart oder zu verbrannt, zu blass oder matschig; auch in einem so prächtigen Hotel wie dem Hyatt in Mainz. **WOLFRAM SIEBECK**

DIE SIEGERINNEN Elisabeth (links) und Agathi Kapatsina servierten ein perfektes Wiener Schnitzel mit Erdäpfelsalat

Foto: Sina Preiksch für DIE ZEIT

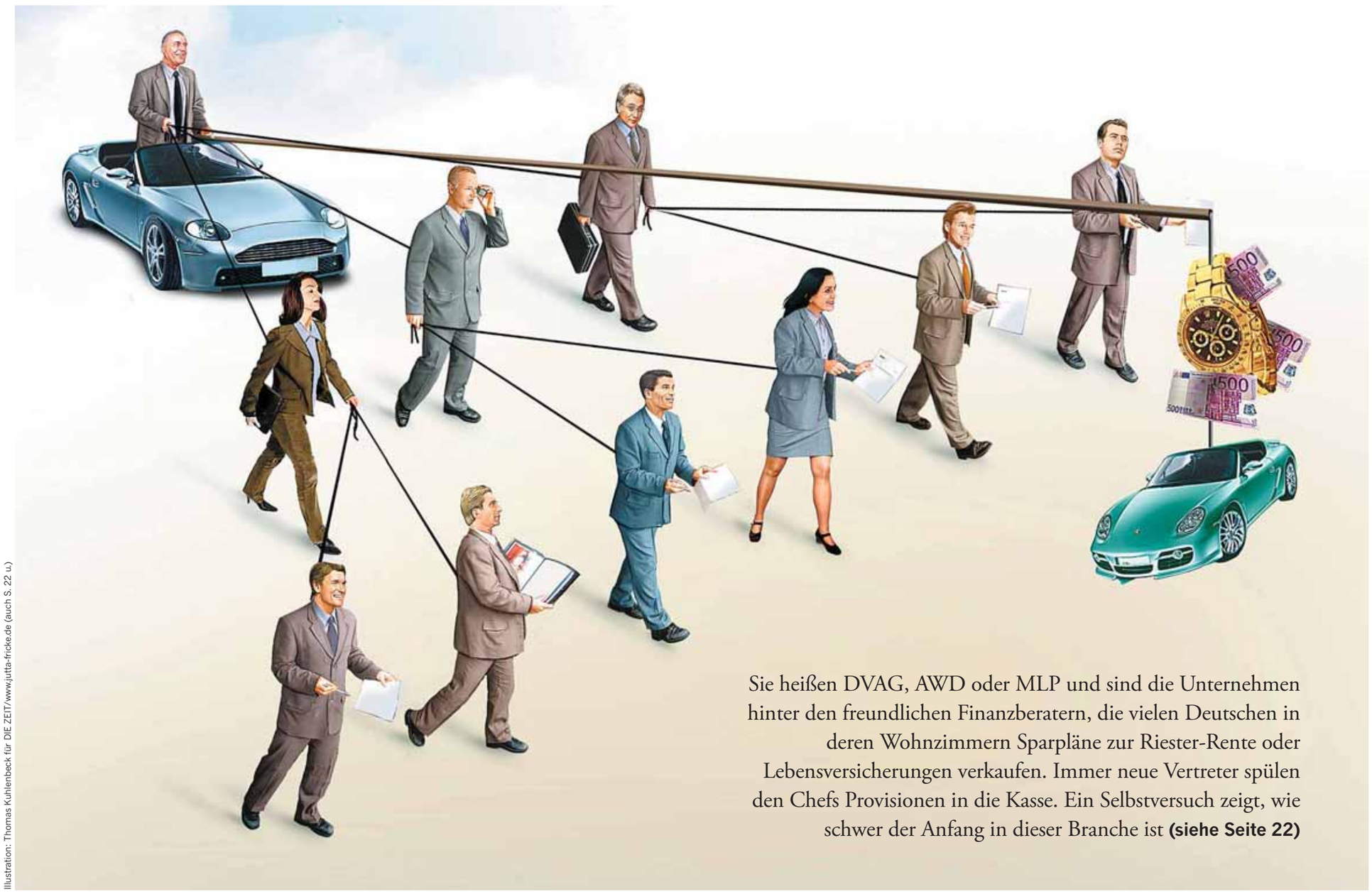


Illustration: Thomas Kuhlenbeck für DIE ZEIT/www.jutta-fricke.de (auch S. 22 u.)

Sie heißen DVAG, AWD oder MLP und sind die Unternehmen hinter den freundlichen Finanzberatern, die vielen Deutschen in deren Wohnzimmern Sparpläne zur Riester-Rente oder Lebensversicherungen verkaufen. Immer neue Vertreter spülen den Chefs Provisionen in die Kasse. Ein Selbstversuch zeigt, wie schwer der Anfang in dieser Branche ist **(siehe Seite 22)**

»Brutal viel Geld verdienen«

Wie große Finanzvertriebe junge Menschen als Vertreter ködern – und sie manchmal nicht mehr gehen lassen **VON TOBIAS ROMBERG**

Plaschka war mal eine große Nummer. Ein Umsatzbulle, wie man in der Branche sagt. Es hagelte Auszeichnungen, Geschenke, Reisen. Plaschka blühte auf in einer Welt, die ausschließlich aus Leistung und Anerkennung bestand. Immer höher, immer weiter. Stillstand ist der Tod, Zufriedenheit ein Fremdwort.

Doch dann ist der Umsatzbulle zusammengebrochen: Überforderungssyndrom, Depressionen. Dazu Williams Christ, Doppelkorn, Jägermeister. Im Auto. Unter der Brücke. Auf einmal ist der Umsatzbulle ein angeschlagener Mann. Und muss sich trotzdem zur Wehr setzen.

Der 51-Jährige sitzt im Wohnzimmer seines Hauses in einer niedersächsischen Kleinstadt. Neubaugebiet, Kleingärtnerverein ganz in der Nähe. Plaschka (der Name ist geändert) ist ein kerniger Typ. Breites Kreuz, kurze Haare, Geheimratsecken, Schnurrbart. Es geht ihm wieder besser, er trinkt nicht mehr. Auf dem Tisch zwei dicke Aktenordner: Deutsche Vermögensberatung AG (DVAG), gesetzlich vertreten durch den Vorstandsvorsitzenden, Herrn Dr. Reinfried Pohl, gegen Michael Plaschka. Man kann auch sagen: Strukturvertrieb gegen Mensch.

»Manche Arbeitsverträge halte ich für moderne Leibeigenschaft«

Plaschka sollte sich wieder einreihen, sollte weiter funktionieren. Man fürchtete, er könnte zur Konkurrenz gehen. Die größte Sorge war wohl eine andere: Wenn einer wie Plaschka geht, verdienen andere weniger. So ist das im Strukturvertrieb.

In diesem Pyramidensystem erhält derjenige eine Provision, der ein Finanzprodukt verkauft. Aber auch derjenige, der den Verkäufer geworben hat. Und derjenige, der den geworben hat, der den Verkäufer geworben hat. Und so weiter. Das Bundesverbraucherschutzministerium hat jüngst eine Studie über Finanzvermittler herausgegeben. Darin steht: »Jede Hierarchiestufe verdient an den Untergeordneten direkt mit, weshalb die Vermittler in den unteren Rängen den größten Teil ihrer Provisionen nach oben abgeben müssen. Ausbildung findet begrenzt statt und meist nach organisationsinternen Standards.« In der Studie steht auch, dass die Kunden im Jahr bis zu 30 Milliarden Euro durch schlechte Finanzberatung verlören. Das liegt auch am Provisionssystem. Der Verkäufer wird nicht für gute Beratung, sondern für rasche Vertragsabschlüsse bezahlt.

Das Geschäft boomt. Die DVAG hat gerade Rekordzahlen vorgelegt. Der Umsatz wuchs 2008 um 22 Prozent auf 1,22 Milliarden Euro. Die Finanzfirma ist ein Krisengewinner und profitiert von den Enttäuschungen, die viele Bürger mit Banken erlebten.

Im System der Strukturvertriebe gibt es für Mitarbeiter zwei Möglichkeiten, Geld zu verdienen: Entweder man wird ein Topverkäufer, oder man sieht zu, dass unter einem eine breite, vielschichtige Pyramide entsteht. Deshalb werden immer neue Verkäufer in diese Welt gelockt. Sie werden auf der Straße angesprochen, an Unis mit Rhetorikseminaren geködert *(ZEIT* Nr. 4/09) oder im Freundes- und Bekanntenkreis akquiriert. Versprochen wird ihnen die große Karriere: eigenes Büro, eigener Porsche, sechsstellige Monatsabrechnungen.

»Neue Vermittler in diesen Systemen sprechen meist zuerst ihren eigenen Bekanntenkreis an und lassen sich dort weiterempfehlen«, heißt es in der Studie. »Nachdem dieser auf persönlichem Vertrauen gegründete Kundenkreis mit den Standardprodukten (in der Regel Riester-Renten, Bausparverträge und Lebensversicherungen) versorgt ist, verringern sich die Abschlusserfolge in einem solchen Maße, dass die meisten Strukturvermittler schon nach kurzer Zeit wieder aufgeben.« Nicht selten sei das persönliche Beziehungsnetz dann allerdings beschädigt.

In den Strukturvertrieben weint man solchen Kurzzeitvertretern nicht groß hinterher. Anders ist es, wenn einer wie Plaschka gehen will, ein Hauptberuflicher, der fast 20 Jahre lang im Dienste der DVAG stand. Er hatte zwar keine große Pyramide unter sich, sondern immer nur ein paar Mitarbeiter, einige Schichten, aber er, der Umsatzbulle, verkauft selbst unheimlich gut. Lebensversicherungen, Bausparverträge und Investmentfonds.

Für jeden Verkauf werden Plaschka Einheiten gutgeschrieben, für die er Geld erhält. Und je mehr Plaschka verkauft, desto mehr bekommt er für eine einzelne Einheit und desto mehr verdienen seine Vorgesetzten. In guten Monaten kassiert Plaschka 12 000 Euro. Bei denen über ihm in der Pyramide sollen es sechsstellige Monatsverdienste sein. Plaschka gehört zeitweilig zu den fünf Besten von gut 30 000 Verkäufern. Er fährt ein ordentliches Auto, baut ein Eigenheim.

Er will mehr. Mehr Einheiten, mehr Geld, mehr Anerkennung. Jemand könnte ihn überholen auf der Leistungsautobahn. Anfang 2007 startet Plaschka mit drei Kollegen, einer ist sein Bruder, eine Anwerbeoffensive. Die Pyramide unter Plaschka soll wachsen.

Doch er übernimmt sich, das Vorhaben geht über seine Kräfte. Jetzt will er raus, möglichst sofort. Per Sonderkündigung wegen Krankheit. Das ist im November 2007.

Aber das geht nicht so leicht. Plaschka steckt in einem System des wirtschaftlichen und psychologischen Drucks. Wer ranghoch geht, schadet anderen in der Struktur, gefährdet die Stabilität der Pyramide. Die DVAG, die einmal Plaschkas zweite Familie war, wird nun zum erbitterten Gegner. »Manche Arbeitsverträge halte ich für moderne Leibeigenschaft«, sagt Plaschkas Rechtsanwalt Kai Behrens, der zum DVAG-Spezialisten in Deutschland geworden ist: »Man kommt schnell rein, nach einer Weile aber nur schwer wieder raus.« Durch das System der Provisionen werden Abhängigkeiten geschaffen. Es gibt da diese Klausel in DVAG-Vermögensberater-Verträgen: Bei »großen« und lukrativen Finanzprodukten wie Lebensversicherungen werden Provisionen erst drei Jahre nach dem Verkauf ausgezahlt. Doch die DVAG zahlt ihren Vermögensberatern einen Großteil sofort aus, sonst hätte sie große Schwierigkeiten, Verkäufer zu finden. Wenn nun ein Mitarbeiter kündigt, fällt dieses »Entgegenkommen« sofort weg – und das bei Kündigungsfristen von bis zu drei Jahren. Das heißt dann für den Aussteiger: bis zu 36 Monate arbeiten, eventuell ohne zunächst auch nur einen Cent zu bekommen. Für die meisten Mitarbeiter ist das nicht zu finanzieren.

Der Direktionsrepräsentant zeigt seine Monatsabrechnung: 165 190 Euro

Plaschka hatte, wie in Strukturvertrieben üblich und gewollt, Freundschaften zu etlichen DVAG-Kollegen gepflegt. Die Rechtsabteilung schickte ihm im Mai 2008 eine Klage: Seine fristlose Kündigung sei unwirksam. Er müsse den Schaden ersetzen, der infolge der Einstellung seiner Vermittlertätigkeit entstanden sei. Vorläufiger Streitwert: 50 000 Euro. »Es ist ein brachiales, existenzvernichtendes System«, sagt Rechtsanwalt Behrens.

Aber erfolgreich. Die DVAG ist in dieser ganz auf Geld fixierten Branche das nach Mitarbeiterzahl und Umsatz größte Unternehmen. Die anderen heißen AWD, MLP, OVB und Hamburg-Mannheimer Invest (HMI). Sie alle haben ihre besonderen Klauseln. Was bei der DVAG die Provisionsklausel, ist beim AWD die Honorarpraxis des sogenannten linearisierten Provisionsvorschusses: AWD-Mitarbeiter bekommen Provisionen, die sie noch nicht verdient haben, die man ihnen aber zutraut. Läuft es mal nicht so gut, wird der Vertreter zum Schuldner.

Dennoch lassen sich junge Menschen in großer Zahl auf das Abenteuer ein. »Der deutsche Finanzvermittlungsmarkt außerhalb der Banken ist geprägt von einer kleingliedrigen Struktur mit vielen gering qualifizierten Akteuren«, heißt es in der Finanzvermittler-Studie. »Die gängigen Statistiken gehen von 400 000 bis 500 000 Vermittlern aus.« Die Fluktuation ist hoch: »Jährlich werden nach Schätzungen befragter Experten mindestens zehn Prozent der Strukturvertriebsvermittler in Deutschland auf diese Weise ausgetauscht.« Die neuen Mitarbeiter werden von den Anwerbern dort gepackt, wo sie leicht zu bekommen sind. Es geht um den Traum vom großen Geld und von Anerkennung. Nicht mehr nur Durchschnitt sein, sondern etwas Besseres. Ein Adler sein, wie man das bei der HMI nennt.

Ein Samstag im Spätsommer 2006. Münchner Mitarbeiter der HMI fahren Bewerber für das Grundseminar in das Hotel Alpenkönig in Seefeld, Tirol. Auf dem Parkplatz glänzen Porsches in der Sonne. Es herrscht Anzug- und Krawattenpflicht.

In den vorausgegangenen Wochen haben HMIler der unteren Stufen Mitarbeiter rekrutiert. Sie haben die Leute in der Fußgängerzone angesprochen: »Hey Sie, Sie sehen so dynamisch und smart aus. Haben Sie nicht Lust, als Teamleiter nebenher viel Geld zu verdienen?« Wer anbeißt, sitzt einige Tage später in einem Büro der HMI und erfährt, dass es vorrangig um die Riester-Rente geht, die bei der HMI auch »Kaiser-Rente« genannt wird. Auf einem Flipchart wird der schnelle Weg zum großen Geld erklärt. Auch hier die Provisionspyramide, siebenstufig: Anfänger, dann Stufe eins bis sechs. Darüber schweben millionenschwere Generäle. »Es ist eine geile Chance, brutal viel Geld zu verdienen«, sagt der Vorgesetzte. Er schwärmt von einem 30-Jährigen, der einen 660-PS-Porsche fährt, und zeigt ein Video: Porsche-Fahrer halten Lobesreden auf die HMI, dazu satte Hip-Hop-Musik mit dem Text *»Make the money«.*

Die etwa 30 Teilnehmer im Hotel Alpenkönig haben jeweils 135 Euro gezahlt, die sie zurückbekommen sollen, wenn sie der HMI einige Zeit die Treue halten. Das Bild eines Porsches wird an eine Leinwand geworfen. Der Referent stellt simple Fragen, fordert Applaus, wenn Seminarteilnehmer richtige Antworten geben. In den kommenden zwölf Stunden wird hier eine Show zelebriert, die manche Ehemalige als Gehirnwäsche bezeichnen. Geschulte Trainer hämmern den Teilnehmern ein, dass sie etwas Besseres seien, die Leistungselite. Adler eben.

Den Höhepunkt bildet der Auftritt des 660-PS-Porsche-Fahrers am Samstagabend. »Er hat 350 Mitarbeiter, er liebt Autos, er reist gern, er züchtet Kois und hat sich gerade ein Pferd gekauft. Begrüßen Sie mit mir den Direktionsrepräsentanten der Stufe sechs«, sagt der Moderator. Applaus. Und dann steht er da. Maßgeschneiderter Anzug, dazu ein Hemd und eine Krawatte in rosa Farbtönen. Die Haare dynamisch nach oben gestylt. Er erzählt, dass er 1997 sein Grundseminar absolviert habe, und lässt seine Abrechnung aus dem Juli 1997 auf die Leinwand werfen: 2200 Mark. Nebenberuflich, damals noch Zeitsoldat. Zehn Minuten später präsentiert er seine Abrechnung aus dem Juli 2004: 165 190 Euro. Raunen im Publikum. Dann die erlösenden Worte: »Wenn man für etwas kämpft, dann schafft man das auch. Sie können das auch.« Er empfiehlt Biografien von Muhammad Ali und Arnold Schwarzenegger, dann ist die zweistündige Show vorbei, das Publikum elektrisiert.

Es folgt ein Abend des Hochgefühls. Keiner stellt die Frage, die angebracht wäre: Wie viele kommen in dieser Pyramide nach oben? Oder die grund-

Fortsetzung auf Seite 22

Fast wie früher

Sind wir Josef Ackermann und Co. zu Dank verpflichtet?

Danke, sagte der Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann vergangene Woche, als er den Milliardengewinn seines Instituts für die ersten Monate des Jahres verkündete – man könne ihm doch jetzt auch mal »Danke« sagen.

Das war einer dieser Ackermann-Momente. Erst erliegt man seinem bubenhaften Lächeln, dann denkt man: Wo lebt der Mann?

Ein Danke gebührt in erster Linie dem Staat, ergo den Steuerzahlern, die mit Hunderten Milliarden die Kernschmelze des Finanzsystems verhindert haben. Wahrscheinlich gäbe es die Deutsche Bank gar nicht mehr, wäre die Bundesregierung nicht mehrfach zur Rettung der maroden Hypo Real Estate geeilt, hätte sie nicht einen Schirm über das gesamte Bankensystem gespannt und die Bilanzierungsregeln für verlustreiche Papiere gelockert, wie sie auch die führende private Bank des Landes hält.

Ansonsten bestätigte der Chef sein altes Ziel einer Rendite von 25 Prozent auf das Eigenkapital. Doch ein solches Ziel erreicht man vor allem mit wenig Eigenkapital – es verführt also dazu, sich hoch zu verschulden und gefährliche Geschäfte einzugehen. Und dafür soll Deutschland Danke sagen? Die Deutsche Bank war etwas besser als die anderen, ja, aber ihre Risikomanager wissen: Es war auch Glück dabei, dass man rechtzeitig aus dem Geschäft mit US-Hypotheken ausgestiegen war (und diverse Schrottpapiere munter an deutsche Staatsbanken verkauft hatte).

Etwas einfühlsamer ist da der Deutschland-Chef der amerikanischen Großbank Goldman Sachs. Er gestand dem *Spiegel,* dass er und seinesgleichen die Erwartungen der Gesellschaft enttäuscht hätten. Doch auch Alexander Dibelius will dem Staat nicht zur Dankbarkeit verpflichtet sein. Die zehn Milliarden von Washington für Goldman Sachs? Man wurde gezwungen, sie zu nehmen. Ausstehende Posten bei anderen Instituten, die ohne Staatshilfe verloren gewesen wären? Man hätte noch Reserven gehabt. Dann vergleicht der Chef seine Bank mit dem fast übermenschlichen Rekordschwimmer Michael Phelps. So ernst kann er seine vorher erhobene Forderung nach »kollektiver Demut« nicht gemeint haben.

Mit der Bescheidenheit der Banker ist es nicht sehr weit her. Man muss nur clever genug sein, dann kann man weiter das große, das übermäßige Geld verdienen, lautet die selbstbewusste Botschaft. So gut die Goldmänner und Deutschbanker sein mögen – das ist genau die Mentalität, aus der die Finanzkrise überhaupt erst entstanden ist.

Unter dem staatlichen Schirm wird längst wieder ein großes Rad gedreht. Mit Devisenspekulationen, Anleihegeschäften, Übernahmefinanzierungen. Es ist einerseits erfreulich, dass die große Furcht vor der Kernschmelze der Normalität weicht. Umso eiliger müssen sich andererseits die Politik und das Land fragen, was sie von dieser alten Normalität noch wollen und was sie durch ihre Hilfen vielleicht ungewollt fördern. Wie groß sollen die Banken künftig sein, und wie stellen wir sicher, dass sie ihre Hauptfunktion nicht gefährden: die Kreditversorgung? Die Regulierung und Neuordnung des Bankwesens muss jetzt erfolgen, sonst regiert wieder das Selbstverständnis der Banker. **UWE JEAN HEUSER**

60 SEKUNDEN FÜR

Rauch

Die Regierungen in Europa werfen derzeit den Leuten Geld nach, damit sie etwas wegwerfen, was vielleicht noch taugt, und sich dafür etwas kaufen, was sie vielleicht ohnehin kaufen wollten. Und deshalb später nicht mehr kaufen werden. Das nennt sich dann Abwrackprämie. Oder verpuffte Konjunkturmaßnahme.

Die Chinesen dagegen machen vor, wie sich die schwächelnde Abnahme von Gütern einfach und direkt ankurbeln lässt. In Gong'an verordnete die Bezirksregierung ihren Beamten per Dekret, heimische Tabakware zu qualmen. Man befindet sich dort in hartem Wettbewerb mit der Zigarettenindustrie der Nachbarprovinz Hunan. Die *Shanghai Daily* schreibt von 23 000 Kartons à 10 Päckchen jährlich, die zwangsweise verteilt werden. 400 für die meisten Abteilungen und Regierungsorganisationen und noch mal 140 für jede Schule.

Wobei nicht ganz klar ist, ob die Schüler sich an der wirtschaftsrettenden Maßnahme beteiligen dürfen und ob auf Lunge geraucht werden muss. Wer die Quote allerdings nicht erfüllt, kann mit einer Strafe von 1000 Yuan rechnen, immerhin 109 Euro. Chen Nianzu, Mitglied des Gong'an-Zigarettenmarktaufsicht-Teams, ist stolz auf die wegweisende Konjunkturstütze. »Wir leiten die Menschen an, die lokale Wirtschaft zu fördern«, sagt er. Und selbst, wenn die Wirkung nicht so groß sein sollte wie erhofft: Verpafftes Konjunkturpaket klingt irgendwie besser. **ANNA MAROHN**

»Brutal viel Geld …«

Fortsetzung von Seite 21

sätzliche Frage: Sollte das Geld, das in das exorbitante Einkommen dieses 30-jährigen Porsche-Fahrers fließt, nicht eher den Leuten zugutekommen, die ihm vertrauen und einen Rentenvertrag abschließen? Nichts gegen gute Bezahlung, aber wenn es um die Absicherung von Menschen geht, um Altersvorsorge, wäre dann nicht Verhältnismäßigkeit geboten?

Die Seminarteilnehmer in Seefeld wittern aber die Chance, ein Adler zu werden, die große Beute zu reißen. Wie das funktioniert, erläutert ein Referent am nächsten Tag: »Suchen Sie neue Mitarbeiter. Das ist das passive Geld, das uns alle interessiert.« An einem einzigen Mitarbeiter, der seinen Weg nach oben mache, könne man eine Viertelmillion verdienen. Zum Abschluss trägt der Referent seine HMI-Fabel vor: die Geschichte eines Adlers, der im Glauben aufwächst, ein Huhn zu sein. Einst hatte ein Bauer ein Adler-Ei gefunden und es in den Hühnerstall gelegt. Vor seinem Tod wünscht sich der Vogel, der ein Leben lang vom Fliegen geträumt hat: »Ach, wäre ich bloß als Adler auf die Welt gekommen.« Den Neuen wird eingebläut: »Wir sind alle Adler.« Dann fahren sie nach Hause, in den großen Autos der Vorgesetzten. Solche Seminare finden bis heute in Seefeld statt, aber auch an vielen anderen Orten.

Wenn Plaschka geht, soll er sein Haus und 40 000 Euro verlieren

Sabine Kregel hat so etwas erlebt. Ein HMIler sprach die heute 31-Jährige im Arbeitsamt Salzgitter an. Sie war beruflich unzufrieden, suchte eine Alternative, interessierte sich sofort dafür, nebenberuflich bei der HMI einzusteigen. Sie fährt zu einem Grundseminar, für das sie 250 Euro zahlt, lässt sich mitreißen. »Da lag eine Begeisterung in der Luft, die irgendwie seltsam war und furchterregend ansteckte«, sagt sie heute. Während des Seminars muss sie telefonisch einen Freund überzeugen, sie und einen Vorgesetzten noch am Abend für ein Beratungsgespräch zu empfangen. Am selben Abend durchforstet ein anderer Vorgesetzter Kregels Unterlagen, um zu sehen, ob es auch für sie etwas Besseres gibt. »Natürlich gab es etwas Besseres – eine Rentenversicherung über die HMI. Er wollte die Versicherung für mich abschließen, die Abschlussprämie sollte ich später bekommen.« Erst nach dem Wochenende kommt sie zur Vernunft, steigt aus, erhält noch einige Anrufe und einen unerbetenen Besuch am Arbeitsplatz.

Plaschka, der DVAG-Umsatzbulle, hat Schlimmeres erlebt. Nach seinem Entschluss aufzuhören klingelt ein Weggefährte an seiner Tür, will ihn umstimmen. Er wird ausfallend und droht, dass Plaschka sein Haus und 40 000 Euro verlieren werde. Und all das, nachdem Plaschka fast 20 Jahre hauptberuflich für die DVAG geackert hatte.

Seine Karriere hatte im Sommer 1985 begonnen. Damals wurde er Zeitsoldat. Ein Vorgesetzter sprach ihn an. Nun, da er Beamter auf Zeit sei, benötige er eine private Absicherung und könne vermögenswirksame Leistungen anfordern. Ein Oberleutnant erstellt eine »Vermögens- und Subventionsanalyse«, dann berät der Kompaniechef. Plaschka unterschreibt. Jetzt soll er auch Mitarbeiter werden. Er zögert. Hartnäckig schwärmt der Kompaniechef von Geld und Anerkennung. Irgendwann startet Plaschka seine Karriere bei der DVAG – zeitgleich mit dem Bruder. Sie sind zunächst »Vertrauensleute«, kassieren für Termine, die sie für Bekannte organisieren, die dann von Plaschkas Vorgesetzten beraten werden. Plaschka erlebt ein Seminar, »auf dem schon ordentlich geprotzt wurde«. Der gelernte Gas-Wasser-Installateur schaut in eine andere Welt, besucht Seminare und wird Vermögensberaterassistent. Im April 1990 steigt er hauptberuflich ein.

Im Jahr 2000 erlebt Rechtsanwalt Kai Behrens ein DVAG-Seminar in Aschaffenburg: Umsatzbullen erhalten Auszeichnungen, ihre Autos werden auf dem Parkplatz bestaunt, geschulte Redner heizen ein. »Es war die perfekte Samstagabendshow, und ich dachte mir: Das kann doch alles nicht wahr sein!« Ein Freund hatte Behrens damals für das Seminar gewonnen. Zwei Jahre später braucht dieser Freund Behrens' Hilfe: Die in Aussicht gestellte Karriere ist ins Stocken geraten, er will die DVAG verlassen. Nun beginnt eine ganz andere DVAG-Karriere – die des Rechtsanwalts Kai Behrens. Er kämpft für Vermögensberater und auch für ihre Kunden. Seit 2002 hat er 300 Mandanten vertreten. »Viele Aussteiger erfahren Aggressionen: Beleidigungen, Telefonterror und Hausbesuche«, sagt Behrens. Rabiater als alles, was er bisher gekannt habe.

Dutzende Aktenordner mit der Aufschrift »DVAG« füllen eines der Regale im Büro von Behrens. Akribisch sammelt der 46-Jährige Material zur DVAG. Auf dem Tisch liegen ein Vermögensberatervertrag, eine Tabelle mit den Grundprovisionen, Informationen zum DVAG-Versorgungswerk, von dem hauptberufliche Mitarbeiter profitieren, die konstant Leistung bringen, und ein *stern online*-Artikel aus dem Jahr 2007: Die DVAG hatte sich an Kunden von Lebensversicherungen gewandt, die Verträge seien schlechter als die nun zu empfehlenden Riester-Renten. Die Umstellung erfolgte im Wesentlichen zum Wohle der Vermögensberater. Frische Provisionen flossen. Etliche Vermittler kämpfen um ihre eigene Existenz. Behrens rechnet vor: »Wenn man den Gesamtumsatz der Deutschen Vermögensberatung durch die Anzahl der Mitarbeiter teilt, kommt man auf einen Durchschnittsumsatz von etwas über 2000 Euro monatlich. Wenn man sich überlegt, dass es Vermögensberater gibt, die monatlich 30 000 Euro und mehr erhalten, liegt es auf der Hand: Viele Vermögensberater haben existenzielle Probleme.«

Ganz oben in der DVAG steht ein Mann, den sie den »Doktor« nennen: Reinfried Pohl. Er ist Milliardär und Übervater der mehr als 37 000 Vermögensberater. Der 80-Jährige hat den Finanzvertrieb 1975 gegründet. Für einen Rückzug fühlt er sich zu jung, aber unlängst hat Pohl die Weichen dafür gestellt, dass die Vertriebsfirma in Familienhand bleibt, und den Anteil seiner Söhne erhöht. Pohl schmückt sich und die DVAG mit Aushängeschildern und Werbepartnern wie Michael Schumacher, Otto Rehhagel oder Joachim Löw. Er pflegt auch wichtige Kontakte in die Politik. Er ist Duzfreund von Helmut Kohl, der heute Vorsitzender des DVAG-Beirats ist. Kohls früherer Kanzleramtsminister Friedrich Bohl saß viele Jahre im DVAG-Vorstand, bevor er im April an die Spitze des Aufsichtsrats wechselte. Dem Vorstand gehört seit April 2008 auch der ehemalige hessische Wissenschaftsminister Udo Corts an, der noch 2007 die Laudatio hielt, als das Land Hessen Pohl den Titel eines Professors verlieh. Auch Ex-Finanzminister Theo Waigel sitzt im neunköpfigen Aufsichtsrat.

Bundeskanzlerin Angela Merkel sprach am 20. November 2008 auf einer DVAG-Vertriebskonferenz zu über 8000 Vermögensberatern. Sie lobte das Familienunternehmen (»ein klassisches Konzept der sozialen Marktwirtschaft«) und schwärmte von einem Treffen vor vier Jahren: »Damals wie heute hat mich schon allein die Zahl der Vertriebsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter zutiefst beeindruckt, weil sie etwas über das Wurzelgeflecht aussagt, das ein Stück Sicherheit in unserem Lande schafft, wobei hinter jedem von Ihnen Engagement steht, die Fähigkeit, Menschen anzusprechen, kennenzulernen und ihnen beratend zur Seite zu stehen.« Überaus freundliche Worte an die versammelte Vertriebstruppe.

Die Riester-Rente ist ein Konjunkturprogramm für die Finanzberater

Während die DVAG als der CDU nahestehend gilt, kann man dem AWD eine Nähe zur SPD attestieren. Im Wahlkampf 1998 finanzierte AWD-Chef Carsten Maschmeyer eine 600 000 Euro teure Kampagne für Gerhard Schröder: »Ein Niedersachse muss Kanzler werden.« Schröders Regierungssprecher Béla Anda ist seit April 2006 Kommunikationschef des AWD. Und gerade hat der Ex-»Wirtschaftsweise« Bert Rürup, SPD-Mitglied, als Chefökonom bei dem Finanzdienstleister angeheuert. Neben der personellen Nähe gibt es auch eine finanzielle Verbindung: In den Jahren 2004 bis 2006 spendete die DVAG 436 150 Euro an die CDU. Auch andere Banken und Versicherer gaben großzügig, mehr als zehn Millionen Euro in zehn Jahren flossen an Parteien. Die Firmen konnten es sich leisten. Vor allem die Riester-Rente war ein Konjunkturprogramm für die Finanzbranche.

Der DVAG-Gründer hat inzwischen auch eine gute Presse. Im August 2008 nahm ihn das *manager magazin* auf die Titelseite. *Die unglaubliche Karriere des Reinfried Pohl: Deutschlands bester Verkäufer*, stand da. Von der Nummer wurden mehr als 162 000 Exemplare verkauft, im Vormonat waren es 136 000 und im folgenden 125 000. Tatsächlich kaufte die DVAG 25 000 Exemplare des Heftes, wie die Manager Magazin Verlagsgesellschaft auf Anfrage bestätigt. »Eine Zusage oder Absprache« habe es vorher aber nicht gegeben. »Auch uns, den Vertrieb, hat die Nachfrage der Vermögensberatung überrascht«, sagt Vertriebschef Stefan Buhr. Der Verlag weist per Druckrechnung nach, dass er einen Nachdruck von 28 000 Exemplaren hat anfertigen lassen.

Auch für Plaschka war die DVAG lange eine Erfolgsstory. Doch dann wollte er mit seiner Anwerbeoffensive zu hoch hinaus.

Auf eine Zeitungsanzeige hin melden sich 40 Bewerber. Plaschka investiert Zeit und Geld, er lässt das eigene Geschäft schleifen und bezahlt die protzigen Grundseminare für neue Bewerber. »Einen auf dicke Hose machen gehört auch zum Geschäft«, sagt er. Nach einem halben Jahr ist keiner der Bewerber mehr dabei. Und die Anfänger haben kaum Provisionen gebracht. »In diesen Monaten habe ich 20 000 Euro Privatgeld verbrannt«, sagt Plaschka. Dass ausgerechnet ihm das geschah. Dem Umsatzbullen.

Weitere Informationen auf ZEIT ONLINE:
www.zeit.de/geldanlage

FREUNDE: Helmut Kohl und DVAG-Gründer Reinfried Pohl 1995, Michael Schumacher 2005, Ex-Vorstand Friedrich Bohl 2008 (Zweiter von links)

Fotos: Arne Dedert/picture-alliance/dpa; Dennis Gundlach/action press; Karlheinz Schindler/picture-alliance/dpa (v.o.n.u.); Günter Schiffmann/picture-alliance/dpa; Günter Schiffmann/picture-alliance/dpa

Schneller sein als die anderen

STEFAN MAUER heuerte beim Finanzdienstleister AWD an. Ein Erfahrungsbericht über seine ersten Schritte in der Vertreterwelt

Als der Pilot vollen Schub auf die Triebwerke gibt und die Beschleunigung mich in den Sitz drückt, ist meine Entscheidung gefallen: Ich werde aussteigen. Nicht aus diesem Flugzeug, mit dem ich in Urlaub fliege, sondern bei einem der größten Finanzberater Deutschlands. Beim AWD. Dabei bin ich noch gar nicht lange dabei.

»Gerade am Anfang müssen Sie Gas geben, um als Finanzberater erfolgreich zu sein. Wie bei einem Flugzeugstart.« Das hat Gerhard Wolf (Name geändert) mir wieder und wieder gesagt. Er war in den vergangenen drei Monaten mein Mentor. Und noch nie hat eine Organisation und ihre Art zu denken mich so schnell in ihren Bann gezogen.

Meine Zeit beim AWD beginnt mit einem seltsamen Bewerbungsverfahren. Zwei Stunden nachdem ich ein Formular im Internet ausgefüllt habe – Student kurz vor dem Diplom, an Finanzen interessiert, zielstrebig, günstig und fleißig, sucht Job –, höre ich die Stimme von Gerhard Wolf am Telefon. »Sie haben sich beworben, und wir möchten Sie kennenlernen. Kommen Sie doch nächsten Montag in mein Büro, und bringen Sie Ihren Lebenslauf mit.«

»Sonst nichts?«

»Sonst nichts.«

Das Vorstellungsgespräch ist ein Kaffeeklatsch, bei dem mein künftiger Chef mit mir über *seine* Familie, *sein* Haus, *sein* Auto und *mein* Interesse an Börsenkursen und spekulativen Investments plaudert. »Ich würde Ihnen etwas abkaufen, das ist erst mal das Wichtigste. Alles Weitere entscheidet unser Test für Führungskräfte«, lautet das Fazit nach fast zwei Stunden. Ich bekomme noch den Rat: »Ab jetzt ziehen Sie am besten immer ein weißes Hemd mit Krawatte an. Daran erkennt man uns.«

Als ich zum ersten Mal das Kölner Hauptquartier des AWD betrete, ist die Präsentation bereits in vollem Gange. Es geht um Geld. Nicht das der Anleger, sondern das der Berater. Die Beispiele sind beeindruckend: 400 Euro im Monat verdient man hier wohl schon, ohne wirklich zu arbeiten, sechsstellige Einkommen pro Monat scheinen nur eine Frage der Zeit zu sein.

Die meisten der 25 Mitbewerber sind Mitte bis Ende 20 und kommen wie ich von der Uni oder haben eine Ausbildung gemacht und gearbeitet. Die Gespräche auf dem Flur handeln meistens von der Anfahrt oder dem Wetter. Kaum einer scheint sich mit Finanzen auszukennen. Ich rede mit einem jungen Fitnesstrainer. »Die Ausbildungsstelle bei AWD ist meine große Chance«, sagt er. Dann unterhält er sich mit seiner »Führungskraft« über eine Geschichte aus einem Motivationsbuch, das er am Tag vorher gelesen hat: Zwei Männer wollen vor einem Bären fliehen. Während der eine schon läuft, bindet der Zweite sich noch die Schuhe. »Du musst schneller sein als der Bär, hör auf, deine Zeit zu verschwenden«, ruft der Erste. »Nein, ich muss nur schneller sein als du«, erwidert der Zweite. Der junge Mann und sein Mentor lachen. Jeder hier steht unter den Fittichen eines erfahrenen AWD-Mitarbeiters, der in den kommenden Monaten viel Zeit investieren wird, um seinen Schützling zu einem Finanzvermittler auszubilden. Auch meine Führungskraft ist anwesend. »Wir brauchen Mitarbeiter, die wirtschaftlich denken und andere überzeugen können«, sagt Wolf. »Sie sollten eine soziale Ader haben, aber keine zu starke. Wir wollen schließlich auch Geld verdienen.«

Der Test beginnt mit der Frage, welches Wort mir besser gefällt: spontan, umgänglich, positiv oder friedlich. Ähnlich geht es weiter. In 24 Aufgaben soll ich Wörter in eine Reihenfolge bringen, über deren Rangordnung ich mir noch nie Gedanken gemacht habe. Die Zeitvorgabe ist so knapp, dass ich einfach irgendetwas ankreuze. Am Ende soll ich noch auswählen, was ich mit einer Million Euro machen würde und wie man Steuergeld am besten einsetzen sollte. Nach nicht mal einer Viertelstunde ist das Ganze vorbei. »Danke, auf Wiedersehen, wir melden uns.«

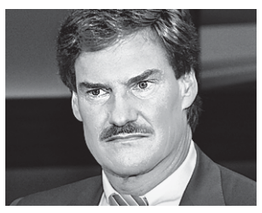
Zwei Tage später sind die Fragen ausgewertet, und ich erfahre, was AWD nun über mich weiß: Mein »Leadership-Check« hat mehr als 30 Seiten und ist extrem ausführlich. Ich ergriffe gern die Initiative, steht da. Ich könne Menschen motivieren. Man sollte sich mir gegenüber nicht patriarchisch verhalten. Und so weiter und so weiter.

Ich habe keine Ahnung, was das Ergebnis für meine Karriere bei AWD bedeutet. Wolf erklärt es mir: »Wirtschaftliches Denken steht für Sie zwar nicht an erster Stelle im Leben, aber weit genug oben, dass Sie bei uns anfangen können. Von uns aus kann es jetzt losgehen.«

Den Höhepunkt meiner AWD-Euphorie erlebe ich am Samstag nach meinem Test. Und auch den Tiefpunkt. Ich passte zum Unternehmen, hatte man mir gesagt. Ich könne mir nur noch selbst im Weg stehen, hatte man mir gesagt. Jetzt erklärt der Gebietschef mir und den anderen Bewerbern, die es geschafft haben, was AWD für uns bedeuten soll: Erfolg hat, wer »Einheiten schreibt«.

Einheiten gibt es für jedes Finanzprodukt, das ein Kunde abschließt. Von der Riester-Rente über die private Krankenversicherung bis hin zum Kauf von Investmentfonds. Pro Einheit, lerne ich weiter, verdiene ich am Anfang vier Euro, später möglicherweise mehr als zehn Euro. Die Zahlen am Ende der Berechnungen sind gigantisch: Nur zwei oder drei Riester-Verträge und eine kleine Versicherung im Monat, und schon habe ich 5000 Euro in der Tasche. Wer in der Hierarchie aufsteigt, verdient an denen mit, die unter ihm sind – Tausende Euro, wenn die sich anstrengen. Man zeigt uns Ranglisten der besten Gebietsleiter. Die Zahl der geschriebenen Einheiten ist an der Spitze sechsstellig, wir Bewerber rechnen: Diese Leute müssen Einkommensmillionäre sein. Der Chef erklärt: »Die Gewinne mögen Ihnen hoch vorkommen. Aber in der Finanzbranche steckt nun mal so viel Geld. Auch für Sie.« Mein Mentor holt mich ab. Auf dem Weg in sein Büro sprechen wir darüber, dass bei AWD niemand angestellt ist, sondern alle Berater selbstständig arbeiten. Wir sprechen darüber, warum das besser ist, auch steuerlich. Wir sprechen über den Porsche, den er als Dienstwagen fährt. Und über den Aston Martin seines Vorgesetzten.

AWD möchte mir eine Party schenken, erklärt Wolf in seinem Büro. Bis zu 1000 Euro darf ich für Essen, Trinken und Unterhaltung ausgeben. Ich soll möglichst vielen Menschen davon erzählen, was ich demnächst mache. Mindestens 100 Einladungen soll ich verschicken. Wolf zückt ein Heft. *Networking, Kontakte und Empfehlungen* lautet der Titel. Auf den Seiten sind Schaubilder mit vielen bunten Pfeilen und leere Tabellen, in die Adressen eingetragen werden sollen. »Bis Sie hier fest anfangen, sollten da mindestens 250 Namen drinstehen«, sagt Wolf. »Und jetzt nehmen Sie mal Ihr Handy.«



AWD-CHEF
Carsten Maschmeyer

Schlagartig wird mir bewusst: Das Geld des AWD kommt von Menschen. Von denen aus meinem Handy. »Sie rufen jetzt mal bei einem Ihrer Freunde oder Verwandten an und fragen, ob Sie AWD als Ihren neuen Arbeitgeber vorstellen dürfen«, sagt Wolf. »Wenn das nicht klappt, mache ich den nächsten Anruf.« Er nennt diese Kontakte »Meinungsträgergespräche«. Es komme nicht darauf an, dass diese Leute sich wirklich vom AWD beraten lassen. Sie sollen mich nur weiterempfehlen, bei ihren Freunden und Bekannten. Wir sitzen uns an Wolfs Schreibtisch gegenüber und üben Anrufe. »Ich bin Ihr Onkel. Wie bringen Sie mich dazu, Sie zu einem Gespräch einzuladen?« Ich rede los. Immer wieder unterbricht er, gibt Feedback. »Sie brauchen zu lange, um zum Punkt zu kommen. Sagen Sie einfach: ›Ich habe eine Bitte‹, und legen Sie dann los.« Ich fühle mich unwohl, möchte in seiner Gegenwart nicht telefonieren. Wir üben länger als eine Stunde, bis er mich entlässt. Ich darf allein telefonieren, bekomme aber einen festen Auftrag: »Wenn die ersten beiden Anrufe nicht klappen, hören Sie auf, und wir machen den Rest gemeinsam.«

An vier Samstagen schult mich der AWD in »Grundlagen der Kommunikation und Finanzberatung«. Da geht es um die richtigen Worte im Beratungsgespräch und die Palette des AWD-Angebots. In einer Präsentation bekommen wir Schritt für Schritt aufgezeigt, wie man seine Kunden als Berater am besten anspricht: »Halten Sie den Finanzmarkt für eher übersichtlich oder unübersichtlich?« Antwort abwarten, dann: »AWD macht den Markt überschaubar.«

Mit Formulierungen wie dieser, erklärt einer der Topverkäufer von Köln und Umgebung, hätten wir das Rüstzeug für das erste Gespräch mit echten Kunden. »Es hilft, diese Sätze mehr oder weniger auswendig zu kennen.« An Beispielrechnungen zeigt man uns, wie man etwa durch bessere Versicherungen und umgeschuldete Kredite das verfügbare Geld eines Haushalts erhöhen kann. Viel Geld für den Berater gibt es, so erfahre ich, wenn dieses frei gewordene Geld dann wieder investiert wird, in einen Riester-Vertrag oder eine Versicherung gegen Berufsunfähigkeit.

Wolf und ich besuchen meine Verwandten und Freunde. Wir sitzen um 22 Uhr im Wohnzimmer eines Freundes, der sich offensichtlich köstlich über mein weißes Hemd und die Krawatte amüsiert. »Wir machen dann vielleicht noch eine Bestandsaufnahme, beraten wird heute nicht«, sagt Wolf jedes Mal, bevor wir abfahren. Doch nach fünf »Meinungsträgergesprächen« stehe ich noch immer ohne ein einziges ausgefülltes Formular da. Wolf sagt dazu nichts. Das muss er auch gar nicht, ich setze mich schon selbst unter Druck: Wenn niemand ein Formular ausfüllt, dann bekomme ich kein Geld. Und er auch nicht. Dann sind die vielen Kilometer, die wir mit seinem Porsche zu meinen Freunden und Verwandten fahren, für ihn Geld- und Zeitverschwendung.

Bei unseren Treffen kommt er jedes Mal mit der Metapher vom Flugzeug, das beim Start besonders viel Gas geben muss. Ich bekomme Hausaufgaben: Bis zum nächsten Treffen soll ich mindestens 50 Menschen nennen können, denen ich von meiner neuen Tätigkeit erzählen kann, die ich vielleicht sogar zu meiner Einweihungsfeier einladen möchte. Bis zum zweiten Treffen sollen es mindestens 100 sein.

Ich lerne: Der Erfolg meiner Arbeit bei AWD wird nicht daran gemessen, wie gut ich jemanden berate, sondern daran, wie viel Geld er am Ende für Produkte ausgibt, die ich empfehle. Ich soll meine Beziehungen und Kontakte zu Geld machen. Wie gut ich berate, ist zweitrangig. Wie gut mein persönliches Netzwerk ist, das zählt.

JEEP, OPEL, FIAT sollen unter ein Dach

Ein Weltkonzern, aber bitte umsonst

Ist das visionär oder nur trickreich, wenn der hoch verschuldete Autobauer Fiat den Konkurrenten Opel mit Milliarden von Staat retten will? **VON DIETMAR H. LAMPARTER UND BIRGIT SCHÖNAU**

Der schnittige Maserati, mit dem Fiat-Chef Sergio Marchionne Anfang der Woche bei der Bundesregierung vorfuhr, war geliehen – von der Scuderia Berlin, einem Maserati-und Ferrari-Händler. Die beiden kleinen, aber feinen Marken gehören zum Fiat-Konzern, und der Händler aus der Hauptstadt hat ihm das Prunkstück gern überlassen.

Der Fiat-Konzernchef war gekommen, um sich weit mehr zu borgen als ein Auto. »Zwischen fünf und sieben Milliarden Euro als Konsolidierungsbedarf für Opel« hat Marchionne bei den Politgesprächen genannt. Für das nötige Kapital sollen wohl die europäischen Staaten aufkommen, in denen die zehn Fabriken von Opel und General Motors (GM) stehen. Und da Deutschland mit rund 25 000 Mitarbeitern die Hälfte aller Beschäftigten in Europa stellt, soll der größte Brocken des Kredits oder der Bürgschaft dafür aus dem Opel-Heimatland kommen.

Warum sollte das nicht klappen?, mag der Italokanadier gedacht haben. Schließlich hat er gerade in Amerika einen ähnlichen Deal – ohne eigenen finanziellen Beitrag – ausgehandelt. Der Pakt mit der Regierung sieht vor, dass Fiat zunächst 20 Prozent des gerade in Konkurs gegangenen Autobauers Chrysler geschenkt bekommt und ihn führen darf. Die Milliardenkredite für den weiteren Betrieb stellen die USA und Kanada.

Wer erinnert sich noch an das Gerede von der »Hochzeit im Himmel«?

Ausgerechnet der schon mehrfach totgesagte Autobauer Fiat schickt sich an, zu einem der größten Autokonzerne aufzusteigen. Legte man die Autosparte des Fiat-Konzerns, Chrysler und Opel/GM Europa zusammen – dann entstünde ein Konzern, der mit gut 150 000 Mitarbeitern weltweit fast sieben Millionen Fahrzeuge baut. Auf einen Schlag wäre »Fiat/Opel«, wie Marchionne das geplante Unternehmen nennt, nach Toyota die Nummer zwei, gleichauf mit dem VW-Konzern. Schon Anfang des Jahres hatte Marchionne eine alte Weisheit der Autobauer beschworen: Auf lange Sicht bleiben nur sechs Konzerne übrig. Ein Hersteller von Massenautos müsse »fünf bis sechs Millionen Fahrzeuge« herstellen, um zu überleben. Und einen Zusammenschluss mit Opel pries er in der *Financial Times:* »Industriell wäre das eine Hochzeit im Himmel.«

Hochzeit im Himmel? Den Spruch kennen die Deutschen aus der Welt AG des einstigen Daimler-Chefs Jürgen Schrempp, der seine Firma mit Chrysler verheiratete und damit grandios scheiterte. Marchionnes unbedachte Äußerung war Futter für die Gegner der Hochzeit von Fiat und Opel. Viele von ihnen würden es bevorzugen, wenn der kanadisch-österreichische Zulieferkonzern Magna und russische Investoren den Zuschlag erhielten. Opel-Betriebsratschef Klaus Franz führt die Riege der Fiat-Gegner an und wird von IG-Metall-Chef Berthold Huber darin unterstützt. Skeptisch ist auch der Autoexperte Ferdinand Dudenhöffer von der Universität Duisburg-Essen: »Gegen Marchionne sind alle Hedgefonds zahme Hunde, der will sich ohne eigenes Geld zwei große Unternehmen schnappen und von den beteiligten Staaten finanzieren lassen«.

Mag ja sein, aber der branchenerfahrene Münchner Berater M. Jon Nedelcu kommt unter dem Strich zum entgegengesetzten Urteil: »Fiat ist eindeutig die bessere Lösung. Unter der Führung der Italiener hat Opel die besseren Überlebenschancen, weil Fiat näher am Kunden ist als ein Zulieferer wie Magna.« Nun sickern Nachrichten über den von Marchionne geplanten Jobabbau bei Opel durch, und die Diskussion wird hitziger. Einzig die Führung von General Motors in Amerika und Europa hielt sich bislang offiziell mit Kommentaren zurück.

In Italien wurden die Verhandlungen um Chrysler und Opel anfangs mit einem patriotischen Überschwang verfolgt, als handele es sich um Spielzüge des Fußballnationalteams. Schon Fiats Einstieg bei Chrysler galt vielen als Triumph. Der Ökonom Giorgio Ruffolo sprach sogar von einem neuen italienischen Wunder: »Sein Wesen ist es, Reichtum zu schaffen, der sich nicht in Stärke, sondern in Schönheit wandelt.« Tagelang beherrschte Fiat-Chef Sergio Marchionne weit vor den Politikern die Schlagzeilen, und die Kommentatoren rühmten sein Verhandlungsgeschick und sein Durchsetzungsvermögen: Italien–USA 1 : 0. Das größte italienische Unternehmen als Gewinner der Weltkrise – nach der demütigenden Vorstellung um den Pleiteflieger Alitalia schien das fast zu schön, um wahr zu sein.

Doch als die Partie mit Deutschland in die Verlängerung ging, meldeten sich die ersten kritischen Stimmen. Die Gewerkschaften erinnerten daran, dass in den italienischen Fiat-Werken ein Großteil der Beschäftigten kurzarbeiten müsse. Eine Entspannung der Situation sei durch die Expansionspolitik nicht in Sicht, im Gegenteil: Wenn Fiat Teil eines Konzerns würde, der die von Marchionne angestrebten sechs Millionen Autos im Jahr baut, müssten die italienischen Arbeiter in veralteten Werken und mit hohen Löhnen gegen die Kollegen in Deutschland oder den USA konkurrieren. Fiat solle seine Zukunftspläne für den Standort Italien darlegen, forderte Industrieminister Claudio Scajola deshalb. Auch die heimische Zuliefererindustrie betrachtet die neuen internationalen Ambitionen mit Sorge.

Egal. Marchionne ist derzeit damit beschäftigt, die Bedenken der Deutschen zu zerstreuen, die ebenfalls fürchten, über Gebühr unter dem unvermeidlichen Kapazitätsabbau leiden zu müssen. Auch sonst wäre es fraglich, wie sehr er sich in die italienische Volksseele einfühlen wollte. Der Manager kennt die amerikanische Unternehmenskultur, in Italien geboren, ist er in Kanada aufgewachsen und hat dort seine Karriere begonnen. Bei Schweizer Unternehmen hat er sich dann einen Ruf als erfolgreicher Sanierer erworben. An einem dieser Unternehmen war auch die Fiat-Eignerfamilie Agnelli beteiligt, deren Vertrauter Fiat-Chefaufseher Luca di Montezemolo den talentierten Landsmann zurück nach Italien holte. Dort ist der Mann mit dem Spitznamen »Blackberry« für seine Leute stets empfangsbereit. Aber die politische Arena überließ er bislang anderen Fiat-Größen: »Ich treffe Politiker nur, wenn es meine Arbeit verlangt. Ich frequentiere keine Salons, weder in Rom noch in Mailand oder Turin.«

Als Marchionne 2004 in Turin antrat, lag der Autobauer am Boden. »Marchionne fing seinen Sparkurs nicht bei den Arbeitern an, sondern dünnte zuerst das mittlere Management aus, strich komplette Hierarchieebenen«, lobt ein ehemaliger Fiat-Manager, der direkt dem Chef unterstellt war. »Wenn einer solch eine Herkulesaufgabe wie die Dreierfusion schaffen kann, dann Marchionne.«

GM versprach Fiat: Wenn ihr wollt, dann kaufen wir euch

Der erwies sich zum einen als hart: Er verkürzte die Entwicklungszeiten drastisch und nötigte die Gläubigerbanken, Schulden in Anteile am Konzern einzutauschen. Zum anderen hat er Geschick im Marketing, wie er eindrucksvoll bei einer riesigen Feier zur Einführung des neuen Fiat Cinquecento – mit Wasserballett und Riesenfeuerwerk – zeigte. Fiat ist wieder da, hieß damals die Botschaft. Zwölf Millionen Euro soll die aufwendigste Autopräsentation aller Zeiten gekostet haben, die Zehntausende Zuschauer in Turin und Millionen Italiener am Bildschirm live erlebten. »Clever sparen« hieß sein Prinzip beim Cinquecento. Technisch baut das Auto auf dem wenig spektakulären Fiat Panda auf, zudem teilte sich Fiat die Entwicklungskosten mit Ford, das ein ähnliches Auto herstellt. Die Anschubfinanzierung für den 500er lieferte widerwillig die Opel-Mutter General Motors. Und diese Geschichte ist bis heute für die internen Widerstände bei Opel höchst relevant.

Ende der neunziger Jahre liefen die Geschäfte für GM gut. Der damalige Chef Rick Wagoner handelte mit Fiat im Jahr 2000 einen folgenschweren Deal aus. Die Amerikaner kauften sich mit 20 Prozent bei der Autosparte von Fiat ein, anschließend fusionierten sie den Einkauf sowie die Motoren- und Getriebesparte ihrer deutschen Tochter Opel mit den entsprechenden Bereichen bei Fiat – und verpflichteten sich zur gänzlichen Übernahme der Fiat-Autosparte, sofern es die Turiner wollten.

Ende 2004 war es mit den guten Zeiten bei GM vorbei. Da kam Sergio Marchionne, der Stratege, zum Vorschein. Er ließ GM die Wahl: Entweder ihr kauft Fiat, oder ihr kauft euch von der Verpflichtung frei. Rick Wagoner zahlte lieber 1,5 Milliarden Euro Abstand. Bei Opel hat man schlechte Erinnerungen an diese Zeit, auch wenn bis heute Opel-Autos mit Dieselmotoren von Fiat fahren und der Opel Corsa sich die technische Grundlage mit dem Fiat Grande Punto teilt.

Marchionne jedenfalls schaffte es schon 2006, mit der Fiat-Autosparte schwarze Zahlen zu schreiben, und steigerte den Gewinn in den beiden Folgejahren. Auch der Absatz florierte bis Mitte 2008. Dann kam die Krise, in den ersten Monaten 2009 schrieb man rote Zahlen, der Schuldenstand des Fiat-Konzerns stieg wieder auf gut sieben Milliarden Euro an. Viel eigenes Geld für Zukäufe kann und will Marchionne deshalb nicht investieren. Also braucht er Wachstum ohne Kosten – und muss dann Verbundvorteile schaffen. Das aber würde für seine junge Managergarde zur extremen Herausforderung. Kommt es zum Opel-Einstieg, dann würde der Markenwirrwarr von Chrysler, Dodge und Jeep, von Fiat, Alfa, Lancia, Opel und Vauxhall frappant an GM erinnern, und dem lange Zeit größten Autobauer der Welt ist dies schlecht bekommen.

Der ehemalige Fiat-Manager sagt es denn auch klar: »Wenn das Staatsgeld aufgebraucht ist, kommen mit Sicherheit Nachforderungen.« Und ob Opel und Fiat den Ausleseprozess der kommenden Jahre überlebten, sei auch bei einem Zusammenschluss offen. »Man darf nicht darauf setzen, dass plötzlich alle Leute Fiat, Alfa oder Opel kaufen.«

Weitere Informationen auf ZEIT ONLINE:
www.zeit.de/wirtschaft/autokrise

www.zeit.de/audio

Fiat-Arbeitsteilung

Fiat-Chef **Sergio Marchionne** (Foto oben), der »Mann im Pullover«, ist für die Tagesarbeit zuständig, die Politik überlässt er dem stets perfekt gekleideten Fiat-Präsidenten und Chefaufseher aus altem Adel **Luca Cordero di Montezemolo** (Foto unten), Ziehsohn des legendären Fiat-Patriarchen Gianni Agnelli. Montezemolo gilt als einer der einflussreichsten Männer Italiens, war bis 2008 Präsident des Unternehmerverbandes und wurde von Silvio Berlusconi für einen Ministerposten umworben. Im Hintergrund hält sich auch Montezemolo-Vize **John Elkann,** ein Agnelli-Enkel. Der 33-Jährige mischt sich derzeit lieber in die Trainerwahl des familieneigenen Fußballklubs Juventus Turin ein als in die Fiat-Strategie. Aber: Sowohl er wie auch Montezemelo unterstützen Marchionne ohne Vorbehalte. **BSCH**

Fotos: AP (2); Drive Images/F1online; Toni Bader/AUTO BILD; Montage: DZ; dpa (2, unten)

»Die Menschen machen das Geschäft«

In früheren Krisen waren Massenentlassungen schnell beschlossen. Heute halten Firmen ihre Mitarbeiter länger **VON GÖTZ HAMANN UND RÜDIGER JUNGBLUTH**

Illustration: Peter M. Hoffmann für DIE ZEIT/www.pmh@popculture.de

Es sind Tage der Abrechnung. Nun offenbaren die Buchhalter, wie es der deutschen Wirtschaft in den ersten Monaten des Jahres ergangen ist. Wie tief die Unternehmen in der Weltwirtschaftskrise stecken. Das Hamburger Solarunternehmen Conergy etwa hat im ersten Quartal 70 Prozent weniger Umsatz erwirtschaftet als im Jahr zuvor. Adidas macht praktisch keinen Gewinn mehr, Metro derbe Verluste, und andere werden folgen. Noch diese Woche nennen der Sportmodehersteller Puma, der Chemiekonzern Lanxess und die Deutsche Telekom ihre Zahlen. Eine Vorhersage, wie es weitergeht, wie das Jahr enden wird, wagen nur wenige.

Dass Jobs dabei verloren gehen, war zu erwarten. Dass es nicht Hunderttausende sind, grenzt an ein kleines Jobwunder – ein Jobwunder, dass der Wissenschaftler Horst Wildemann nicht allein mit der Kurzarbeit erklären mag. Wildemann lehrt Unternehmensführung und Produktion an der Technischen Universität München. Zugleich begleitet er einige Dutzend Firmen als Berater. »Momentan überlegen alle: Welche Struktur muss ich mir leisten, um sofort loslegen zu können, wenn es wieder aufwärts geht?«, sagt Wildemann. »Meine Wahrnehmung ist: Auch Unternehmen, die 40 Prozent Umsatzrückgang haben, halten ihre Belegschaft und vereinbaren lieber vorübergehende Lohnkürzungen.« Im Vergleich zu vorangegangenen Rezessionen dächten »viele Unternehmer und Manager weiter in die Zukunft«.

Im Abschwung der Jahre 2002 bis 2005 begann der Jobabbau schneller, er war gleich der Normal-, nicht der Sonderfall. Heute ist das anders. Die Stammbelegschaften werden geschützt, was durch Zeitarbeit und Subunternehmertum leichter geworden ist. Doch das ist es nicht allein. In vielen Fällen hat sich auch die Haltung der Chefs verändert.

Eine wesentliche Ursache nennt Robert Bauer, der Vorstandsvorsitzende von Sick, einem Hersteller von Sensoren: »Vor allem mittelständische Unternehmen wissen, wie teuer der Personalaufbau in den vergangenen Jahren war. Und weil die Deutschen altern, spricht alles dafür, die Mitarbeiter und ihr Know-how zu halten. Das höre ich auch von den meisten meiner Kunden.« Mit seinen Sensoren, die eine wichtige Rolle in der Automatisierung spielen, hat Sick im vergangenen Jahr einen Umsatz von fast 740 Millionen Euro erwirtschaftet. Danach ging es rasant bergab, aber Bauer sagt, dass in einzelnen Märkten die Auftragseingänge schon wieder über den Umsätzen liegen. »Wir wollen die Krise mit der Stammmannschaft meistern, solange es irgendwie geht. Denn die Menschen machen das Geschäft. Maschinen und Geld sind nur Hilfsmittel.« Bauer erinnert an die Rezession der neunziger Jahre. Damals trennten sich viele Unternehmen rasch von Ingenieuren und Technikern – was unerwartet langfristige Folgen hatte: Studienanfänger mieden mit einem Mal technische Berufe, woraus ein Mangel entstand, den die Branche bis heute spürt und der sie vorsichtig macht.

Andere Unternehmen halten ihre Mitarbeiter, weil sie fest davon überzeugt sind, dass ihr Geschäft nur vorübergehend zurückgeht. Südchemie aus München gehört dazu. Vorstandschef Günter von Au sieht keine Anzeichen dafür, dass seine Chemikalien seltener gebraucht werden. Sie dienen dazu, Flüssigkeiten und Öle zu reinigen, Gussformen zu festigen, Papier und vieles mehr herzustellen. »Weder mittel- noch langfristig müssen wir unsere Strategie ändern, Krise hin oder her. Das Erdöl geht irgendwann zu Ende, wir müssen CO_2 vermeiden, wir müssen Wasser und Luft reinigen, wir müssen Alternativen für Stoffe finden, die jetzt auf Erdöl basieren. Wir müssen Elektrofahrzeuge bauen. Und weil wir diesen Trends mit unseren Produkten längst folgen, denken wir, aus dieser Krise als Gewinner herauszukommen.«

In diesem Jahr sinkt der Umsatz von Südchemie zwar unter 1,2 Milliarden Euro und damit unter den des Vorjahres, und weil es die Möglichkeit gibt, arbeiten in einigen Sparten rund 400 Mitarbeiter kurz; andere Tochtergesellschaften aber wachsen unbeirrt. Hier bedient die Südchemie grundlegende Bedürfnisse in Schwellenländern: »Es gibt einen Zusammenhang zwischen wachsendem Wohlstand und dem Bedarf an pflanzlichen Ölen. In den Entwicklungs- und Schwellenländern wie China wird derzeit viel Öl aus tierischen Fetten durch Pflanzenöl ersetzt, das mit unseren Produkten gereinigt wird. Sonst würde es innerhalb von zwei Wochen ranzig.«

Wie sicher die Agrarbranche ist, spürt auch Martin Richenhagen, Vorstandschef des internationalen Landmaschinenkonzerns Agco. Er erwartet in diesem Jahr rund fünf Prozent mehr Umsatz. »Unser Geschäft ist getrieben vom sehr starken Wachstum der Weltbevölkerung und ihrer Ernährung.« Weil zugleich der Ackerboden begrenzt sei, müsse dieser zunehmend industriell bearbeitet werden. Die Maschinen dafür stellt Agco her und investiert gerade 170 Millionen Euro in seine deutschen Fendt-Werke im Allgäu.

Auch in Dax-Konzernen werden derzeit vergleichsweise wenige Stellen abgebaut. Das geschieht nicht zuletzt, weil die Vorstandschefs einen geringeren Druck von Finanzinvestoren spüren. Noch vor eineinhalb Jahren mussten sie davon ausgehen, dass Private Equity Fonds, Hedgefonds und Konkurrenten problemlos die notwendigen Milliarden für eine Übernahme zusammenbekommen. Zu den Abwehrmaßnahmen der Vorstände von Daimler, Deutscher Bank und Deutscher Telekom gehörte damals, ihre Unternehmen ständig zu trimmen, selbst wenn die Rendite schon hoch war. So wurden Tausende von Jobs trotz Rekordgewinnen gestrichen. Heute gibt es diesen Druck nicht mehr. Die Ära des billigen Geldes ist vorbei.

Voraussetzung für das Jobwunder ist also auf die eine oder andere Weise der Glaube an die eigenen Freiräume. Wo es ihn nicht gibt, endet auch das Jobwunder. Horst Wildemann nennt eine der wesentlichen Ursachen: »Die deutsche Wirtschaft hat kein Strukturproblem. Doch in einigen Bereichen bekommen wir dauerhaft ein Mengenproblem.«

Eben das haben der Stahlkonzern ThyssenKrupp (siehe Seite 25) und die Automobilzulieferer Johnson Controls und Federal Mogul gemeinsam. Alle drei Unternehmen erwarten, dass ihr Geschäft langfristig schrumpft. Allein mit dem Ende des weltweiten Booms ist das nicht zu begründen, sondern auch mit der Tatsache, dass die drei Automobilzulieferer sind, mithin für eine Branche arbeiten, die große Überkapazitäten hat. Für ThyssenKrupp sind die Autokonzerne wichtige, für Johnson Controls und Federal Mogul die entscheidenden Abnehmer. Letztere haben ihren Stammsitz in den Vereinigten Staaten und ihre deutschen Ableger in Burscheid im Bergischen Land. Und beide wollen nun in großem Stil Arbeitsplätze abbauen.

Allein Federal Mogul beschäftigt in Deutschland mehr als 7000 Menschen. Von denen sollen 1200 ihre Arbeitsstelle aufgeben. In den Burscheider Werken, wo das Unternehmen Kolbenringe produziert, sind zwischen 300 und 600 der bisher 2000 Stellen bedroht. Am Maifeiertag zogen Mitarbeiter des Konzerns deshalb mit Transparenten durchs nahe Köln, auf denen stand: »Entlassungen sind keine Alternative«. Die Firmenleitung sieht das anders. Schon vor Wochen hatte Geschäftsführer Karsten Evers gesagt, das Unternehmen habe für 300 Leute in Burscheid langfristig keine Beschäftigung mehr.

Die Europazentrale des anderen Zulieferers, Johnson Controls, hat der zuständigen Arbeitsagentur in Bergisch Gladbach vor zwei Wochen eine sogenannte Massenentlassungsanzeige zukommen lassen: 99 von 1770 Mitarbeitern will das Unternehmen kündigen – falls sie nicht freiwillig gehen. Auffallend ist, dass überdurchschnittlich viele Ingenieure gehen sollen. Bis vor Kurzem galten solche Spezialisten noch als Fachkräfte, die unbedingt im Unternehmen gehalten werden müssen. Aber jetzt verschieben die Autokonzerne Entwicklungsaufträge oder ziehen sie ganz zurück. »Wir haben einen Überhang an Ingenieuren an Bord«, heißt es im Unternehmen. Und der soll nun abgebaut werden. Die globale Autokrise hat den Umsatz von Johnson Controls, das zu den führenden Herstellern von Autoinnenausstattung und -elektronik gehört, in den ersten drei Monaten dieses Jahres fast halbiert. Für das gesamte Jahr lautet die Prognose: minus 36 Prozent. »Wir glauben einfach nicht, dass die alten Umsätze wieder zurückkehren werden«, sagt eine Pressesprecherin des Unternehmens.

Da würde es nicht einmal helfen, wenn die Große Koalition tatsächlich beschließen sollte, die Kurzarbeit auf bis zu 24 Monate zu verlängern. Der Plan sieht auch vor, dass der Staat nach einigen Monaten alle Sozialbeiträge übernimmt. Es wäre zwar ein »Schutzschirm für Arbeit«. Doch die einen Unternehmen hätten nichts davon, und die anderen spannen ihn bereits für ihre Angestellten – aus Eigeninteresse.

Weitere Informationen auf ZEIT ONLINE:
www.zeit.de/finanzkrise

Revier in Angst

Bei ThyssenKrupp droht der Verlust Tausender Jobs. Schuld daran ist nicht allein die Stahlkrise **VON JUTTA HOFFRITZ**

Kurzarbeit bei ThyssenKrupp in Duisburg: Einer von vier Hochöfen steht still, die anderen laufen auf Sparflamme. Peter Schmidmeier arbeitet an einem davon. Immer wieder tritt er mit seinem silbernen Schutzanzug dicht ans Abstichloch, um Proben zu schöpfen. Täglich 7500 Tonnen weiß glühendes Metall flossen im Boom an ihm vorbei – jetzt sind es noch 3000 Tonnen. »Weniger geht nicht, sonst blasen wir den Ofen kaputt«, sagt er und blickt kurz zur Wand, wo die Heißluftzufuhr angezeigt wird. 24 Jahre ist er schon dabei, doch in diesen Tagen braucht der Stahlofen seine ganze Aufmerksamkeit.

Einen Ofen, ja einen ganzen Konzern runterzufahren ist keine leichte Aufgabe. Das merkt auch ThyssenKrupp-Chef Ekkehard Schulz. Fünf Jahre lang ging es nur darum, die Nachfrage zu decken. Um besser an Rohstahl zu gelangen, plante er in Brasilien, direkt neben den Erzminen, eine riesige Hütte nebst Hafenanlagen. Dann ließ die Krise den Stahlmarkt kollabieren. Heute sitzt Schulz auf einem Schuldenberg und – ab Jahresende, wenn das Werk in Übersee anläuft – auch auf neuen, inzwischen überflüssigen Kapazitäten.

Von Arbeitsplatzgarantien will die Konzernführung nichts mehr wissen

In Duisburg sorgt all das für gewaltige Unruhe. Die Mitarbeiter fürchten, dass ihre Hochöfen auf Dauer kalt bleiben könnten. Schon zweimal zogen sie seit Jahresbeginn mit Trillerpfeifen und Transparenten vors Haus: »Für den Erhalt der Flüssigphase in Duisburg« stand darauf, Wörter wie »Arbeitsplatzsicherheit« prangten dort in Großbuchstaben.

All das hält Schulz nicht davon ab, immer neue Projekte anzustoßen. Für die Edelstahlsparte des Mischkonzerns will er Partner suchen, die zivilen Werften und Autozulieferer würde er am liebsten komplett verkaufen. Auch die Konzernspitze soll schlanker werden: Wollte er die Zwischenholdings, die all die Töchter verwalten, zunächst nur reduzieren, so soll diese Ebene künftig ganz wegfallen – und mit ihr Sekretärinnen, Buchhalter und Sachbearbeiter.

Inzwischen geht konzernweit die Angst um. Von 3000 bedrohten Jobs war bisher die Rede, doch dabei dürfte es kaum bleiben. »Ich rechne mit dem Verlust von deutlich über 5000 Stellen«, sagt Detlef Wetzel, IG-Metall-Vorstand und Aufsichtsrat bei ThyssenKrupps Stahltochter. Was genau Schulz für die insgesamt 200 000 Beschäftigten des Konzerns vorgesehen hat, will er erst am Mittwoch bei der Aufsichtsratssitzung verraten. Dann könnte es laut werden in den holzgetäfelten Hallen der Essener Villa Hügel. Bei dieser Sitzung geht es nicht nur um Jobs, sondern um den Umgang zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bei ThyssenKrupp und im Kapitalismus generell – speziell wenn dieser in die Krise gerät.

Anlass für die Grundsatzdebatte lieferte schon die letzte Aufsichtsratssitzung Ende März. Um die Arbeitnehmer für Reformen zu gewinnen, sicherte der Chef ihnen schriftlich zu, auf betriebsbedingte Kündigungen verzichten zu wollen – nur um seither beständig zu verkünden, dass dies kein Versprechen war: Es sei »unseriös, in der Krise einen Personalabbau auszuschließen«, sagt Schulz dann. Und dass es in dieser Sache keine »Garantie« geben könne. Mit diesem Hakenschlag brachte er die Arbeitnehmer vollends in Aufruhr. »Wortbruch. Der Vorstand setzt unser Vertrauen aufs Spiel«, schimpft IG-Metall-Mann Wetzel und kündigt für Montag gleich den nächsten »Aktionstag« an.

Das Problem: ThyssenKrupp ist kein Einzelfall. So sinnierte etwa BASF-Chef Jürgen Hambrecht im *ZEIT*-Interview über die Öffnungsklauseln des Standortsicherungsvertrags. Ähnliche Drohungen gab es auch bei Daimler, woraufhin die Autowerker flugs einem Lohnverzicht zustimmten.

Dass der Konflikt nun gerade bei ThyssenKrupp zu eskalieren droht, muss nicht verwundern. Vier von fünf Mitarbeitern dort sind in der Gewerkschaft organisiert. Alles, was sich rund um die Hochöfen in Duisburg abspielt, unterliegt der Montan-Mitbestimmung. Und betriebsbedingte Kündigungen zu vermeiden ist für die Malocher dort von jeher eine Frage der Ehre. Zwar gingen in der Stahlindustrie so viele Arbeitsplätze verloren wie in kaum einer anderen Branche: 421 000 Beschäftigte gab es auf der Höhe des Wiederaufbaus 1961 allein im Westen der Republik, heute sind es bundesweit 94 000. Aber allen Schicksalswendungen zum Trotz gelang der Abbau stets sozialverträglich.

Natürlich, einfach war das nie, wie der Niedergang der Hütte Rheinhausen zeigte: Das Duisburger Stahlwerk, das in der Hochphase 16 000 Leute beschäftigte, stand 1987 erstmals vor dem Aus. Monatelang organisierten Arbeiter Mahnwachen, Messen und Brückenblockaden. Doch sie konnten das Sterben nur hinauszögern. Als 1993 dann endgültig Schluss war, verhandelte die IG Metall noch einmal, nun mit den anderen Stahl-Arbeitgebern – und verteilte die 4000 Kruppianer auf die Hütten der Konkurrenz.

Die graue Eminenz Berthold Beitz hält unbeirrt am Vorstandschef fest

Hans-Peter Lauer kann sich noch gut an diese Zeit erinnern. Die Gottesdienste im Walzwerk von Rheinhausen waren seine ersten Einsätze. Direkt nach dem Studium fing der protestantische Pfarrer beim »kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt« an. Erst jetzt im April hat er seine erste eigene Gemeinde übernommen. Das Thema Stahl wird ihn nicht loslassen, denn die Kreuzeskirche in Duisburg liegt direkt neben dem Werkszaun von ThyssenKrupp. »Wenn die betriebsbedingt kündigen, kriegen wir hier einen heißen Sommer«, sagt er und kratzt nachdenklich sein Resthaar. »Das wäre ein absoluter Bruch der Tradition.«

Säße Manager Schulz ihm gegenüber, hier im Gemeindezentrum, wo es eine Hartz-IV-Beratung gab, bevor das Geld ausging, sähe Schulz den maroden Gründerzeitputz und die alten Heizkörper – dann würde er wohl sagen, dass sich auch ein Konzern Großherzigkeit nicht immer leisten kann. Er würde sagen, dass die Nachfrage, die in früheren Krisen um 10 Prozent sank, nun branchenweit 50 Prozent unter Vorjahr liegt und dass er reagieren muss.

Überzeugen würde der Boss damit vermutlich nicht. Viele Probleme des Unternehmens sind selbst verschuldet. »Die Stahlleute haben aus den vergangenen Krisen nichts gelernt und bauen munter Kapazitäten auf«, spottete Wolfgang Leese, Chef des Konkurrenten Salzgitter, schon auf der Höhe des Booms vor zweieinhalb Jahren. Gemeint war sein früherer Arbeitgeber ThyssenKrupp, der mit seinen brasilianischen Hochöfen schon beim Bau jede Kostenplanung sprengte und noch ein Walzwerk in den USA in Auftrag gab, als längst klar war, dass künftig weniger Autobleche gebraucht würden.

Inzwischen scheint man auch bei ThyssenKrupp die Fehler zu sehen. Konzernchef Schulz sucht für diese beiden insgesamt acht Milliarden Euro teuren Projekte inzwischen Partner. Er hat die Chefs der Stahl- und Edelstahltochter gefeuert, und er will auch die Aufsichtsräte der Sparten abschaffen. Er brauche einen »deutlich stärkeren Durchgriff auf das operative Geschäft«, sagte er vergangene Woche. »Wir sind übermitbestimmt.«

Solche Worte fachen die Wut bei den Arbeitnehmervertretern nur weiter an – und sie werden der Lage nicht gerecht. Man kann den Betriebsräten zwar vorwerfen, dass sie die Gefahr unterschätzten, selbst als sich die Bauten in Übersee Jahr um Jahr verzögerten. Doch das gilt für Arbeitnehmer wie Arbeitgeber. Und auch für die Aufseher auf allen Ebenen.

Das Problem: In Wirklichkeit hat bei ThyssenKrupp bis heute nur einer etwas zu sagen, der Krupp-Verweser Berthold Beitz.

Vor jeder Sitzung des Konzernaufsichtsrats lädt der Ehrenvorsitzende die Vorstände zum Rapport. Weil er als Kopf der Krupp-Stiftung gut ein Viertel des Kapitals vertritt, fürchten die Manager sein Wort mehr als alles andere. Zuletzt jedoch schien Beitz wenig anzuecken. Vielleicht stimmten ihn die Gewinne der Vergangenheit milde. Vielleicht fällt es dem 95-Jährigen auch zunehmend schwer, sich auf die Zukunft einzustellen. Darauf deutet etwa der Umgang mit der Personalie Schulz hin.

An sich wäre der Konzernchef seit fast drei Jahren reif für die Rente. Doch weil Beitz sich partout nicht auf einen Nachfolger festlegen wollte, wurde der Vertrag des inzwischen 67-jährigen Schulz ein ums andere Mal verlängert und läuft nun noch bis Januar 2011. In jedem normalen Unternehmen wäre spätestens jetzt, in der Krise, ein Wechsel fällig. Doch Beitz scheint davon überzeugt, dass diejenigen, die für die Probleme verantwortlich sind, das Unternehmen nun auch wieder aus der Krise führen müssen. »Sie haben mein Vertrauen. Das müssen wir gemeinsam durchziehen«, zitiert Schulz seinen Gönner.

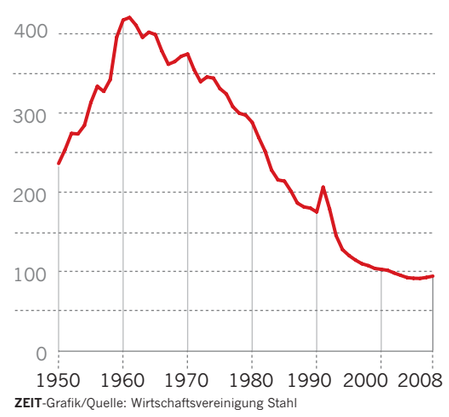
Es mag ein Trost sein, dass Pfarrer Lauer den Konzern weiter in seine Fürbitten einschließt. In seiner neuen Gemeinde, nur einen Steinwurf von Deutschlands größter Moschee entfernt, gibt es zwar noch ganz andere Herausforderungen. Doch die »politischen Nachtgebete« für die Stahlarbeiter will Lauer trotzdem nicht aufgeben. Sein Thema im April hieß: »Lernen aus der Wirtschaftskrise«.

STAHLWERK von ThyssenKrupp in Duisburg

Foto (M): Thomas Pflaum/VISUM

Immer abwärts

Beschäftigte der Eisen- und Stahlindustrie in Deutschland; Angaben in Tausend



ZEIT-Grafik/Quelle: Wirtschaftsvereinigung Stahl

Das Geschäft mit der Geschwätzigkeit

Der Internetdienst Twitter startete als Jugendphänomen – nützt er auch Firmen? **VON KERSTIN BUND**

Sonntagnachmittag, halb vier. Irgendwo in Deutschland isst »Pippi_lotta« »Schoki mit Karamell-Füllung« und ärgert sich darüber, dass »das Zeug in der Sonne ganz schön schmiert«. »Katti« wird währenddessen in Bochum »gleich Küche putzen«. Und »Klaus42« aus Österreich hat zum zweiten Mal »was über dem rechten Aug gestochen«.

Diese Small-Talk-Brocken teilen die drei Nutzer nicht nur ihren Partnern oder Freunden mit. Sie verbreiten sie im Internet – über Twitter. Der Kurznachrichtendienst, der binnen drei Jahren rund 25 Millionen Nutzer gefunden hat, basiert auf der schlichten Frage: »Was machst du gerade?« Die kann dann jeder für sich und andere beantworten. Die Antworten, die aus der ganzen Welt eintrudeln, dürfen nicht mehr als 140 Zeichen umfassen, das entspricht genau der Länge dieses Satzes.

Das meiste, was täglich in geschätzten sechs Millionen Mitteilungen verbreitet wird, ist Geplapper. *Twitter* ist ja auch das englische Wort für zwitschern oder schnattern. Doch seit das Internetangebot als nächste große Hoffnung des Silicon Valley gehandelt wird, nutzen auch viele Unternehmen den Dienst für ihre Zwecke: um Kunden direkt anzusprechen. Um herauszufinden, was sie interessiert, und ihnen dann passende Angebote zu empfehlen. Und Ähnliches mehr.

Marketingleute zum Beispiel glauben, dass sie beim Stöbern im Dickicht der Twitter-Wortmeldungen feststellen können, wie ihre Firma oder ihre Produkte gerade so ankommen. Die Twitter-Nutzer tauschen sich ja gelegentlich auch über Handyverträge aus, über Automarken oder Schokoriegel. »Das Feedback der Kunden ist direkt und unverfälscht«, sagt Mark Heising von der PR-Agentur Weber Shandwick, der im Auftrag von T-Mobile twittert. Und indem sich Firmen in die Konversation einklinken, versuchen sie die Kontrolle darüber zurückzugewinnen, was und wie über sie geredet wird. Das ist Imagebildung auf SMS-Länge.

Um Twitter zu nutzen, muss man sich auf der Website anmelden. Dann kann jeder zwitschern, was er will. Das geht per Internet, Instant Messenger oder vom Handy aus. Und er kann sich andere Mitglieder aussuchen, deren Selbstauskünfte er kontinuierlich mitlesen kann. So erschafft sich jedes Mitglied ein Mikrouniversum aus unzähligen Informationsfetzen, die von überall hereinströmen. »Die Menschen nutzen den Dienst, um herauszufinden, was gerade passiert«, sagt Twitter-Mitgründer Biz Stone. Für Trendspotter im Netz ist es das nächste große Ding.

Die einen nutzen Twitter, um mit Freunden Kontakt zu halten oder mit Kollegen zu plaudern. Andere auch für die professionelle Arbeit: Projektteams und Wissenschaftler tauschen sich inzwischen über die Plattform aus. Und seit sich auch viele Prominente dort zur Schau stellen, bietet Twitter für Millionen ein Guckloch ins Leben ihrer Stars. Die Statusmeldungen von Hollywood-Schauspieler Ashton Kutcher, der die Twitter-Promi-Liste anführt, verfolgen 1,6 Millionen Leser. Den meisten scheint es dabei egal zu sein, ob Popdiva Britney Spears, der Basketballer Shaquille O'Neal oder der Radprofi Lance Armstrong tatsächlich selber schreiben oder schreiben lassen.

Aufseiten der Firmen dürfte das Interesse zumindest so lange anhalten, wie Twitter in Mode ist und noch nicht vom nächsten Trend abgelöst wurde. Keine andere Website wächst derzeit so schnell. Geschätzte 14 Millionen Menschen waren in den USA im März auf der Twitter-Seite – zwölfmal so viele wie vor einem Jahr. Genaue Zahlen gibt das Unternehmen nicht bekannt. Jeden Tag sollen 5000 bis 10 000 neue Nutzer hinzukommen. In Deutschland besuchten im Februar 760 000 Nutzer die Website – ein Zuwachs von 400 Prozent in nur drei Monaten.

Bei der Kaffeehauskette Starbucks jedenfalls können Kunden derzeit über Twitter Fragen stellen und Beschwerden loswerden. Der Computerhersteller Dell informiert per Twitter exklusiv über Sonderangebote im Onlineshop und hat nach eigenen Angaben in 18 Monaten eine Million US-Dollar über den neuen Absatzkanal eingenommen – bei 61 Milliarden US-Dollar Jahresumsatz. Nachdem sich Kunden neulich auf der Twitter-Seite über die zu eng gestellte Tastatur bei Dells Netbook Mini 9 beschwert hatten, behob der PC-Anbieter das Problem beim Nachfolgermodell.

Die US-Fluggesellschaft JetBlue twittert Reisetipps, und der Onlinehändler Amazon nutzt den Dienst, um auf seinen Musikshop im Internet aufmerksam zu machen. Mit einiger Verzögerung entdecken nun auch deutsche Firmen den Kurzmitteilungsdienst. Die Deutsche Bahn etwa meldet Fahrplanänderungen und informiert über Gleisarbeiten. T-Mobile verloste zum Marktstart im Februar das Google-Handy G1 über Twitter. Und knapp 80 deutsche Medien verbreiten Schlagzeilen oder Neuigkeiten aus ihren Redaktionen und locken auf ihre Onlineportale.

Twitter selbst allerdings ist noch in der Phase, die man in Internetkreisen »Geldverbrennen« nennt: Das Unternehmen schreibt rote Zahlen. Ein Geschäftsmodell, das daran etwas ändern würde, ist bisher nicht in Sicht. Denn im Augenblick ist der Dienst für jedermann kostenlos und fast werbefrei. Ist Twitter also nur die nächste Heiße-Luft-Nummer, die sich einreiht hinter Facebook, YouTube oder MySpace? Sie alle haben Großes versprochen und finanziell nichts erreicht. Bei Twitter gibt man sich gelassen. Die Macher betonen stets, dass Umsatz derzeit weniger wichtig sei. Sie können da auch ganz entspannt sein, weil die Finanzierung bis auf Weiteres gesichert ist: Insgesamt 55 Millionen US-Dollar Risikokapital haben Geldgeber in den Dienst investiert.

»Zunächst konzentrieren wir uns darauf, das Netzwerk zu vergrößern und neue Funktionen zu entwickeln. Die Erlöse kommen später«, sagt Biz Stone. Redet er so, weil er selbst nicht weiß, wie sich mit der Website Geld verdienen lässt? Oder wartet er einfach nur ab, um den Preis hochzutreiben und Twitter dann mit hohem Gewinn zu verkaufen? Seit Monaten wird über eine Übernahme spekuliert. 500 Millionen US-Dollar soll die Netzwerkplattform Facebook im Herbst für den Kurzmitteilungsdienst geboten haben – und Twitter-Chef Evan Williams soll abgelehnt haben.

Auch Google hat Interesse bekundet: Für den Internetriesen ist Twitter vor allem wegen dessen Suchmaschine attraktiv, die Millionen Mitteilungen durchforstet und anzeigt, worüber im Augenblick geredet wird. Aber wird Twitter selbst jemals Geld einspielen?

Man könnte Werbung schalten. Unternehmen zur Kasse bitten, die sich auf Twitter präsentieren. Zusätzliche Funktionen für zahlende Nutzer bieten, die etwa Statistiken über Besucherzahlen ausspucken oder mehrere Twitter-Namen gleichzeitig verwalten. »In Premiummitgliedschaften für Firmen sehe ich das größte Potenzial«, sagt Nicole Simon, Buchautorin und Twitter-Expertin. Sie empfiehlt schon heute jedem Unternehmen, seinen Markennamen auf der Seite zu sichern, bevor ein anderer in seinem Namen zwitschert.

Es gibt aber auch Risiken für twitternde Unternehmen. Dann nämlich, wenn Marketingabteilungen Twitter als »Ablaichkanal für Pressemitteilungen« benutzen, wie es Wolfgang Lünenbürger-Reidenbach von der PR-Agentur Edelman formuliert. »Das vergrätzt die Leute«, sagt er. Eine weitere Gefahr ist das Thema Sicherheit. »Wenn Mitarbeiter Interna aus ihrem beruflichen Umfeld verbreiten, können sie ihrem Arbeitgeber einen Bärendienst erweisen«, warnt Jeffrey Mann vom Marktforschungsinstitut Gartner.

Und dann ist da noch das Problem der unerwünschten Werbung. Schon jetzt beklagen sich Nutzer, denen Viagra oder nigerianische Gelddeals auf Twitter feilgeboten werden. »Das Spamming wird zunehmen«, glaubt Nicole Simon. Und das könnte dazu führen, dass die Akzeptanz auch gegenüber seriösen Unternehmen schwindet, die im Netzwerk das Gespräch mit ihren Kunden suchen.

Weitere Informationen auf ZEIT ONLINE:
www.zeit.de/digital

ZEIT-GRAFIK

Virale Werbung kann teurer werden als gedacht **VON THOMAS FISCHERMANN**

Erfolgsgeschichten sprechen sich herum. Die Geschichte von Klaus Kluge von der Verlagsgruppe Lübbe zum Beispiel. Kluge wollte im Jahr 2008 einem neuen gruseligen Krimiband zum Erfolg verhelfen – ohne viel zu bezahlen. Am Ende hatte er dann etwa 50 000 Euro mithilfe der Berliner Werbeagentur vm-people ausgegeben, und das Buch mit dem Titel *Das Kind* landete auf der *Spiegel*-Bestsellerliste.

Die billige Werbung wandte sich nicht an die ganze Republik, sondern erst mal an elf Leute. Sorgsam ausgesuchte, hartgesottene Krimifans, bei denen es eines Abends an der Tür klingelte. Ein Bote überreichte eine Pizza, die sie nicht bestellt hatten. Im Karton lag ein USB-Stick. Darauf ein mysteriöser Videoclip. Verwackelte Aufnahmen, das Innere eines Aufzugs, eine Fahrt nach unten, kurz ist eine Internetadresse zu sehen. Krimifans mögen Rätsel.

Das Mysterium wuchs sich später zu einer Art Schnitzeljagd rings um die Geschichte dieses Kriminalromans aus. Mal im Internet, mal bei richtigen Ortsterminen. Die elf Auserwählten nahmen begeistert teil und erzählten davon, andere Interessenten stießen dazu. Medien wurden aufmerksam, und erst gegen Ende war klar: alles Werbung.

»Virales Marketing« werden Aktionen, Sprüche oder Filmchen genannt, die so originell oder interessant sind, dass sie sich herumsprechen. Die so ansteckend wirken wie ein Schnupfenvirus oder ein unkontrolliertes Gähnen in einem zu gut beheizten Konferenzraum. Eng verwandt ist das »Guerilla-Marketing«: aufsehenerregende Aktionen, bei denen man anfangs möglichst nicht merkt, dass geworben wird.

Die beiden Ideen gehen in der Werbewirtschaft seit Jahren um, aber gerade sind sie wieder besonders populär. »Mittlere und kleinere Kunden entdecken das jetzt für sich«, sagt Wolfgang Alexander Malter, Chef der Hamburger Werbeagentur Alexanderplatz. »Oft geschieht dies vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Zwänge, wie zum Beispiel: Wir können uns große, klassische Medienetats nicht mehr leisten.«

Klar, dass sich viele Werber auch Sorgen machen. Volker Nickel vom Zentralverband der deutschen Werbewirtschaft wettert: »Nach meiner Einschätzung handelt es sich um Randphänomene der kommerziellen Kommunikation.« Der Werbeumsatz in Deutschland betrage etwa 30 Milliarden Euro, der Umsatz mit viraler Werbung höchstens ein paar Millionen.

Doch Geld ist nicht alles. Wo Werbekampagnen zum Selbstläufer werden, geraten sie tatsächlich zu spektakulären Erfolgen. Das hat mit dem Internet zu tun. Webseiten wie Facebook oder MySpace dienen als virtuelle Treffpunkte, an denen Freunde ihren Freunden weitersagen können, was gerade spannend ist. Das ist digitale Mundpropaganda, effizient und im großen Stil organisierbar. Einige Konzerne haben sie sich bereits zunutze gemacht – etwa die Getränkemarke Johnnie Walker, die mit dem rasend schnell verbreiteten Spiel *Das Moorhuhn* beworben werden sollte. So etwas wollen kleine Firmen nun auch.

Der Skeptiker Nickel liegt dennoch nicht falsch: Über Anekdoten hinaus gibt es kaum Zahlen, wie viel alternative Werbung tatsächlich betrieben wird und wie sie wirkt. Was es gibt, sind Werber, die ihre Dienste mit großen Versprechungen anpreisen. »Virals sind eine hervorragende Möglichkeit, um mit geringem Mediabudget gut und unterhaltsam eine junge Zielgruppe anzusprechen«, sagt Uli Brodbeck, Geschäftsführer bei ponyfilm in Hamburg. Aber günstig ist es am Ende nicht immer. »Videoclips etwa, die sich virenartig im Internet verbreiten können, gibt es für 20 000 Euro, aber auch für 200 000 Euro«, sagt Maik Königs von der Hamburger Agentur elbkind. »Je nachdem, wie der Film gemacht ist.«

Königs glaubt, dass mehr Aufwand auch mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann. Etwa dann, wenn spektakuläre Special Effects zum Einsatz kommen. Auch andere Werber meinen, dass ein Internetspot so teuer produziert werden müsse wie einer fürs Kino. »Sie müssen bedenken, dass allein auf der Videoplattform YouTube jede Stunde Material für neun Stunden reingestellt wird«, sagt Königs. Wie da auffallen? »Ohne den Einsatz von Geld ist das ein reines Glücksspiel«, sagt er. Vor allem dann, wenn der Erfolg termingerecht eintreten soll, etwa zur neuen Produktvorstellung.

Manche Agenturen beschäftigen daher kleine Armeen von Hilfsarbeitern, die in Blogs und auf sozialen Internetseiten das Wissen über diese tollen neuen Inhalte, die in Wahrheit Werbung sind, verbreiten. *Seeding* heißt das – die Aussaat. Solche Helfer laden auch alle paar Stunden erneut das gleiche Werbevideo auf YouTube und andere Videoseiten im Netz und wissen, wie man die Werbespots besonders häufig auf Websites und als Ergebnisse von Suchanfragen erscheinen lässt. Billig arbeiten sie nicht.

Am Ende, sagt Jörg Jelden von der Hamburger Forschungsfirma Trendbüro, reiche es aber nicht aus, nur aufzufallen, wer einen Prozess anstoßen wolle, müsse dann einen »Dialog zwischen dem werbenden Unternehmen und den Kunden beginnen«. Im Klartext: Rabattaktionen etwa, Preisausschreiben, Einladungen zu Veranstaltungen, die Mitgliedschaft in einem »Club«.

Diese wohlbekannten Werbeinstrumente sind personalintensiv – und teuer. Wer glaubt, dass die virale Werbung viel Geld einspart, wird also doch enttäuscht.

Kommen Kinder zu kurz, wenn Frauen Karriere machen? Nein, Mütter haben stets hart gearbeitet, wir brauchen nur mehr Krippen, sagt **JUTTA HOFFRITZ.** Das ist der falsche Weg, erwidert **DOROTHEA BÖHM:** Die Mutter ist in den ersten Jahren unersetzbar. Der Staat sollte sie stärker fördern – zu Hause und bei der Rente

Arbeiten gegen Armut

Mütter dürfen nicht nur, sie müssen sogar möglichst frühzeitig wieder an den Beruf denken. Denn spätestens drei Jahre nach der Geburt eines Kindes verlangen Arbeits- wie inzwischen auch Scheidungsrecht die Rückkehr in den Job. Dass es Frauen gibt, die freiwillig vorher einsteigen, weil sie nicht nur ihr Baby, sondern auch ihren Beruf lieben, sollte eigentlich nicht weiter erwähnenswert sein. In Deutschland ist es das leider doch. Arbeitende Mütter haben einen schweren Stand, dabei müsste man sie in jeder Hinsicht unterstützen.

Früher sei es um die Familie besser bestellt gewesen, so hört man; seit auch Frauen an Karriere dächten, kämen die Kinder zu kurz. Neu an alledem ist allein das Wort »Karriere« – denn hart gearbeitet haben Mütter immer schon. Und je weiter man zurückgeht, desto mehr Pflichten lasteten auf ihren Schultern. Melken, buttern, jäten, ernten – kaum eine Familie konnte sich früher erlauben, auf die Muskelkraft der jungen Frauen zu verzichten. Während sie auf dem Feld rackerten, kümmerten sich daheim Omas, Tanten oder ältere Geschwister um die Kleinkinder. Die Bauern schufteten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang – von der 35-Stunden-Woche oder gar dem Teilzeitjob unserer Müttergeneration konnten Familien nur träumen.

Heute gehen die Eltern statt auf den Acker ins Büro und ihre Kinder in Kitas und Kindergärten, so sich denn ein Platz findet. Häufig genug scheitert das, weshalb das Geschäft der Babysitter boomt – **diese sind leider meist** ohne Ausbildung und soziale Absicherung. Wo früher gewachsene Dorf- und Familienstrukturen halfen, ist ein Schwarzmarkt entstanden, zum Leidwesen der Kinder und derer, die sich um sie kümmern. Das ist kein tragfähiges Modell für eine Gesellschaft, und deshalb hat die Politik nun beschlossen, mehr Kindertagesstätten – wie auch geprüfte Tagesmütter – zu subventionieren.

Was die, die vorher gegen Fremdbetreuung waren, nicht etwa versöhnte, sondern im Gegenteil zu neuen Protesten provozierte. Nun wettern sie gegen die »Verstaatlichung der Kindheit«. Ein gewaltiges Missverständnis, denn von einer verordneten Unterbringung kann nicht die Rede sein. Mit Glück wird von 2013 an jedes dritte Kleinkind vernünftige Betreuung finden. Mit Glück, denn das alles wird eine Menge kosten, und man kann nur hoffen, dass der Staat das Geld aufbringt – trotz Wirtschaftskrise.

Aber warum das alles? Weil Deutschland wenig fruchtbar ist. Mit 1,4 Kindern pro Frau stehen wir ziemlich am Ende der internationalen Geburtenstatistik. Wir fragten uns lange, warum, und appellierten stets an die Mütterlichkeit. Aber ist es nicht verwunderlich? Auf unserem Kontinent tun sich eigentlich nur Italien, Spanien und Polen noch schwerer mit der Vermehrung. Sind das nicht alles streng katholische Länder? Länder, in denen der Papst den Gläubigen die Verhütung verwehrt? Länder, in denen das Vorbild der Mutter Gottes Frauen die rechte Opferbereitschaft lehrt? In der Wirklichkeit ist die Geburtenrate umso niedriger, desto größer das Mütterlichkeitsideal ist.

In Schweden, Dänemark, Norwegen und Finnland bekommen Frauen dagegen im Schnitt 1,8 Kinder, in Frankreich sind es sogar 2,1 Kinder. All diese Länder zeichnen sich nicht nur durch hohe Fruchtbarkeit, sondern interessanterweise auch durch eine hohe Frauenerwerbsquote aus. Dort hat der Staat frühzeitig in Fremdbetreuung investiert. Wir lernen: Frauen gebären nicht auf Kommando. Frauen bekommen Kinder, wenn sie glauben, deren Wohlergehen sicherstellen zu können. Heutzutage gehört dazu: gute Betreuung fürs Kind und eine Mutter mit eigenem Einkommen. Es gibt einfach keinen besseren Schutz vor Kinderarmut.

Pro

Deutschland hat begonnen, darauf zu reagieren. Inzwischen bekommen junge Eltern, die daheim beim Baby bleiben, in den ersten 14 Monaten ihr Arbeitseinkommen ersetzt. Und für die Zeit danach werden landauf, landab die Kindergärten ausgebaut. Es gibt einige, denen das nicht genügt. Sie fordern eine Fortsetzung des Elterngeldes, um Müttern zu ermöglichen, länger zu Hause zu bleiben.

Doch das wäre fatal, denn gerade die Kinder aus bildungsfernen Familien brauchen die Kitas am dringendsten. Jedes zusätzliche Jahr in einer Kindertagesstätte erhöht die Chance, später ein Gymnasium oder eine Realschule zu besuchen, um acht Prozent, so das Fazit einer Studie der Freien Universität Berlin. Zu ganz ähnlichen Ergebnissen kam gerade eine weitere, groß angelegte Untersuchung der Bertelsmann Stiftung. Statt beim Krippenausbau weiter über das Ob zu streiten, sollten wir deshalb lieber über das Wie diskutieren. Auch da sind uns andere Länder voraus.

Jutta Hoffritz ist Mitarbeiterin der ZEIT, Mutter eines Sohnes und Autorin des Buches »Aufstand der Rabenmütter«

Foto: Volker Schrank für ZEIT; www.volker-schrank.de

Arbeiten, aber als Mutter

Es gibt eine exklusiv weibliche Kompetenz: Nur Frauen werden schwanger. Das könnten sie als Privileg auffassen, viele dagegen scheinen es eher als Benachteiligung zu empfinden. Zur Belastung wird Mutterschaft aber dann, wenn man einen blinden Fleck für die Biologie erzeugt und Frauen in männerorientierte Erwerbsbiografien lockt oder zwingt. Das ist falsch.

Menschen kommen als Traglinge auf die Welt. Sie benötigen verlässlichen individuellen Kontakt in Form eines sie liebenden Erwachsenen. Weil die Natur um die Wichtigkeit dieser Beziehung weiß, wird die Babyphase durch die Schwangerschaft minutiös vorbereitet und vom Stillen begleitet. Dieser Umstand prädestiniert die Mutter, primäre Bindungsperson zu sein, auch wenn theoretisch oder im Schicksalsfalle jeder bindungsbereite, liebende Mensch ein Baby begleiten kann. Allen anderslautenden Behauptungen zum Trotz ist nicht egal, wessen Arm ein Kleinkind hält, wer es tröstet und mit ihm spricht. Die aktuelle Forschung untermauert dies. Schon das Ungeborene kommuniziert mit der Mutter über Kindsbewegungen und kennt ihre Stimme. Ein neugeborener Mensch tastet sich wörtlich in die Bindungsbeziehung hinein.

Contra

Seine Mutter macht genau das Gleiche. Viele Male am Tag sorgen gegenseitige Berührungen und Laute für die Festigung des emotionalen Bunds, der für ein Baby lebensnotwendig und für die Mutter unter normalen Bedingungen ein wundervolles Erlebnis ist. Dieses Glückspotenzial ist gewollt, denn die Bindung muss Krisen wie mütterlichen Schlafmangel und kindliche Schreiphasen überbrücken. Liebe in den Kleinkinderjahren ist die Basis für die Entwicklung einer stabilen Persönlichkeit. Nur so entsteht die Fähigkeit, Emotionen zu steuern, Aufmerksamkeit zu lenken und Konzentration aufrechtzuerhalten. Keine noch so professionelle Betreuung ist dafür ein adäquater Ersatz.

Ein Kleinkind, welches stundenlang aus der elterlichen Obhut entfernt und in einer Gruppe platziert wird, fühlt sich emotional verlassen. Freilich, manche Kinder sind von Natur aus robust genug, um Trennungsepisoden zu verkraften. Viele Kinder jedoch fangen sogleich an zu weinen, wenn man sie in der Krippe absetzt, und signalisieren damit Bedürftigkeit. Wenn Eltern dieses Signal verkennen und – oft auf Rat der Profis – fortgehen, setzen sie ihr Kind erheblichem Stress aus. Wenn es dann aufhört zu weinen, entspricht dies oft weniger echter Beruhigung als innerer Resignation. Das Kind geht gewissermaßen in den emotionalen Winterschlaf, bis – eine gefühlte Ewigkeit später – der Frühling in Form seiner abholenden Eltern zurückkehrt. Oft brechen sich dann die angestauten Bedürfnisse Bahn, das Kind weint.

Wenn Eltern, selbst müde vom Berufsalltag, dann nicht die Kraft aufbringen, die seelischen Verletzungen durch liebevolle Zuwendung zu heilen, dann bleibt der Stresshormonspiegel rund um die Uhr erhöht, und die Hirnentwicklung wird beeinträchtigt. Dies kann sich bis ins Teenageralter in erhöhter Aggressivität äußern, wie das amerikanische National Institute of Child Health and Human Development in der größten laufenden Krippenstudie nachweist. Eine Gesellschaft, die solche Zusammenhänge ignoriert, wird gereizter, stressanfälliger und kränker.

»Noch wickeln und schon wieder arbeiten«, ob Mütter »das dürfen«? Die Frage impliziert einen Gegensatz, wo keiner ist. Wickelnde Mütter arbeiten, und zwar bestmöglich. Es wäre frauen-, familien- und kinderfreundlich, aktive Mutterschaft wertzuschätzen, solidarisch zu fördern und materiell abzusichern. Neben der Rentenkasse brauchen wir eine Kinderkasse. Bundeskanzler Konrad Adenauer irrte, als er glaubte, auf diesen Teil des Generationenvertrages verzichten zu können, weil er davon ausging, dass Kinder »doch immer« kämen.

Wenn wir mehr und gesünderen Nachwuchs wollen, müssen wir umdenken: Kleinkinder haben ein Recht auf ihre primäre Bindungsbeziehung. Vollzeitmutterschaft muss in den ersten drei Lebensjahren jedes Kinds entgolten und mit angemessener Altersversorgung verbunden sein. Emotionale Verfügbarkeit bedeutet bei der Erziehung keineswegs, alle Erwachseneninteressen verleugnen zu müssen. Auch Mütter haben ein Gehirn. In den Schlafpausen des Kindes muss nicht gebügelt oder gebacken werden, man kann auch am PC sitzen oder Fachliteratur lesen. Im Anschluss an die Familienarbeitsphase sollten Mütter beruflich aktiv gefördert werden, denn sie haben der Gesellschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Dorothea Böhm ist studierte Medizinerin, Mutter von zwei Kindern und engagiert sich beim Familiennetzwerk für die Anerkennung der Vollzeitmutterschaft

DOPPEL AN DER SPITZE: Gabriele Mussotter (links) und Sabine Kohleisen vom Daimler-Marketing

Geteilte Chefinnen

Führungskräfte, die nicht mehr Vollzeit arbeiten? Einige Betriebe probieren das aus – und es funktioniert **VON JONAS VIERING**

Mut, darum geht es. »Man muss den Mut haben, irgendwo auch mal nicht dabei zu sein«, sagt Irmgard Heinz. Aus ihrem Munde klingt das unerwartet. Heinz ist nämlich eine Unternehmensberaterin für das Münchner Büro der amerikanischen Booz & Company; mit ihren 42 Jahren ist sie bereits eine Partnerin bei dem Unternehmen, also Miteigentümerin. Sie berät die Finanzchefs von Großkonzernen und jettet in diesem Job auch mal heute nach London und morgen nach Tokyo.

Aber Heinz arbeitet Teilzeit. Weil sie sich um ihre zweijährigen Zwillinge kümmern will. Und weil es funktioniert.

Teilzeit gilt eigentlich als Tabu, wenn man oben mitspielen will. Echte Leistungsträger, davon geht man aus, klotzen jeden Tag sechzehn Stunden ran und halten alle Strippen in ihrer starken Hand. »Immer da sein, lange im Büro sein, das Leben der Arbeit widmen«, so beschreibt Michel Domsch, Managementforscher an der Hamburger Helmut-Schmidt-Universität, dieses Leitbild. Abweichler von diesem Schema werden mit einer Mischung aus Misstrauen, Neugier und Neid beäugt. Wie könnten die auch die gleiche Leistung erbringen?

Tatsächlich schafft die Teilzeit Probleme. Manche Führungskräfte haben genauso viele Aufgaben wie vorher, nur weniger Zeit dafür. Wer da nicht die Kunst des Delegierens beherrscht, stolpert schnell. Fast alle Teilzeitkräfte – schon diejenigen, die keine Führungsposition besetzen – hetzen sich fürchterlich ab zwischen Job und Familie. Manche Experten raten daher ab.

Kathrin Mahler Walther etwa, eine Expertin der Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft, kennt die bittere Praxis. Wer verkürzt arbeite, sagt sie, habe »keine Zeit mehr fürs Netzwerken: für die Flurgespräche und Kongresse und abendlichen Dienstessen«. Das sei fatal.

Aber trotzdem: Es gibt einen leisen Trend hin zur Führung in Teilzeit. Jeder zehnte leitende Mitarbeiter versuche es bereits, schätzen Experten. Und manchen Unternehmen fällt auf, dass diese Führungs-Teilzeitler auch ihre Vorzüge haben.

Walter Jochmann, Geschäftsführer bei der Unternehmensberatung Kienbaum, hält das Führen in Teilzeit schon ganz kategorisch für eine Überlebensfrage der deutschen Wirtschaft. Kienbaum vermittelt Führungskräfte, und Jochmann weiß: Es gibt wenige Frauen in deutschen Führungsetagen, zu wenige. Die Hälfte aller Mitarbeiter insgesamt sei weiblich, bei den Teamleitern seien es aber nur noch zwanzig bis dreißig Prozent, in der mittleren Führungsebene nur zehn bis zwanzig und ganz oben fünf bis acht Prozent. In allen Tests aber erwiesen sich Frauen als »mindestens so qualifiziert wie Männer«, konstatiert Jochmann. »Auf ihre Fähigkeiten zu verzichten, das kann sich Deutschland schlicht nicht mehr leisten.«

Frauen aber kriegen Kinder, und sie wollen sich auch ein bisschen um sie kümmern. Also müssten familienfreundliche Arbeitszeitmodelle her, sagt Jochmann. Das sagen auch Ökonomen wie Elke Holst vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung. Und dreißig bis vierzig Prozent der deutschen Großkonzerne, schätzen Experten, entwickelten derzeit Konzepte für Teilzeitführung. Nicht aus Edelmut, sondern aus Eigeninteresse.

Doch gibt es auch noch genug andere Unternehmen, in denen man davon nichts wissen will. Wenn der Managementforscher Domsch Firmenchefs zum Thema Teilzeit bei Führungskräften befragt, dann sagen die häufig, es gebe doch gar keinen Bedarf. Wenn der Forscher jedoch die Mitarbeiter und ihre Führungskräfte befragt, streng anonym, dann findet mehr als jeder dritte Teilzeit ziemlich gut. Auch bei Hochschulabsolventen herrscht vielfach der Wunsch nach einer besseren Balance zwischen Job und Leben vor; das hat auch Stefan Becker beobachtet, der für die Hertie-Stiftung und in Zusammenarbeit mit der Bundesregierung Firmen auf Familienfreundlichkeit prüft. Selten aber wird aus dem Wunsch dann Wirklichkeit. »Da gibt es oft Blockaden in den Unternehmen«, sagt Becker. »Aber auch Blockaden in den Köpfen der Führungskräfte selbst.«

Wie also kriegen die Pioniere der Teilzeitführung das hin? »Angst ist der erste Grund dafür, dass es nicht klappt«, sagt Irmgard Heinz von Booz & Company. »Dann denkt man jede freie Minute an den Beruf und arbeitet auch in Teilzeit letztlich Vollzeit.« Es gehört also eine innere Souveränität dazu – und ein aufgeschlossener Arbeitgeber. Teilzeit ist bei Booz Normalität, mehr als elf Prozent der Führungskräfte arbeiten hier reduziert. Das ist eine Menge im rasanten Beratergeschäft. McKinsey etwa mag auf Anfrage gar nicht erst verraten, wie hoch dort die Teilzeitquote ist – oder wie niedrig. Der Konkurrent Booz hingegen versucht, auf diese Weise Spitzenkräfte wie Irmgard Heinz ans Unternehmen zu binden.

Heinz hat ihren Job zu einer Teilzeitstelle gemacht, indem sie weniger Kunden betreut als ihre Vollzeitkollegen. Die Struktur des Beratergeschäfts lässt das zu. Die Beraterin muss aber dennoch viel mehr planen und vorbereiten als eine Vollzeitkraft – damit alles läuft, wenn sie nicht da ist. Sie kalkuliert, wann die kritischen Punkte eines Projekts kommen, bei denen sie gebraucht wird. Wenn unerwartet ein Problem auftaucht, muss sie flexibel sein und zu ihrem Team beim Kunden eilen, dann springt daheim die Haushaltshilfe ein.

Anja Schlicht, 37, führt das Hauptstadtbüro der PR-Agentur Print. Zwölf Leute arbeiten dort, und Schlichts Job ist eigentlich nicht teilbar, sie ist alleinverantwortlich. Und doch ist auch sie an zwei Nachmittagen der Woche auf dem Spielplatz mit ihren Sprösslingen, ein und drei Jahre alt. »Ich dachte, das zweite Kind ist erst mal der Karrierkiller«, sagt sie. Doch noch während der Elternzeit hat ihr derzeitiger Arbeitgeber sie aus ihrem alten Job abgeworben. Und hat ihr von vornherein verblüffenderweise Teilzeit angeboten.

> **Teilzeit**
> schafft Probleme. Manche Führungskräfte haben genauso viele Aufgaben wie vorher, nur weniger Zeit dafür. Wer da nicht die Kunst des Delegierens beherrscht, stolpert schnell. Fast alle Teilzeitkräfte hetzen hin und her zwischen Job und Familie

Natürlich würden die Anforderungen an eine Büroleitung nicht geringer, nur weil sie reduziert arbeite, sagt Anja Schlicht. Für den Arbeitgeber ist das in gewisser Weise eine feine Sache: die Vollzeitkraft zum Teilzeitpreis. Anja Schlicht aber gewinnt dem Zeitmangel positive Seiten ab. »Sonst macht man schöne Seminare zu Zeitmanagement, um effizienter zu arbeiten – aber wenn man die Zeit einfach nicht hat, hilft das enorm«, scherzt die Chefin.

Vieles delegiert sie, jede Mail von ihr geht in Durchschrift an einen Mitarbeiter. Wobei sie das ganz unabhängig von der Teilzeit richtig findet, zur Qualitätssicherung. Trotzdem ist sie im Dauerspurt zwischen Schreibtisch und Sandkiste. Im Auto hat Anja Schlicht immer Jeans und Pulli als Dreckklamotten für den Spielplatz; sonst müsste sie jeden Tag aufs Neue ihren schicken Businessanzug in die Reinigung tragen – und dafür ist nun wirklich keine Zeit. »Nicht mehr so selbstbestimmt« sei sie, sagt Schlicht. Aber sie schiebt das nicht auf den Job, sondern auf die Entscheidung fürs Kinderkriegen. Die Stunden draußen gemeinsam mit ihrem Nachwuchs findet Anja Schlicht nicht nur schön, sondern auch nützlich. »Im Büro klingelt ständig das Telefon«, sagt sie. »Auf dem Spielplatz kann ich frei nachdenken, das ist nicht schlecht.«

Als vor ein paar Monaten ein Mitarbeiter mit einer schwierigen Frage zu Gabriele Mussotter kam und sie ihm ihre Sicht der Dinge darlegte, »da platzte es aus ihm heraus«, erzählt sie: »Genau das Gleiche hat mir gestern die Frau Kohleisen schon gesagt.« Das hat sie aber nicht geärgert, sondern gefreut. Mussotter leitet zusammen mit Sabine Kohleisen die Abteilung strategische Planung im Marketing von Daimler – und die beiden tun das völlig gleichberechtigt im Jobsharing.

Dass die eine da das Gleiche sagt wie die andere, ist für die beiden Frauen ein Zeichen, dass sie wirklich auf einer Linie sind. Dass der Mitarbeiter einfach mal bei beiden angefragt hat, zeigt allerdings eine der großen Fallen beim Jobsharing. »Das ist wie bei einem Elternpaar«, sagt Kohleisen. »Die müssen gegenüber den Kindern auch geschlossen auftreten.« Und wenn der Konzernvorstand eine Prognose zur Preisentwicklung im Automarkt haben will, »dann wird am Montag der Auftrag von der einen definiert, und die andere präsentiert vielleicht am Freitag die Ergebnisse«, sagt Mussotter. »Das muss sein wie aus einer Hand.« Keine darf sich auf Kosten der anderen profilieren – das verlangt auch Bescheidenheit und Selbstdisziplin.

»Permanente Erreichbarkeit ist die Voraussetzung dafür, dass es klappt«, sagt Sabine Kohleisen. Immer auf Stand-by, jederzeit kann das Handy klingeln. Ein ungeheurer Druck. Und doch finden die beiden Daimler-Frauen, dass es sich lohnt. »Es rückt manche Dinge in die richtige Perspektive – zu Hause und im Büro«, sagt Sabine Kohleisen. Manches häusliche Drama ist gar nicht mehr so schlimm, wenn man an den nächsten Tag im Job denkt. Und manche Bürokatastrophe verliert an Brisanz, wenn man einen Nachmittag mit Kastaniensammeln und Männchenbasteln verbracht hat.

Nicht aus der Not haben sich Kohleisen, 44, und Mussotter, 40, für die Teilzeit entschieden, sondern weil sie es so wollten. Kinderbetreuung von früh bis spät könnten sie durchaus bezahlen – und die Einkommenseinbuße durch Teilzeit verkraften sie als Gutverdiener eben auch, und zwar gern. Das ist bei Führungskräften der große Unterschied zu all jenen, die weniger verdienen und bisweilen unfreiwillig in Teilzeit tätig sind.

Die Daimler-Frauen greifen auf ein ausgeklügeltes System aus Ganztagskindergarten, Tagesmutter und Babysitter zurück. Ohne ginge es nicht. Ihre Männer nämlich sind selbst Führungskräfte, der eine ist Architekt, der andere Geschäftsführer einer Spedition, beide in Vollzeit. Diese Konstellation ist typisch. Karrierefrauen habe meistens Karrieremänner, wie Daten des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung zeigen. Dagegen haben männliche Führungskräfte meist nicht oder nur in Teilzeit arbeitende Frauen. Hoch qualifizierte Frauen suchen sich einen Mann auf Augenhöhe, hoch qualifizierte Männer eine zu ihnen aufschauende Frau, könnte man vereinfacht sagen.

Entscheidend sei deshalb, dass sich auch bei den Männern etwas ändere, sagt Kathrin Mahler Walther von der Frauen-Akademie. Erst dann werde es auch für weibliche Führungskräfte einfacher, Job und Familie zu vereinbaren. Derzeit treffen Männer beim Thema Teilzeit aber sogar auf größere Barrieren als Frauen, erklärt Kathrin Mahler Walther. »Bei Frauen geht man davon aus, dass sie gleichsam nicht anders können, als Kinder zu kriegen und sich um die zu kümmern – bei Männern gilt das als selbst gewählte Entscheidung gegen das Unternehmen.« Also als Affront.

Bernhard Riehm hat es dennoch gewagt. Seit sieben Jahren schon kümmert der Informatiker sich zwei Nachmittage in der Woche nur um seine inzwischen zwölfjährige Tochter. Als die in der Schule einen neuen Stundenplan bekam, hat er seine Arbeitsplanung im Betrieb angepasst – weil das Kind seit dem Wechsel aufs Gymnasium die Eltern eher mehr braucht als früher in der Grundschule. Die Mutter ist selbst Führungskraft, und Bernhard Riehm ist als Leiter der Entwicklungsabteilung ein wichtiger Mann in seiner Firma. Aber das Programmieren hat er inzwischen an Mitarbeiter abgegeben, obwohl ihm gerade das immer besonders am Herzen lag. Und sein Arbeitgeber, das auf Personalverwaltungssysteme spezialisierte Softwareunternehmen Perbit im schwäbischen Trossingen, akzeptierte seine Entscheidung.

Inzwischen ist die Firma als besonders familienfreundlich von der Bundesregierung ausgezeichnet worden – Perbit ist ein Vorzeigebetrieb, Riehm ein Vorzeigepapa.

Zumindest, solange die Geschäfte gut laufen. Ein gleichfalls Teilzeit arbeitender Mann, Führungskraft bei einem Dax-Konzern, trug zu diesem Beitrag zwar mit Hintergrundinformationen bei – aber öffentlich mag er im Augenblick nicht über seine Position reden. »Bei uns wird gerade umstrukturiert«, erläutert er, »da muss ich aufpassen«: keine Schwäche zeigen in der Krise.

Teilzeitführung wird eben doch immer mal wieder als eine Schwäche ausgelegt. Beim Riesenkonzern Lufthansa, wo Personalvorstand Stefan Lauer die löbliche Parole »Führung ist teilbar« ausgegeben hat, ließ sich für diesen Beitrag keine einzige männliche Führungskraft in Teilzeit finden, die sich öffentlich äußern mochte.

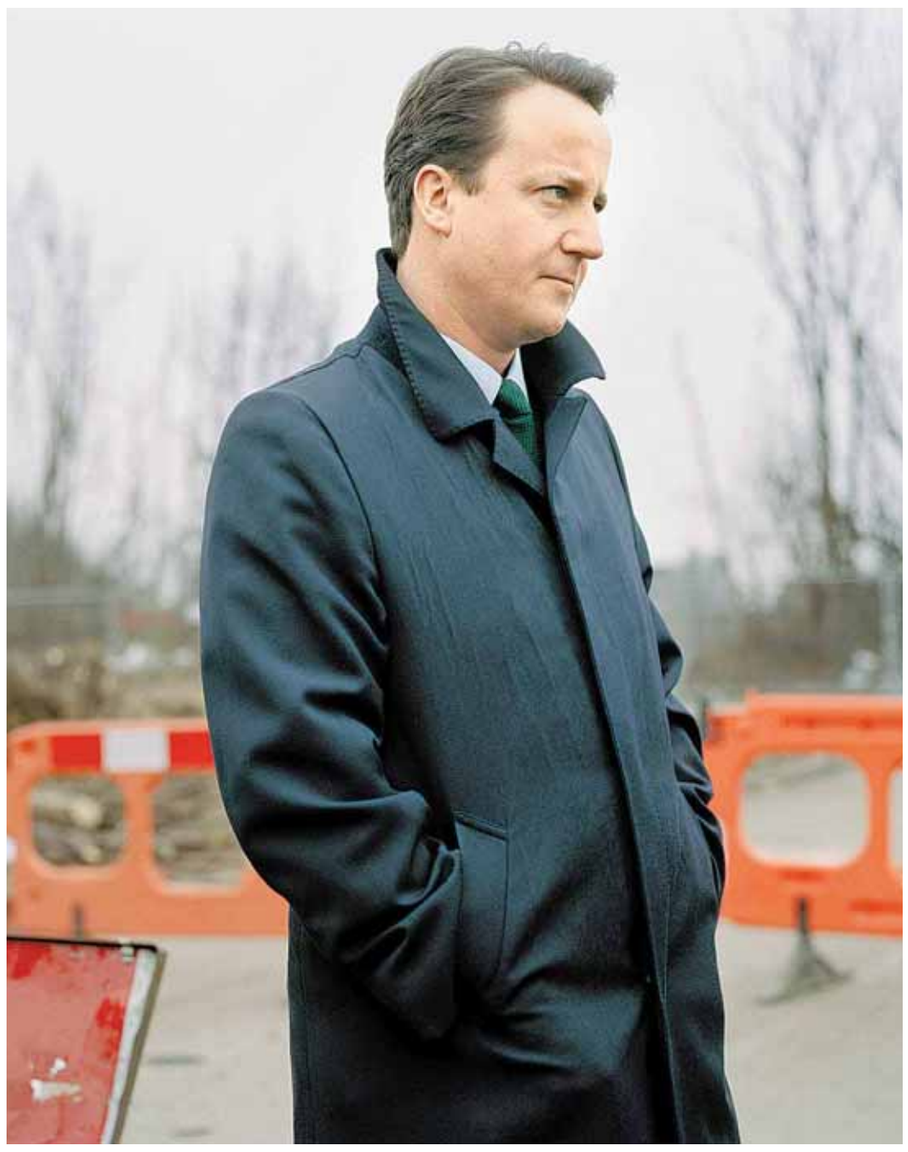
Der EDV-Experte Riehm von der Firma Perbit registriert das eher entspannt. »Ich weiß, dass ich ein Exot bin«, sagt er. «Aber ich kann das nur empfehlen.«

Thatchers milde Enkel

Freie Märkte nein, freie Bürger ja: Großbritanniens Konservative wollen den Liberalismus neu definieren **VON JOHN F. JUNGCLAUSSEN**

Es ist eine Zeit der politischen Todesanzeigen. »New Labour – geboren 1994, gestorben am 22. April 2009. Beisetzung im engsten Kreis. Bitte keine Blumen.« Mit diesen Worten und viel Verachtung in der Stimme beerdigte der Finanzminister im Schattenkabinett der Konservativen, George Osborne, kürzlich Gordon Browns Labour-Regierung. Als Todesdatum wählte Osborne den Tag, an dem Schatzkanzler Alistair Darling den neuen Haushalt vorgelegt hatte und eingestehen musste, wie desolat die Lage Großbritanniens ist.

Allein für dieses Jahr rechnet die Regierung mit einer Neuverschuldung von 175 Milliarden Pfund, was 12,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) entspricht. Über die nächsten fünf Jahre wird sie sich 770 Milliarden Pfund leihen müssen, und selbst diese Summe wird nur dann reichen, wenn die Konjunktur zum Jahresende wieder anläuft und 2010 eine Wachstumsrate von 1,25 Prozent bringt – was den meisten Analysten übertrieben optimistisch vorkommt. »Es könnte Jahrzehnte dauern, bis die britischen Staatsfinanzen wieder in Ordnung gebracht sind«, glaubt Carl Emmerson, Direktor am einflussreichen Institute for Fiscal Studies. Ob die Regierung das überlebt, wird sich erst bei den Wahlen in einem Jahr herausstellen, aber fest steht, dass die Chancen für einen Sieg der Konservativen noch nie so hoch waren.



PARTEICHEF CAMERON kämpft gegen die »Verstaatlichung aller Lebensbereiche«

Foto: Peter Marlow/Magnum Photos/Agentur Focus

Labour ließ die City of London gewähren – und weitete den Staat aus

Ausgerechnet zu einer Zeit, in der die Politik in vielen Staaten nach links rückt und Wirtschaftsliberale in der Defensive sind, sehen die britischen Konservativen sich im Vorteil. Und das, obwohl auch für sie in diesen Wochen mediale Totenmessen zelebriert werden. Es ist genau 30 Jahre her, dass Margaret Thatcher in die Downing Street einzog und jenem rigorosen Wirtschaftsliberalismus die Bahn brach, der die Finanzwelt in den vergangenen zehn Jahren zur Hybris verführte. *Rest in peace,* »Ruhe in Frieden«, schreiben die Kommentatoren in den Zeitungen unter die Fotos der schonungslosen Lady Thatcher, wenn sie jetzt die Rückkehr des Staates in die Wirtschaft beschreiben. »Das Experiment mit dem Thatcherismus ist schlechthin gescheitert«, urteilt *Financial Times*-Kolumnist Gideon Rachman. Für eine Rückkehr der Tories an die Macht spricht all das nicht.

Doch der Ruck nach links, mit dem Staat als Wirtschaftslenker, ist bisher nur die logische Folge einer Notsituation – eine politische Philosophie steht nicht dahinter. Weder in Großbritannien noch anderswo. Als eine der ersten Parteien wagen die britischen Konservativen nun den Versuch, der Zukunft ein neues intellektuelles Fundament zu geben. Sie wollen den Staats- und Marktliberalismus neu definieren.

Was das in Großbritannien heißt, lässt sich nur verstehen, wenn man die britische Politik der vergangenen Jahre kennt. Zumindest vordergründig knüpfte auch Labour da an, wo Thatcher aufgehört hatte. »Es stimmt, Labour hat die City of London von der Leine gelassen«, sagt Tom Clark, einst Berater von Gordon Brown. »Das war die Fortsetzung der konservativen Revolution. Aber die Motivation war eine andere.« Anders als Thatcher hat Labour den Glauben an den starken Staat nie aufgegeben. Als Tony Blair 1994 die Partei übernahm, lebten in Großbritannien mehr als zwölf Millionen Menschen in relativer Armut, mussten also mit weniger als 60 Prozent des Durchschnittseinkommens über die Runden kommen. Die Vision des Premiers Blair und seines Schatzmeisters Brown war es, den Wohlstand in der Gesellschaft gleichmäßiger zu verteilen. Dafür führten sie Steuervorteile für die Unterschicht ein und gaben mehr Geld für den öffentlichen Dienst aus als jede Regierung vor ihnen. Seit der Regierungsübernahme 1997 wuchsen die Ausgaben für die Gesundheitsversorgung und andere staatliche Dienste inflationsbereinigt um fast vier Prozent pro Jahr. Im Staatsdienst entstanden knapp eine Million neue Stellen.

Zur Finanzierung setzten Blair und Brown auf die Vitalität der Finanzwelt. Die City of London wurde zum Geldautomaten der Regierung. »Der Ausbau der Dienstleistungsgesellschaft wurde unter Labour gezielt vorangetrieben, denn sie versprach zuverlässig hohe Steuereinnahmen für das politische Projekt«, erklärt Phillip Blond vom konservativen Thinktank Demos. Den Kampf gegen soziale Ungerechtigkeit habe Labour trotzdem verloren. Tatsächlich wuchs die Einkommenskluft wie überall in Europa auch in Großbritannien. Die Reichen konnten ihren Wohlstand versechsfachen, die Ärmsten müssen heute effektiv mit weniger Geld auskommen als bei Labours Amtsantritt. Noch immer leben mehr als elf Millionen Briten in Armut.

Für den gelernten Theologen Blond, der aktuell zu einem der Vordenker der neuen Tories avanciert, liegt das Versagen von Labour nicht im Ansatz, sondern in der Ausführung. Blairs Regierung habe ein »doppeltes Monopol« geschaffen, sagt er. Die Finanzindustrie hätte durch die Liberalisierung eine Art Monopolstellung in der Gesamtwirtschaft erreicht. Und zur Lösung aller gesellschaftlichen Probleme hätte Labour auf den Staat gesetzt, der somit eine politische Monopolstellung bekommen habe.

Da ist er, ein alter konservativer Ansatzpunkt für den neuen Liberalismus der Tories: weniger Staat. »Grundsätzlich ist am Staat nichts Unausweichliches«, meint Parteichef David Cameron. Die letzte Dekade habe einmal mehr gezeigt, wie leicht er der Versuchung erliege, »sich selbst zu dienen«. Cameron will den angelsächsischen Drang nach individueller Freiheit wiederbeleben, ihm aber eine neue Zielrichtung geben. An die egoistische Suche nach Glück und Wohlstand à la Thatcher glaubt er nicht. Seit Cameron vor vier Jahren die Parteiführung übernahm, treten die Tories wie weich gespült auf, betonen ihr soziales Gewissen, das sie jetzt auch nicht aufgeben wollen. Nur setzen sie auf soziale Wohltaten, die einer langen britischen Tradition entsprechend abseits des Staates organisiert werden. »Die Zentralisierung und Verstaatlichung aller Lebensbereiche hat zum Zusammenbruch des Gemeinschaftsgefühls auf lokaler Ebene geführt«, glaubt Cameron. Er will dem dritten Sektor – gemeinnützigen Vereinen und Verbänden – mehr soziale Aufgabe überantworten. »Statt zentraler Regelung brauchen wir staatliche Dienstleistungen, die auf lokaler Ebene den Bedürfnissen der Kommune angepasst sind.«

Dass Banken stärker zu regulieren sind, akzeptieren die Tories

Das Misstrauen der Konservativen gegen den Staat geht nicht so weit, dass sie sich gegen mehr Regulierung stellen würden. Aber der Staat als Teilhaber an Banken und Versicherungen, das darf in den Augen von George Osborne nie mehr als eine »Übergangslösung« sein. Grundsätzlich sei das »inakzeptabel«.

Beim Volk hallt der Ruf nach weniger Staat schon deshalb nach, weil in einer finanziellen Krise wie der jetzigen überall gespart werden muss. Ihr Umfragevorsprung bestätigt Cameron und Osborne darin, sich als Stimme der fiskalen Vernunft zu betrachten, wenn sie von »Sparmaßnahmen am richtigen Ende« reden, also nicht bei der Unterstützung und Förderung der Ärmsten, sondern beim Abbau von »Labours Bürokratiespeck«.

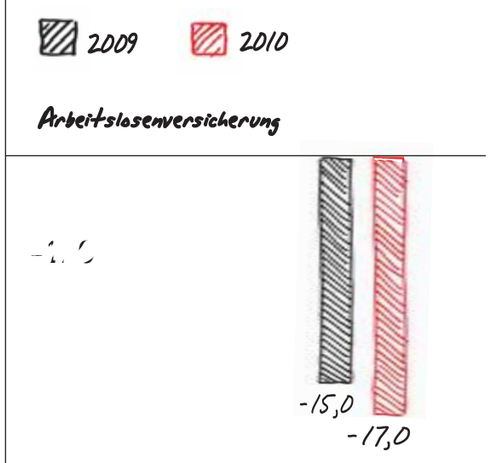
Um die Stimmung in Labours Lager ein wenig aufzuhellen, kündigte Alistair Darling in seiner Haushaltsansprache eine Erhöhung des Spitzensteuersatzes auf 50 Prozent an – die logische Folge von Labours erzwungenem Linksruck. Die Konservativen streben genau das Gegenteil an. »Unsere erste Priorität ist es, den Haushalt wieder in Ordnung zu bringen, aber langfristig ist klar, dass nur niedrigere Steuern helfen, um die Wirtschaft wieder in Gang zu kriegen«, sagt Osborne.

Die britischen Wähler sind nicht zu beneiden. In den vergangenen 20 Jahren haben die meisten einen grandiosen Wohlstand erlebt. Nun fühlen sie sich von der Finanzwelt übers Ohr gehauen und von der Regierung verraten, weil sie den Staat aufgebläht und seine Finanzen ruiniert hat. Zu einem der beiden ehemaligen Monopolisten müssen sie jetzt wieder Vertrauen fassen, und die Tories bieten ihnen eine neue Variante alter Ideen an. Das Porträt der »Eisernen Lady«, die von einigen auch ehrfürchtig »Mrs T.« genannt wird, hängt übrigens nach wie vor in der Parteizentrale der Konservativen. Man sagt, sie sei milder geworden im Alter – genau wie ihre Partei. Aber tot ist sie noch nicht.

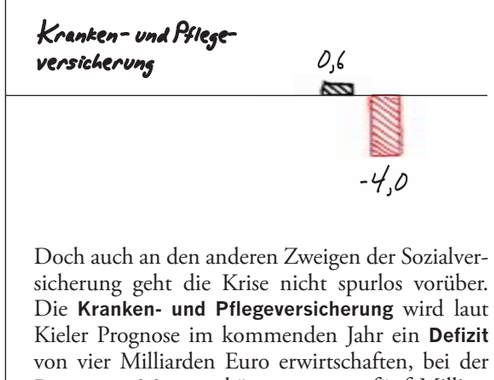
Wie geht's Deutschland? (3)

Die Milliarden-Lücke

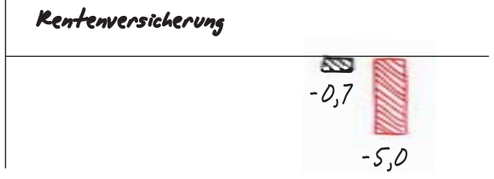
Die Krise reißt die Sozialkassen in die roter Zahlen. Eine Prognose zum Budgetdefizit; Angaben in Milliarden Euro



Noch spüren viele Menschen die Krise nicht. Doch das könnte sich bald ändern. Denn die Rezession wird **Milliardenlöcher** in die Sozialkassen reißen – und Beitragserhöhungen damit wohl unvermeidlich machen. Am schlimmsten trifft es nach Berechnungen des Kieler Instituts für Weltwirtschaft die **Bundesagentur für Arbeit** (BA). Ihr fehlen nicht nur Beitragseinnahmen, sie muss auch die steigende **Arbeitslosigkeit** finanzieren. Die Forscher erwarten deshalb für ihren Etat in diesem Jahr ein Minus von 15 Milliarden Euro. Bei konstantem Beitragssatz würde sich die Lücke im Haushalt der BA 2010 auf 17 Milliarden ausweiten. Spätestens dann sind nach Einschätzung der Ökonomen **Beitragserhöhungen** fällig.



Doch auch an den anderen Zweigen der Sozialversicherung geht die Krise nicht spurlos vorüber. Die **Kranken- und Pflegeversicherung** wird laut Kieler Prognose im kommenden Jahr ein **Defizit** von vier Milliarden Euro erwirtschaften, bei der **Rentenversicherung** könnte es sogar fünf Milliarden betragen. Die Schätzungen beruhen auf der Wachstumsprognose der Bundesregierung. Diese geht für 2009 von einer **Schrumpfung der Wirtschaft** um sechs Prozent aus. Für 2010 erwartet sie ein leichtes Wachstum von 0,5 Prozent. Würde man die pessimistischeren Prognosen einiger Wirtschaftsinstitute für 2010 zugrunde legen, fielen die Defizite noch deutlicher aus. **FR**



+	–	+	+	–	+	+	–	+	
DAX 4882 +1,5 %	**DOW JONES** 8427 –2,8 %	**JAPAN-AKTIEN** Nikkei: 8977 +1,3 %	**RUSSLAND-AKTIEN** RTS: 871 +37,8 %	**EURO** 1,34 US$ –3,5 %	**ROHÖL** 56 US$/Barrel +26,4 %	**GOLD** 913 US$/Feinunze +5,9 %	**WEIZEN** 5,6 US$/Scheffel –8,5 %	**ALUMINIUM** 1539 US$/Tonne +5,8 %	**Veränderungen seit Jahresbeginn**

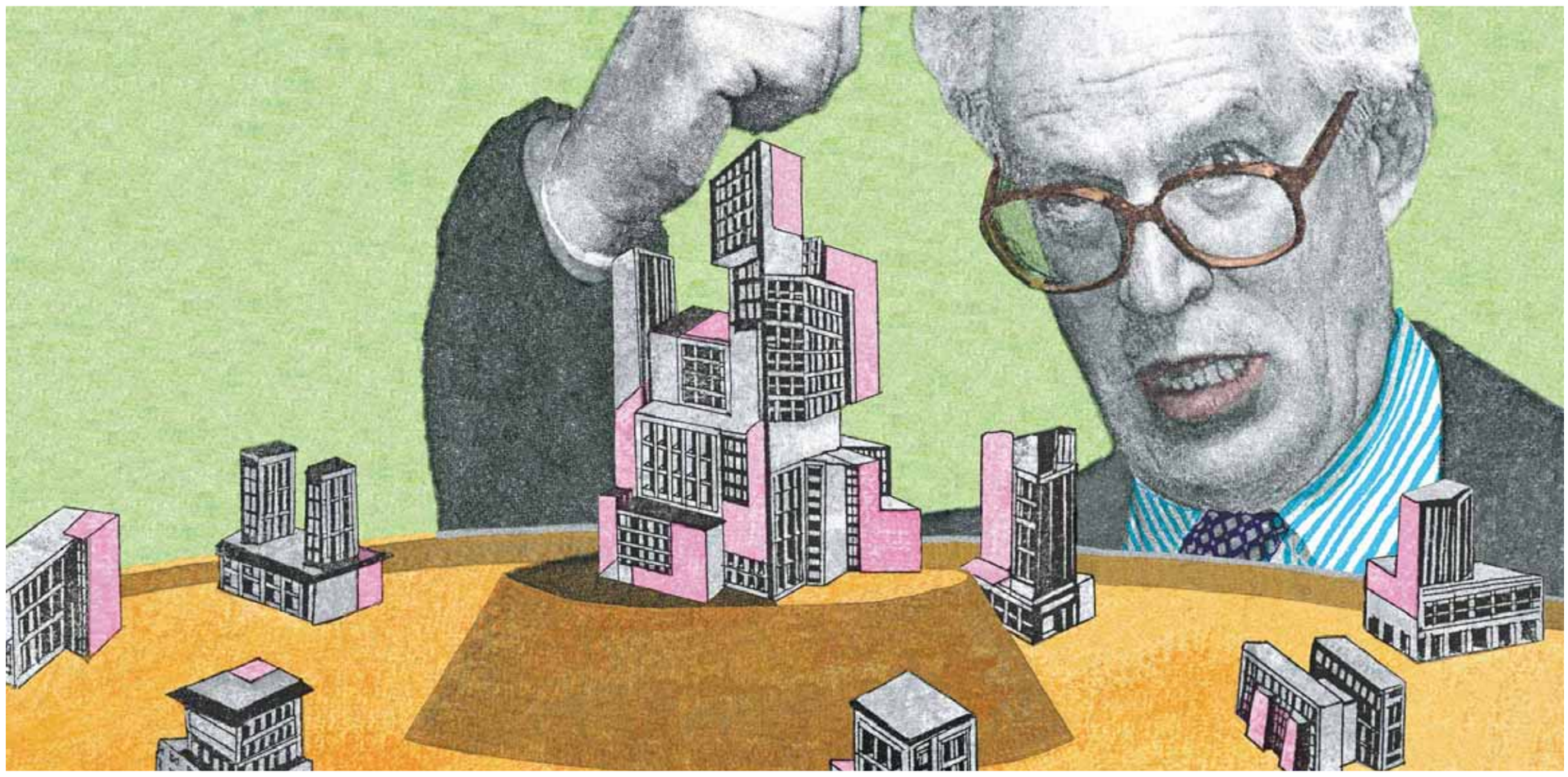


Illustration: Paula Troxler für DIE ZEIT/www.paulatroxler.com

»Macht sie klein!«

Große Banken seien einer der Gründe für die große Krise, sagt Charles Goodhart. Deshalb sollte man sie zerschlagen oder erst gar nicht so riesig werden lassen

DIE ZEIT: Herr Professor Goodhart, rund um die Welt legen Regierungen neue Rettungspakete für die Banken auf. In den USA erhalten sie frisches Kapital, in Deutschland sollen *Bad Banks* gegründet werden, die den Geldinstituten ihre faulen Wertpapiere abnehmen. Was halten sie davon?

CHARLES GOODHART: Wir kommen nur aus dieser Rezession, wenn wir das Finanzsystem sanieren. Insofern ist es richtig, dass der Staat handelt. Es gibt verschiedene Modelle, sie haben alle ihre Schwächen und Stärken.

ZEIT: Wo liegen denn die Probleme?

GOODHART: Wir kennen den Wert der Finanzanlagen in den Bilanzen der Banken nicht. Es ist ja nicht so, dass alle Papiere völlig wertlos sind. Die Preise sind zum Teil so niedrig, weil an den Märkten Panik herrscht. Wenn sich die gelegt hat, werden die Preise wieder steigen. Mir gefällt deshalb der Begriff toxische Papiere nicht, ich würde eher von wertgeminderten Papieren sprechen.

ZEIT: Wenn die Regierungen den Banken zu viel bezahlen, dann verschenken sie Steuergelder.

GOODHART: Genau. Die Frage ist doch: Wie gehen wir mit schwachen Banken um? Ich habe viel Sympathie für den Ansatz, sie unter die Kontrolle der Regierung zu stellen. Die könnte dann die Bank sanieren und ihren Einfluss geltend machen – um zum Beispiel sicherzustellen, dass weiter Kredite vergeben werden.

ZEIT: Sie wollen die Banken verstaatlichen?

GOOODHART: Auch dieser Begriff gefällt mir nicht. Es geht nicht darum, den Sozialismus einzuführen. Ich spreche lieber davon, dass die Banken vorübergehend unter die Obhut des Staates kommen.

ZEIT: Das sind doch Wortklaubereien, ökonomisch gesehen, gibt es da keinen Unterschied.

GOODHART: Aber politisch. Der Begriff Verstaatlichung ruft in fast allen Ländern enorme Widerstände hervor. Das muss man berücksichtigen.

ZEIT: Die Banken werden gerettet, weil sie so groß sind, dass ihre Pleite eine Katastrophe auslösen würde. Im Moment entstehen überall neue Finanzgiganten, weil Institute zwangsfusioniert werden oder weil sie Marktanteile gewinnen.

GOODHART: Und damit schafft man neue Probleme. Je größer die Bank, desto größer die Risiken für das Finanzsystem. Es ist doch völlig klar, dass der Staat auch diese neuen Großbanken im Krisenfall stützen muss, denn ihr Zusammenbruch würde eine neue Katastrophe auslösen.

ZEIT: Was schlagen Sie vor?

GOODHART: Bei der Regulierung der Banken muss Größe eine Rolle spielen. Je größer die Bank, desto strenger die Regeln. Es muss einen Anreiz für die Institute geben, nicht so groß zu werden, dass der Staat sie retten muss. Ich glaube auch, dass die Regierung eingreifen sollte, wenn der Marktanteil einer Bank einen gewissen Wert überschreitet. In der Wettbewerbspolitik werden die Behörden in solche Fällen seit jeher aktiv. Warum sollten sie das nicht genauso tun, wenn die Finanzstabilität gefährdet ist?

ZEIT: Das bedeutet konkret?

GOODHART: Es gab immer wieder Fälle, in denen Großkonzerne zerschlagen wurden. Nehmen sie den Telefonriesen AT&T. Vielleicht müssen wir auch einige Banken zerschlagen.

ZEIT: Ziemlich radikal – wer wäre zu groß?

GOODHART: Das muss natürlich genau analysiert werden. In den USA könnte die Citigroup zu den Kandidaten gehören, in der Schweiz möglicherweise die Credit Suisse und die UBS, in Deutschland vielleicht die Deutsche Bank. Eine der Lehren aus dieser Krise ist doch, dass einige Banken so groß sind, dass der Staat mit ihrer Rettung finanziell überfordert ist – denken Sie an den Fall Island. Ich glaube nicht, dass wir so etwas noch einmal erleben wollen.

ZEIT: Die G 20 haben sich kürzlich auf einen Katalog zur besseren Kontrolle der Finanzmärkte geeinigt. Sind sie mit dem Ergebnis zufrieden?

GOODHART: Man sollte nicht zu viel von diesen Treffen erwarten. Mehr als zwanzig Leute sitzen um einen Tisch, alle Primadonnen. Ein Beispiel: Wir haben in der Europäischen Union einen gemeinsamen Binnenmarkt ,aber keine Möglichkeiten, eine Finanzkrise auf europäischer Ebene zu bekämpfen. Alles passiert auf nationaler Ebene. Wenn wir den Binnenmarkt erhalten wollen, müssen wir uns darüber Gedanken machen, wie wir das ändern, wie wir einen europäischen Rahmen für die Krisenbekämpfung schaffen.

ZEIT: Warum ist das so wichtig?

GOODHART: Die meisten Banken werden in dem Land reguliert, in dem sie ihren Sitz haben, auch wenn sie im Ausland aktiv sind. Wenn eine Bank zusammenbricht, hat aber das Gastland das Problem. Es muss die Scherben aufsammeln und die Rechnung bezahlen. Die Banken leben international, sie sterben national. Das wird man so nicht mehr akzeptieren.

ZEIT: Die EU-Staaten wollen sich bei der Finanzaufsicht enger abstimmen und denken sogar über eine gemeinsame Behörde nach.

GOODHART: Das reicht nicht. Wichtig ist, dass eine solche Stelle mit Geld ausgestattet wird, denn sonst kann sie keine Krisen bekämpfen. Bislang ist das nicht geschehen, weil die Staaten keine Kompetenzen abgeben wollen. Wir stehen aber an einem Scheideweg: Entweder wir sind bereit, sehr viel mehr Europa zu akzeptieren, oder wir kehren zurück zum Nationalstaat.

ZEIT: Sie sind ein ehemaliger Zentralbanker. Die Notenbanken haben tatenlos zugesehen, wie die Blase immer größer wurde.

GOODHART: Das ist nicht ganz richtig. Kaum jemand hat den genauen Verlauf der Krise vorhergesehen, aber viele Zentralbanker haben gewarnt, dass sich an den Finanzmärkten Ungleichgewichte aufbauen. Das Problem ist, dass die Notenbanken, außer zu warnen, nicht viel gegen Spekulation an den Finanzmärkten tun können.

ZEIT: Sie könnten die Zinsen erhöhen!

GOODHART: Einen Boom an den Vermögensmärkten werden Sie mit moderaten Zinserhöhungen nicht verhindern. Werden die Zinsen stark angehoben, leidet die Wirtschaft. Es geht hier um ein grundlegendes Problem: Eine Zentralbank hat nur ein Instrument – den Zins –, und sie soll damit zwei Ziele erreichen: Finanzstabilität und Preisstabilität. Diese Ziele stehen oft im Widerspruch zueinander. Wenn die Inflation lange Zeit niedrig ist, schwanken die Märkte weniger stark, und die Investoren sind bereit, höhere Risiken einzugehen. Das ist der ideale Nährboden für eine Blase. Vergessen Sie nicht: Die größten Crashs folgen auf Phasen mit stabilen Preisen. Das gilt für die derzeitige Krise, aber auch für die USA in den dreißiger Jahren und Japan in den neunziger Jahren.

ZEIT: Was sollen wir tun? Mehr Inflation erzeugen? Darunter würden die Sparer leiden.

GOODHART: Wir brauchen ein zweites Instrument. Es geht darum, dass die Zentralbank – oder die Finanzaufsicht – die Banken in den guten Zeiten enger an die Kandare nimmt und in den schlechten Zeiten die Zügel locker lässt. Ein wichtiger Punkt dieser antizyklischen Regulierung wäre, die Institute im Boom – wenn die Wirtschaft wächst, die Aktienkurse steigen und viele Kredite vergeben werden – dazu zu zwingen, mehr Kapital zurückzulegen. Das bremst die Expansion.

ZEIT: Man muss die neuen Möglichkeiten dann aber auch nutzen.

GOODHART: Das ist richtig. Wer in den guten Zeiten auf die Bremse tritt, wird von Bankern, Kreditnehmern und Politikern verurteilt werden. Gerade die Regierenden verkaufen eine Blase gerne als strukturelle Verbesserung des wirtschaftlichen Umfelds, die sie sich selbst zugute halten können. Die Aufsichtsbehörden werden viel Mut und Unabhängigkeit brauchen, um dieser geballten Macht entgegenzutreten und Exzesse an den Finanzmärkten zu dämpfen.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **MARK SCHIERITZ**

Weitere Informationen auf ZEIT ONLINE:
www.zeit.de/finanzkrise

Grandseigneur der Geldpolitik

Kaum jemand kennt sich im Finanzwesen besser aus als **Charles Goodhart.** Er arbeitete 20 Jahre für die **britische Zentralbank,** zuerst als Chefökonom und von 1997 bis 2000 als Mitglied im geldpolitischen Ausschuss, der über die Zinsen entscheidet. Goodhart lehrte **Volkswirtschaft in Cambridge und an der London School of Economics,** wo er heute das Programm für Regulierung und Finanzstabilität leitet. Auf den 72-Jährigen geht eine unter Ökonomen als **Goodharts Gesetz** bekannte Regel zurück. Sie besagt, dass sich empirisch festgestellte Zusammenhänge zwischen Größen wie Geldmenge und Inflation auflösen, wenn die Politik diese Gesetzmäßigkeiten nutzen will – um beispielsweise mittels einer Steuerung der Geldmenge die Inflation zu kontrollieren. Der Grund: Die Menschen **reagieren und ändern ihr Verhalten.** Goodharts neues Buch *The Regulatory Response to the Financial Crisis* ist im März im Verlag Edward Elgar erschienen.

ARGUMENT

Valium fürs Volk

Die Steuerversprechungen von CDU und SPD sind unrealistisch und substanzlos. Also bloß nicht aufregen! **VON ELISABETH NIEJAHR**

Die CDU wiederholt in diesen Tagen verschiedene Fehler des Wahljahres 2005 – und zwar nicht nur eigene, sondern auch noch die der SPD. Schon vor vier Jahren verhedderte sich die Union in der Steuerpolitik. Paul Kirchhof, Angela Merkels Kandidat für das Finanzministerium, hatte so radikale Ideen, dass er die CDU-Wähler mehr erschreckte als erfreute.

Diesmal kann die Union sich nicht entscheiden, ob sie Steuersenkungen versprechen soll. Je schlechter die Wirtschaftsprognosen, desto unglaubwürdiger wird die Ankündigung von Entlastungen. Es geht also darum, ob die CDU vor allem mit dem Vertrauensbonus der Kanzlerin punkten möchte – dann verbieten sich allzu unseriöse Ankündigungen – oder ob sie mit Wahlgeschenken locken soll. Solidität oder Verheißung. Noch hat sich die Union nicht entschieden. Jedenfalls scheint die Steuerpolitik für Merkel auch in diesem Wahlkampf kein Gewinnerthema zu sein.

Die zweite Gemeinsamkeit mit 2005 ist, dass Merkel ihrer Partei ihre Wirtschaftspolitik genauso schlecht erklären kann wie einst Gerhard Schröder seinen Genossen die Hartz-IV-Reformen. Der Linksschwenk samt Mindestlöhnen und Enteignungsgesetz setzt den Christdemokraten genauso zu wie die Agenda 2010 der SPD. Umso mehr lechzt die Union nach einem einfachen und populären Wahlkampfthema. So kommt es, dass die CDU trotz des beginnenden Wahlkampfs offen über die richtige Steuerpolitik streitet.

Auch die SPD hadert mit dem Steuerthema, allerdings leidet sie ausnahmsweise leiser als die CDU. Seit die Sozialdemokraten eine Reichen- und Börsenumsatzsteuer angekündigt haben, wird ihnen ein Linksruck unterstellt. Den hatte die Parteispitze nicht im Sinn, er passt auch nicht zu Steinmeier, Steinbrück, Scholz und Müntefering. Die angekündigten Steuersenkungen für Geringverdiener hatte der zuständige Steinbrück lange abgelehnt.

Auch bei der zweiten großen Regierungspartei hakt es also bei der Zusammenführung von Personen und Programm.

All das würde in normalen Zeiten für Streit sorgen. Bürger würden sich aufregen über Steuersenkungsversprechen, die nicht zu halten sind. Andere würden darüber streiten, welche Steuerpolitik gerechter oder effizienter ist, die der CDU oder die der SPD. Aber diesmal ist es anders: Die Aufregung lohnt nicht. Wahlprogramme sind so unwichtig wie noch nie. Das liegt erstens an der Krise und zweitens an der Großen Koalition.

Die Krise: Jeder Politiker sei unglaubwürdig, erklärte Finanzminister Peer Steinbrück kürzlich, der heute noch das Gleiche sage wie vor einem halben Jahr. Wenn aber die Krise ständig alles ändert – warum sollten dann ausgerechnet Wahlprogramme verbindlich sein? Warum sollte ausgerechnet der frisch gewählte Kanzler oder die wiedergewählte Kanzlerin nach der Bundestagswahl genau das tun, was im Frühsommer im Wahlprogramm stand?

Die Koalition: Wahlprogramme sind Werkzeuge für Oppositionsparteien. Sie dienen quasi als Visitenkarten der Bewerber. Der Wähler macht sich damit ein Bild von Neulingen, die er nicht im Regierungsgeschäft erleben kann. Für alle anderen Politiker gilt: Taten zählen mehr als Worte. Wer regiert, qualifiziert sich mit seiner Bilanz, nicht mit Absichtserklärungen.

In diesem Wahljahr treten bekanntlich zwei Regierungspolitiker gegeneinander an. Der Wähler weiß, was er von Angela Merkel und Frank-Walter Steinmeier zu erwarten hat – so unscharf beide auch als Personen sein mögen. Im Sommer werden die Deutschen außerdem erleben, wie sich die Kanzlerin und ihr Konkurrent verhalten, wenn die Krise sich zuspitzt und noch stärker den Arbeitsmarkt erfasst. Wie Merkel und Steinmeier sich dann bewähren, wird für den Wahlausgang wichtiger als alle Steuerkonzepte sein.

Dabei geht es dann nicht nur um Ökonomie, sondern auch um Psychologie: Wie redet man vor ängstlichen Opel-Arbeitern? Wie hart urteilt man über Banker und andere Manager? Wer findet den richtigen Ton? Eine Prognose ist heute schon möglich: Es wird ein langweiliges Duell. Schlimm ist das aber nicht.

> **Merkel**
>
> kann ihrer Partei den wirtschaftspolitischen Linksruck genauso schlecht erklären wie Gerhard Schröder einst seinen Genossen die Hartz-IV-Reformen. So lechzt die Union nach einem einfachen und populären Thema: Steuersenkungen

Zu den Besonderheiten dieser Monate gehört, dass die regierenden Parteien beide in die Mitte rücken. Normalerweise sind Wahlkämpfe Zeiten der Polarisierung. Diesmal wollen die beiden Volksparteien der Konkurrenz kein populäres Thema überlassen. Deshalb arrangiert sich die Union mit Mindestlohngesetzen, deshalb kündigt die SPD Steuersenkungen an. Zudem wollen sich beide möglichst viele Koalitionsoptionen offenhalten.

Außerem sind Merkel und Steinmeier Politiker, die sich nicht für kräftige Raufereien eignen. Beide mussten sich noch selten im offen ausgetragenen Duell bewähren. Steinmeier hatte noch nie als Spitzenkandidat Erfolg. Merkel hat nur einmal, 2005, für ihre Partei einen knappen, manche sagen: halben Sieg errungen. Außerdem sollen beide mindestens bis zur Sommerpause gemeinsam regieren.

Unspektakulär ist das, aber nicht schlecht. Denn die Unschärfe der Parteien passt zur wirtschaftlichen Lage. Die Krise erzwingt von der Politik auch ständig Maßnahmen, die auf den ersten Blick nicht zusammenpassen:

- Es ist richtig, den Banken mit Milliarden auszuhelfen *und* sie durch Regulierung zu bremsen.
- Diese Krise ist die Stunde der Sparer – und trotzdem muss die Regierung den Konsum stimulieren.
- Es ist richtig, den Sozialstaat zu loben – aber auch die Reformen der vergangenen Jahre, ohne die er weniger leisten könnte.

Vergangene Wahlen waren oft Richtungsentscheidungen – etwa beim Streit um die Ostpolitik. Oder sie wurden dazu stilisiert, zum Beispiel als Gerhard Schröder den Urnengang zum Plebiszit über den Irakkrieg machen wollte. Das ist diesmal anders als 2005: Den Bürger erwartet keine Zeit des Entweder-oder, sondern des Sowohl-als-auch.

▷ www.zeit.de/audio

MACHER+MÄRKTE

Foto: Alessandra Schellnegger/SZ Photo

Hypo Real Estate profitiert von neuen Regeln

Das Eigenkapital der Münchner Hypo Real Estate **(HRE)** läge viele Milliarden im Minus, wenn die alten Bilanzregeln noch gelten würden. Gemäß neuen, von der Bank veröffentlichten Zahlen betrug das bilanzielle Eigenkapital des Staats- und Immobilienfinanzierers Ende März 3,3 Milliarden Euro – das aber nur ohne Berücksichtigung der Neubewertungsrücklage, in der Wertkorrekturen von Anlagen verbucht werden, die zum Verkauf bestimmt sind. Diese Wertkorrekturen, die für den operativen Gewinn irrelevant sind, aber direkt auf das Eigenkapital durchschlagen, betrugen 3,9 Milliarden Euro – unterm Strich liegt das Eigenkapital bei minus 615 Millionen Euro. Zudem hat die HRE von der EU abgesegnete Änderungen der Bilanzregeln 2008 genutzt, um Vermögenswerte von stolzen 76,1 Milliarden Euro in andere Kategorien einzustufen. Auf diesem Weg vermied sie weitere Wertkorrekturen von 7,8 Milliarden Euro. Nach alten Regeln läge das bilanzielle Eigenkapital – das sich anders errechnet als das aufsichtsrechtlich relevante – somit bei minus 8,4 Milliarden Euro.

Dass die HRE unter dem neuen Vorstandschef **Axel Wieandt** (Foto) noch existiert, verdankt sie nur dem Bund, der die Übernahme der »systemrelevanten« Bank anstrebt. Bis Montagnachmittag kam er auf einen Anteil von 41 Prozent. Endgültige Zahlen zum kurz darauf abgelaufenen Kaufangebot sollen diesen Donnerstag vorliegen. **STO**

Boeing träumt vom Erstflug

Viel Zeit bleibt nicht mehr: Bis Ende Juni muss **Boeings 787** abheben, ansonsten müsste Unternehmenschef **Jim McNerney** die sechste Verzögerung für den Erstflug des neuen Fliegers bekannt geben. »Die meisten Beobachter rechnen mit der nächsten Verspätung«, sagt Richard Aboulafia, Luftfahrtanalyst beim US-Beratungsunternehmen **Teal Group.** Schon jetzt beträgt die Verzögerung fast zwei Jahre. Probleme mit Technik und Zulieferern haben den ehrgeizigen Zeitplan pulverisiert – und die 787 zum Gespött der eigenen Mechaniker gemacht: *»7Late7«,* lästern sie im Stammwerk nahe Seattle angesichts der Verspätung. Im Boom war das kein Problem. Mit mehr als 800 Bestellungen brach der **Dreamliner,** wie er intern genannt wird, alle Verkaufsrekorde. Ein jährliches Wachstum des Luftverkehrs von gut fünf Prozent war vorausgesagt, und Boeings Vorzeigeflieger galt als besonders effizient. 20 Prozent Kerosin soll er gegenüber Vorgängermodellen einsparen. Jetzt aber brechen die Passagierzahlen ein, und mancher Kunde ist froh, wenn er Neukäufe stornieren kann. Zumal er angesichts der Lieferverzögerungen kaum Strafzahlungen befürchten muss. 32 **Stornierungen** gab Boeing zuletzt bekannt. Und Anfang der Woche nährte **Delta Airlines** Spekulationen über die Abbestellung weiterer 18 Dreamliner-Flugzeuge. »Es würde mich sehr überraschen, wenn die nicht käme«, sagt Aboulafia. **TAT**

Foto: Ted S. Warren/AP

Experten kritisieren »grüne« Kohle

Pünktlich zur ersten Lesung im Bundestag übt der **Sachverständigenrat für Umweltfragen** ungewohnt heftige Kritik am so genannten **CCS-Gesetz**, einem zentralen politischen Vorhaben der Regierung. Durch die Abscheidung von Kohlendioxid (CO_2) bei der Stromerzeugung und die anschließende unterirdische Lagerung des Stoffs sollen Kohlekraftwerke, die ohne die CCS-Technik Strom nur besonders klimaschädlich produzieren können, nach dem Willen der Großen Koalition auch in den Zeiten des Klimawandels noch eine Chance haben.

Das von der Bundesregierung selbst berufene siebenköpfige Professorengremium lässt allerdings fast kein gutes Haar an dem Gesetzentwurf, auf den sich nach langem Hin und Her **Umwelt-** und **Wirtschaftsministerium** geeinigt hatten. Viele technische, ökologische und finanzielle Fragen im Zusammenhang mit der CCS-Technik seien »ungeklärt«, heißt es in der 35-seitigen Stellungnahme des Gremiums. Obendrein sei »offen«, ob ihre Anwendung in Deutschland überhaupt sinnvoll ist und ob es sich »im Vergleich zu anderen Klimaschutzoptionen um eine kosteneffiziente Technologie handelt«. Alles in allem sei es deshalb »nicht gerechtfertigt, heute ein Gesetz zu verabschieden, das die kommerzielle Nutzung von CCS in Deutschland umfassend erlaubt«.

Die Ökoweisen plädieren dafür, jetzt lediglich ein »Forschungsgesetz« zu beschließen und noch keine Regeln für die »großmaßstäbliche Anwendung von CCS« festzulegen. Für die Bundesländer im Norden und Osten, wo sich die meisten potenziellen CO_2-Speicher befinden, berge das Regierungsvorhaben »ein hohes finanzielles Risiko«, warnen sie.

Auch ein anderer Einwand wiegt schwer. So könne es aus Klimaschutzgründen in Zukunft womöglich erforderlich werden, Strom sogar mit negativen Kohlendioxid-Emissionen zu erzeugen. Dafür eigneten sich **Biomassekraftwerke** mit anschließender CO_2-Bunkerung – allerdings nur dann, wenn die begrenzten Lagerkapazitäten nicht schon für die Speicherung von Kohlendioxid aus der Kohleverstromung genutzt »und damit für die nächsten 100 000 Jahre für andere Nutzungen blockiert werden«.

So, wie von der Regierung geplant, wird das CCS-Gesetz vermutlich nie in Kraft treten. Der Bundesrat hat bereits 89 Einwendungen eingebracht; Ende Mai wird es noch eine Experten-Anhörung geben. Die Stromkonzerne **E.on, RWE** und **Vattenfall** drängen die Regierung allerdings zur Eile, weil ein Gesetz Voraussetzung für den Zugang zu Fördertöpfen ist. **VO**

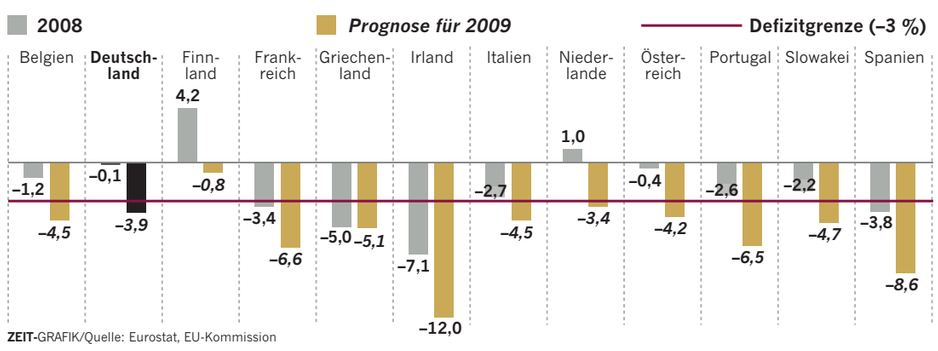
Erzieherinnen streiken

Der Tarifkonflikt in den Kindertagesstätten droht zu eskalieren. Nach Warnstreiks Mitte dieser Woche plant die Dienstleistungsgewerkschaft **ver.di** unbefristete Streiks. Betroffen wären kommunale Kitas und andere Sozialeinrichtungen im ganzen Bundesgebiet mit Ausnahme von Berlin und Hamburg. »Im Wahlkampf reden Politiker von der großen Bedeutung sozialer Arbeit«, sagt ver.di-Fachleiter **Harald Giesecke,** »gleichzeitig verschlechtern sie die Arbeitsbedingungen, diesen Skandal werden wir anprangern!«

Vordergründig geht es in dem Konflikt um einen besseren Schutz für Erzieherinnen und Erzieher vor gesundheitlichen Belastungen. Dahinter steckt jedoch auch ein Streit um Geld. Ver.di und die Arbeitgeber verhandeln über Lohnstufen – dafür gilt aber noch die Friedenspflicht. Das Problem der Erzieherinnen: Als vor vier Jahren das Tarifsystem des öffentlichen Dienstes grundlegend neu gestaltet wurde, blieben ihre Aufstiegsmöglichkeiten ungeregelt. Seitdem hängen viele der rund 600 000 Beschäftigten in den Erziehungsberufen in der Einstiegsgruppe fest, die von 2130 bis 2475 Euro brutto reicht. Nach den Plänen der Arbeitgeber soll sich ein Teil des Erziehungspersonals nun auf bis zu 2700 Euro hocharbeiten können. Das wäre laut ver.di weniger als im alten Tarifsystem und würde nicht einmal allen offenstehen. **RUD**

Fast alle Euro-Länder verletzen den Stabilitätspakt

Staatsdefizite und -überschüsse in Prozent des Bruttoinlandsprodukts



ZEIT-GRAFIK/Quelle: Eurostat, EU-Kommission

Die Milliarden-Programme für die Konjunktur und die Bankenrettung treiben die **Staatsschulden** in die Höhe. 13 der 16 Euro-Staaten nehmen 2009 voraussichtlich mehr als jene drei Prozent vom Bruttoinlandsprodukt auf, die laut Stabilitätspakt erlaubt sind. Für Deutschland rechnet die EU-Kommission mit einem Fehlbetrag von 3,9 Prozent, 2010 dann gar von 5,9 Prozent. Die Liste der **Defizitsünder** führen in diesem Jahr Irland und Spanien an. Mit einem **EU-Verfahren** müssen aber zunächst nur Länder rechnen, die schon 2008 den Stabilitätspakt verletzt haben: Im Euro-Raum sind das Frankreich, Griechenland, Spanien und Irland. **KEB**

FORUM

Die Kavallerie muss auch im Inland reiten

Wer Steueroasen wirksam bekämpfen will, darf die heimischen Banken nicht schonen **VON GERHARD SCHICK**

Nur acht Tage lagen zwischen der Absichtserklärung des G-20-Gipfels, den Kampf gegen die Steueroasen aufzunehmen, und dem ersten konkreten Schritt in Frankreich: Am Karfreitag lud der französische Präsident Nicolas Sarkozy Vertreter der großen französischen Banken in den Élysée-Palast und forderte sie auf, in Sachen Steueroasen »besonders vorbildlich« zu sein. Damit hat Sarkozy ein Thema angesprochen, das für die großen Staaten höchst unangenehm ist: die Präsenz ihrer Banken in den Oasen.

Sie erklärt, warum es jahrelang nicht gelungen ist, effektiv gegen Steueroasen vorzugehen. Schließlich haben auch die Banken der großen Industriestaaten relevante Teile ihrer Gewinne dort erwirtschaftet und damit von der laschen Finanzaufsicht und dem strikten Steuergeheimnis ebenso profitiert wie die viel gescholtenen Schweizer und Liechtensteiner Banken. Allein die französische Großbank BNP Paribas unterhält 71 Filialen und Töchter in Ländern der »Grauen Liste«, auf der die OECD Steueroasen aufführt. Dass Sarkozy diese Rolle seiner heimischen Banken thematisiert, zeigt, dass es ihm ernst ist, das in London proklamierte Ziel, das »Ende des Bankgeheimnisses«, zu erreichen.

Ganz anders in Deutschland: Hier hat die Union nach monatelangem Hickhack in der Koalition nun durchgesetzt, dass die Mitteilungs- und Nachweispflichten für den Geschäftsverkehr mit sogenannten Steueroasen nicht sofort in Kraft treten sollen. CDU und CSU haben den Gesetzentwurf, mit dem der Druck auf die Steueroasen erhöht werden sollte, verwässert – und den betroffenen Staaten eine weitere Schonfrist gewährt. Zwar poltert Finanzminister Peer Steinbrück gegen die Schweiz und fordert auf internationaler Ebene weitreichende Fortschritte beim Kampf gegen Steuerparadiese, doch eine klare Ansage gegenüber den heimischen Banken, wie sie Sarkozy in Frankreich machte, hält man in Deutschland offensichtlich nicht für erforderlich.

Dabei sprechen die Zahlen für sich: Die Deutsche Bank unterhält 499 Tochtergesellschaften in Steueroasen, darunter beispielsweise 151 auf den Cayman-Inseln und 79 auf Jersey. Allein auf Mauritius, ebenfalls ein kleines Eiland mit sehr striktem Bankgeheimnis, beschäftigt die Bank 180 Mitarbeiter. Und auf der Website dboffshore.com wirbt eine Tochtergesellschaft der Deutschen Bank offen mit ihren Angeboten in Steuerparadiesen: »Effektive Steuerplanung« für »hoch vermögende Individuen« wird dort versprochen und als »Hauptattraktion« die Gründung einer Rechtsform angeboten, »die die Steuerbelastung beseitigt oder reduziert« – offensiver kann man, ohne sich strafbar zu machen, kaum für Steuerflucht werben.

Foto: PR

GERHARD SCHICK wurde 2005 in den Deutschen Bundestag gewählt und ist dort finanzpolitischer Sprecher der Grünen

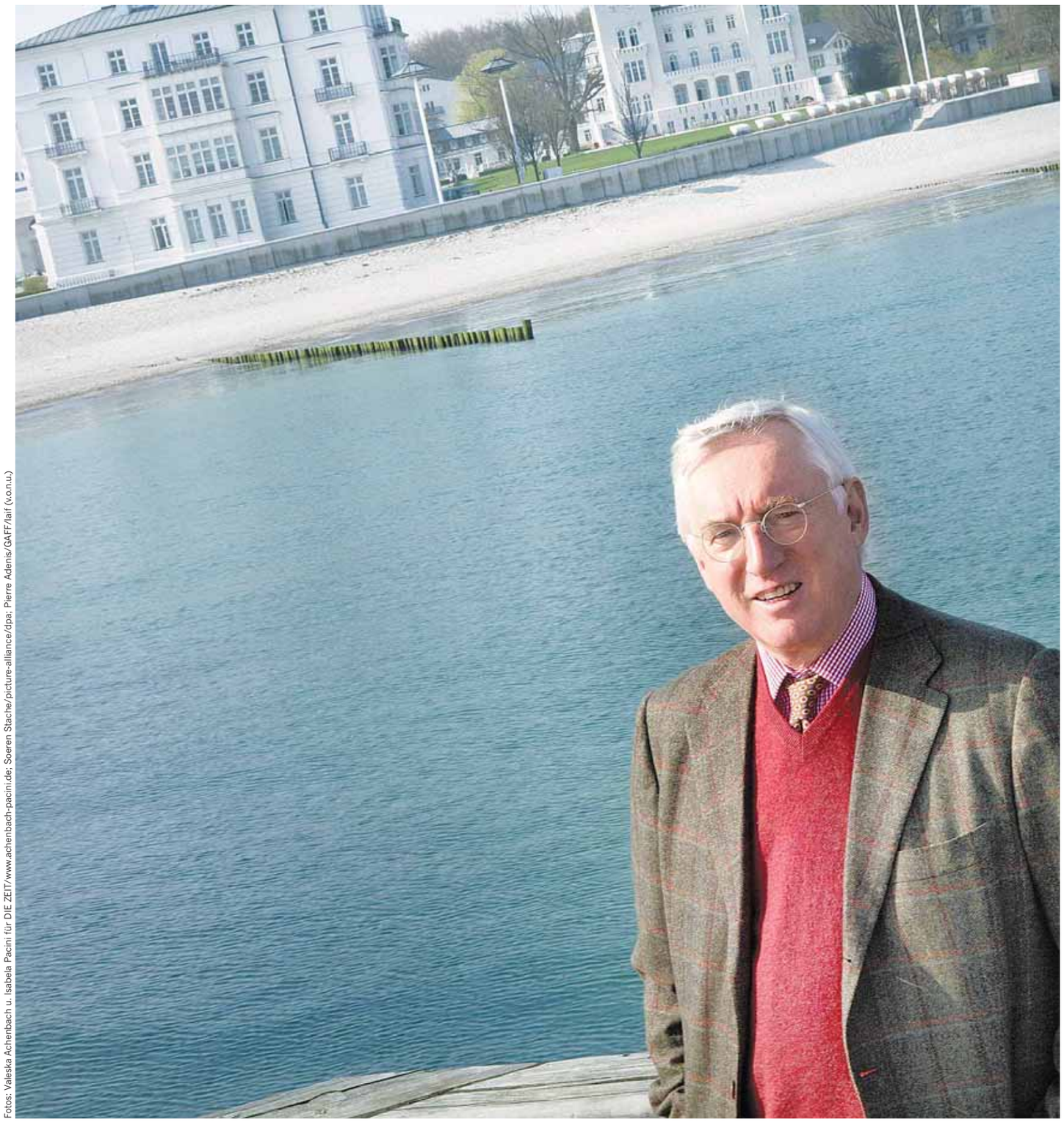
Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Commerzbank und ihrer neuen Tochter Dresdner Bank: Sie hat 76 Tochtergesellschaften in Steuerparadiesen, davon 24 auf Jersey und 17 in Luxemburg. Auch die Commerzbank wirbt auf ihren Internetseiten mit »attraktiven Steuergesetzen« und der Strenge des Bankgeheimnisses in Offshore-Zentren. Im Geschäftsbericht der Dresdner Bank Luxemburg werden vermögende Privatkunden aus Deutschland als »stabile Basis unserer internationalen Kundschaft« bezeichnet. Im Klartext: Deutsche sind die zentrale Kundengruppe der Luxemburger Tochter der Dresdner Bank.

Die naheliegende Frage, warum diese Kunden sich nicht in Deutschland beraten lassen, sondern nach Luxemburg reisen, führt eigentlich nur zu einer Antwort: weil sie ihre Geldgeschäfte vor dem Fiskus verschleiern wollen. Deshalb muss, wer ernsthaft Steuerhinterziehung bekämpfen will, dafür sorgen, dass deutsche Banken Offshore-Geschäfte mit deutschen Kunden beenden. Die UBS hat dies den USA in Bezug auf US-Bürger nach großem politischem Druck inzwischen zugesagt.

Gerade im Umgang mit der Commerzbank kommt der Bundesregierung eine besondere Verantwortung zu. Wer Steuergelder erhält, darf nicht im Verdacht stehen, gleichzeitig bei der Steuerumgehung behilflich zu sein. Die Vertreter der Bundesregierung im Aufsichtsrat der Commerzbank müssen ihren Einfluss geltend machen und auf einen Rückzug der Commerzbank und ihrer Tochter Dresdner Bank aus Steueroasen hinwirken. Von Peer Steinbrück war dazu bislang wenig zu hören. Die Bundesregierung redet sich mit dem Hinweis aus ihrer Verantwortung heraus, dass die Geschäftspolitik allein Sache der Banken bleibe.

Ehrlich machen muss man sich auch, was Sparkassen und Genossenschaftsbanken betrifft. Deren Spitzeninstitute sind beim Offshore-Geschäft ebenfalls schwungvoll dabei: Die öffentlich gewordenen 160 Beteiligungen der HSH Nordbank in diesen Gebieten stellen keine Ausnahme unter den öffentlich-rechtlichen Banken Deutschlands dar. Auch die Spitze der Genossenschaftsbanken, die DZ Bank, schreckt nicht vor umfangreichen Engagements in Steueroasen zurück.

Es ist an der Bundeskanzlerin und ihrem Finanzminister, nicht nur zu reden, sondern auch zu handeln. Sie müssen ihre Rolle als unkritische Förderer deutscher Banken aufgeben, öffentlich Druck erzeugen und ihren Einfluss bei den vom Staat unterstützten Häusern nutzen, damit deutsche Banken sich aus den Steueroasen zurückziehen. Alles andere ist unglaubwürdig.



Fotos: Valeska Achenbach u. Isabela Pacini für DIE ZEIT/www.achenbach-pacini.de; Soeren Stache/picture-alliance/dpa; Pierre Adenis/GAFF/laif (v.o.n.u.)

WAS BEWEGT …

Anno August Jagdfeld?

Ich kam, ich sah, ich kämpfe

Mit dem Grand Hotel in Heiligendamm wollte sich der Immobilienunternehmer ein Denkmal setzen. Womöglich erlebt er dort sein Waterloo **VON BURKHARD WETEKAM**

Heiligendamm, im Frühjahr. Auf dem glatt rasierten Rasen schieben sich zwei Jungen einen Fußball zu. Limousinen parken vor dem Grand Hotel, die Terrasse vor dem Portikus des Kurhauses ist menschenleer. Ein kühler Wind geht über das Gelände.

Ja, hier war es. Diese Rasenfläche kennt man. Knalliges Grün zwischen weißem Klassizismus. Vor zwei Jahren ließen sich hier die Teilnehmer des G-8-Gipfels ablichten. Bush, Merkel und Sarkozy und die anderen. Den kleinen Fußballern scheint die perfekte Grünfläche nicht zu behagen. Kaum sind sie verschwunden, wirkt die »weiße Stadt am Meer« wieder wie eine Kulisse, der der große Auftritt noch bevorsteht. Die zweite Chance.

Derjenige, der es hier richten soll und muss, tritt nicht auf wie ein eloquenter Staatsmann. Er spricht bedächtig, mit Pausen und so leise, dass sich das Rauschen der Ostsee immer wieder in das Gespräch drängt.

Er garniert das Geschäftliche gerne mit lateinischen Sinnsprüchen

»Wir haben uns hier erst einmal neu orientieren müssen«, sagt Anno August Jagdfeld, 62 Jahre, Fondsinitiator, Treuhänder, Immobilienmann, Kaufhaus-, Restaurant- und Klinikbetreiber. Und neuerdings auch Hotelier an der Ostsee. Als Immobilienfinanzierer ist er hier schon länger engagiert. Mit dem Ausstieg der Kempinski-Gruppe Anfang Februar aber steht Jagdfeld nun vor einer neuen Herausforderung: Er muss die Auslastung mit Vollzahlern über die klägliche 40-Prozent-Marke steigern.

Fast 2000 Anleger haben in die Hotelanlage investiert und wollen endlich von ihrem Engagement profitieren. Einschließlich öffentlicher Zuschüsse wurden über 200 Millionen Euro verbaut. Eine Kapitalerhöhung von 40 Millionen ist zwar beschlossen, aber es wurden bislang erst fünf Millionen gezeichnet. Unter anderem stand die Ablösung eines gekündigten Darlehens der Hypo-Vereinsbank an. Gerade hat sie den Kredit noch einmal verlängert.

Und was macht der Mann, auf dem diese drängenden Probleme lasten? Er spricht über Hühnerhaltung. Der hoteleigene Ökohof des Gutes Vorder Bollhagen produziert nach Jagdfelds Einschätzung die besten Eier Mecklenburgs – ohne Antibiotika selbstverständlich und nicht nur das: Mit Begeisterung erklärt Jagdfeld, wie der Landwirt Tag für Tag die fahrbaren Hühnerställe ein paar Meter weiterzieht, sodass die Tiere ihr Futter immer von sauberen Böden aufpicken.

Hühner als Botschafter eines neuen Hotelkonzeptes: Die Gäste bekommen nicht nur Luxus geboten, sondern Nähe zur Natur, Lesungen, Konzerte, klassische Bildung in verträglichen Dosen. Zum charmanten Kinderhaus kommen demnächst Bolz- und Volleyballplätze, dazu eine Jagdschule. »Wenn einer sagt, er braucht 30 Boutiquen, dann sage ich: ›Bleiben Sie doch zu Hause in der Großstadt.‹ Dies ist ein Ort der Ruhe, der Kontemplation, der Schönheit, der frischen Luft.« Zielgruppe ist nicht eine diffus definierte internationale Elite, wie sie in früheren Prospekten umrissen wurde, sondern die wohlhabende Familie aus Hamburg oder Berlin. Schon heute kommen 50 Prozent der Gäste von dort, nur fünf Prozent aus dem Ausland.

»Heiligendamm ist sicherlich die schwerste Aufgabe, die im Immobiliengeschäft zu vergeben ist.« Jagdfeld spricht solche Sätze mit einer eigenen Haltung, irgendwie demütig und zugleich davon überzeugt, dass es außer ihm weit und breit niemanden gibt, der dieser Aufgabe gewachsen ist.

Mit seinen naturnahen Hotelideen ist Jagdfeld nicht weit von den Ursprüngen des Seebades entfernt. Franz Ferdinand I., Herzog von Mecklenburg-Schwerin, gründete Heiligendamm 1793 als eine Komposition aus Landschaft und Architektur. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich hier einer der vornehmsten europäischen Urlaubsorte. Zarenfamilie und Kaiser hielten ihre Füße ins kühle Ostseewasser. Der DDR-Sozialismus konnte der großbürgerlichen Architektur wenig abgewinnen – man nutzte das Gelände als Sanatorium und ließ die Bauten verkommen.

Jagdfeld wurde durch ein Foto im Magazin *Focus* auf Heiligendamm aufmerksam. Er kam von dem Gedanken nicht mehr los, mit diesem einmaligen Gebäudeensemble etwas zu unternehmen. Dann habe er sich Heiligendamm erwandert: »Ich wollte die Seele dieses Ortes verstehen. Das geht am besten, wenn man hier herumläuft.«

Mit dem Erfolg des gerade wiedererstehenden Hotels Adlon im Rücken bekam er den Zuschlag für die Neugestaltung des ältesten deutschen Seebades. An die Ausschreibung der Treuhand kann er sich noch erinnern: Eine Tüte mit Sand war auf den Prospekt geheftet. Jagdfeld liebt diese Details. Er hat eine Idee, prüft und wägt ab, und irgendwann wird daraus ein Millionenprojekt, über das mancher ungläubig den Kopf schüttelt. Natürlich lässt er sich beraten, rechnet, kalkuliert, aber nicht immer scheint das wirtschaftliche Kalkül die letzte Instanz zu sein.

Sein Vater, der früh starb, betrieb in Jülich ein Möbelgeschäft. Gern beruft Jagdfeld sich auf die »Tugenden der Kindheit«: Fleiß, Bescheidenheit, aber auch den »Sinn für das Schöne«. Geprägt hat ihn gleichermaßen das gezügelte Leben in einem katholischen Klosterinternat. Er studierte Betriebswirtschaft und Altphilologie – und führt auch heute selten ein Gespräch, in dem nicht beide Disziplinen auf eigenwillige Weise verschmelzen.

Er schwärmt von antiker Lebenskunst und garniert das Geschäftliche gern mit lateinischen Sinnsprüchen. Schon als Student verkaufte er Kapitalanlagen. 1981 gründete er die Fundus Fonds Verwaltungen GmbH. Er plante Einkaufszentren und Möbelmärkte, später wuchsen ganze Quartiere heran. Das Betonzeitalter der Nachkriegsjahre wurde abgelöst von der Marmorepoche der Wendezeit: Spätestens mit der Wiederbelebung des Berliner Hotels Adlon beanspruchte Jagdfeld für sich den Superlativ.

Es gibt nicht wenige, die sagen: Mit dem 2003 wiedereröffneten Heiligendamm ist er in eine Dimension vorgestoßen, die nicht mehr beherrschbar ist. Man spürt, dass dieser Ort, der »Tempel am Meer«, für ihn eine existenzielle Bedeutung hat. Vielleicht entscheidet sich hier draußen, beim »geliebten Sorgenkind«, wie er sagt, ob Jagdfeld als Wiederentdecker nobler Immobilienkultur oder als großer Geldvernichter in Erinnerung bleibt.

Manche Fundus-Anleger haben zu spät begriffen, was es heißt, in einen geschlossenen Fonds zu investieren. Es ist ein Anlagemodell mit Tücken. Jagdfeld ist ja nicht nur Fondsinitiator. Für viele seiner Projekte gründet er eine eigene Entwicklungsgesellschaft, die das Objekt zunächst von Grund auf saniert. Mit dem Anlegergeld kauft der Treuhänder Jagdfeld dem Bauunternehmer Jagdfeld das schlüsselfertige Objekt ab – über den Preis verhandelt er gewissermaßen mit sich selbst.

Erweist sich ein Fonds als zu klein oder der Sanierungsbedarf als zu groß, müssen neue Gelder eingeworben werden. Wer kassiert dafür die »marktüblichen Provisionen«? Jagdfelds Unternehmen. Ein Geflecht aus GmbHs überzieht vom rheinischen Düren aus das Land, und überall ist ein Mitglied der Familie als Geschäftsführer eingetragen. Seine Frau, die Designerin Anne Maria Jagdfeld, hat die Firma AMJ Design gegründet, die in vielen Objekten – auch in Heiligendamm – die gediegene Innenausstattung beisteuert. Bruder Helmut ist Mitgeschäftsführer in diversen Gesellschaften, auch die beiden ältesten seiner fünf Söhne haben Posten im Fundus-Imperium. Mit einer speziellen Art von Understatement sagt Jagdfeld: »Wir sind ja ein Familienunternehmen.«

»Wer außer uns investiert denn hier?«, fragt er leicht gereizt

Seine Vorgehensweise ist nicht unüblich. Aber spätestens seit vor allem Projekte in Ostdeutschland gründlich danebengingen, stehen die geschlossenen Fonds in einem zweifelhaften Licht. In diesen Konstrukten fehlt es nicht selten an einer gesunden Machtbalance zwischen Initiator und Anlegern. Die ließen sich oft von Steuervorteilen in ein riskantes Geschäft locken und müssen später erkennen, dass die Möglichkeiten, in die Geschäftspolitik einzugreifen, beschränkt sind. Anleger erzählen, es gelinge Jagdfeld immer wieder, in den Gesellschafterversammlungen für gute Stimmung zu sorgen, um dann seine Ziele durchzusetzen. Ob der Vorteil der Fondsgesellschaft oder einer Jagdfeld-Firma sein Handeln bestimme, sei oft nur schwer zu beurteilen.

Er ist ein Meister des Investoren-Dreischritts: versprechen, verschieben, vertrösten. Und wenn alles schiefgeht, sind es die Anleger, die darunter leiden (siehe Kasten). »Wir haben immer handwerklich sauber gearbeitet«, sagt Anno August Jagdfeld dazu. »Die Deutsche Bank hat im Osten viel mehr Flops gemacht als wir, und die Berliner Landesbank sowieso. Das, was wir beherrschen konnten, das ist gut gelaufen. Zinsen, Mietmärkte, Volkswirtschaft – das können wir nicht beeinflussen. Wenn es regnet, werden alle nass.«

Er ist ein Fuchs, der die Grenzen des Rechts ausschöpft. Die zahlreichen Gerichtsverfahren, die Anleger gegen Fundus-Gesellschaften und Bankberater angestrengt haben, kontert er mit dem Satz: »Wir haben noch keinen Prozess verloren.« Und fügt selbstbewusst hinzu: »Was ich für mich als Resümee sagen kann: Es hat im Osten keiner besser gemacht als ich. Ich bin mit mir im Reinen.«

Da ist er, der rheinische Großinvestor, leise, aber über jeden Zweifel erhaben. Und mit guten Kontakten zur Politik. Wolfgang Nagel, vormaliger SPD-Bausenator aus Berlin, wurde 1996 Geschäftsführer von Jagdfelds Unternehmen Bredero Projekt Berlin GmbH, das Schlüsselfertiges liefert und unter anderem das noble Quartier 206 an der Friedrichstraße betreut. Mit einem linken Pragmatiker wie Helmut Holter, dem früheren Innenminister von Mecklenburg-Vorpommern, kam Jagdfeld gut zurecht: »Wir haben festgestellt, dass wir beide unter dem Einfluss strenger Ideologien groß geworden sind – er im Sozialismus, ich im Katholizismus.«

Johannes Beermann, früher Pressesprecher der Fundus-Gruppe, ist heute Chef der Sächsischen Staatskanzlei. An Jagdfeld bewundert er den unternehmerischen Instinkt: »Er sieht Chancen, die andere nicht sehen – und er handelt auch in schwierigen Situationen überlegt und kreativ.« Dabei sind die Grenzen des Handelns oft sehr nah. Eine verläuft direkt vor der Hoteltür, neben dem prachtvollen Severin-Palais. Der Weg wird plötzlich steinig, die untergehende Sonne taucht schmutzige, graubraune Wände in ein gnädiges Licht. Die »Perlenkette«, eine Reihe spektakulärer Villen, von der Ostsee nur durch die Promenade getrennt, verfällt. Villa »Perle« wurde bereits vor dem G-8-Gipfel abgerissen, »Schwan« und »Möwe« sollen folgen. Jagdfeld will sie stilecht (aber mit Tiefgarage) wieder aufbauen. Angeführt von Fundus-Gegnern und Denkmalschützern, lehnte die Stadtvertreterversammlung von Bad Doberan den Bebauungsplan kürzlich ab.

Feierabendpolitiker bringen ein Hotelprojekt von Weltrang ins Wanken – da wirkt auch Jagdfeld für einen Augenblick ratlos. »Es sind wenige, aber lautstarke Leute«, sagt er, »ich hatte nicht mit diesem Ausmaß an Widerstand gerechnet.« Das Hotel, einer der größten Arbeitgeber der Region, hat die Kommune gespalten. Es gab Streit, weil Zäune die Gäste von Neugierigen abschotten. »Wer außer uns investiert denn hier?«, fragt Jagdfeld leicht gereizt. Ein Gönner aus dem Westen, ein Hotel, in dem ein Zimmer mittlerer Kategorie 400 Euro kostet – viel Angriffsfläche im armen Nordosten der Republik.

Aber jetzt soll es ja endlich wieder vorangehen. Gerade wurde als neuer Hoteldirektor der 38 Jahre junge Holger König engagiert – er kennt Heiligendamm und kommt pikanterweise von der ungeliebten Kempinski-Gruppe. Wird er den Erfolg bringen? 75 Prozent Auslastung mit Vollzahlern innerhalb von drei Jahren verspricht Jagdfeld an diesem Nachmittag. Und der endet mit dem Besuch eines Verbündeten: Matthias von Hülsen schaut vorbei. Der umtriebige Intendant der Festspiele Mecklenburg-Vorpommern könnte ein wichtiger Partner werden, wenn Heiligendamm sich zu einem Hotel für Kulturfreunde und Bildungshungrige entwickelt. Wann das sein wird? Na ja, spätestens bis … ach, fragen Sie Herrn Jagdfeld.

Fundus-Gruppe

Rund **800 Immobilienprojekte** hat Anno August Jagdfeld in 30 Jahren auf den Weg gebracht – ein Investitionsvolumen von **5 Milliarden Euro.** Mehr als 50 000 Anleger haben Anteile der **Fundus-Fonds** gezeichnet. Eine Pleite erlebten Geldgeber, die in die **Berliner Pyramide** (Foto) investierten, ein futuristisches Bürohaus, dessen Platzierung im Stadtteil Marzahn von Anfang an als riskant galt. Anleger steckten von 1993 an mehr als 100 Millionen Euro in den Fonds, hinzu kam ein Darlehen von 50 Millionen Euro. Das Gebäude konnte jedoch nur zur Hälfte vermietet werden, Ausschüttungen fielen aus. Eine Kapitalerhöhung 1997 konnte den Fonds nicht retten. 2005 wurde das Haus verkauft. Nach Schätzungen betrug der Kaufpreis ein Zehntel der ursprünglichen Investitionssumme. Es reichte nicht, um die Schulden zu tilgen. Die Anleger erlitten einen **Totalverlust.** Ähnlich erging es den Investoren, die sich für die **Gutenberg Galerie** entschieden, ein Büro- und Geschäftshaus in der Leipziger Innenstadt. Das Berliner **Hotel Adlon** (Foto unten) ist mit einer Auslastung von etwa 55 Prozent erfolgreicher als **Heiligendamm,** aber auch das ist nicht wirklich gut. Das Adlon ist an **Kempinski** verpachtet. Belastet wird der Fonds auch dadurch, dass teure Erweiterungen mit Fremdmitteln finanziert wurden. Der geplante Eigenkapitalanteil von fast 100 Prozent ist auf wenig mehr als die Hälfte geschrumpft. Folge: Die Rendite der Anleger wird von Zinszahlungen aufgefressen.

Dieser **Andosol** ist aus vulkanischen Aschen entstanden. Die oberen Lagen sind durch Humus schwarz, die unteren durch Eisenoxide braun gefärbt. Der Boden ist locker und damit gut durchwurzelbar. Er vermag viel Wasser und Nährstoffe zu binden. Vorkommen: In Regionen mit Vulkanismus (Island, Japan, Neuseeland), vereinzelt in der Eifel

Totmoosmoor besteht aus stark humifizierten Torf- und hellen Sedimentschichten. Die Rostfarben bestehen aus dem Eisenoxid Ferrihydrit und zeugen von der Belüftung des Bodens. Dieser Boden ist periodisch überflutet und mit Flusssedimenten überdeckt worden. Er ließe sich erst nach einer Entwässerung landwirtschaftlich nutzen

Dieser **Podsol** (»Bleicherde«) hat sich bei Lüneburg unter Heidekraut entwickelt, aus Dünensand. Die Bleicherde ist nährstoffarm und oft schlecht durchwurzelbar, Ackerbau lohnt sich nur bei intensiver Düngung. Podsol-Böden entstehen auch in feuchtkühlem Bergland aus Sandsteinen und anderem quarzreichen Material

Die Haut der Erde

Raubbau und Klimawandel zerstören den Boden. Eine »schwarze Revolution« muss her **VON CHRISTIANE GREFE**

Tewolde Berhan Gebre Egziabher ist ein weltweit geachteter Mann. Er bekam wichtige Preise, doch sein Denken, sagt der äthiopische Umweltexperte in gepflegtem Oxford-Englisch, bleibe »bäuerlich, dörflich« geprägt, und gern erzählt er vom Norden des Landes, aus dem er stammt.

Zum Beispiel von der Gastfreundschaft: Jeder Fremde habe Herberge, Speise und am Ende auch noch ein Abschiedsfrühstück bekommen. »Doch danach ließ man ihn nicht gleich gehen«, sagt Tewolde Berhan. »Vorher musste er sich erst auf dem Gelände des Gastgebers diskret verziehen: zum Düngen!« Der ältere Herr kichert leise, dann wird er ernst: »Heute müssen wir erst wieder lernen, dem Boden Respekt zu zollen.«

Wie Tewolde Berhan fürchten immer mehr Wissenschaftler, »dass sonst die Grundlagen unserer Ernährung gefährdet sind«; ja sie hoffen, dass auf die grüne jetzt die »schwarze Revolution« folgt. Denn im Einsatz für die Ernährung einer wachsenden Weltbevölkerung konzentrierte sich über Jahrzehnte alle Welt auf die Ertragsoptimierung der wichtigsten Kulturpflanzen, mit Gentechnik oder ohne. Währenddessen lag die Erforschung der darunterliegenden Nahrungsquelle weitgehend brach. Erst seit einiger Zeit gerät der Boden wieder ins Blickfeld; auch beim Kampf gegen den Klimawandel.

Es ist nämlich nicht gut um ihn bestellt. Nach der jüngsten Erhebung verschiedener UN-Institute *(Glada Report 5)* ist allein von 1981 bis 2003 fast ein Viertel der globalen Landmasse degradiert, das heißt: Die Ertragsfähigkeit hat sich verringert, oder die Flächen haben sich gar in Wüsten verwandelt. Eine Ursache sind Klimaveränderungen, eine andere: landwirtschaftlicher Raubbau. In unterschiedlichem Ausmaß sind bereits 1,9 Milliarden Hektar Land geschädigt, etwa vier Fünftel davon potenzielle Äcker und Weiden. Rund 1,5 Milliarden Menschen fahren wegen schlechter Böden spärliche Ernten ein.

Dem weltweiten Verlust stünden zwar 15,7 Prozent der Böden gegenüber, die durch veränderte Niederschläge oder die Anstrengung von Bauern und Naturschützern neu belebt worden seien, rechnet Luc Gnacadja vor. Der frühere Umweltminister Benins leitet das Generalsekretariat der UN-Konvention zur Bekämpfung der Wüstenbildung (UNCCD) in Bonn. »Aber es reicht nicht«, sagt Gnacadja, »Wir kommen nicht nach.«

Bodendurchlüftung, Gülle und Schichtengrubber sind eben nicht besonders tauglich für politische PR. Erst als Preissteigerungen und Hungeraufstände im letzten Jahr die weltweite Krise der Landwirtschaft offenbarten, gestand selbst die Bush-Regierung Versäumnisse ein. Jetzt finden Stimmen Gehör wie die des Forschers Rattan Lal. In fruchtbarer Erde, sagt er, lägen die Wurzeln für »politische Stabilität, die Qualität der Umwelt, die Beseitigung von Hunger und Armut«.

Mit reichlich Superlativen warnt auch der US-Geologe David Montgomery davor, die »am meisten unterschätzte, am wenigsten gewürdigte und dabei so existenzielle Ressource« weiter zu versiegeln und zu verdichten, zu übernutzen und zu verschmutzen; sie zu behandeln wie »Dreck« – so lautet der Titel seines Buches über sie »Erosion der Zivilisationen«. Viele alte Kulturen seien »weniger zugrunde gegangen als zerkrümelt«, schreibt Montgomery. Auch heute werde die existenzielle Grundlage allen Lebens vielerorts schneller verbraucht, als sie sich neu bilden könne.

Bei der Scholle fällt Städtern eben meist nur Dreck unter den Fingernägeln ein. Einzig die Pedologen schwärmen vom »Wunder« der Fruchtbarkeit. Sie erforschen den Boden, der seit jeher alles verbindet: die Atmosphäre, die Gesteinsdecke, den Wasserkreislauf, die Vielfalt des Lebens. Auch Raum und Zeit verschmelzen in der »Haut der Erde«, denn über Jahrhunderte haben Regen und Wind die Böden geformt, sie zusammengebaut aus verwittertem Fels, Luft, Wasser, verrotteten Pflanzen und Tieren. In Gemeinschaftsarbeit mit einer unermesslichen Zahl tatkräftiger Untergrundkämpfer: jagender, wühlender, verdauender Ameisen, Termiten, Würmer, Mikroorganismen. Dass das Erdreich Wasser und Nährstoffe für Gras, Bäume und Kulturpflanzen speichere und ihre Wurzeln Halt in ihm fänden, sei, schreibt David Montgomery, das Ergebnis einer regelrechten »biologischen Orgie«. Dabei werde »alles Tote ins Leben zurückgeführt«: Rinde, Blätter, Tierkadaver und, Erde zu Erde, auch der Mensch. Der Maler Friedensreich Hundertwasser nahm im Humus den »Geruch der Wiederauferstehung … der Unsterblichkeit« wahr.

Wie vielgestaltig sich die Haut rund um den Globus gebildet hat, kann man im niederländischen Wageningen bestaunen. Tausend Profile lagern dort in den Regalen des »Weltbodenmuseums«. Tausend von Tausenden, eine »einzigartige Sammlung«, wie der Leiter Alfred Hartemink schwärmt.

Der viel gereiste Experte koordiniert für das internationale Boden-Informationszentrum ISRIC seit Jüngstem ein Großprojekt: die digitale Weltkarte der Böden. So »tot und begraben« sei deren Erforschung gewesen, sagt Hartemink, dass »grundlegende Daten oft noch aus den 1960er Jahren stammen«. Die Bill-&-Melinda-Gates-Stiftung

Fortsetzung auf Seite 36

Im Untergrund

Nacktmulle gelten als die hässlichsten Tiere der Erde. Dennoch sind die fast haarlosen Nager zur neuen Attraktion in **Osnabrück** geworden. Im März wurde dort im Untergrund des oberirdischen ein **500 Quadratmeter großer unterirdischer Zoo** eröffnet. Dort können Besucher neben den Nacktmullen auch Feldhamster, Präriehunde, Graumulle, Regenwürmer, Maulwurfs- und Höhlengrillen, Erdhummeln, Feldmäuse und bald (von Ende 2009 an) Maulwürfe in ihren Höhlensystemen beobachten. Sprichwörtlich tut sich vor den Besuchern der Boden auf. »Naturidentisch« sind Podsol, Schwarzerde, Prärieboden und der für Afrika typische rote sandige Boden nachgebaut. Nebenan geht die Reise durch den Untergrund weiter: Das Stollenlabyrinth ist mit dem Naturkundemuseum verbunden. Dort sind Waldboden, Ackerboden und Stadtboden, eine Wiese und ein Moor nachgebildet.

Fotos: Otto Ehrmann/www.bildarchiv-boden.de (3); DZ; dpa; Stephan Schute/Zoo Osnabrück (u.)

Geist macht Geld

Die Krise läßt sich auch nutzen – als Katalysator für Ideen und Allianzen

In schweren Zeiten rücken Menschen enger zusammen. Forschungsministerin Annette Schavan macht sich diesen Effekt zunutze. Wie am Mittwoch dieser Woche in Berlin versammelt sie Politik, Wirtschaft und Wissenschaft um einen Tisch, stiftet Allianzen und lässt Strategien schmieden, die von vielen getragen werden.

Peter Löscher (Siemens) trifft in Berlin auf Hans-Jörg Bullinger (Fraunhofer-Gesellschaft), um »innovationspolitische Impulse« zu setzen. Stefan Marcinowski (BASF) diskutiert mit Günter Stock (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) über die Zukunft der Gesundheitsforschung. Dass die vom Ministerium veranstaltete Konferenz durchaus mehr entzünden kann als ein rhetorisches Strohfeuer, liegt gerade in der Krise begründet. Mit Unternehmern und Forschern versammelt Schavan die wichtigsten Kräfte für den Weg aus dem Tal um sich. Das zeugt von politischem wie historischem Gespür. »Präsident Franklin D. Roosevelt hat in den dreißiger Jahren als Reaktion auf die Große Depression eine Verdreifachung des Forschungsbudgets durchgesetzt«, erinnerte Schavan in Berlin. »Das war eine der Grundlagen für die jahrzehntelange Technologieführerschaft, in deren Folge die USA eine Phase wirtschaftlicher Prosperität erlebten.«

Forschung kann zu Innovation, Innovation zu Wachstum und Wachstum zu Wohlstand führen, das hat auch die Bevölkerung längst verstanden. Das Institut für Demoskopie Allensbach hat anlässlich des 60. Geburtstags der Republik nach den Vätern des Erfolgs gefragt. Die Deutschen nannten neben sich selbst als Staatsbürgern (81 Prozent) und den Unternehmern (76 Prozent) vor allem Wissenschaftler und Ingenieure (68 und 63 Prozent). Auswege aus der Krise sehen die Bundesbürger außer in einer finanziellen Entlastung durch Steuersenkungen vor allem darin, »Unternehmen zu fördern, die verstärkt in zukunftsfähige Technologien investieren«, und es »Unternehmen zu erleichtern, Kredite zu erhalten«.

Genau hier will Schavan Akzente setzen. Sie schlägt vor, Investitionen in Forschung und Entwicklung steuerlich zu begünstigen, innovative Start-ups von Sozialabgaben zu befreien und die Bedingungen für Risikokapitalgeber zu verbessern.

Die Ministerin befindet sich bereits im Wahlkampf, die Pläne sind bisher nicht mehr als vorläufige Entwürfe für einen künftigen Koalitionsvertrag. Der Ansatz aber ist richtig. Enger zusammenrücken kann heißen, sich gemeinsam vor der Krise zu verstecken. Oder aber, sie gemeinsam zu nutzen: mit Investitionen in Bildung und damit in junge Talente, mit Freiraum für Fantasien, mit finanziellen Anreizen für die Forschung, mit nachhaltigen Ideen für das vielfach beschworene »neue Wachstum«. **ANDREAS SENTKER**

Guter Rat

Wie Wissenschaftler und Politiker miteinander reden sollten

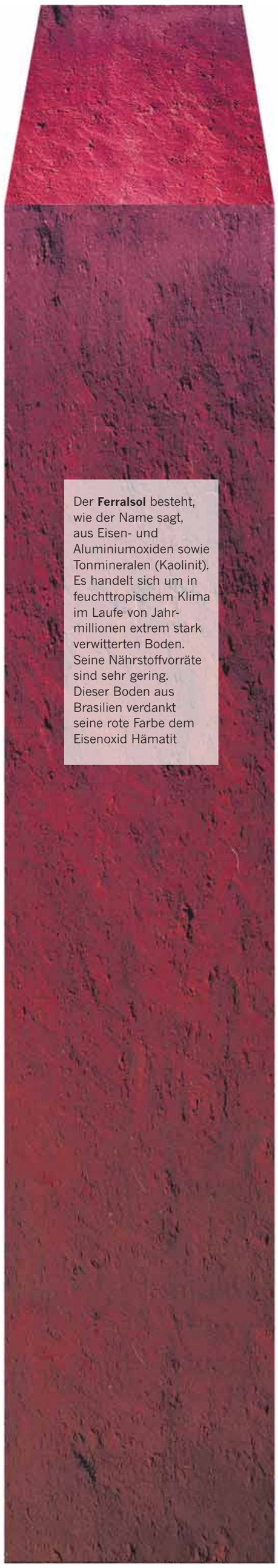
Politiker nutzen die Wissenschaft wie Betrunkene eine Laterne: Sie suchen nicht Licht, sondern Halt. So karikiert ein Bonmot das oft prekäre Verhältnis zwischen Regierenden und Forschern. »Wissenschaft, Macht, Politik« lautete das Thema des 33. ZEIT Forums der Wissenschaft, einer Veranstaltung der *ZEIT* und der ZEIT-Stiftung mit dem Deutschlandfunk und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Peter Bofinger, Mitglied des Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, wünscht sich von der Politik gerade in Krisenzeiten mehr Offenheit gegenüber der Politikberatung. Einig sind sich die Experten, unter ihnen Claudia Kemfert vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung und der Bielefelder Wissenschaftssoziologe Peter Weingart, dass es für Politiker schwierig sei, aus den Einschätzungen der verschiedenen Berater verlässliche Handlungsempfehlungen abzuleiten. Peter Strohschneider, Vorsitzender des Wissenschaftsrats, betonte jedoch: »Wissenschaft kann Politik nie davon entlasten, Entscheidungen zu treffen.«

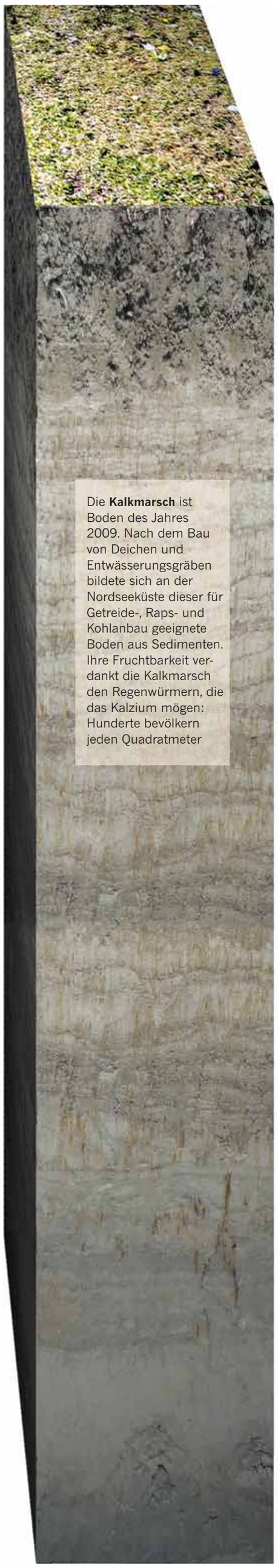
ZEIT FORUM der Wissenschaft

Das vollständige Transkript zur Veranstaltung finden Sie auf ZEIT ONLINE: **www.zeit.de/2009/zeitforum**

Ein **Ranker** ist ein schwach entwickelter Boden, in diesem Fall liegt eine dünne Humusschicht auf schwach verwittertem Festgestein. Er tritt meist an steilen Hängen auf.
Für Bäume und Kulturpflanzen ist er schlecht durchwurzelbar, luftreich und besitzt nur ein geringes Speichervermögen für Wasser und Nährstoffe



Der **Ferralsol** besteht, wie der Name sagt, aus Eisen- und Aluminiumoxiden sowie Tonmineralen (Kaolinit). Es handelt sich um in feuchttropischem Klima im Laufe von Jahrmillionen extrem stark verwitterten Boden. Seine Nährstoffvorräte sind sehr gering. Dieser Boden aus Brasilien verdankt seine rote Farbe dem Eisenoxid Hämatit



Die **Kalkmarsch** ist Boden des Jahres 2009. Nach dem Bau von Deichen und Entwässerungsgräben bildete sich an der Nordseeküste dieser für Getreide-, Raps- und Kohlanbau geeignete Boden aus Sedimenten. Ihre Fruchtbarkeit verdankt die Kalkmarsch den Regenwürmern, die das Kalzium mögen: Hunderte bevölkern jeden Quadratmeter

Fotos: Otto Ehrmann/www.bildarchiv-boden.de (3); DZ

Die Haut der Erde

Fortsetzung von Seite 35

fördert die neue Orientierungshilfe im Netz mit 18 Millionen Dollar. Die Informationen, die teils aus Satellitenbildern erhoben werden, sollen Forschern und Bauern weltweit Anhaltspunkte darüber liefern, mit welchen Mitteln sie die Fruchtbarkeit ihrer lokalen Böden gezielt verbessern können.

Braune Cambisol-Querschnitte stehen in den Wageninger Vitrinen und tonreiche Vertisole; Böden aus Westsamoa, der Eifel, Simbabwe. An einem Profil, das in der spanischen Extremadura gestochen wurde, sind die Folgen extremer Erosion zu erkennen, wie weltweit in ausgeräumten Landschaften oder an gerodeten Steilhängen: Dünn und steinig ist die obere Schicht, die Haut der Erde ist schuppig und schrundig geworden.

Das Muster daneben entstammt einer chinesischen Halbwüste, die verschwenderischer Bewässerung ausgesetzt war. Die Verdunstung hat schneeweiße Salzkrusten an die Oberfläche steigen lassen. Von Syrien bis in die USA sind Tausende von Hektar derart geschädigt, oft wegen falsch gelenkter Subventionen. Auch bei Monokulturen oder unter dem Druck gewichtiger Landmaschinen geht vielen Böden die Puste aus.

Solche Ermattung sei zwar durch den oft übermäßigen Einsatz von Kunstdünger lange verdeckt worden, sagt Tewolde Berhan. Doch diese Strategie ähnele, wenn man sie allein verfolge, »der Einnahme von Aspirin gegen Kopfschmerzen: Sie beseitigt nur die Symptome, und am Ende ist der Kranke zu schwach, als dass Medikamente noch wirken könnten«. Übrig bleiben Badlands, als Folge kurzfristigen Denkens.

Neben solcher Wohlstandsverwahrlosung entspringt der Mangel an Nährstoffen und Mineralien in tropischen Böden meist dem Gegenteil: Unterdüngung. Vor allem auf dem alten afrikanischen Kontinent fehlen 85 Prozent der Böden Stickstoff, Phosphat und Kalium. Pro Hektar werden im Durchschnitt nur acht Kilo Mineraldünger eingesetzt, im Vergleich zu 93 Kilo weltweit. Dahinter steckt der Teufelskreis der Armut: Bauern ernten zu wenig, als dass sie die Mittel für Dünger erwirtschaften könnten; zugleich fehlen ihnen Kraft und Wissen, um die Fruchtbarkeit natürlich zu erhöhen. Damit sie nicht ins Bodenlose fallen, nütze daher zunächst nur chemische Nachhilfe, meint Alfred Hartemink in Wageningen. Jüngst haben denn auch Bundesregierung und EU, Weltbank und mehrere Stiftungen Versorgungsprogramme mit Dünger für Afrika aufgelegt.

Doch die Sache hat einige Haken. Zum Beispiel ist der Markt für Mineraldünger so angespannt, »dass eine Milliardenspritze für Entwicklungsländer die Preise noch weiter hochtreiben würde«, urteilt Rudi Buntzel-Cano vom Evangelischen Entwicklungsdienst. »Allein zwischen 2007 und 2008 stiegen sie um 250 Prozent.« Auch deshalb gewinnt die Bodenforschung an Terrain. Überall müssen neue Wege gefunden werden, die Fruchtbarkeit zu erhöhen.

Zumal der Produktionsdruck auf die Böden steigt. Neben den Nahrungsmitteln für eine wachsende und anspruchsvollere Weltbevölkerung sollen auch noch nachwachsende Rohstoffe gedeihen. Angesichts möglicher Knappheiten wird schon »Peak Soil« beschworen, in Anspielung auf Peak Oil, den Fördergipfel, der den Anfang vom Ende des billigen Erdöls bedeutete.

Damit nicht genug: Ausgerechnet die Böden im Süden sind zunehmend Unwettern und Dürren als Folgen des Klimawandels ausgesetzt. Umso weniger kann der Chef des Wüstensekretariats verstehen, »dass der Eisbär auf seiner schmelzenden Scholle mehr Aufmerksamkeit erregt als die vielen Menschen, die wegen schlechter Böden hungern«. Klimadiplomaten, Energie- und Agrarexperten, meint Luc Gnacadja, verharrten »jeder in seinem Elfenbeinturm«. Deshalb würden komplexe Zusammenhänge, aber auch viele Chancen in der Klimapolitik übersehen.

Je nach Art, wie die Bauern den Boden bearbeiten, tragen sie zur Emission von Kohlendioxid und der noch aggressiveren Klimagase Methan und Lachgas bei. Insgesamt ist die Landwirtschaft für 15 Prozent der CO_2-Emissionen verantwortlich, hinzu kommen 15 Prozent durch Entwaldung und den Umbruch von Grünland und Mooren. Denn Böden speichern Kohlenstoff, weltweit doppelt so viel wie die globale Vegetation und die Atmosphäre zusammen. Allein in Europa sind 70 Milliarden Tonnen CO_2 in der Erde gebunden; »eine riesige Menge«, staunte jüngst der EU-Umweltkommissar. Wenn nur ein geringer Teil dieser Klimagase frei werde, sagt Stavros Dimas, dann werde das alle übrigen Einsparanstrengungen bei der Lebensweise der Industriegesellschaften zunichte machen.

Umgekehrt könnten aber die Bewahrung und neue Einlagerung von Kohlenstoff im Erdreich den Klimawandel sogar abmildern – und zugleich die Fruchtbarkeit erhöhen. Seit der letzten Sitzung in Bonn wird daher auch bei den UN-Klimaschutzverhandlungen über den Boden geredet. In ihrem Rahmen könnten Gelder mobilisiert werden, damit eine bodenschonende Feldarbeit in Entwicklungsländern zugleich Hunger und Klimawandel bekämpft.

Ansätze dafür gibt es viele, von Ägypten bis Indien haben Dorfgemeinschaften vorgemacht, wie Steinwälle die Erosion eindämmen, Sträucher und Bäume über die Jahre organische Materie in den Boden bringen, Fruchtfolgen Stickstoff binden und mit ihrem reichen Wurzelwerk dazu beitragen können, dass die Feuchtigkeit länger gespeichert bleibt. So sind schon Wüstengebiete wieder ergrünt. Solche Initiativen würden bisher nicht ausreichend gefördert, kritisiert der Weltagrarbericht *IAASTD.*

Erwartungsgemäß blüht auch bei diesem Thema der grundsätzliche Streit zwischen »konventionell« und »bio«. Die Intensivlandwirte argumentieren, sie könnten auf weniger Raum höhere Erträge erzielen und dadurch den Umbruch neuer Ackerflächen verhindern. Viele von ihnen beginnen, ohne Pflug zu arbeiten, um Energie zu sparen. Ökobauern indes nehmen für sich in Anspruch, dass ihre Anbauweise bis zu 20 Prozent weniger CO_2 emittiert; vor allem, weil sie keinen Kunstdünger verwenden und mehr Humus aufbauen. Die Erträge, sagt Paul Mäder vom Schweizer Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL), seien zwar geringer – aber nur in gemäßigten Breiten, nicht in den Tropen.

Einen Dämpfer bekamen die Ökobauern dennoch: durch eine Untersuchung des Instituts für ökologische Wirtschaftsforschung (IÖW). Klimaschädlich sind demnach auch Biorinder, die ausgedehnte Weideflächen brauchen; umso mehr, wenn die Tiere, wie oft in Norddeutschland, auf trockengelegten Moorböden stehen. Wichtig fürs Klima wäre es daher, plädiert der Auftraggeber der Studie, Foodwatch-Chef Thilo Bode, Moore wieder zu vernässen und als CO_2-Senken zu nutzen. An der Universität Greifswald versuchen Wissenschaftler, den Konflikt zwischen Bauern und Klimaschützern im Sumpfland zu mildern. Erlen, Schilf und Torfmoos zum Beispiel könnten in rekultivierten Mooren als Energiepflanzen wirtschaftliche Erträge bringen.

Amerikanische und deutsche Forscher experimentieren darüber hinaus mit sogenannter Biokohle. In den Ackerboden gebracht, bindet sie dauerhaft CO_2 und kann die Erträge ohne Dünger erhöhen, weil Nährstoffe und Wasser besser gespeichert werden. Noch stecken diese Experimente in den Anfängen; die Kohle, im Idealfall aus Pflanzenresten und Abfällen gewonnen, muss biochemische Prozesse durchlaufen, die noch zu klären sind. Doch Haiko Pieplow vom Bundesumweltministerium erwartet eine »Schlüsselinnovation des Jahrhunderts« – vor allem wenn die Schwarzerde Teil eines regionalen Stoffstrommanagements werde.

Eine wichtige Komponente in einem solchen Kreislauf könnten auch Fäkalien sein. Sie würden dann fruchtbarer als in großen Kläranlagen entsorgt: indem sie den Weg zurück auf den Acker finden, zwar zuvor in Hightechanlagen gefiltert – aber letztlich ganz ähnlich wie in Tewolde Berhans Dorf in Äthiopien.

Die neuen Eroberer

Kampf ums Ackerland: Länder wie Kuwait und China pachten weltweit Flächen, um die eigene Bevölkerung zu ernähren

VON TANJA BUSSE

Das saudi-arabische Agrarunternehmen Tadco expandiert gerade ins Ausland. Unterstützt vom saudischen König und von weiteren Partnern, will Tadco 40 Millionen US-Dollar investieren, um Getreide in Ägypten, Äthiopien und im Sudan anzubauen. In Ländern also, in denen Millionen Menschen von Hunger bedroht sind. Kuwait und Qatar züchten bereits für ihre Bevölkerung Reis in Kambodscha. Derweil verteilen die Vereinten Nationen Nahrungsmittelhilfen im Wert von 35 Millionen Dollar an hungernde Kambodschaner.

Das sind typische Beispiele für einen neuen globalen Trend: Nicht nur die Golfstaaten, auch China und Südkorea pachten oder kaufen riesige Flächen fruchtbaren Ackerlands im Ausland, um ihre Bevölkerung zu ernähren. Auslöser waren die beiden Großkrisen des letzten Jahres: der plötzliche Anstieg der Lebensmittelpreise und der Zusammenbruch der Finanzmärkte. Sie haben Staaten alarmiert, die selbst nicht genügend Lebensmittel für ihre Bevölkerung erzeugen können. Statt auf freien Handel setzen sie auf Flächensicherung im Ausland. Das spektakulärste Beispiel lieferte der südkoreanische Mischkonzern Daewoo. Er stand kurz davor, 1,3 Millionen Hektar auf Madagaskar zu pachten – die Hälfte der nutzbaren Agrarfläche der Insel. Das Vorhaben scheiterte zwar nach dem Putsch der Opposition Mitte März. Doch der Ausverkauf ist noch nicht voll gestoppt: Der indische Konzern Larun will laut *Le Monde* 465 000 Hektar Ackerland im Nordwesten der Insel pachten. Fünfzig Jahre lang sollen dort Nahrungsmittel für Inder wachsen.

»Hat jemand gesagt, Kolonialismus sei ein Phänomen der Vergangenheit?«, fragt die internationale Nichtregierungsorganisation Grain in ihrer Studie *Seized* über den globalen Verteilungskampf um Agrarflächen.

Ihre Rechercheure in Barcelona haben Dutzende Fälle von »Landnahmen« dokumentiert – durch Staaten und private Investoren, die ein gutes Geschäft mit der knapper werdenden Ressource Land wittern.

Dabei bestreiten selbst Entwicklungsorganisationen wie Oxfam nicht, dass Investitionen beispielsweise in die Agrarwirtschaft Kambodschas dringend notwendig sind. Aber die Armen im Lande müssten auch am wirtschaftlichen Aufschwung angemessen beteiligt werden.

Während die Welternährungsorganisation FAO vor den Deals mit Ackerland warnt, fördert der Weltbankchef Robert Zoellick sie, weil beide Seiten davon profitieren könnten. Tatsächlich wird so endlich wieder mehr Geld in die Landwirtschaft investiert. Doch die Frage bleibt, wem dies nutzen wird. Kritiker mahnen: Die Investoren werden große industrialisierte Farmen oder Plantagen errichten, und die ehemaligen Bauern, egal ob sie dort einen Job bekommen oder nicht, werden nie wieder Bauern sein. Das International Food Policy Research Institute (IFPRI) in Washington bemängelt auch den »Mangel an Transparenz« der Landkäufe; er führe dazu, dass lokal Betroffene weder beteiligt würden noch sich auf den Wandel einstellen könnten.

Auch für deutsche Landwirte gibt es Grund zur Sorge: Für gute Ackerböden sind die Pacht- und Bodenpreise hierzulande stark gestiegen. Vor allem dort, wo Schweinemäster viel Land brauchen, um ihre Gülle loszuwerden, oder Biogasproduzenten für ihre Anlagen Futter kaufen. Insbesondere Nebenerwerbslandwirte haben oft keine Chance mehr.

Vor Großinvestoren aus Kuwait aber müssen sich deutsche Bauern nicht fürchten: Das Grundstücksverkehrsgesetz räumt Ansässigen unter bestimmten Umständen ein Vorkaufsrecht ein. Es bietet eine Sicherheit, von der Kleinbauern in Madagaskar, Kambodscha oder im Sudan nur träumen können.

Alles auf Start

Auf einem Versuchsfeld im Kohletagebau verfolgen Cottbuser Forscher, wie sich auf toter Materie Leben entwickelt **VON URS WILLMANN**

Dem Dreck, zerbröselt man ein paar Krümel Lausitzer Boden zwischen den Fingern, sieht man nichts an. Aber er ist besiedelt. Wo der Laie nur Sand und Schmutz erblickt, ist der Forscher mit seinen Gedanken mittendrin in einem faszinierenden Kosmos. Der Forscher heißt Michael Elmer, ist Landschaftsökologe und weiß: Hier tobt das Leben.

Auf dem Versuchsgelände »Künstliches Wassereinzugsgebiet Hühnerwasser« finden er und seine Kollegen bis zu 40 000 Bodenmilben und Springschwänze pro Quadratmeter. Hier bewegen sich Horden von Schalenamöben in dünnen Wasserfilmen zwischen den Bodenpartikeln und jagen Bakterien. Pro Quadratmeter sind drei Gramm Bärtierchen und ein Gramm Fadenwürmer unterwegs: Das klingt nach wenig, aber allein diese beiden Tiergruppen stellen in dieser vermeintlichen Einöde zwei bis vier Millionen Individuen.

Im Jahr 2005 war dieses Stück Boden im Tagebauareal Welzow-Süd, zwanzig Kilometer südlich von Cottbus, noch wirkliche Einöde. Nachdem Riesenbagger dem Untergrund seine Braunkohle entrissen und Vattenfall sie im Kraftwerk Schwarze Pumpe verheizt hatte, musste der Stromerzeuger das zerstörte Gelände pflichtgemäß rekultivieren. Sechs Hektar des malträtierten Landes stellte er den Bodenkundlern der Brandenburgischen Technischen Universität (BTU) Cottbus als Versuchsgelände zur Verfügung.

Über die sogenannte Basisschüttung, mit der die Löcher des Tagebaus aufgefüllt sind, wurde eine 200 Meter breite, leicht abschüssige Tonschicht gelegt – damit das Regenwasser langsam nach unten abfließt und nicht versickert. Darüber liegt nun eine zwei bis drei Meter starke Deckschicht: das originale Substrat aus saalezeitlichem Geschiebesand und Sandlehm. Am unteren Ende des Versuchsgeländes sammelt sich das Grundwasser in einem künstlichen See.

»STÜRMISCHE ENTWICKLUNG«: Geograf Werner Gerwin (links) und Ökologe Wolfgang Schaaf auf dem Gelände Hühnerwasser

Kürzlich wagte sich der erste Säuger auf die Versuchsfläche – eine Maus

Seither können Hydrologen und Limnologen beobachten, wie der Grundwasserspiegel kontinuierlich steigt. Das Rinnsal, das heute aus dem See abfließt und versickert, wächst dereinst vielleicht zu einem Bächlein heran, das die ferne Spree speist – wie das auf alten Karten verzeichnete natürliche Hühnerwasser. Geografen, Bodenzoologen, Mikrobiologen und Ökologen, die in einem internationalen Forschungsverbund kooperieren, verfolgen derweil ein spannendes Experiment: wie Leben den humuslosen Boden wieder in Besitz nimmt. Anfang März ist das Projekt als einer der 365 »Orte der Ideen« ausgezeichnet worden. Kein Dünger wurde dem Boden zugesetzt, keine Staude gepflanzt, kein Organismus in der Todeszone künstlich angesiedelt.

Die Natur muss selber ran, einwandern, Stoffwechsel in Gang setzen. Um ihre Erfolge festzuhalten, messen die Wissenschaftler permanent Niederschläge, Bodenfeuchte und den Grundwasserspiegel, sie zählen Mikroorganismen und die Samen von Pionierpflanzen, die herbeifliegen und in schmierigen Fallen kleben bleiben. Auf Kärtchen wird eingezeichnet, wie Flora, Fauna und Erosion die einst platte Fläche mit ihrem leichten Gefälle in ein buntes Gelände verwandeln. Zu Beginn der Versuche fand Elmer im Untergrund fast ausschließlich Bakterien und einige Pilze. Aber schon nach Wochen wuchs der Zoo: Amöben, Fadenwürmer, Kieselalgen. Heute lauern in feuchten Sandlöchern die Larven der Sandlaufkäfer. Sie jagen Bodenmilben und Springschwänze, schnappen zu, wenn Beute naht.

In den durchsichtigen Därmen von vielen Fadenwürmern und Bärtierchen fanden sich leuchtend grüne Algenreste. Allein das Artenspektrum der Fadenwürmer belegt genau, wie sich das Leben im Boden von Jahr zu Jahr entwickelt. Waren die ersten immigrierten Nematoden noch mehrheitlich Bakterienfresser, vermehrten sich in jüngster Zeit auffällig die Räuber, Algenfresser und vor allem wurzelsaugende Arten. Für Elmer ein klares Zeichen: »Die Nahrungsgrundlage verändert sich.« Die nächsten Viecher, die er in der Falle erwartet, sind Regenwürmer, Hornmilben und Asseln. Noch haben sie sich nicht blicken lassen. Dafür schaute der erste Säuger vorbei: eine Maus. Jetzt im Frühjahr quaken Erdkröten und Frösche am künstlichen See. Doch Wandel heißt auch Abschied nehmen. Sandlaufkäfer werde er nicht mehr lange antreffen, vermutet Elmer. Die auf diese Lebensräume spezialisierten Insekten werden weiterziehen oder verschwinden. Denn an der Oberfläche beginnt die Wüste zu ergrünen.

»Eine stürmische Entwicklung«, sagt Werner Gerwin euphorisch. Die Einschätzung überrascht, wenn man hinter dem Geografen herschreitet, hügelan, zwischen trostlos wirkenden verdorrten, meterhohen Stängeln des Kanadischen Berufkrauts. Aber Gerwin übertreibt gar nicht mal so sehr. Das Berufkraut hat im ersten Jahr sofort den ganzen Platz in Beschlag genommen und sich explosionsartig ausgebreitet. Inzwischen ist die Art wieder am Verschwinden, weil bis heute mehr als hundert Pflanzenarten das Hühnerwasser-Einzugsgebiet ebenfalls für sich entdeckt haben.

Schnellwachsende, schon mannshohe Robinien (Einwanderer aus Amerika) erobern den Luftraum. Zwischen ihren noch dünnen Stämmen sprießen Huflattich und Klee, um den Teich ist ein Schilfgürtel gewachsen. All diese Pflanzen gehen Symbiosen mit Bodenbakterien ein, denn ihre Wurzeln kämen nicht an die raren Nährstoffe im Boden heran. Die Einzeller erschließen ihnen das »dominierende Mangelelement« (Gerwin): Bakterien stellen den wertvollen Stickstoff zur Verfügung. Und profitieren im Gegenzug vom Zuwachs organischen Pflanzenmaterials im Boden.

Ein Zufall hat den Wissenschaftlern interessante Versuchsbedingungen beschert. Als ihr Urboden damals aufgeschüttet wurde, kippten die Absetzer erst die eine Hälfte voll, einige Zeit später die zweite. Das Material kam aus dem Vorfeld der aktuellen Tagebaugrube unweit des Versuchsgeländes. Zwischen der ersten und der zweiten Aufschüttung hatte sich der gigantische Abraumbagger fortbewegt. Daher stammt das kulturfähige Substrat nicht exakt von derselben Stelle. Von der Art her ist es zwar identisch (Sand aus dem Zeitalter des Quartärs), aber dennoch gibt es minimale Unterschiede.

»Wir hätten nicht gedacht, dass die Folgen so groß sind«, sagt der Geoökologe Wolfgang Schaaf. Er untersucht vor allem, welche Stoffe im »Ausgangssubstrat« den biologischen Kreislauf beschleunigen oder bremsen. Weil der eine Untergrund einen Hauch lehmiger ist als der andere und Feuchtigkeit besser speichert, feiert das Pflanzenleben hier das viel spektakulärere Fest. »Wir haben zwei erstklassige Vergleichsflächen«, sagt Schaaf.

Auch zwei wütende Gewitter zeitigten große Wirkung. Schnell abfließendes Wasser fräste metertiefe Canyons in den Boden. In diesen erodierten Tälchen sammeln sich die Samen. Dort grünt es heute weitaus intensiver als auf den teilweise versiegelten Ebenen, auf denen Wasser abfließt und schneller verdunstet.

Vier Jahre nach dem Start bleiben am Rand einige Mini-Einöden nahezu pflanzenfrei. »Hier ist wohl geringfügig tertiäres Material reingeraten«, sagt Schaaf und kniet nieder, wo nichts sich regt. »Pyrit«, sagt er – einer der schlimmsten Hemmstoffe für das Leben. Oxidiert dieses im Volksmund Katzen- oder Narrengold genannte Mineral, dann entsteht Schwefelsäure. Der pH-Wert pyritreicher Flächen liegt ätzend tief. Da dauert es oft Jahrzehnte, bis die Schöpfung überhaupt Anlauf nimmt.

Bis zur Wende wurde pyrithaltiger Boden einfach neutralisiert: Kalkhaltige, basische Asche aus dem Kraftwerk wurde der sauren Erde beigemischt. Diese Abfallverwertung ist heute verboten, aus Angst vor Schwermetallen. Den DDR-Behörden ermöglichte sie, öde Abbauflächen rasch zu begrünen: Bis zum Horizont wächst Kiefernwald, in Monokultur.

Inmitten eines solchen Schwarzkiefernhains, auf der Bärenbrücker Höhe, unterhält die BTU Cottbus eine Versuchsparzelle. Wolfgang Schaaf schildert, was dort im künstlich geschaffenen Boden, im »Technosol«, passiert: Die Baumwurzeln haben sich nur in den oberen 40 Zentimetern ausgebreitet – in dem mit kalkigem Abfall entsäuerten Grund. Aber auch darunter tut sich viel. Die Säure ist nach 40 Jahren abgebaut, übrig bleibt das organische Material. Dessen Kohlebrocken sind erstklassige Wasserspeicher. »Solcher Boden ist nicht nur schlecht«, sagt Schaaf und verrät, dass auch im menschgemachten Boden eine Symbiose kleine Wunder schafft. Hier helfen Pilze den Pflanzen: »Mykorrhiza« heißt die Symbiose aus Wurzeln und Pilzen. Letztere nehmen Mineralien und aus den schwarzen Knollen Wasser auf und geben alles an die Wurzeln weiter. So überstehen die Wälder in der trockenen Lausitz auch lange Dürrephasen, fast unglaublich schnell ist auf dem Technosol Humus entstanden.

Ähnlich wird es auch im Versuchsgelände Hühnerwasser sein. »Hier hat die Vegetation Anlaufschwierigkeiten«, sagt Schaaf und erhebt sich wieder von dem sauren, toten Fleck, wo nur am Rand spitzbübisch ein paar Silbergrasbüschel den Elementen trotzen. Er ist überzeugt: Wenn in den pyrithaltigen Ecken die Säure verschwunden ist, wird auch dort der Technosol zur Turboerde.

Allerdings wird es Jahrhunderte dauern, bis die Vegetation hier so vielfältig ist wie in typischem deutschen Waldboden. Erst nach und nach erarbeitet die Forschung das Inventar des Lebensreichtums im Erdgeschoss und entschlüsselt die symbiotischen Spiele, mit denen es sich die Unterwelt erschließt. Einige Zahlen belegen die Fülle: 1 Million Wimperntierchen, 10 Millionen Wurzelfüßer, 100 Milliarden Pilze, 10 Billionen Actinomyceten (meist fadenförmige Bakterien und Pflanzensymbionten) sowie 100 Billionen anderer Bakterien beleben den Humus eines Quadratmeters Waldboden.

Dieser ist dank seines (zu 90 Prozent unbekannten) Artenreichtums quasi der Regenwald unter den Weltböden. Aber nicht nur in seinem Untergrund, auch darüber sind ständig vielzählige Recyclingmannschaften beim Verwerten der Biomasse. Sie zerlegen organisches Material wieder zu anorganischem Pflanzendünger und halten so den Nahrungskreislauf in Schwung. Auf einem Hektar Wald verwerten – ohne Säuger und Vögel – schätzungsweise 15 Tonnen mehrzelliger Tiere, Pilze und Bakterien jeden Krümel Pflanzenmüll. Ihr Lebendgewicht entspricht dem dreier großer Elefanten.

Im Mikrokosmos unter der Erde geht es zu wie auf einem Drogenmarkt

Allein die Würmer vollbringen eine wahrhaft tierische Leistung: Täglich schieben sie in dieser Fläche insgesamt eine halbe Tonne Erde durch ihr Gedärm, lockern und belüften so den Untergrund, zum Vorteil von Flora und Fauna. In diesem Mikrokosmos geht es zu wie auf einem Drogenmarkt. So liefern auch Pilze Stickstoff an viele Pflanzen. Diesen besorgen sie sich, indem sie zum Beispiel tote Fadenwürmer und anderes Material auslaugen. Die Pilze erhalten für ihre Lieferungen von den Pflanzen Kohlenhydrate (Zucker). In dieser Tauschbörse unterhalten sich Anbieter und Nachfrager mit Signalstoffen. So locken Wurzeln Tiere, Pilze und Bakterien zum Dealen an – oder sie verjagen aufdringliche Parasiten mit Giftstoffen.

Das aufblühende Leben im Hühnerwasser-Areal erforschen die Cottbuser Bodenkundler nicht allein. Eine Gruppe der Technischen Universität München kümmert sich um die Grundlagen der Fruchtbarkeit: Im Labor untersucht Ingrid Kögel-Knabner an Proben des Hühnerwasser-Bodens die »abiotisch geprägten Strukturen und Prozesse«. Die Bodenkundlerin versucht herauszufinden, welche Mineralien besonders als Ionentauscher aktiv sind und so für die Initialzündung der biologischen Besiedlung sorgen.

»Boden ist mehr als zerkleinertes Gestein«, sagt sie. Die Geschwindigkeit, mit der Boden zu Lebensraum oder zur CO_2-Senke gegen den Klimawandel wird, hängt maßgeblich von Mineralien ab: Je größer die Oberfläche der Eisenoxide, desto effizienter arbeiten sie als Tauscher von (positiv geladenen) Kationen und (negativen) Anionen. Und desto schneller entsteht lebendiger Humus.

Auch im Hühnerwasser überschlagen sich die Ereignisse. »Die ist neu hier«, sagt der Geograf Werner Gerwin, als er neben dem Pfad aus Kunststoffplatten eine Jungkiefer entdeckt. Jeder einzelne Baum ist hier persönlich bekannt. Prachtstück ist eine stattliche Robinie, die mitten auf einem Messfeld steht – fast aufdringlich, als wollte sie beim botanischen Monitoring auf keinen Fall übersehen werden.

Gespannt erwartet die Beobachtertruppe weitere Veränderungen, etwa in der Teichfauna. »Eines Tages wird hier ein Fisch schwimmen«, prophezeit Schaaf. Wie aber soll der in diese Einöde finden? »Manchmal kleben Fischeier an Wasservögeln.« Er lacht: »Enten haben wir schon.«

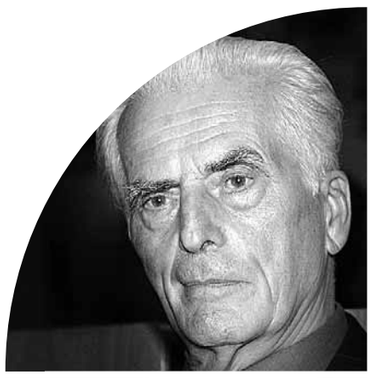
▷ www.zeit.de/audio

Schwarzerde speichert viel Wasser und Nährstoffe und ist daher sehr fruchtbar. Die Färbung ist das Werk von Regenwürmern, Hamstern und anderen Wühlern, welche die Stoffe des Humusbodens mischen. Schwarzerde findet man in der Magdeburger und der Hildesheimer Börde oder weltweit in früheren Steppengebieten (ungarische Puszta, Mittelwesten der USA)

Fotos: Otto Ehrmann/www.bildarchiv-boden.de; DZ; Urs Willmann (l.)

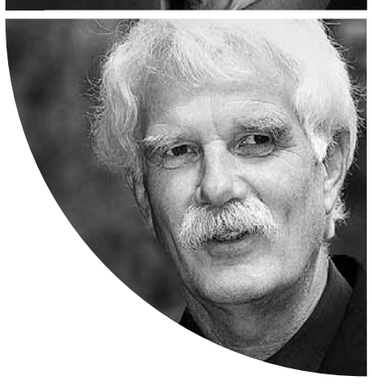
Werner Sobek
Architekt

Gebäude sind die größten Klimasünder der Welt. Ihr Bau, ihr Betrieb und Abriss sorgen für mehr Emissionen als der gesamte Transport und Verkehr. Daher hat sich Werner Sobek einer klima- und ressourcenschonenden Bauweise verschrieben. Ein Grüner sei er aber nicht, sagt der 1953 geborene Schwabe, der heute Professuren in Stuttgart und Chicago innehat und Büros in New York, Moskau und Dubai unterhält.



Vordenker
Frei Otto (1925)*

Mit ihm zog die Natur in die Architektur ein: Frei Otto (oben links) wurde weltweit bekannt für Bauten, die fast schwerelos erscheinen und an organischen Strukturen orientiert sind. Zu seinen berühmtesten Entwürfen zählt das zeltartige Dach des Münchner Olympiageländes. Werner Sobek ist Ottos Nachfolger am Institut für Leichtbau in Stuttgart.



Gegendenker
Hans Stimmann (1941)*

Von 1991 bis 2006 prägte Hans Stimmann (unten links) das Erscheinungsbild der deutschen Hauptstadt. Als Senatsbaudirektor und Staatssekretär in Berlin propagierte Stimmann die »kritische Rekonstruktion« und verordnete Sandstein- statt Glasfassaden. Auch der von ihm befürwortete Wiederaufbau des Berliner Schlosses steht Sobeks Denken diametral entgegen.

Mitdenker
Michael Braungart

»Cradle to Cradle« heißt das Konzept von Michael Braungart, von der Wiege bis zur Wiege. Es steht für eine Produktionsweise, in der es keinen Abfall, sondern nur einen Kreislauf von Stoffen gibt. Der 1958 geborene Braungart (unten rechts) ist Gründer des EPEA-Instituts in Hamburg und begeistert mit seiner ökologischen Vision Umweltschützer ebenso wie Unternehmer.

Das Prinzip »Dreimal null«

Werner Sobek baut für die Zukunft: Seine Häuser sollen Energie sparen, keinen Müll erzeugen und das Klima retten **VON TOBIAS TIMM**

Wer das Prinzip Werner Sobek verstehen will, sollte sich von dem Schwaben sein Eigenheim zeigen lassen. Mit einem kleinen, verbrauchsarmen Smart Diesel fährt der Architekt und Ingenieur den Besucher von seinem Büro in Stuttgart-Degerloch ein paar Kurven weiter zu einem unscheinbaren Tor, das sich per Fernbedienung öffnen lässt. Dahinter wird man vom Bellen eines großen Hundes und vom lauten Geschnatter zweier ausgewachsener Gänse begrüßt. Vom Parkplatz führt der Architekt auf einem Steg, der im sorgsam gepflegten Bambusgarten über dem Rasen schwebt, hinab zum Haus: Es ist ein ebenso schlichter wie eleganter dreistöckiger Kubus aus Glas, der einem Steilhang entspringt. Von hier aus hat man einen überwältigenden Blick über Stuttgart – und wer nur ein wenig von der Imaginationskraft des Erfinders Sobek hat, der kann sich hier ganz leicht in die Hollywood Hills träumen.

Drinnen ist vieles von Computern gesteuert, das Haus kann weit mehr, als Jacques Tati in seinem Film *Mon Oncle* zu fürchten wagte: Die Kühlschranktür öffnet sich auf eine Winkbewegung hin, die Wassertemperatur im Badezimmer wird über Sensoren gesteuert, das Klima in diesem luftigen, an Wänden armen Haus kann je nach Etage kühler oder wärmer eingestellt werden – und das lässt sich sogar vom Computer im Gästehaus aus steuern, in das sich Sobeks erwachsener Sohn dauerhaft zurückgezogen hat.

Die technischen Spielereien seien allerdings nur Beiwerk, sagt der Architekt und wischt ein paar unsichtbare Krümel von der Arbeitsplatte in der Küche. Das Hauptanliegen bei der Planung und dem Bau vor gut einem Jahrzehnt war ein anderes. Das Eigenheim führt den ganzen Ehrgeiz dieses international erfolgreichen Architekten vor, sein Prinzip des Bauens, das er einmal »Triple Zero« genannt hat, dreimal null: Das Haus darf aufs Jahr verteilt null Energie mehr verschwenden, als es selbst durch die Photovoltaikanlage auf dem Dach und den Wärmetauscher am Boden erzeugen kann. Es soll null Kohlendioxid emittieren. Und es muss vollständig demontierbar und recyclingfähig sein, sodass irgendwann einmal annähernd null Müll übrig bleibt. Wobei sich die Frage stellt, wer dieses Haus, das von Dutzenden Architekturzeitschriften als ikonisches Wohnhaus des 21. Jahrhunderts gefeiert wurde, je wird demontieren wollen.

Gebäude sind die größten Klimasünder der Welt. Ihr Bau und Abriss, ihr Betrieb und ihre Instandhaltung verbrauchen mehr Ressourcen und sorgen für mehr Emissionen als zum Beispiel der gesamte Transport und Verkehr. Die Gebäude versiegeln die Böden und hinterlassen Unmengen von Schutt und Sondermüll. Wer also den Wunsch verspürt, die Welt vor der Klimakatastrophe zu retten, der ist mit einem Architektur- oder Bauingenieurstudium nicht schlecht beraten. Die Frage, die immer mehr Vertreter dieser Zünfte umtreibt, lautet: Wie können wir die schmutzigen Gebäude an die Leine nehmen?

Im vergangenen Herbst unterzeichneten mehrere international bekannte Architekten auf der Biennale in Venedig ein Manifest für eine »Dritte Industrielle Revolution«. Ende März haben die deutschen Architektenverbände ein eigenes Manifest nachgelegt, ihre Parole lautet: »Vernunft für die Welt!« Die Baumeister, Stadtplaner und Ingenieure verpflichten sich darin, durch einen gezielten Umbau aus Energiekonsumenten Energieproduzenten zu machen, durch eine sinnvolle Verdichtung von Baukörpern Flächen zu schonen, dem öffentlichen Nahverkehr Priorität gegenüber dem motorisierten Individualverkehr zu verschaffen und den Wasserverbrauch zu reduzieren.

Die Verbände, könnte man einwenden, kümmern sich reichlich spät um ihre Vernunft. Seit Jahrzehnten warnen Klimaforscher vor dem Wandel, und seit den Anfängen der Ökologiebewegung haben sich einzelne Architekten wie Thomas Herzog, Rolf Disch und Stefan Behling für die Solararchitektur engagiert.

Vor knapp zwanzig Jahren hielt Werner Sobek erste Vorlesungen zum Thema Recycling am Bau. Doch er ist, wie er selbst betont, kein klassischer »Müsli« oder Grüner – das würde man ihm auch gar nicht abnehmen. Neben seinem umweltfreundlichen Smart fährt er im Sommer auch noch ein großes, böses Cabrio, andauernd pendelt er mit dem Flugzeug zwischen seinen Büros in Stuttgart, New York, Frankfurt, Moskau, Dubai und seiner zweiten Professur in Chicago. Und zusammen mit dem Architekten Helmut Jahn hat er auch einen der größten Flughäfen der Welt gebaut, den in Bangkok. Wahrlich kein Triple-Zero-Gebäude.

Aber Sobek ist ein fleißiger, erfindungsreicher Ingenieur, der sich vom Klimawandel herausgefordert fühlt: Er will sich seine schöne Welt – etwa das von ihm geliebte und oft bereiste Patagonien – nicht kaputt machen lassen. Der modische Wortschwamm »Nachhaltigkeit« wird bei Sobek sehr konkret, benennt ein Prinzip, das schon dem Nachkriegskind vom Land mitgegeben wurde. »Das Nachhaltige ist etwas zutiefst Schwäbisches«, sagt er: »Die extreme Armut, die über Jahrhunderte in der Region herrschte, aus der ich komme, hat in der Bevölkerung zu Sparsamkeit und Sorgfältigkeit geführt. Hier wurde traditionell nichts weggeworfen, man verwendete es anders weiter.« Eine von Menschenhand gemachte Katastrophe muss man auch durch Menschenhand abwenden können, das scheint seine Devise zu sein. Dabei setzt er vor allem auf bessere Technologien.

Und die müssen laufend weiterentwickelt werden. Also gibt es zwei Sobeks, einen Fundi-Sobek, der weit in die Zukunft denkt, der Wohnblasen entwickeln will und zusammen mit Raumfahrtingenieuren oder dem Philosophen Peter Sloterdijk über Gebäude aus Schäumen oder Stoffen nachdenkt.

Und andererseits ist da der Realo-Sobek, der die Konstruktion des Flughafens in Bangkok oder des spektakulären Mercedes-Benz-Museums entwickelt und mit seiner eigens gegründeten Unterfirma WS Green Technologies für diverse Auftraggeber die Nachhaltigkeit von einzelnen Bürotürmen oder ganzen Stadtteilen prüft. Der Realo-Sobek gehörte vor zwei Jahren auch zu den Gründern der Deutschen Gesellschaft für Nachhaltiges Bauen (DGNB), eines Vereins, in den Architekten, Ingenieure, die Bauindustrie und wichtige Immobilienfirmen einbezogen wurden. Als Präsident der Gesellschaft hat Sobek einen Kriterienkatalog mit erarbeitet, nach dem seit Anfang dieses Jahres Zertifikate für besonders nachhaltige Bauten verliehen werden – etwa an das von den Architekten Sauerbruch Hutton in Dessau neu gebaute Bundesumweltamt.

Sobek und seine Mitstreiter wollten ein System schaffen, mit dem man die ökologische Qualität eines Gebäudes genau beziffern kann – und zwar nach strengeren Kriterien als das konkurrierende Klassifizierungssystem aus den USA namens LEED (Leadership in Energy and Environmental Design). Die Deutschen bewerten nicht nur Energiebedarf, Treibhauspotenzial und Flächeninanspruchnahme, sondern etwa auch die Innenraum-Luftqualität, den akustischen Komfort und die Umnutzungsfähigkeit. Mit dem DGNB-Zertifikat verbindet sich allerdings für viele nicht nur der Wunsch, die Welt zu retten, sie wollen auch Profit machen: Nachhaltige Gebäude können schon heute teurer verkauft und vermietet werden als »emittierende« Gebäude. Die Baukosten eines ökologisch integren Hauses sind zwar um ein paar Prozent höher als bei einem konventionell gebauten Haus, dafür sinken dauerhaft die Unterhaltskosten. So könne, sagt Sobek, ein wirklich nachhaltiger Bau schon nach zehn bis zwanzig Jahren seine kompletten Baukosten amortisieren.

Das Zertifikat ist jedoch bisher nur auf Neubauten ausgerichtet. Problematisch bleibt die Sanierung und Bewertung des Bestands. Man müsse die alten Häuser einerseits dämmen, andererseits dürften durch die Dämmstoffe auch keine Komplikationen beim Recyceln entstehen, sagt Sobek. Gleichzeitig müssten Altbauten so hochgerüstet werden, dass sie aus Erdwärme oder Sonnenlicht aktiv Energie erzeugen können – ohne dass darunter ihre ästhetische Anmutung leide. Wie man das konkret bewerkstelligen soll und wie man das Nachhaltigkeits-Zertifikat auf den Bestand anwendbar machen kann, darüber grübelt der Realo-Sobek noch an seinem Schreibtisch in einem nicht von ihm entworfenen, langweilig-hässlichen Bürobau in der Stuttgarter Albstraße, wo auf drei Etagen etwa zweihundert Menschen für ihn arbeiten.

Der Fundi-Sobek hingegen hat seinen Schreibtisch in einem Zelt ein paar Kilometer entfernt. Hier träumt er davon, dass er irgendwann einmal in einer mobilen Glasblase leben kann, deren sogenannter ökologischer Fußabdruck noch kleiner ist als der seines jetzigen Eigenheims. Das Zelt steht auf dem Campus der Stuttgarter Universität, es beherbergt das von Sobek geleitete Institut für Leichtbau, Entwerfen und Konstruieren (ILEK).

Frei Otto, der Konstrukteur des Münchner Olympiazeltes und Vorgänger von Werner Sobek am Institut für Leichtbau, hatte dieses Gebäude 1964 als Test für den deutschen Expo-Pavillon in Montreal errichtet. Es ist 500 Quadratmeter groß, wurde innerhalb eines Tages aufgebaut, ein Metallmast steht in der Mitte, Stahlseile halten die Konstruktion. Zur Dämmung hat man das Zelt mit Schindeln versehen, von innen auch mit Holz ausgekleidet. Es ist ein schöner, offener Raum, in dessen Mitte eine erhöhte Bibliothek und eine kleine Teeküche thronen. An den verglasten Rändern des Rundbaus stehen die Schreibtische der gut zwei Dutzend Assistenten, die hier forschen. In den Regalen und an den Zeltwänden finden sich alte Modelle und Messinstrumente, darunter etwa auch eine Seifenblasenmaschine, mit der früher komplizierte Oberflächenkonstruktionen veranschaulicht wurden. Heute erledigt so etwas der Computer mit seinen 3-D-Programmen.

»Hier forschen wir für übermorgen, nicht für heute Nachmittag«, sagt Sobek, der den Stolz über seine Leistungen selten verbergen kann. Wie einst schon unter Frei Otto lernen die Schüler Sobeks von den Strukturen der Natur. Sie forschen etwa nach einem Beton, der wie ein Knochen aufgebaut ist: außen je nach Belastung stabil, innen aber porös. Die Luftbläschen im Inneren sorgen für die Wärmedämmung. Dieser wandlungsfähige Beton wäre also nicht nur leichter, man würde auch am Material sparen und müsste keine weiteren Dämmstoffe mehr aufkleben – ein sortenreiner, wiederverwendbarer Werkstoff.

Mehrere Forschungsteams arbeiten hier an vergleichbaren Projekten, aus manchen werden wohl schon bald neue Baustoffe und Patente hervorgehen oder Häuserfassaden, die noch mehr Energie sparen. Die Industrie ist an solchen womöglich sehr profitablen Baustoffen interessiert und unterstützt Sobeks Forschung mit Drittmitteln. Andere Projekte scheinen noch weit entfernt von der Realisierung. Eine Studentin hat Glas aufgeschäumt, ein Doktorand forscht an adaptiven Tragwerken, an Gebäuden mit Muskeln also, die außergewöhnlich hohe Belastungen etwa durch Erdbeben oder Schnee ausgleichen können. Und Timo Schmidt, der inzwischen als Projektingenieur für den Realo-Sobek arbeitet, hat für seine Doktorarbeit zusammen mit Medizinern von der Universität Tübingen geforscht. Er arbeitet am sogenannten Tissue Engineering, an Technologien, die aus Zellkulturen dreidimensionale Gebilde wachsen lassen. Vielleicht wird Timo Schmidt Wege finden, wie wir unsere Häuser ganz einfach von Bakterien und Pilzen bauen lassen.

Bis dahin werden allerdings Jahre oder Jahrzehnte vergehen. Das Fundi-Projekt, das der Realo-Sobek dagegen noch dieses Jahr umsetzen will, ist ein Eigenheim aus Stoff. Ein Haus aus einem Tuch, das man vielleicht auf japanische Art faltet, damit es zugleich stabil und flexibel ist. »Ein Haus aus Stoff«, glaubt Werner Sobek, der gern gut geschneiderte schwarze Anzüge und weiße Hemden trägt und Yves Saint Laurent zu seinen wichtigsten Vordenkern zählt, »könnte noch leichter und nachhaltiger sein als ein Haus aus Glas.« Und vielleicht auch noch eleganter.

TEIL 6

Wer denkt für morgen?

Eine ZEIT-Serie stellt zwölf führende Aufklärerinnen, Denker und Visionäre vor. Bisher erschienen:
Nr. 15: Sunita Narain, Ökologin, und Robert Shiller, Ökonom
Nr. 16: Michael Tomasello, Psychologe
Nr. 17: Eva Illouz, Soziologin
Nr. 18: Thomas Pogge, Philosoph
Nr. 19: Jesper Juul, Familienexperte
NÄCHSTE WOCHE: Der Neuroforscher Henry Markram baut das Gehirn nach.
Alle Teile der Serie auf ZEIT ONLINE:
www.zeit.de/denker

Fotos im Uhrzeigersinn: Andreas Heddergott/SZ Photo; Theodor Barth/laif (groß); Frank Ossenbrink; Eventpress Herrmann

Die Fiebermesser der Republik

Am Robert-Koch-Institut koordinieren Epidemiologen den Kampf gegen die Amerikagrippe. Ein Besuch im Lagezentrum **VON CHRISTIAN HEINRICH**

Der Patient Deutschland wird in einem Raum mit elf Telefonen und acht Computern betreut. Krankenzimmer braucht man hier keine. Um den Einzelnen kümmern sich die Ärzte draußen vor Ort. »Wir im Lagezentrum versuchen die ganze Bevölkerung im Blick zu behalten«, sagt Epidemiologe Osamah Hamouda. Er deutet quer durch den Raum auf eine meterhohe Karte an der Wand. Rote Punkte markieren die Stellen, wo in Deutschland am Influenza-Virus AH1N1 Erkrankte liegen. Vor Kurzem ist Frankfurt an der Oder hinzugekommen, ein Ehepaar, gerade zurückgekehrt vom Urlaub in Mexiko. Obwohl beide nur schwache Symptome zeigten, wurden sie sofort isoliert. Schnelligkeit, sagt Hamouda, sei bei einer Epidemie das Wichtigste.

Acht Personen arbeiten an diesem Montagmorgen zur Frühschicht im Lagezentrum des Robert-Koch-Instituts (RKI), Standort Weißensee in Berlin. Gabriele Poggensee, Ende 40, Turnschuhe, Handy am Gürtel, sitzt an der Stirnseite der Tische, die in Form eines U einander zugewandt sind. Sie ist heute für die Koordination zuständig, geht von einem Arbeitsplatz zum nächsten, telefoniert, gibt mit heller Stimme Anweisungen im Minutentakt. Sieben Stunden lang sortiert Poggensee sämtliche Informationen über Influenza AH1N1 – die Schweinegrippe, die von Fachleuten aber korrekter Amerika- oder Mexikogrippe genannt wird (weil dort das Virus erstmals nachgewiesen wurde). Neuigkeiten treffen im Lagezentrum elektronisch und per Telefon ein, oder sie werden persönlich überbracht. »Wenn wir hier den Überblick verlieren, dann hat ihn keiner mehr in Deutschland«, sagt sie.

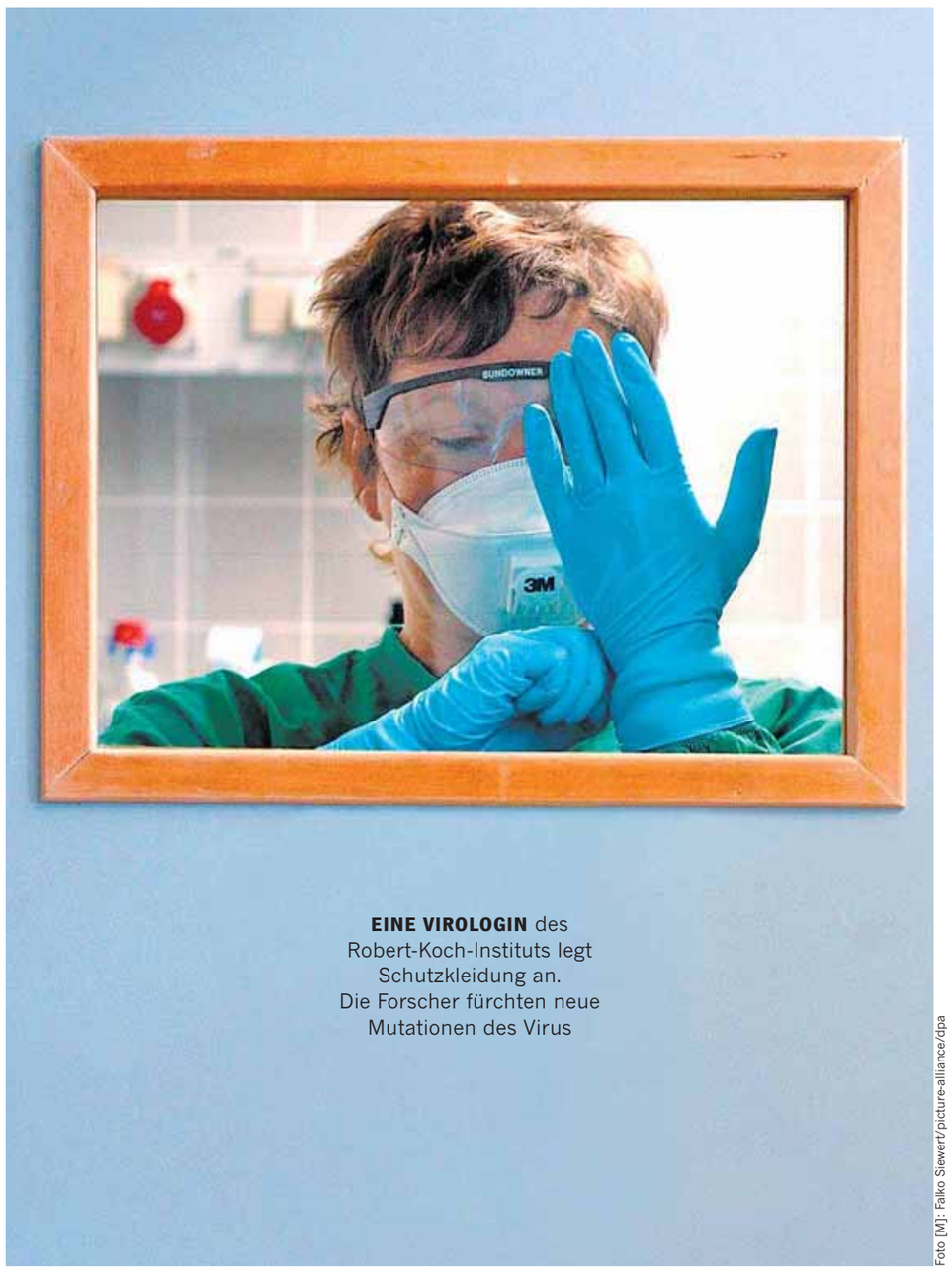
Wenn zwei Viren sich kombinieren: Das ist das Horrorszenario

Die Anspannung lässt langsam nach. Fast 20 neue Verdachtsfälle hielten die Mitarbeiter am Donnerstag vergangener Woche in Atem, heute wird bis Mittag gerade mal einer gemeldet. Die WHO bleibt zwar bei der Alarmstufe fünf von sechs, sie hält eine Pandemie, eine weltweite Verbreitung, weiterhin für möglich. Mexiko aber meldet, dass die Epidemie abklingt. Ist die Gefahr vorbei?

Hamouda spitzt den Mund. »Die Erkrankungen außerhalb Mexikos scheinen tatsächlich einen milden Verlauf zu haben«, sagt er. Andererseits kenne man noch nicht alle Fälle. Zudem könne das Virus jederzeit mutieren, könnten verschiedene Viren zu einem neuen verschmelzen. »Das ist das Horrorszenario«, sagt Hamouda. Die Vogelgrippe etwa ist extrem aggressiv, rund 50 Prozent der infizierten Patienten starben, doch ein Überspringen von Mensch zu Mensch geschieht extrem selten. »Würde sich das Virus jedoch mit der leicht übertragbaren Amerikagrippe kombinieren, könnte das verhängnisvolle Folgen haben.«

Wahrscheinlich ist das nicht, aber möglich. Solange Hamouda nicht genügend weiß, bleibt er bei seiner Gratwanderung zwischen Dramatisieren und Verharmlosen. Diesen Balanceakt müssen auch die Mitarbeiter des RKI an der Hotline ständig bewältigen, wenn sie mit besorgten Bürgern oder Hausärzten sprechen. »Kennen Sie die Nummer der Hotline?«, fragt Hamouda. Die letzten vier Ziffern seien ganz leicht zu merken: Man brauche auf der Telefontastatur nur H1N1 einzugeben.

Bis das Virus vor etwa zwei Wochen die Weltbühne betrat, war das Lagezentrum nicht mehr als ein Seminarraum, den die Abteilung Epidemiologie des RKI für interne Konferenzen nutzte. Als die ersten Meldungen kamen, dass ein Grippevirus in Mexiko von Schweinen auf Menschen übergesprungen war, schleppten Techniker kurze Zeit später Bildschirme und Computer herbei, bauten Beamer auf und richteten acht Arbeitsplätze ein. Seitdem ist das in nur wenigen Stunden entstandene Lagezentrum der Dreh- und Angelpunkt Deutschlands im Kampf gegen das neue Virus. Täglich von 8 bis 21 Uhr fahnden die Mitarbeiter des RKI hier nach ihm, sammeln Verdachtsfälle, formulieren Empfehlungen, scannen das Internet nach Erkenntnissen. Man steht zwar mit den meisten Organisationen in direktem Kontakt, aber »die eine oder andere Information bleibt immer irgendwo hängen«, sagt Koordinatorin Poggensee. Und gerade die kann maßgeblich sein, um mit der Amerikagrippe Schritt zu halten.



EINE VIROLOGIN des Robert-Koch-Instituts legt Schutzkleidung an. Die Forscher fürchten neue Mutationen des Virus

Foto [M]: Falko Siewert/picture-alliance/dpa

Durch die Globalisierung und den internationalen Flugverkehr ist nicht nur der Mensch heute auf der ganzen Welt zu Hause. Die Seuchenkeime reisen mit. Früher waren Infektionskrankheiten auf einen Landstrich oder zumindestens auf einen Kontinent beschränkt. Heute breiten sie sich innerhalb von wenigen Tagen über den ganzen Planeten aus. Kaum eine Woche dauerte es, bis die Amerikagrippe ihre ersten Opfer in Asien und Europa gefunden hatte. Vermeiden lässt sich das schnelle Ausbreiten kaum. Wenn Viren Ländergrenzen passieren, reisen sie unbemerkt mit ein, vorbei an Durchleuchtungsgeräten, Zoll- und Passkontrollen. Im neuen Territorium breiten sie sich von Lunge zu Lunge aus, bis ein Arzt sie bei einem Patienten entdeckt, identifiziert, meldet – und damit eine Informationskette in Gang setzt, die im Lagezentrum auf der »Line List« endet.

Wie bei Sherlock Holmes kommt es auf jedes Detail an

Die Line List registriert alle Verdachts- und Erkrankungsfälle. 39 Zeilen Länge hat die Liste heute, acht davon sind rot markiert: bestätigte Infektionen mit AH1N1. Die für die Line List zuständige Mitarbeiterin telefoniert mit dem Gesundheitsamt in Würzburg, zum dritten Mal heute. Gestern wurde von dort ein Patient mit Verdacht auf Amerikagrippe gemeldet. »Würzburg ist negativ!«, ruft sie in den Raum und geht zur Deutschlandkarte, um einen blauen Punkt zu entfernen. Ein Verdachtsfall weniger.

Nur drei Tage nach der Entdeckung von AH1N1 war das Virus bereits genetisch identifiziert. Innerhalb weniger Stunden lässt sich heute nachweisen, ob ein Patient mit Schnupfen und Fieber tatsächlich an der Amerikagrippe erkrankt ist. Manche Gesundheitsämter schicken Abstriche von Nase und Rachen direkt zum RKI, andere machen die Genotypisierung vor Ort selbst. Als Nächstes gilt es herauszufinden, woher die Erkrankung stammt. Wie bei Sherlock Holmes kommt es auf kleine, leicht zu übersehende Details an. Hielten sich die Infizierten am selben Ort auf? Haben sie dieselbe Angewohnheit, einen ähnlichen Beruf? »Je besser wir das entfesselte Virus kennen, desto wirkungsvoller können wir ihm Grenzen setzen«, sagt Hamouda.

Als sich in Bayern vor einigen Jahren Hirnhautentzündungen häuften, waren die örtlichen Gesundheitsbehörden anfangs ratlos. Wo hatten sich die Kranken angesteckt? Die Berliner Experten konnten durch Befragung feststellen, dass sich nur Besucher von ländlichen Diskotheken angesteckt hatten. Da Faschingszeit war, wurden diese besonders stark frequentiert. Auf den vollen Tanzflächen hatten sich die Bakterien durch Körperkontakt verbreiten können. Doch weil das Ansteckungsrisiko nach dem Ende der Faschingszeit gegen null ging, wurde eine kostspielige Massenimpfung überflüssig.

Weniger glimpflich verlief eine Masernepidemie in Nordrhein-Westfalen im Frühjahr 2006. Masern sind eine häufig unterschätzte Kinderkrankheit, die zu Hirnhautentzündung führen kann. Schnell war klar: Das Zentrum der Krankheit befand sich in einer Schule in Duisburg. Doch es dauerte zu lange, bis die Berliner Epidemiologen von der Landesregierung angefordert wurden. Zudem konnten sich die Behörden nicht zu der vom RKI empfohlenen Massenimpfung durchringen. Innerhalb kürzester Zeit gab es 1700 Krankheitsfälle. Für zwei Kinder kam jede Hilfe zu spät. Sie starben an Hirnhautentzündung.

»Durch das föderale System in Deutschland haben wir einerseits ein schlagkräftiges Netz an Institutionen, aber manchmal gehen wichtige Informationen im Wirrwarr der Zuständigkeiten verloren«, sagt Hamouda. Die Zahl der Fachgremien für Influenza scheint höher als die Menge der Krankenhäuser in manchem afrikanischen Land. Wo genau die Unterschiede zwischen der Pandemie-Kommission, der Expertengruppe Influenza-Pandemie, der Influenza-Taskforce und der Arbeitsgemeinschaft Influenza liegen, vermag nicht jeder auf Anhieb zu sagen. Gabriele Poggensee wurde erst vor Kurzem klar, dass die Pandemie-Kommission und die Influenza-Kommission ein und dasselbe sind. Zu den deutschen Gremien kommen die Institutionen auf internationaler Ebene, angefangen beim European Center for Disease Prevention and Control bis zur Weltgesundheitsorganisation (WHO). Immer heißt es telefonieren, informieren, Neuigkeiten sammeln.

Was aber ist der Nutzen für die Praxis? Für den Kampf gegen das Virus? »Wir geben Empfehlungen heraus, was zu tun ist. Ob sie umgesetzt werden, entscheidet die Politik«, erklärt Gérard Krause, Leiter der Abteilung für Infektionsepidemiologie. Im Bundesgesundheitsministerium richtet man sich bei der Amerikagrippe in der Regel danach, was das RKI rät. Am Wochenende folgte es der Empfehlung, kein Grippescreening für Einreisende aus Mexiko durchzuführen. Der Großteil der Erkrankten wäre wegen der verlängerten Inkubationszeit nicht erfasst worden.

In den nächsten Tagen will man in einer Konferenz mit der Europäischen Arzneimittelagentur beraten, ob Impfstoffe gegen die Amerikagrippe produziert werden sollen. Es ist eine Richtungsentscheidung. Würde man sich dazu entschließen, könnten keine Impfstoffe gegen die saisonale Influenza hergestellt werden – für die Produktion beider Impfstoffe gleichzeitig reichen die Kapazitäten nicht aus. Wie die Entscheidung ausgehen wird, weiß Hamouda nicht. Nur in einem ist er sich sicher: »Bis wir Entwarnung geben können, wird es noch einige Zeit dauern.«

MITARBEIT: **FOKKE JOEL**

Weitere Informationen auf ZEIT ONLINE:
www.zeit.de/amerika-grippe

www.zeit.de/audio

Suche nach dem rauchenden Schwein

Jeder Krimifan kennt die Erzählform des *whodunit* (»Wer war's?«), bei dem mühsam und mit Spürsinn der Schuldige überführt wird. Selten nur stoßen Ermittler auf eine **Smoking Gun,** den berühmten noch rauchenden Colt, der den Täter überführt und die Tat aufklärt. *Whodunit,* fragen sich nun auch Mikrobiologen angesichts des zunächst »Schweinegrippe« getauften Virus. Wie entstand es? Wo gelang der Speziessprung? Hat unsere **Agroindustrie** es begünstigt? Viel Detektivarbeit ist noch zu tun, bevor diese Fragen beantwortet sind.

Zwar erkrankte der mutmaßliche **Patient null** in unmittelbarer Nachbarschaft eines riesigen mexikanischen Schweinemastbetriebs. Blutproben dortiger Tiere lieferten jedoch keinen Hinweis auf AH1N1. Tatsächlich wurde es erstmals in Schweinen eines **kanadischen Farmers** gefunden, der eben aus Mexiko heimgekehrt war.

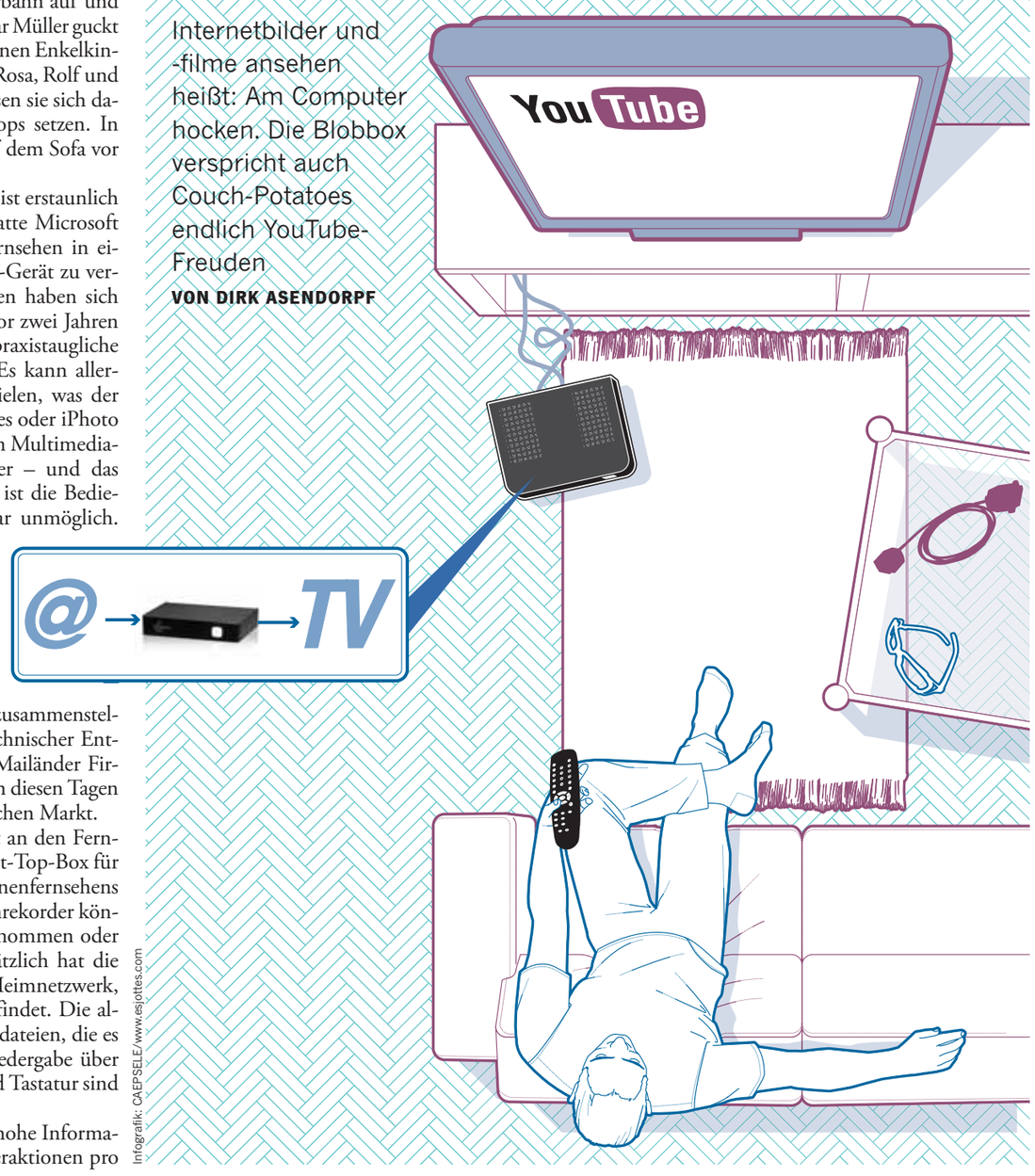
Kalt ist die Massentierhaltungsspur aber keineswegs. Forscher der New Yorker Columbia University berichten von Hinweisen, das Erbgut von AH1N1 gleiche in Teilen Viren, die aus **US-Mastbetrieben** bekannt seien. Schon vor Jahren warnten Forscher vor Tierfabriken als Brennpunkten der Viren-Evolution. Alles passt: viele Individuen, oft mit geschwächtem Immunsystem, Lebendtransporte über weite Strecken und schließlich permanente Medikation. Vor einem **evolutionären Schub** warnte das Wissenschaftsmagazin *Science* schon 2003. Denn seit den neunziger Jahren beobachteten Veterinäre und Virologen, wie die Kombinationen neuer Grippeviren in US-Mastbetrieben geradezu explodierten. Ian Lipkin, Epidemiologe und WHO-Berater, sagte nun dem Magazin *Wired,* man könne mutmaßen, dass die Schweinefabriken Nordamerikas wahrscheinlich der **Ursprung des Erregers** seien. Klingt plausibel, aber belegt ist es noch nicht.

Man kennt das aus dem Krimi: Spuren, Indizien, eine Theorie zum Tathergang – alles scheint zusammenzupassen, bloß der entscheidende Beweis fehlt. Die Suche läuft. Im Fall AH1N1 sprechen Virologen mittlerweile vom **Smoking Pig.** **STX**

Für Sofasurfer

Internetbilder und -filme ansehen heißt: Am Computer hocken. Die Blobbox verspricht auch Couch-Potatoes endlich YouTube-Freuden

VON DIRK ASENDORPF



Infografik: CAEPSELE/www.esjottes.com

Leonie ist Schülerin und guckt am liebsten TV-Pannen aus aller Welt. Ihre Schwester Rosa erfreut sich an afroamerikanischen Kochsendungen und lässt sich bei den Hausaufgaben von harten Raps aus New York begleiten. Kleinkunstliebhaber Rolf liebt Balcony TV: Durchreisende Künstler treten täglich auf einem Balkon über der Hamburger Reeperbahn auf und werden dabei gefilmt. Und das Ehepaar Müller guckt gern Urlaubsfotos und Videos mit seinen Enkelkindern als Stars. All das finden Leonie, Rosa, Rolf und die Müllers im Internet. Bisher müssen sie sich dafür an den PC oder vor ihre Laptops setzen. In Zukunft können sie es sich auch auf dem Sofa vor dem Fernseher bequem machen.

Die Technik, die das ermöglicht, ist erstaunlich komplex. Schon vor zehn Jahren hatte Microsoft erfolglos versucht, Internet und Fernsehen in einem einzigen Home-Entertainment-Gerät zu versöhnen. Auch andere Branchenriesen haben sich die Zähne daran ausgebissen. Erst vor zwei Jahren ist mit Apple TV das erste wirklich praxistaugliche Gerät auf den Markt gekommen. Es kann allerdings nur auf dem Fernseher abspielen, was der Nutzer zuvor am Computer in iTunes oder iPhoto abgespeichert hat, den Apple-eigenen Multimedia-Datenbanken. Für Windows-Nutzer – und das sind noch immer fast 90 Prozent – ist die Bedienung umständlich, bei iPhoto sogar unmöglich. Nur Technikfreaks finden für die meisten Fundstücke aus dem Netz auch ein geeignetes Konvertierungsprogramm.

»Mit unserem Gerät kann sich jeder sein individuelles Unterhaltungsprogramm aus den unendlichen Inhalten des Internets frei zusammenstellen«, verspricht Pancrazio Auteri, technischer Entwicklungsleiter bei TVBLOB. Die Mailänder Firma bringt ihre sogenannte Blobbox in diesen Tagen für rund 300 Euro auf den europäischen Markt.

Der schwarze Kasten wird direkt an den Fernseher angeschlossen. Er ersetzt die Set-Top-Box für den Empfang des digitalen Antennenfernsehens (DVB-T). Wie bei jedem Festplattenrekorder können die TV-Programme auch aufgenommen oder zeitversetzt abgespielt werden. Zusätzlich hat die Blobbox einen Anschluss für das Heimnetzwerk, über den sie Zugang zum Internet findet. Die allermeisten Musik-, Foto- und Videodateien, die es dort gibt, kann die Box für die Wiedergabe über den Fernseher aufbereiten. Maus und Tastatur sind dafür nicht nötig.

»Laptops und PCs sind auf eine hohe Informationsdichte und möglichst viele Interaktionen pro Minute hin optimiert«, sagt Auteri. »Im Wohnzimmer wollen wir uns aber zurücklehnen und entspannen. Dafür ist die normale Fernbedienung das ideale Instrument.« Ihre vier farbigen Knöpfe, dazu Start-, Stopp-, Aufnahme-, Enter- und Pfeiltasten reichen, um alle wichtigen Funktionen der Blobbox aufzurufen. Man hat die Navigationsmöglichkeiten bewusst begrenzt, niemand soll an Bildschirmarbeit erinnert werden.

Standardmäßig ist der schnelle Zugriff auf YouTube, Googles Fotoportal Picasa und einige andere häufig genutzte Internetangebote eingerichtet. Zusätzlich kann der Sofasurfer aber auch sein eigenes Lieblingsprogramm abrufen. Voraussetzung dafür ist, dass er es zuvor zusammengestellt hat – und zwar mit Maus und Tastatur am Schreibtisch. Ein kostenloses Portal des Herstellers dient dazu, Listen und Links einzusammeln, die später im Wohnzimmer bequem abrufbar sein sollen. Dazu können die öffentlichen Fotoalben von Freunden genauso gehören wie eigene Favoritenlisten aus YouTube, Podcasts oder Web-TV-Sender. Jede Blobbox hat auch eine E-Mail-Adresse. Stößt man auf eine interessante Website, kann man den Link an diese Adresse mailen und später mit der Fernbedienung am Fernseher einfach anklicken.

In 120 Testhaushalten hat Auteri untersucht, wie die Google-Generation ihr Video- und Musikprogramm im Internet zusammenstellt. Wichtiger als Ranglisten der Anbieter sind Empfehlungen von Freunden. »Die Tipps aus dem Sozialen Netzwerk führen zu befriedigenderen Ergebnissen als jedes automatische System«, hat Auteri festgestellt. Lieblingslinks werden im Freundeskreis herumgemailt oder auf den persönlichen Seiten von Facebook, MySpace oder SchülerVZ veröffentlicht. Fortgeschrittene Nutzer erlauben ihren Freunden den Zugriff auf die eigenen Favoritenlisten.

In diesem Prozess, Auteri spricht von »kollaborativer Destillation«, entsteht ein Medienangebot, das eine wichtige soziale Funktion übernimmt. Nur wenn Leonies Freundinnen die gleichen TV-Pannen auf YouTube und Rolfs Kollegen den Auftritt der komischen Bauchtanzgruppe auf Balcony TV gesehen haben, können sie am nächsten Tag in der Schule und am Arbeitsplatz gemeinsam darüber lästern und lachen. Ein Bedürfnis, das früher vom eingeschränkten abendlichen Fernsehangebot automatisch befriedigt wurde. Wer will, kann die Rudi-Carrell-Kultur mit der Blobbox jetzt im Kleinen wiederauferstehen lassen.

Der Freundeskreis, der tagsüber eine gemeinsame Favoritenliste füttert, trifft sich abends auf getrennten Sofas zum »virtuellen Public Viewing«. So drückt es Alexander Schulz-Heyn aus. Er ist Vorsitzender des deutschen IP-TV-Verbandes, zu dem sich 100 kleine Internetvideo-Anbieter zusammengeschlossen haben. Einen Massenmarkt traut Schulz-Heyn der Blobbox noch nicht zu. »Vorher muss sich die Industrie auf einen universellen Standard für das technische Format und den Abruf der Multimedia-Angebote im Netz einigen.« Die Blobbox gibt einen interessanten Vorgeschmack darauf. Mehr allerdings nicht. So simpel, wie die Bedienungsanleitung verspricht, ist die individuelle Zusammenstellung des Internet-Fernsehabends noch keineswegs. Zunächst müssen unzählige Einstellungen, Nutzernamen und Passwörter eingegeben werden – und zwar mit dem Daumen auf der Fernbedienungstastatur. Die drahtlose Einbindung ins heimische WLAN funktioniert noch nicht, ebenso wenig die Lautstärkeregelung. Mal bleibt ein Internetvideo beim Abspielen hängen, mal startet es gar nicht erst. Alle paar Tage verschickt die Mailänder Firma eine leicht verbesserte Version des Betriebssystems. Technikfreaks mag so etwas beglücken. Normalnutzer sollten lieber noch ein paar Wochen abwarten.

Netz-TV

Auch Netgear und Wewa bieten Geräte an, die den **Fernseher mit dem Internet verbinden.** Panasonic und Philips haben den Web-Zugang in ihre neuesten Fernsehgeräte bereits eingebaut. Technikbastler können sich eine Art Blobbox aus einem alten PC, einer Funktastatur und kostenloser Software **selber zusammenbauen.** All das funktioniert allerdings nur mit vielen Einschränkungen – und wenig Bedienkomfort.

Scottys Erben

Ob Beamen oder Tarnen: Was im neuen »Star Trek«-Film selbstverständlich ist, wollen Forscher jetzt für jeden möglich machen.

Das aktuelle ZEIT Wissen: am Kiosk oder unter www.zeitabo.de

ERFORSCHT UND ERFUNDEN

Gezwitscher im Blut
Der Gesang von Zebrafinken ist anscheinend teilweise genetisch festgelegt und kann sich auch ohne Gesangsstunden geübter Eltern entwickeln, haben US-Forscher herausgefunden. Dafür isolierten sie junge Zebrafinken und verfolgten, wie sich ihr Gezwitscher mit der Zeit veränderte *(Nature,* online). Während die ersten Männchen bei Null anfingen und noch unstrukturiert daherbrabbelten, näherte sich der Gesang der zweiten und dritten Generation bereits dem Gezwitscher freier Vögel an. In der vierten Generation trällerten die Zebrafinken schließlich wie ihre Verwandten in der Natur. Zebrafinkenmännchen imitieren normalerweise ältere Vögel, um den Gesang zu erlernen – eine wichtige Basis für den Paarungserfolg.

Artenkiller Wiesendünger
Gedüngte Wiesen sind produktiver, aber auch ärmer an Arten. Die Ursache dafür liegt laut Schweizer Botanikern hauptsächlich am Lichtmangel für kleinere Gewächse: Einzelne Pflanzenarten wachsen durch den Dünger schneller als andere. Dadurch überwuchern und beschatten sie schnell den krautigen Unterbewuchs, der durch den Lichtmangel abstirbt. Um die Artenvielfalt zu erhalten, fordern die Forscher deshalb Naturschutzrichtlinien für das Düngen von Wiesen *(Science,* Bd. 324, S. 636–638).

Enttarnte Röntgenstrahler
Vor etwa 25 Jahren entdeckten Wissenschaftler eine diffuse Röntgenstrahlung in der Milchstraße. Jetzt haben deutsche Forscher ihren Ursprung gefunden. Ein Großteil der Strahlung stammt demnach aus vielen kleinen Quellen, von denen die Astronomen mit dem Röntgenteleskop Chandra 473 Exemplare identifizieren konnten *(Nature,* Bd. 458, S. 1142–1144). Die Forscher gehen davon aus, dass sich hinter den meisten Punkten materiesammelnde Weiße Zwerge und Sterne mit einer hohen Aktivität in ihrer Korona verbergen.

So kommt Brustkrebs ins Hirn
US-Wissenschaftler haben einen Mechanismus entdeckt, mit dem Brustkrebszellen die Blut-Hirn-Schranke überwinden und zu Hirnmetastasen führen können: Eine Schlüsselrolle spielt das Enzym ST6GALNAC5, das normalerweise nur im Gehirngewebe aktiv ist. Es löst eine chemische Reaktion aus, die einen Film auf der Oberfläche der Brustkrebszellen erzeugt. So getarnt, können sie besser aus dem Blut in das Gehirn gelangen und sich dort ansiedeln *(Nature,* online).

Verräterisches Saurier-Gewebe
Gewebefunde bei einem 80 Millionen Jahre alten Hadrosaurus untermauern weiter die Theorie, dass Dinosaurier keine ausgestorbenen Reptilien sind, sondern eng mit den Vögeln verwandt sind, berichten US-Forscher *(Science,* Bd. 324, S. 626–631). Sie entdeckten Kollagenfasern im Oberschenkelknochen des Brachylophosaurus canadensis, deren Aminosäuresequenz dem Aufbau der Eiweiße von Vögeln ähnelt. Ähnliche Ergebnisse hatten bereits Gewebeanalysen von Tyrannosaurus Rex gezeigt, der etwa 13 Millionen Jahre später lebte.

STIMMT'S

Legendäres Todesspiel

ANDREAS FLECKENSTEIN AUS RODGAU FRAGT: Haben russische Offiziere früher tatsächlich russisches Roulette gespielt?

Die Offiziere der zaristischen Armee im 19. Jahrhundert sind wohl tatsächlich ziemliche Raubeine gewesen, und auch mit ihren Schusswaffen gingen sie nicht zimperlich um. In dem Roman *Ein Held unserer Zeit* von 1840 schildert Michail Lermontow eine Szene, in der eine Gruppe gelangweilter Soldaten über die Vorsehung diskutiert. Einer von ihnen nimmt eine an der Wand hängende Pistole, hält sie sich an den Kopf und drückt ab. Es macht nur »klick«. Dann zielt er an die Decke, und es knallt ein Schuss.

Unter russischem Roulette versteht man aber das vorsätzliche Laden eines Revolvers mit nur einer Kugel und das anschließende Drehen des Magazins, um aus der Sache ein Glücksspiel auf Leben und Tod zu machen. Dieses Spiel wird erstmals 1937 in der Kurzgeschichte *Russian Roulette* des amerikanischen Autors Georges Surdez erwähnt.

Dort erzählt ein russischer Offizier, man habe das Spiel um 1917 in einer desolaten militärischen Situation in Rumänien gespielt, allerdings in der umgekehrten Version, mit fünf Kugeln und einer leeren Kammer. Aber auch die heute bekanntere Variante mit nur einer Kugel erwähnt Surdez.

Der Krimi-Autor ist ansonsten nicht sehr bekannt geworden, aber der Titel seiner Geschichte wurde zum geflügelten Wort. Dafür, dass das russische Roulette früher wirklich in der russischen Armee gespielt wurde, gibt es allerdings keinen einzigen Beleg. **CHRISTOPH DRÖSSER**

Die Adressen für »Stimmt's«-Fragen:
DIE ZEIT, Stimmt's?, 20079 Hamburg, oder stimmts@zeit.de.
Das »Stimmt's?«-Archiv: www.zeit.de/stimmts

www.zeit.de/audio

2006: Versager auf vier Pfoten
Immer wieder kann man in der Zeitung lesen, wie Hunde nahestehenden Menschen das Leben retten: Schäferhund Freddie zog sein Herrchen aus dem eisigen Wasser. Irish Setter Caleigh holte Hilfe, als sein Besitzer einen Herzinfarkt erlitt. Golden Retriever Toby sprang seinem Frauchen auf den Brustkorb, als dieses an einem Apfelstück zu ersticken drohte.

»Ich zweifle nicht daran, dass Hunde Dinge tun, die Menschen in Notfällen helfen, sondern daran, dass sie dies mit Absicht tun«, sagt der Psychologe William A. Roberts. Vielleicht seien die vielen Geschichten über Hunde als Retter bloß darauf zurückzuführen, dass Hunde die häufigsten Haustiere sind. »Deshalb sind sie oft zugegen, wenn jemand in Not gerät, und tun manchmal aus purem Zufall das Richtige«, sagt Roberts.

Er beschloss, zusammen mit der Hundezüchterin Krisa Macpherson Notfälle zu inszenieren, um die Hilfsbereitschaft der Vierbeiner zu testen. Zunächst täuschten zwölf Hundebesitzer auf einem verlassenen Schulhof einen Herzinfarkt vor, in elf Meter Entfernung saßen ein oder zwei Personen auf einem Stuhl und lasen Zeitung. Mit einer einzigen Ausnahme berührte kein Hund einen Zeitungsleser, um ihn auf den Notfall aufmerksam zu machen. Die Tiere bellten auch nicht. Vielmehr vertrieben sie sich die sechs Minuten bis zum Ende des Tests damit, in der Nähe des Opfers herumzuschnüffeln und hie und da ein wenig auf dem Boden zu scharren. Einige waren auch nervös und senkten den Schwanz. Ein Spaniel ließ sich durch ein Eichhörnchen von den Leiden seines Besitzers ablenken, rannte ihm nach und erlegte es mit einem Nackenbiss. Und ein kleiner Pudel sprang nach dem vorgetäuschten Infarkt seines Besitzers sofort auf den Schoß des Zeitungslesers; er wollte gestreichelt werden.

Beim zweiten Test begrub ein Bücherregal die Hundebesitzer unter sich, sodass sie sich nicht mehr regen konnten, aber bei Bewusstsein waren. Sie simulierten Schmerzen und befahlen dem Hund, eine Person im Nebenraum zu alarmieren. Doch auch bei diesem Versuch versagten die Hunde: Kein Einziger ging Hilfe holen! Eine Hundebesitzerin war darüber so wütend, dass sie ihren Hund anschrie: »Du bist die 700 Dollar nicht wert, die ich für dich bezahlt habe!«

Foto: Prisma

Irres aus dem Labor
Hunde sind gute Lebensretter? Die Forschung zeigt: Das ist Unsinn. Diesen Tierversuch und andere bizarre Experimente beschreibt RETO U. SCHNEIDER

BERNHARDINER müssen fürs Retten trainiert werden

1992: Die angeborene Vorliebe der Jungen für Spielzeugautos
Wenn der Geburtstag des Kindes naht, stehen aufgeschlossene Eltern wieder vor dem Problem: Sollen sie ihrem Sohn den Betonmischer kaufen, obwohl er eben erst den Kippsattelzug bekommen hat? Wäre es nicht an der Zeit, seine Fürsorge weg vom Gabelstapler in Richtung Puppe zu lenken? Und das Mädchen? Sollte man ihm nicht den Lego-Kasten schmackhaft machen statt Barbies drittes Abendkleid? Lange Zeit vermutete man hinter den Vorlieben der Geschlechter für bestimmte Spielsachen ausschließlich die Sozialisation. Die Knaben imitieren Männer, die Mädchen Frauen, die Werbung besorgt den Rest. Doch kann das die ganze Erklärung sein? Die Psychologin Melissa Hines zweifelte daran.

Als Erstes fand sie an der University of California in Los Angeles heraus, dass Mädchen, die wegen einer Störung vor der Geburt zu viel von dem männlichen Sexualhormon Testosteron produziert hatten, sich später mehr für Hubschrauber und Feuerwehrautos interessierten. Doch die Idee, Spielzeugvorlieben bei Kindern könnten auch hormonell bedingt sein, stieß auf erheblichen Widerstand. Warum also die Vorlieben für Spielzeug nicht mit Probanden messen, bei denen jeder Einfluss konservativer Eltern und knalliger Werbung ausgeschlossen war – mit Affen? Also präsentierten Hines und ihre Mitarbeiterin Gerianne M. Alexander 1992 an der Universität in Sepulveda 88 Gelbgrünen Meerkatzen – 44 Weibchen und 44 Männchen – nacheinander sechs verschiedene Spielsachen und beobachteten, mit welchen sie am längsten spielten. Es waren zwei typisch männliche (ein Ball und ein Polizeiauto), zwei typisch weibliche (eine Puppe und ein Kochtopf) und zwei neutrale (ein Bilderbuch und ein Plüschhund).

Die Resultate waren eindeutig: Die männlichen Affen spielten doppelt so lange mit Ball und Polizeiauto wie die weiblichen, diese wiederum doppelt so lange mit Puppe und Kochtopf wie die männlichen – ganz wie Menschenkinder.

Die Frage bleibt: Woher kommen diese unterschiedlichen Präferenzen? Wieso mögen das männliche und das weibliche Gehirn Dinge, die es noch gar nicht gab, als die Denkorgane von den Kräften der Evolution geformt wurden? Welche Eigenschaft eines Tiefladers macht ihn für ein männliches Hirn attraktiv? Darüber wird im Moment eifrig spekuliert.

1905: Der Mann, der sich zwölfmal erhängte
Die Arbeit *Etude sur la pendaison* (»Studie über das Erhängen«), die der rumänische Gerichtsmediziner Nicolas Minovici 1905 publizierte, enthält alles, was man je über diese Todesart hat wissen wollen – und vieles, was man lieber nie erfahren hätte. Minovici sortiert 172 Selbstmorde nach Alter, Geschlecht, Zivilstand, Nationalität und Beruf der Opfer, er analysiert Ort und Jahreszeit, kategorisiert die Hilfsmittel und die verwendeten Knoten.

Aber wie fühlt sich das Erhängen an? Die einzige Möglichkeit, darüber etwas zu erfahren: Minovici und seine Mitarbeiter mussten sich selbst hängen. Ihre Experimente begannen ganz harmlos damit, dass sie ihre Zeigefinger an die Halsschlagader drückten, bis ihnen schwarz vor den Augen wurde. Als Nächstes unterbrachen sie die gesamte Blutzufuhr für den Kopf, indem sie eine »unvollständige Erhängung« simulierten, deren Resultat, wie Minovici begeistert schrieb, »alle unsere Hoffnungen übertraf«. Die »Unvollständigkeit« der Erhängung bezog sich auf die Tatsache, dass Minovici nicht mit seinem ganzen Gewicht am Seil hing. »Obwohl wir das Experiment oft wiederholten, hielten wir es nie länger als fünf oder sechs Sekunden aus«, schrieb Minovici. Das Kraftmessgerät zeigte dabei an, dass mit etwa 25 bis 30 Kilogramm Gewicht an der Schlinge gezogen wurde, wenn Minovici das Bewusstsein verlor. »Das Gesicht wurde rot, dann blau, die Sicht verschwommen, in den Ohren begann es zu pfeifen, und der Mut verließ uns, wir beendeten die Experimente.«

Das Team steigerte seine Versuche bis zum Königsexperiment: dem richtigen Erhängen mit einer Schlinge, die sich zusammenzieht. Die Arbeit enthält ein Foto von Minovicis Hals, das seine nüchterne Feststellung illustriert: »Die Verletzungen des Halses als Folge der Experimente waren von einer großen Vielfalt. Die Frakturen von Kehlkopf und Zungenbein sind fast unvermeidlich. Nach dem letzten Experiment hatte ich einen Monat lang Schmerzen.«

Minovici weist in dem Artikel mehrmals auf die Gefährlichkeit der Versuche hin. Umso rätselhafter ist es, warum er sich jeweils hochziehen ließ, bis seine Beine einen oder zwei Meter über dem Boden baumelten, wo doch bereits in fünf Zentimeter Höhe das gleiche Resultat zu erwarten gewesen wäre.

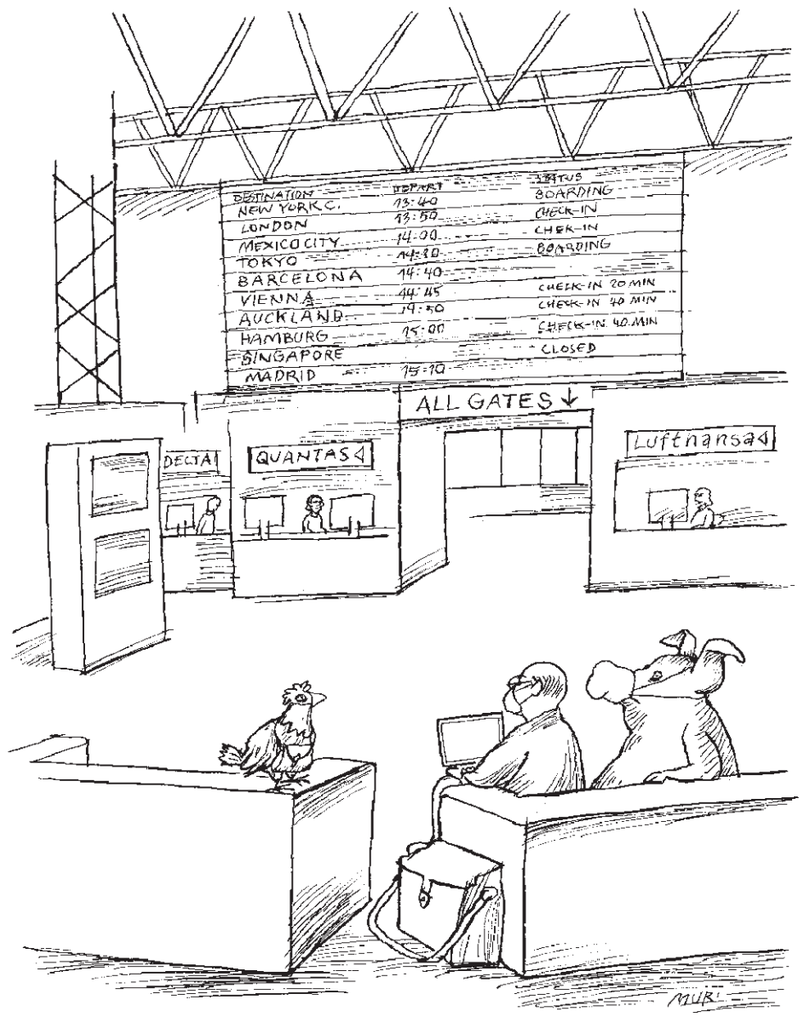
Der Forscher korrigierte auch die Ansicht, dass die meisten Erhängten ersticken würden. Der Tod sei vielmehr auf die unterbrochene Blutzufuhr im Gehirn zurückzuführen.

1961: Maus mit »Kiemen«
Menschen und Tiere können prinzipiell auch Flüssigkeiten atmen. Der Mediziner Johannes Kylstra versetzte eine Salzlösung unter acht Atmosphären Druck mit Sauerstoff und gab dann über eine kleine Schleuse eine Maus in die Druckkammer. Der Nager wurde von einem Gitter unter der Wasseroberfläche am Auftauchen gehindert. Der Versuch war erfolgreich – aus Kylstras Sicht. Die 66 Mäuse, die in seiner Publikation *Of Mice as Fish* erwähnt werden, dürften das anders gesehen haben. »Es gelang uns noch nicht, den Übergang von der Luftatmung zur Flüssigkeitsatmung wieder umzukehren«, umschrieb Kylstra die Tatsache, dass alle Mäuse ertranken – einige allerdings erst nach 18 Stunden, was belegte: Sie hatten tatsächlich Flüssigkeit geatmet. Heute wird die Flüssigatmung zum Beispiel bei Patienten mit schweren Lungenproblemen eingesetzt.

Diese Texte sind gekürzte Auszüge aus:
Das neue Buch der verrückten Experimente
Bertelsmann Verlag 2009; 19,95 Euro

Reto U. Schneider ist stellvertretender Redaktionsleiter bei **NZZ Folio,** wo viele der Texte in der Rubrik »Das Experiment« veröffentlicht worden sind

MURSCHETZ



Ein Trio reist um die Welt

Studieren ist wie Bulimie

Jan-Martin Wiarda »Macht Studieren dumm?« **ZEIT NR. 18**

Um Himmels willen, bitte, bitte, bitte, macht doch nicht in der Anfangsphase den Bachelorstudiengang schlecht. Die Studenten mit diesem Abschluss haben auch was auf dem Kasten, und wenn sie durch die ganze Presse und das Gejammer ihr Selbstbewusstsein verlieren, dann haben wir es mal wieder geschafft, dass alle Pessimisten sind.
Also bitte, denkt einfach mal ein bisschen optimistisch. Sonst sagt Ihr doch auch, ein bisschen mehr Obama kann nicht schaden!
Ich freue mich riesig auf einen Artikel über den Bologna-Prozess: welche Chancen sich in ihm verstecken und welche Erfolge die ersten Bachelorstudenten nachweisen können.
Natalie Volk, Münster

Ich bin Bachelorstudent, und das ist gut so! Und: Ich habe keine Lust mehr, mich von allen Seiten bemitleiden zu lassen! Es gilt mehr Möglichkeiten zu schaffen, doch ist es völlig klar: Umbruch bringt immer auch Probleme mit. Hier hilft nur ein offenes Ohr für Ideen und Hilfsbereitschaft seitens Uni-Verwaltung und vor allem der alteingesessenen Professoren. Ich schlug der eigens eingesetzten Beauftragten für Studienqualitätsverbesserung (!) zum Beispiel einen vorlesungs- und übungsfreien Mittwochnachmittag vor, wie ich ihn während meines Studienaufenthaltes in Großbritannien erlebte. Einheitlich und uniweit. Für Engagement, Hochschulsport, Jobbing – oder den universitären Debattierklub. Dies wäre niemals umzusetzen an meiner allzu elitären Massenuniversität. Freitags Vorlesungen? Sehr witzig.
Schade nur, dass Halbherzigkeit dominiert. Britische Universitäten haben für viele der hiesigen Probleme pragmatische Lösungen gefunden. Möge die Kritik am Bologna-Prozess nicht zur Selffulfilling Prophecy werden.
Wolf-Fabian Hungerland, Bachelorstudent Volkswirtschaft, Universität Göttingen, 22 Jahre

Gratulation zur gelungenen Darstellung der aktuellen Situation des Bologna-Prozesses in Deutschland. Die diversen Artikel heben sich wohltuend von »gefärbten« Aufsätzen in anderen Publikationsorganen ab.
Der Prozess ist zweifelsohne schwierig, und wir haben in Deutschland viel zu lange am Anfang zugewartet oder fälschlicherweise geglaubt, der »Sturm« wird schon an uns vorüberziehen.
Prof. Dr.-Ing. Georg Obieglo, Reutlingen
Bologna-Experte des DAAD

Die von Ihnen beklagten Begleiterscheinungen eines modernen Studiums, allen voran Zeitmangel und Schaffensdruck, sind keine vornehmlich universitären Phänomene, sondern kennzeichnen die Leistungsgesellschaft. Wer heutzutage eine Lehre macht, wird genauso ein Lied davon singen können.
Die Frage, warum das Studieren nun dümmer machen soll als das Nichtstudieren, ist völlig offengeblieben.
Abgesehen davon rechtfertigt der von Ihnen beklagte Mitgliederschwund irgendwelcher Hochschulklubs noch lange nicht, ein pauschales Weniger an Intelligenz unter der Studentenschaft zu befürchten. Vielmehr Anlass zur Sorge gibt, wie eine ganze Generation von der Wirtschaft instrumentalisiert wird – gezwungen, immer absurdere Vorgaben zu erfüllen, um irgendwann auf der »Gewinnerspur« zu landen. Das macht vielleicht nicht unbedingt dumm, aber mit Sicherheit stumpf.
Manuel Arora, Bonn

Wir sind Studenten (Bachelor wie Magister) der Orientwissenschaften an der Universität Tübingen. Wir möchten als direkt Betroffene Stellung nehmen.
Zunächst gilt, die treffende Analyse unseres Rektors Herrn Engler positiv herauszustellen. Das Bachelor-System, das in der Theorie gut klang, wurde in der Praxis mangelhaft umgesetzt. Unsere Dozenten, die ihr Bestes geben und sich weit über ihr Pensum für uns engagieren, sind vollkommen überlastet: Sie sind viel zu wenige. An Überlastung stehen wir ihnen wegen unseres engen Stundenplanes in nichts nach. Die Fokussierung auf Creditpoints ist die unmittelbare Folge des allgegenwärtigen Drucks.
Unser Studium erinnert inzwischen an Bulimie. Wir versuchen so schnell wie möglich so viel Stoff wie möglich aufzunehmen und wieder von uns zu geben, um wieder neuen Stoff aufzunehmen. Die Nachhaltigkeit bleibt auf der Strecke. Dass Tübingen auf diese Problematik »unaufgeregt« reagiert, ist falsch. Man erkennt deutlich, auch wir können über dieses Thema nicht mehr frei von Emotionen diskutieren! Es stimmt, dass wir in Tübingen die Angelegenheit »in längeren Zeiträumen« betrachten, denn der einzige Trost, den wir haben, sind die Vergangenheit und die letzten Überbleibsel des akademischen Ruhmes, die wir noch erleben können.
Wir fragen uns, warum gerade unser Seminar weniger Unterstützung bekommt als viele andere geisteswissenschaftliche Fächer. Vor einigen Jahren war unser Institut noch mit fünf Professoren besetzt, heute lehrt ein Professor, auf die Besetzung einer zweiten Stelle warten wir seit zwei Semestern – obwohl unsere Studentenzahlen steigen und unser Fach so aktuell ist wie nie. Wenn wir uns schon an einem internationalen Studiensystem orientieren, warum sind wir dann im Gegensatz zu gleich ausgerichteten Instituten, etwa im anglo-amerikanischen Raum, so unzureichend ausgestattet?
Die Diskrepanz zwischen Konzept und Realität unseres Bachelorstudiengangs ist frappierend. Unser B. A. ist auf Breite angelegt: Wir lernen mehrere nahöstliche Fremdsprachen und haben außerdem ein thematisch vielfältiges Spektrum abzudecken. Jedoch kann dies aufgrund fehlender Unterstützung, vor allem durch Personalmangel, nicht so umgesetzt werden, wie es ursprünglich geplant war.
Herr Engler hat eine deutliche Kenntnis der Lage demonstriert, und wir hoffen, dass dies die Grundlage für umfassende Verbesserung bildet.
Im Übrigen bieten wir an, diesen Leserbrief zu einer wissenschaftlichen Hausarbeit auszuweiten, sofern wir dafür einen ECTS-Creditpoint erhalten.
Orientfachschaft Tübingen

Sind Millionen etwa kriminell?

Susanne Gaschke: »Im Netz der Piraten« und Dirk Peitz: »Legal, illegal, digital« **ZEIT NR. 18**

Jeder Autor soll geschützt werden. Jeder der sein künstlerisches Talent verkaufen kann, soll auch die Chance bekommen, davon leben zu können. Einige haben das geschafft. Was Google und Pirate Bay machen, ist nach geltendem Recht Diebstahl. Aber sind die Millionen Leute, die downloaden, Kriminelle und die entsprechenden Portale die Dealer? Ich denke, nein. Die meisten wollen einfach nur lesen, andere helfen ihnen dabei. Leider illegal. Aber warum eigentlich?
Warum können die Verlage, die im Besitz der Rechte sind, das nicht organisieren? Es ist Zeit, daran zu denken, was die wollen, die die Autoren eigentlich bezahlen (können). Klauen? Ich zumindest will das nicht, und ich lese E-Books. Google sehe ich auch kritischer.
Ich wünsche mir, dass alle begreifen, wie viele Chancen gerade für Autoren in den Vertriebsmodellen liegen. Von jedem Arbeitnehmer wird die Anpassung an die digitale Welt verlangt, warum nicht auch von Autoren und Verlagen? Der Weg dahin ist steinig. Aber notwendig.
Dr. Christian Seebode, Berlin

Machen wir uns doch nichts vor: Der Kampf ist verloren. Durch die technischen Fortschritte, die einen CD- oder Videovertrieb obsolet gemacht haben, wurde »geistigem Eigentum« der Charakter eines öffentlichen Gutes verliehen, das sich durch Nichtausschließbarkeit und Nichtrivalität im Verbrauch auszeichnet, wie das Licht eines Leuchtturms oder die öffentliche Sicherheit. Ein Markt ist für diese Güter nicht mehr aufrechtzuerhalten.
Was tun? Für die Bereitstellung öffentlicher Güter ist der Staat zuständig. Also warum nicht eine »Kultursteuer« einführen, die den Kulturschaffenden nach dem Gema- oder GEZ-Prinzip direkt zugute kommt und den Konsumenten einen legalen, weil schon bezahlten Konsum von beispielsweise Filmen und Musik im Internet ermöglicht?
Georg Schmidtgen, Brüssel/Belgien

Es müsste Verwerterrecht und nicht Urheberrecht heißen!
Das sogenannte Urheberrecht schützt gerade eben nicht die Künstler, Musiker, Autoren und Wissenschaftler, deren Werke gedruckt, verlegt, auf CDs gepresst oder zum Download angeboten werden, nein, es ist ein Copyright und schützt ausschließlich die Interessen der Verleger, die Interessen von Sony, Bertelsmann und Murdoch.
Die eigentlichen Urheber müssen zumeist gegen ein kleines Honorar, manchmal noch eine bescheidene Tranche sämtliche Rechte abtreten. Ginge es um Wissenschaftler, Schriftsteller und Musiker, so wäre eine solche Lobbyarbeit, auch eine solch exorbitante Strafe niemals möglich gewesen. Das Konstrukt des »geistigen Eigentums« ist ein Konstrukt von jenen, die sich auf ein »Urheber«recht berufen und doch nur das Recht des Verwerters meinen.
Daher verwundert es nicht, dass Alternativmodelle, etwa die »Kulturflatrate«, niemals diskutiert werden. Diese käme nämlich in erster Linie Künstlern und Autoren zugute und nicht den Rechtehändlern!
Olaf Koch, Düsseldorf

Frau Gaschke beklagt die geringe Bedeutung, die das Urheberrecht für viele im Internet hat. Damit hat sie Recht. Kostenlose Downloads aller digitalen Medien sind durch Tauschbörsen wie Pirate Bay heute einfacher als jemals zuvor, und die meisten jugendlichen bis jungen erwachsenen Nutzer haben größtenteils kein Unrechtsbewusstsein. Die deutsche Rechtsprechung hat hier mit dem ersten und zweiten Korb der Urheberrechtsnovelle absichtlich keinen Freibrief für minderschwere Fälle ausgestellt, aber es bleibt noch viel zu tun, um der Zielgruppe das Verständnis für den – auch finanziellen – Wert der Kunst und Kultur wieder nahezubringen. Dies ist allerdings seit Jahren allgemeines Grundverständnis und bedarf keines Urteils eines schwedischen Gerichts.
Wenn Frau Gaschke dem Heidelberger Appell voll zustimmt und gleichzeitig Sperrverfügungen fordert, dann schüttet sie das Kind mit dem Bade aus. Denn so sehr wir Urheberrechtsverletzungen verurteilen und deshalb unter Strafen stellen, müssen wir achtgeben, welche Mittel wir dazu fordern. Die jetzt beschlossene Sperrverfügung baut auf eine geheime und von keiner Instanz, auch nicht von Richtern kontrollierte Liste. Damit ist es jederzeit möglich, nicht nur illegale, sondern auch missliebige oder umstrittene Inhalte auszublenden. Einmal etabliert und auf mehr als Kinderpornografie ausgeweitet, ist der Wildwuchs von Sperrungen nicht mehr aufzuhalten. Daher gehört das von Frau Gaschke geforderte Stoppschild für den illegalen kostenlosen Konsum kultureller und wissenschaftlicher Inhalte in unsere Köpfe und nicht in die Sperrverfügung eines BKA. In einem freiheitlichen, demokratischen Rechtsstaat sind Zugriffsverbote – zumal unkontrollierte – abzulehnen, wo immer man sie vermeiden kann. Denn die Grenzen sind nicht scharf zu ziehen, sondern fließend. Was, wenn journalistische Arbeit sich innerhalb dieser Grenzen bewegt, wie beispielsweise bei den Datenskandalen der Telekom und der Bahn? Man bedenke: Wirksame Sperrverfügungen bedeuten im Umkehrschluss, dass alle Inhalte gefiltert und geprüft werden müssen!
Frank Brennecke, per E-Mail

Massiver Angriff auf unser Grundgesetz

Michael Naumann: »Jeder ist verdächtig« **ZEIT NR. 18**

Den Herren Baum, Naumann und Hoppe sowie den weiteren namentlich nicht genannten Persönlichkeiten gebührt der Dank all jener, denen die Erhaltung der im Grundgesetz verankerten Freiheitsrechte am Herzen liegen. Wir hoffen und wünschen, dass die Verfassungsbeschwerde gegen das BKA-Gesetz von Erfolg gekrönt sein wird.
Monika und Jürgen Rohlfshagen, Quickborn

Der amerikanische Politiker Adlai Stevenson hielt 1952 eine Rede, in der er sagte: »Die Tragik der heutigen Zeit liegt in dem Klima der Angst, in dem wir leben, und Angst gebiert Repression. Weil sich zu häufig ernsthafte Bedrohungen für unsere Grundrechte und unsere Meinungsfreiheit unter einem Deckmantel verstecken können – dem Antikommunismus.« Heute ist es der Deckmantel des Antiterrorismus, der das BKA-Gesetz – als massiver Affront gegen unser Grundgesetz – legitimiert. Es gibt keinerlei Anzeichen, dass den Menschen in unserem Land überhaupt auffällt, wie bedrohlich dieses Gesetz wirklich ist. So scheint es an den Dissidenten unserer Zeit zu sein, die Menschenrechte von uns allen zu verteidigen. Beruhigend, dass sich wenigstens eine kleine Gruppe, unter ihnen Michael Naumann, dieser Aufgabe angenommen hat.
Nikolaus Schulz, Hohenstein-Ernstthal

Man möchte den Klägern Erfolg wünschen. Die um unsere Sicherheit sich sorgenden Politiker leben ein »Sonderleben«. In großen gepanzerten Limousinen werden Sie durchs Land gefahren. Personenschützer sorgen für eine scheinbare Sicherheit. Bedrohungen teilen ihnen ihre Dienste mit. Darüber darf aber nichts nach draußen dringen. Weil sie Angst haben, müssen sie kontrollieren. Kontrollieren lassen. Alles.
Peter Fischer, Radolfzell

Michael Naumanns Argumenten kann man noch einige hinzufügen: Das Problem ist schließlich altbekannt. Im alten Rom war, jedenfalls anfänglich, das Tragen von Waffen verboten. Auch damals gab es schon Verbrecher, und wenn nun nach einem brutalen Raubüberfall simple Gemüter auf den Vorschlag kamen, man sollte eine bewaffnete Polizei einführen, dann wurde ihnen ein Argument entgegengehalten, das bis heute nicht zu entkräften ist: *Quis custodit custodes?* (Wer überwacht die Wächter?). In späteren Zeiten haben sich Kaiser über diese Regel hinweggesetzt, indem sie ihre bewaffnete Garde mitbrachten. Der Sinn der Regel lässt sich an den Folgen ablesen. War die Garde unzufrieden mit ihrem Sold, mit der Politik oder mit sonst etwas, wurde der Kaiser umgebracht und ein neuer eingesetzt. Es führt eben Menschen in Versuchung, wenn sie mit unkontrollierter Machtfülle ausgestattet sind.
Damals hat es auch nicht geholfen, dass dem Kaiser quasi göttliche Qualitäten zugesprochen wurden. Wie viel weniger würde sich heute ein Bewacher davon beeindrucken lassen, dass jemand demokratisch in ein Amt gewählt wurde, um diesen mit Verdächtigungen zu überziehen?
Das BKA-Gesetz kann auch als Lizenz zum Stalken, das just unter Strafe gestellt wurde, bezeichnet werden.
Dr. G. Zeyer, Bochum

Der Kasus gibt Rätsel auf

Claude Lanzmann: »Ich bedaure nichts« **ZEIT NR. 17**

Claude Lanzmann berichtet von seinen Erlebnissen als Frankreich-Lektor an der FU im Berlin der Jahre 1948/49. Nicht zuletzt spielt darin ein von ihm verfasster kritischer Artikel eine Rolle, der, veröffentlicht 1950 von der *Berliner Zeitung* in Ost-Berlin, mächtig in der eben gegründeten Universität eingeschlagen habe: »Der Rektor wurde unverzüglich entlassen, und nicht wenige andere teilten sein Schicksal.«
Nur: Nirgendwo ist eine Bestätigung dafür zu finden, dass Edwin Redslob – so der Name des Rektors – entlassen wurde. Redslob, der 1948 führend an der Gründung der FU beteiligt war und 1949 ihr Rektor wurde, übergab vielmehr am 26. November 1950 sein Amt an seinen Nachfolger, in Anwesenheit von Ernst Reuter, damals Oberbürgermeister, sowie der Repräsentanten der Stadt und der Alliierten; er war übrigens, viel geehrt, an der FU bis 1954 Professor für Kunstgeschichte.
Der Kasus gibt Rätsel auf. Ist Lanzmann im Nachhinein ein Opfer der damaligen heftigen Ost-Propaganda gegen die FU geworden? In diese Richtung könnte sein Urteil deuten, die FU, die die mitgründenden Amerikaner scharf im Auge hatten, sei »ein Unterschlupf für Nazis« gewesen. Oder hat die Erinnerung dem verehrungswürdigen Autor der großen Dokumentation *Shoah* ein Schnippchen geschlagen? Dafür spräche der Umstand, dass der Artikel – den die *Berliner Zeitung* am 24. Januar 2009 nachgedruckt hat – keineswegs den Nazi-Vorwurf im Visier hat, sondern den – von Lanzmann missbilligten – politischen Charakter der FU.
Jedenfalls sollte die Behauptung sich nicht unwidersprochen festsetzen. Denn sie ist offenbar nicht nur aus der Luft gegriffen, sondern widerspricht mit dem Eindruck, den sie von Redslob transportiert, ganz dem Mann, der eine der großen Gestalten West-Berlins war: ein Humanist und Kunstfreund, der Anreger, Inspirator und Instanz war. Übrigens schon gleich 1945:Er half, als Mitlizenzträger den *Tagesspiegel* aus der Taufe zu heben.
Dr. Hermann Rudolph
Herausgeber des »Tagesspiegels«

AUS NR. 18

Titelthema:
Macht Studieren dumm?
23. April 2009

Digitales Desaster

Jürgen Neffe: »Es war einmal«
ZEIT NR. 18

Ich bin selbst (leider?) Teil der Download-Kultur. Über einen längeren Zeitraum beobachtete ich einen Wandel in meiner Betrachtungsweise von Musik. Mehr und mehr verkommt sie zur Wegwerfware, die man sich mal eben besorgt, sie kurz auf sich wirken lässt und dann nach einer Weile in den Weiten der Festplatte vergisst, während man sich die nächsten paar Alben runterlädt. Fragt man einen Jugendlichen, wie viel Musik er besitze, wird er eine absurd große Summe zur Antwort geben. Das meiste wäre er bereit, augenblicklich zu löschen.
Ich möchte keinesfalls sagen, dass diese Wegwerfeinstellung alleine an dem unbegrenzten und problemlosen Zugang übers Internet liegt, aber ich bin mir sicher, dass die Tendenz dadurch erheblich gefördert wird. Wie sich das auf den Umgang mit Literatur auswirken wird, bleibt abzuwarten.
Florian Müller (Abiturient), Hamburg

Als Darwin-Kenner müsste Herr Neffe wissen, dass einseitige Anpassungen nicht immer einen Selektionsvorteil bedeuten – weder im biologischen noch im kulturellen Bereich. Digitalisierungen haben große Vorteile, und keiner mag sie mehr missen. Dennoch besteht keine Gewissheit über die Alterungsbeständigkeit. Deshalb ist es gefährlich, sich bei der Literaturproduktion NUR noch auf dieses Speichermedium zu verlassen. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts machte man den großen Fehler, Bücher fast nur noch auf saurem Papier zu drucken – mit den sattsam bekannten Folgen. Diesem *paper disaster* könnte ein *digital disaster* folgen.
Seltsam, dass Neffe dieses Problem, das auch seine eigenen Erzeugnisse betreffen würde, mit keinem Wort erwähnt.
Dr. Joachim Stüben, Heist

Wie bei mir spielt sich der Berufsalltag der meisten heute vor dem Bildschirm ab. Auf dem Wege zu oder von der Arbeit in Bahn und Bus oder zu Hause angekommen, will ich nicht auch noch ein Buch, eine Zeitung oder Zeitschrift über eine wie auch immer gestaltete digitale Lesemöglichkeit lesen. Der Grund ist nicht nur das flüchtigere Lesen, sondern auch das weniger intensive Nachdenken über das, was ich lese. Daher gehe ich nicht konform mit der Überschrift »Es war einmal – kein Grund zur Trauer«. Der Autor J. Neffe mag so denken, doch ich würde, sollte ich nach Feierabend über ein Lesegerät Lektüre konsumieren müssen, auf die Lektüre verzichten.
Während Gutenbergs Erfindung zu einem Wachstum von Kultur und Bildung geführt hat, wird das Lesen am Monitor, Handy etc. die heute schon sichtbaren Defizite in Sprache und Rechtschreibung vertiefen. Dabei kann die vom Autor positiv hervorgehobene Tatsache, dass es heute mehr Texte in Form von Blogs, SMS etc. zu konsumieren gibt als vor 20 Jahren, doch nicht als Argument für das Leben am Bildschirm angeführt werden, wo doch jeder weiß, was für Unwichtigkeiten und Unnötigkeiten dort in der Regel verzapft werden!
Reiner Niebur (35 Jahre), Schwentinental

BEILAGENHINWEIS
Unsere heutige Ausgabe enthält in Teilauflagen Prospekte folgender Unternehmen: BT Verlag GmbH, 81667 München; Landschaftsverband Westfalen-Lippe, 48155 Münster; ZEIT Kunstverlag GmbH & Co., 81541 München

Weitere Leserbriefe finden Sie unter **www.zeit.de/leserbriefe**

7. Mai 2009

DIE ZEIT Nr. 20

KINDER ZEIT 45

POLITIK, WISSEN, KULTUR UND ANDERE RÄTSEL FÜR JUNGE LESERINNEN UND LESER

Frühling ist Eichhörnchenzeit: Jetzt kommt der Nachwuchs zur Welt **VON SUSANNE GASCHKE**

Schrrrrrrrrrrrrpppppppppp, schrrrrrrrrrrrrpppppppppp, schrrrrrrrrpppppp« – eines Tages im vergangenen Herbst saß ich zu Hause am Schreibtisch, als ich plötzlich auf ein seltsames Kratzgeräusch aufmerksam wurde. Ich schaute aus dem Fenster, und mir fielen fast die Augen aus dem Kopf: Ein Eichhörnchen kletterte senkrecht an der glatten Hauswand hinauf! Im Maul trug es einen Zweig, der größer war als es selbst. Mühsam schleppte es seine Last auf ein Fensterbrett im vierten Stock. Vielleicht dachte es, dies könnte ein warmer Platz für ein Nest sein. Aber es hatte Pech: Kaum war es oben angekommen, fiel ihm der Zweig wieder hinunter. Ich weiß, dass manche Biologen nicht viel davon halten, wenn man Tieren menschliche Gefühle unterstellt, aber ich schwöre: Dieses Eichhörnchen sah frustriert aus, als es dem Zweig hinterherblickte. Dann kletterte es die Wand kopfabwärts wieder hinunter.

Solche akrobatischen Leistungen schafft das Eichhörnchen, indem es sich mit seinen starken Krallen an winzige Unebenheiten in Hauswänden oder Baumstämmen klammert. Es kommt nur selten vor, dass Eichhörnchen zu Tode stürzen. Denn sie haben einen unglaublich guten Gleichgewichtssinn und können vier bis fünf Meter von einem Baumwipfel zum nächsten springen. Wenn sie verfolgt werden, werfen sie sich zur Not auch von 10 bis 20 Meter hohen Bäumen hinunter. Dabei benutzen sie ihren buschigen Schwanz als Fallschirm, der sie abbremst. Der Schwanz ist sowieso eine tolle Sache: Die Hörnchen können sich damit größer machen, wenn sie Feinde beeindrucken wollen; im Winter gibt er eine kuschelige Decke für die Jungen ab, und im Sommer spendet er Schatten.

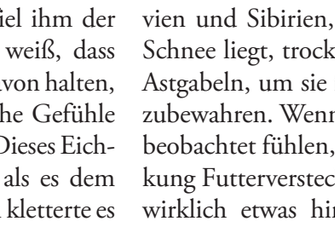
Die Eichhörnchen, die in meinem Hinterhof leben, rasen auf ihren immergleichen Rennstrecken durchs Geäst der Bäume und schwingen mit Vorliebe an den äußersten Zweigspitzen einiger großer Kiefern hin und her. Die Samen aus Kiefernzapfen fressen sie besonders gern. Sie verputzen täglich 100 Gramm Samen bei 300 bis 500 Gramm Hörnchen-Körpergewicht! Die Eichhörnchen nagen dafür etwa hundert Zapfen ab. Außerdem mögen sie natürlich Nüsse. Und Beeren, Vogelfutter, Melone, ungezuckerten Zwieback – mit alldem dürft Ihr sie füttern, wenn Ihr in Eurer Nähe welche entdeckt. Den Antrieb zur selbstständigen Futtersuche verlieren sie dadurch nicht. Und sie sind sehr schlau, wenn es ums Essen geht: In Skandinavien und Sibirien, wo im Winter tiefer Schnee liegt, trocknen die Tiere Pilze in Astgabeln, um sie für die kalte Zeit aufzubewahren. Wenn sie sich von Räubern beobachtet fühlen, graben sie zur Ablenkung Futterverstecke, in die sie gar nicht wirklich etwas hineinlegen. Damit sie immer gut Nüsse knacken können, achten sie auch auf ihre Zähne: Zum Putzen ziehen sie sich kleine Äste durchs Maul.

Die Eichhörnchen bei uns bekommen einmal, bei gutem Futterangebot auch zweimal im Jahr Junge. Gerade jetzt werden viele Eichhörnchenkinder geboren. Fünf Wochen lang sind sie blind. Etwa zehn Wochen bleiben sie bei der Mutter im Nest, dem Kobel, und werden gesäugt. Den Vater sieht man in dieser Zeit nie zu Hause: Er kommt erst im Winter zurück, um sich wieder ins Familiennest zu kuscheln.

Leider fallen junge Eichhörnchen manchmal aus dem Nest. Durch lautes Pfeifen versuchen sie dann, ihre Mutter auf sich aufmerksam zu machen. Wenn Ihr ein Eichhörnchen-Waisenkind findet, kommt es auf zwei Dinge an: Lässt sich die Mutter nicht blicken, müsst Ihr das Hörnchen wärmen (sie kühlen rasend schnell aus). Das geht am besten in Euren Händen. Keine Sorge – falls die Mutter doch noch auftaucht, stört sie der Geruch nicht. Und dann braucht das Hörnchen dringend Wasser. Ihr könnt seine Lippen benetzen und ihm (vorsichtig!) mit einer Plastikspritze ein paar Tropfen einflößen. Weil das richtige Füttern und Aufziehen eines jungen Eichhörnchens wahnsinnig schwierig ist, solltet Ihr Euer Findelkind danach zu einer Aufzuchtstation bringen (Informationen beim Eichhörnchen-Notruf unter 0700-200 200 12).

In Deutschland gibt es immer noch vor allem rote Eichhörnchen. In Italien und in Großbritannien breiten sich aber mit großer Geschwindigkeit amerikanische Grauhörnchen aus. Sie werden zu einer Gefahr für die roten: Die grauen sind ihnen in vielen Punkten überlegen und verdrängen sie ziemlich ruppig. Besonders die Briten, die ein sehr liebevolles Verhältnis zu ihren roten Eichhörnchen hatten, sind erbost. Vor einiger Zeit gab es sogar eine Eichhörnchen-Debatte im Oberhaus, dem Teil des britischen Parlaments, in dem die Adeligen sitzen. Ein gewisser Lord Hoyle beklagte dort die Frechheit der Grauhörnchen: In einem Londoner Park sei eines an seinem Hosenbein hochgeklettert – und habe ihn dann auch noch gebissen! In Großbritannien wollen deshalb manche Leute die grauen Eichhörnchen auf die Speisekarte setzen: »Iss ein graues, um ein rotes zu retten«, lautet ihr Wahlspruch. Allerdings sollen Eichhörnchen nicht besonders gut schmecken, also wird diese Idee wohl keinen Erfolg haben.

Und bei meinen roten Freunden im Hinterhof denke ich sowieso nicht an den Kochtopf. Sondern lasse mir lieber etwas einfallen, wie man die alleinerziehenden Eichhörnchenmütter, die jetzt so viele Kinder zu versorgen haben, bei der Futtersuche unterstützen kann. Deshalb gibt es eine Extraration Walnüsse auf meinen Fensterbänken. Dass sie den Weg dorthin kennen, weiß ich ja.



Fotos: action press; Duncan Usher/Picture Press; C.Huetter/Arco Images (Eichhörnchen v.o.n.u.); Achim Sass/Westend61 (Nuss); Illustrationen: Apfel Zet für DIE ZEIT/www.apfelzet.de (Piktogramme); Niels Schröder für DIE ZEIT/www.niels-schroeder.de (Wappen)

www.zeit.de/kinderzeit

AHA DER WOCHE:

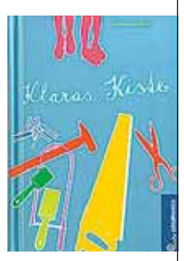
Pollenflug

Über den schönen Frühling kann nur jubeln, wer nicht an Heuschnupfen leidet. Jeder sechste Mensch in Deutschland hingegen könnte in diesen Wochen glatt wahnsinnig werden: Die blühenden Bäume und Gräser lösen eine allergische Reaktion aus. Wer betroffen ist, muss niesen, schniefen und sich die tränenden Augen reiben. In diesem Jahr ist die Plage besonders schlimm, weil die Baumblüte spät, dafür aber sehr heftig eingesetzt hat. Wenn die Allergiker Blütenstaub (Pollen) einatmen, setzt ihr Körper einen Stoff (das Histamin) frei. Der bringt die Nase zum Jucken und Laufen. So sollen die Fremdkörper aus dem Körper gespült werden. Weil aber immer neuer Blütenstaub durch die Luft fliegt, hört und hört das Geschniefe nicht auf. Wer schweren Heuschnupfen hat, muss zum Arzt. Er braucht Medikamente. Für die anderen gilt: In der Stadt besonders abends drinnen bleiben, bei sonnigem und windigem Wetter wenig ausgehen, die Lüftung des Autos abschalten, abends die Haare waschen (damit kein Blütenstaub aufs Kopfkissen gerät). Und auf den Herbst hoffen.

WAS SOLL ICH LESEN?

Klaras Kiste

So etwas darf nicht passieren! Nicht bei Menschen, die man kennt und gern hat. Aber bei Julius' Lehrerin ist es eben doch passiert – sie hat Krebs und muss sterben. Julius und die anderen Kinder aus der vierten Klasse sind unendlich traurig. Aber sie verstehen die Lehrerin auch besser, als die Erwachsenen das können. Und deshalb fällt ihnen ein Geschenk zum Abschied ein, das ihre Lehrerin trotz allem tröstet. Das Buch ist sehr traurig. Aber manchmal helfen gerade solche Geschichten – besonders, wenn man selbst Kummer hat. Ab 9 Jahren.



Rachel van Kooji: Klaras Kiste
Jungbrunnen Verlag 2008; 13,90 Euro

DER ELEKTRONISCHE HUND

Bleeker

Fragebogen

Dein Vorname: Karim

Wie alt bist Du? 8

Wo wohnst Du? Berlin

Was ist besonders schön dort? Es gibt Spielplätze

Und was gefällt Dir dort nicht? Das ich kein Fernseher habe

Was macht Dich traurig? Das es arme Menschen gibt

Was möchtest Du einmal werden? Für Baler

Was ist typisch für Erwachsene? Sie sprechen nur über Arbeit

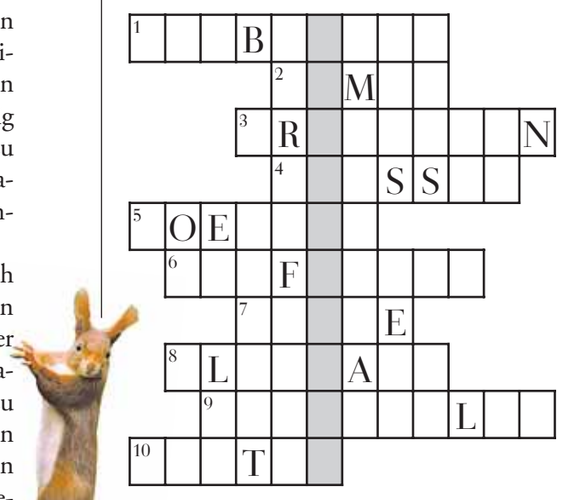
Wie heißt Dein Lieblingsbuch? Narnia

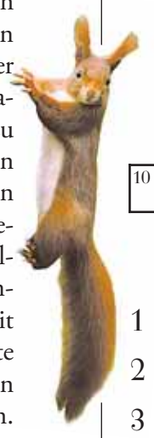
Bei welchem Wort verschreibst Du Dich immer? Bei keinem

Willst Du auch diesen Fragebogen ausfüllen? Dann guck mal unter **www.zeit.de/fragebogen**

UMS ECKCHEN GEDACHT

Ein kniffliges Rätsel: Findest Du die Antworten und – in den getönten Feldern – das Lösungswort der Woche?





1 u Der kriegt die größten Blätter im Gemüsegarten

2 u Die müssen erst in die Erde, wenn Pflanzen wachsen sollen

3 u Blühen bald weiß, reifen bald gelb, schmecken bald rot

4 u Der Gärtner wird's tun, damit das Pflänzchen nicht auf den Regen warten muss

5 u Kommen aus der Erde in den Kochtopf auf den Teller

6 u Kann man POKALSAFT im Gemüsegarten ernten? Wenn wir ihn richtig umrühren, ja!

7 u Eine ist am Schuh, eine nimmt der Gärtner mit zum Beet

8 u Darin gedeihen Gurke und Tomate ohne Hagel, aber mit Sonnenschein

9 u Da sind die SPIELTIERE durcheinander: Die wächst im Kräutergarten

10 u Der sticht die Scholle, wenn's ans Umgraben geht

Schicke es bis Dienstag, den **19. Mai**, auf einer Postkarte an die

* ZEIT, KinderZEIT, 20079 Hamburg,

und mit etwas Losglück kannst Du mit der richtigen Lösung einen Preis gewinnen, ein kuscheliges ZEIT-Badetuch.

Lösung aus der Nr. 18:
1. Erdkunde, 2. Nordpol, 3. Atlantik, 4. Australien, 5. Eiszeit, 6. Groenland, 7. Berge, 8. Amazonas, 9. Wueste, 10. Westen. – KONTINENTE

Der Froschkönig

Die niederländische Autorin **ANNIE M. G. SCHMIDT** (1911 bis 1995) hat aus dem bekannten Märchen der Brüder Grimm eine spannende neue Vorlesegeschichte gemacht

Illustration: Rolf Rettich für DIE ZEIT

Vor langer Zeit lebte einmal eine Prinzessin, die war so schön, dass sogar die Hunde auf der Straße den Atem anhielten, wenn sie vorüberging. Leider wusste auch die Prinzessin selbst sehr gut, wie schön sie war. Jeden Tag saß sie neun Stunden vor dem Spiegel und guckte und guckte, bis es jedermann übel davon wurde. Die Zeit, die übrig blieb, benutzte sie, um sich umzuziehen. Immer wieder ließ sie sich neue Sachen machen, und sie hatte doch schon hundertsiebenunddreißig Kleider und zwölfhundertachtundsiebzig Hüte. Es war schrecklich, und ihre Eltern machten sich große Sorgen. »Das Kind ist viel zu eitel«, sagte der König. »Wir müssen etwas dagegen tun.«

Er stieg hinauf und trat in das Zimmer seiner Tochter. Sie saß wieder vor dem Spiegel, umgeben von lauter grünen Hüten. »Sitzt du schon wieder vor dem Spiegel?«, fragte der König. »Ich will mir ein schönes grünes Hütchen aussuchen«, sagte die Prinzessin. »Aber von keinem gefällt mir das Grün.« – »Kind«, sagte der König, »jetzt hör endlich mal auf, Hüte aufzuprobieren. Du solltest lieber Klavier üben.« – »Keine Zeit«, sagte die Prinzessin. »Zuerst die Hüte!« Da wurde der König wütend. Er packte den Spiegel und schmetterte ihn auf den Fußboden, dass er zerbrach. »So!«, rief er. »Und jetzt gehst du raus an die frische Luft. Du gehst im Wald spazieren und kommst erst in einer Stunde wieder nach Hause. Marsch! Raus!«

Die schöne Prinzessin senkte den Kopf. Sie war sehr erschrocken und wagte nicht, ungehorsam zu sein. Sie ging also in den Wald, bis sie an einen verborgenen Weiher kam. »Hei«, rief die Prinzessin, »Wasser! Nun habe ich wieder einen Spiegel.« Sie beugte sich hinunter, um ihr Bild im Wasser zu sehen, aber die Frösche waren so unruhig, dass die Oberfläche sich kräuselte.

»Was für eine Menge Frösche!«, rief die Prinzessin. »Und alle grün. So ein schönes Grün. So einen Hut will ich haben.« Und sie rannte nach Hause, wo sie auf einen Reitknecht traf. »Geh sofort zum Weiher«, keuchte die Prinzessin atemlos. »Fang alle Frösche dort. Ich bestelle den Hutmacher, der soll mir einen Hut aus den Häuten machen.« Der Stallknecht nahm ein großes Netz und ging zum Weiher. Aber als er ankam, hatten alle Frösche sich unter den Wasserpflanzen versteckt. Nur einer war noch da. Es war der Herrscher der Frösche, der Froschkönig. »Was willst du?«, fragte der Froschkönig barsch. »Entschuldigen Sie bitte«, sagte der Reitknecht höflich und nahm die Mütze ab, »ich hab den Auftrag von der Prinzessin, alle Frösche zu fangen.« – »Und was will die Prinzessin mit meinen Fröschen?«, fragte der Froschkönig. »Sie will, mit Verlaub, einen Hut davon machen lassen«, sagte der Reitknecht. »Wirklich?«, fragte der Froschkönig. »Also gut, junger Mann, sie hat den Hut bereits. Er sitzt ihr ein bisschen tief über den Ohren, aber das schadet nichts. Geh nach Haus und bestell ihr Grüße vom Froschkönig. Guten Tag.« Ein wenig bange und bestürzt ging der Reitknecht in den Palast zurück. Dort fand er die königliche Familie in großer Aufregung. Irgendwas war mit der Prinzessin geschehen. Etwas Entsetzliches. Ihr Körper war unverändert geblieben. Sie hatte noch dieselbe schöne Gestalt, aber ihr Kopf war ein Froschkopf geworden. Ein großer, grüner Froschkopf. Es war ein gräulicher Anblick. »Das hat der Froschkönig getan, das hat der Froschkönig getan!«, rief der Reitknecht, aber niemand hörte auf ihn, und er ging wieder in seinen Stall; der Hof aber war in großem Aufruhr. Man holte den Arzt und den Hofadvokaten und den Hautspezialisten, aber die schüttelten alle drei den Kopf und sagten, da sei nichts zu machen. »Sie werden sich damit abfinden müssen«, sagten sie zum König. »Mich mit einem Froschkopf abfinden! Niemals!«, zeterte der König. »Vielleicht können wir sie ein bisschen hübscher machen«, sagte die Königin. »Mit einer Perücke und ein bisschen Puder kann man viel erreichen.« Die Hoffriseure wurden alle herbeizitiert. Sie setzten der Prinzessin eine Perücke auf den kahlen Schädel, sie machten ihr grünes Gesicht weiß mit Puder und versuchten, ihren Mund rot anzumalen. Sie verbrauchten einen ganzen Lippenstift, denn so ein Froschmaul ist breit. Als sie fertig waren, hielten sie der Prinzessin einen Spiegel vor. Sie warf einen Blick hinein und stieß einen Entsetzensschrei aus. Es war aber auch wirklich abscheulich. Sie sah aus wie der verrückteste Clown der ganzen Welt. »Immerhin ist es besser als all das Grün«, sagte die Königin, aber die Prinzessin riss sich los und lief in ihr Zimmer, zog die Perücke vom Kopf und wischte sich die Farbe vom Gesicht. Dann floh sie durch die Hintertür hinaus.

»Wer war das, mit dem du gesprochen hast?«, fragte sie den Reitknecht. »Der Herrscher der Frösche«, stammelte er. »Er nennt sich Froschkönig. Sie haben noch ein bisschen Farbe am Maul.« Die Prinzessin sah ihn traurig an. »Verzeihung, am Mund«, sagte der Reitknecht und wurde rot vor Verlegenheit, aber sie war schon fort. Sie ging in den Wald, beugte sich über den Weiher und rief: »Froschkönig!« Aber es kam keine Antwort. Alle Frösche hielten sich verborgen. »Mach mich bitte wieder richtig, lieber Froschkönig«, flehte die Prinzessin. Keine Antwort. »Dann mach mich ganz zum Frosch«, schluchzte die Prinzessin. »Lieber ein ganzer Frosch als ein halbes Mädchen.« So jammerte sie am Rande des Weihers, aber nicht ein einziges Geräusch war zu hören, und da es im Weiher so ruhig blieb, konnte sie sich nun ganz deutlich darin sehen: ein großer, dicker, grüner Froschkopf. Seufzend wandte sie sich um und ging weiter. Sie wollte nicht wieder nach Hause zurückkehren. Und so lief sie, bis sie in die Stadt kam. Dort trat sie in einen Bäckerladen und bat um ein Brötchen, aber der Bäcker fuhr zurück, und die Bäckersfrau kam mit dem Teppichklopfer, um sie wegzujagen.

»Darf ich dann vielleicht hier Dienstmagd werden und die allerschmutzigste Arbeit tun?«, fragte die Prinzessin. »Danke schön«, sagte die Bäckersfrau. »Keine Frösche in meiner Küche.« Überall wurde die arme Froschprinzessin weggejagt, und sie sah immer hässlicher aus, denn ihr Kleid wurde schmutzig und bekam Risse. Endlich gelangte sie in ein anderes Land, ging zum königlichen Palast und fragte an der Hintertür, ob man vielleicht Arbeit für sie hätte. »Ich will alles tun«, sagte sie. »Ich könnte Mist karren oder in einer Ecke wollene Socken stricken.« – »Mein liebes Froschfräulein«, sagte der Oberpersonalchef, der sie anhörte, »wir haben hier keinen Mist, und wollene Socken tragen wir auch nicht. Es tut mir leid.« Betrübt drehte sich die Prinzessin um und wollte weitergehen, da rief der Mann sie zurück und flüsterte: »Warte, ich wüsste doch vielleicht etwas für dich. Der Königssohn, der hier lebt, ist blind, und man muss ihm den ganzen Tag vorlesen. Du hast eine schöne Stimme, und er kann dich ja nicht sehen.« So kam die Froschprinzessin in den Palast zu dem blinden Prinzen. Er wohnte in einem Turmzimmer voller Märchenbücher, die sie ihm vorlesen musste.

Sie machte es so gut, und ihre Stimme klang so süß, dass der Prinz keine Stunde mehr ohne sie sein konnte. Sie musste mit ihm am Tisch essen und nachts in einer kleinen Kammer über seinem Zimmer schlafen. »Du bist sicher hübsch. Wie schade, dass ich dich nicht sehen kann«, sagte der Prinz manchmal, und die Froschprinzessin schwieg dazu. Eines Tages, als sie wieder vorlas, hörten sie von draußen einen ungeheuren Lärm. »Was ist denn da los?«, fragte der Prinz. Sie beugte sich aus dem Fenster und rief: »Ach, wie komisch! Zwei Hofdamen haben Krach miteinander. Sie schlagen sich und zerren sich an den Haaren.« – »Wie schade, dass ich das nicht sehen kann«, rief der Prinz. Er hatte Tränen in den Augen. Da bekam die Prinzessin solches Mitleid mit dem Prinzen, dass ihr plötzlich etwas einfiel, und sie fragte, ob sie wohl zwei Tage freihaben könnte. »Zwei Tage?«, rief der Prinz. »Soll ich zwei Tage ohne dich sein?«

»Ich werde noch besser lesen, wenn ich wiederkomme«, sagte die Prinzessin. Sie nahm Abschied und machte sich auf den Weg in ihr eigenes Land, wo sie sofort den Weiher im Walde aufsuchte. »Froschkönig!«, rief sie. »Hier bin ich«, sagte der Froschkönig. Und wahrhaftig, da saß er auf einem großen Blatt. »Du willst mich sicher bitten, dass ich dich wieder schön mache«, sagte er. »Nein, nein«, rief die Prinzessin hastig. »Ich weiß ja, dass Sie das nicht tun. Ich komme wegen des blinden Prinzen in unserm Nachbarland. Können Sie ihn wieder sehend machen?« – »Worrrk«, sagte der Froschkönig. »Das könnte ich wohl, aber hast du daran gedacht, dass es dann für dich nicht gut aussieht? Er wird erschrecken, wenn er dich sieht. Er wird dich wegjagen.« – »Daran hab ich auch schon gedacht«, sagte die Prinzessin, »aber das ist mir gleich.« – »Also gut«, sagte der Froschkönig. »Geh nur zu ihm zurück. Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Überglücklich eilte die Prinzessin zurück ins Nachbarland. Als sie zum Palast kam, stand ein Lakai auf der Türschwelle und rief: »Es ist ein Wunder geschehen. Der Prinz kann sehen!« – »Wo ist er?«, fragte die Prinzessin. »Im Garten«, sagte der Lakai. »Er schaut sich alle Menschen und Tiere und Blumen an, und gerade haben die Hofdamen wieder Krach miteinander, und er sieht ihnen zu.« – »Schön«, sagte die Prinzessin. Sie schlich die Wendeltreppe hinauf in ihre runde Kammer und machte sich daran, ihre Siebensachen in ein Küchenhandtuch zu schnüren. Als sie fertig war, wollte sie die Treppe wieder hinunterschleichen, um endgültig zu verschwinden. In diesem Augenblick erschien ein Kammerherr und sagte: »Der Prinz wünscht Sie sofort zu sehen.« – »Oh«, sagte die Prinzessin verwirrt. »Er ist in seinem Zimmer«, sagte der Kammerherr. »Er lässt Sie bitten, sofort zu kommen.« – »Sehr wohl«, sagte die Prinzessin. Es bestand keine Möglichkeit, sich heimlich davonzumachen, und darum nahm sie die Scheibengardine von ihrem kleinen Fenster und bedeckte Kopf und Gesicht damit. So trat sie in das Zimmer des Prinzen. »Kommst du endlich«, sagte er. »Warum hast du denn eine Gardine über dem Kopf?«

»Die trage ich immer«, sagte die Prinzessin. »Nimm den Lappen vom Kopf«, sagte er. »Nein«, sagte sie. »Ich befehle es«, sagte der Prinz. Da begriff sie, dass ihr nichts anderes übrig blieb. Sie nahm die Gardine und zog sie herunter. Es blieb sehr still im Zimmer. Endlich hörte sie den Prinzen tief aufatmen, und er sagte: »So hatte ich es mir nicht vorgestellt.« – »Das dachte ich mir«, sagte die Prinzessin traurig. »Sieh mich an«, sagte er. Sie hob den Kopf und schlug die Augen auf. Sie sah, dass der Prinz sie strahlend anstarrte. »Du bist noch viel schöner, als ich vermutet hatte«, sagte er. »Mach dich nicht lustig über mich«, sagte die Prinzessin. »Ich hab ein Froschgesicht.« – »Glaubst du das wirklich?«, fragte der Prinz. »Schau in meinen Spiegel!« Sie guckte hinein. Zu ihrer Verwunderung sah sie ihr früheres Gesicht. Es war wieder genauso schön, nur viel freundlicher. Das hatte sie dem Froschkönig zu verdanken. Sie heirateten noch im Lauf der Woche und reisten zu ihren Eltern, die überglücklich waren. In den beiden Ländern wurde gefeiert, und am Abend gab es ein Konzert mit tausend Trompeten. Nur der Prinz und die Prinzessin waren nicht dabei. Sie lauschten einem schöneren Konzert. Hand in Hand saßen sie am Weiher und hörten den Fröschen zu.

www.zeit.de/audio

In zwei Wochen ...

... lest Ihr hier die Geschichte von der Seltsamen Jungfer Bock. Bilder: Rolf Rettich

LITERATUR: S. 51
Arnold Stadlers neues, riskantes, furioses Buch über Jesus, Pasolini und das Leben

THEATER: S. 54
Der Regisseur Jürgen Gosch und der Schauspieler Ulrich Matthes über Ruhm und Scham

Autos ohne Charakter

Wenn Fiat und Opel fusionieren, geht das Artensterben in der Warenwelt weiter: Individualität verschwindet, die Vielfalt nationaler Traditionen erlischt **VON JENS JESSEN**

Fiat und Opel – allein der Gedanke einer solchen Konjunktion, ob man sie nun als rettende Ehe oder drohende Vergewaltigung sehen möchte, löst eine lähmende Traurigkeit aus. Das Artensterben in der Automobilindustrie wird weitergehen. Wenn schon die partielle Zusammenarbeit von Mercedes und BMW geeignet ist, das Charakterprofil der Marken gefährlich zu verschleifen, um wie viel mehr gilt dies für zwei Firmen, deren Eigenarten nicht nur in unterschiedlichen Ingenieurskulturen, sondern in zwei gegensätzlichen Nationen wurzeln.

In ihren Tugenden wie in ihren Untugenden haben Fiat und Opel immer auch ihre Länder repräsentiert, einschließlich der mitunter ungerechten Zuschreibungen. Autos von Fiat waren niemals so unzuverlässig, wie der Ruf es wollte, und Autos von Opel weder so langweilig noch so langlebig. Aber es war doch in der guten alten Zeit unabweisbar, dass ein Opel, behäbig, etwas schwammig, mit seinen ebenso drehmomentstarken wie drehfaulen Motoren, ein sehr deutsches Ideal verkörperte, während der Fiat, betthart auf der Straße, mit seiner knochigen Schaltung, den kleinvolumigen, jederzeit giftig hochdrehenden Motoren das nervöse südländische Temperament zur Anschauung brachte (oder was man dafür hielt).

Und dann die Wunder der italienischen Raumausnutzung! Ein Fiat, nicht nur als Cinquecento außen winzig, bot innen großen Platz, vorausgesetzt, der Fahrer war nicht allzu hochgewachsen und seine Schuhgröße erlaubte es noch, zwischen den kleinen, rennsportlich dicht gedrängten Pedalen zu wechseln. Der Opel dagegen, von der lässigen Verschwendungssucht seiner amerikanischen Mutter General Motors beflügelt, schneiderte sein Blechkleid immer so, dass genügend Platz für ein Maximum an Chrom und Verzierungen blieb. Selbst ein Opel Rekord (von Kapitän, Admiral und Diplomat ganz zu schweigen!) vereinigte alle Designelemente eines amerikanischen Straßenkreuzers auf mitteleuropäisch gedrängtem Raum.

Auf der ursprünglich noch durchgehenden Vorderbank wie auf einem Sofa lümmelnd, die Hand mit zwei Fingern auf der taktvoll unpräzisen Lenkradschaltung ruhend, konnte der Opel-Fahrer, selbstverständlich rauchend und mit Hut, die wunderbaren neuen amerikanischen Freiheiten genießen, die über das alte Deutschland gekommen waren – und die Freude daran war wiederum etwas sehr Deutsches. Ein Fiat bedeutete dagegen immer einen gewissen Stress, verlangte nicht nur einen aktiven, fleißig schaltenden Fahrer, sondern auch einen, der das anstrengendere, an Bauhausidealen orientierte, in seiner Schnörkellosigkeit triumphierende italienische Design goutieren konnte.

Nun ist diese gute alte Zeit, in der sich Ingenieurskunst gewissermaßen noch hauteng an eine zugrunde liegende Nationalkultur schmiegte, schon etwas länger vorbei. Die Autos in den letzten zwanzig Jahren, wenigstens in Europa, haben sich immer weiter angeglichen und standardisiert. Es sind ja auch die hochmerkwürdigen, geradezu schrulligen englischen Autos verschwunden, die Triumph und Rover und Austin und Sunbeam; und als VW die alte tschechische Marke Škoda übernahm, war schon ausgemacht, dass die böhmischen Ingenieure keine Chance haben würden, ihrem verschütteten Nationalgeschmack eine eigene automobile Ausdrucksform zu verleihen. Erst recht Fiat hat in den letzten Jahren, auf der Suche nach einem gemeineuropäischen Konsens, erstaunliche Identitätskrisen durchgemacht. Der erfolglose Fiat Stilo war der Versuch, einen Golf mit italienischen Mitteln zu bauen, ein ernsthaftes, solides Auto, das allerdings eine unglückliche Liebe zu deutschem Mangel an Charme und Esprit verriet.

Und nun soll aus dieser Liebe sogar eine Ehe werden! Auch wenn die empörte, in ihrem Nationalstolz tief verletzte Belegschaft von Opel es anders sieht – Fiat hat in dieser Beziehung viel mehr zu verlieren, vor allem mehr als Arbeitsplätze. Denn Opel ist sich über die Jahre, in seiner etwas stumpfen und dumpfen Tüchtigkeit und gänzlichen Eleganzfreiheit, erstaunlich treu geblieben, mit Ausnahme vielleicht der jüngsten Modelle, die etwas zu viel des Guten an Straßenlage und Lebendigkeit vorführten. Fiat dagegen hat erst gerade eben wieder, mit dem neu nachempfundenen Cinquecento und dem atemberaubend, geradezu sinnlos schönen Bravo, zu Fragmenten seiner alten Identität zurückgefunden. Und diese sollte nun, durch gemeinsame Entwicklungen mit Opel, sogleich wieder gefährdet werden?

Gegenfrage: Warum nicht? Was wäre denn das Schreckliche an einer weitgehenden Angleichung der Konzepte? Siegte am Ende nicht einfach das bessere, das international Marktgängige über die bornierten nationalen Eigentümlichkeiten? Nun – denken wir uns zwei Gärten. In dem einen, wo Rhododendren wuchern, haben es die Rosen schwer. In dem anderen dagegen, wo die Rosen unermüdlich blühen, werden Azaleen niemals wachsen. Kurz, nicht jeder Boden gibt alles Wünschenswerte gleichzeitig her – und schon gar nicht die köstlichen Überraschungen, die jeder Gärtner liebt: dass sich das heikle Lungenkraut von selber ansiedelt oder die japanische Lavendelheide ohne Krankheiten überlebt. Wenn aber in beiden Gärten die gleichen Pflanzen angebaut werden wollen, dann werden das nur die langweiligsten, zähesten und schmucklosesten sein – und auf keinen Fall die spontanen Selbstansiedlungen. Das Analoge gilt für die Automobilindustrie. Denn dass Fiat das Karge mit dem Temperamentvollen verbindet und Opel das Üppige mit dem Zähen – das hat niemand eigens gewollt und befohlen, das ist auf dem italienischen und dem deutschen Boden einfach so gewachsen.

Das ist das eine. Das andere ist ein eigentümliches Phänomen, das sich am Ende einer hoch entwickelten Ingenieurskunst einstellt. Wo alle Vernunftgründe einer Konstruktion ausgereizt sind, wo allen Zwängen und Vorgaben Rechnung getragen wurde, entsteht merkwürdigerweise eine neue Art von Freiheit. Der Ingenieur steht plötzlich vor Entscheidungen, die genauso willkürlich sind wie die Entscheidungen eines Künstlers vor der Leinwand. Das hat damit zu tun, dass nicht alles Wünschenswerte zugleich verwirklicht werden kann. Es sind zwar viele geschickte Kompromisse zwischen Durchzugskraft und Drehfreude eines Motors denkbar, aber am Ende muss der Ingenieur doch wissen, welcher Eigenschaft er den Vorzug geben will – mit anderen Worten, was er schöner findet.

Dieses Schönere wurzelt aber nicht mehr in Algorithmen, sondern in der Herkunft und Geschmacksbildung, am Ende sogar, weil es nicht bewusst formuliert werden kann, in Lebensgefühl und Lebensart, also in der Nationalkultur. Wenn ein amerikanischer Ingenieur einen kompromisslosen Sportwagen entwirft, entsteht so etwas wie der Dodge Viper, der Motor hat zehn Zylinder ungeheuerlichen Hubraums, stammt von einem Lastwagen und schüttelt seine ganze Kraft, unter gewaltigen Vibrationen, aus dem Drehzahlkeller. Ein Ferrari dagegen, jedenfalls aus klassischer Zeit, verteilte einen vergleichsweise kleinen Hubraum auf zwölf Zylinder, die alle Kraft aus schwindelerregenden Drehzahlen pressten, aber mit vollständigem Masseausgleich und vibrationslosem, turbinengleichen Lauf.

Was aber, wer wollte es sagen, ist denn nun das Bessere, die Raserei hochempfindlicher Feinmechanik (Ferrari) oder die bullige Einfachheit (Dodge)? Niemand kann es sagen. Das aber ist das Wunderbare, dass auch in der Welt der Technik sich am Ende wieder so etwas wie die göttliche Vielfalt der Schöpfung, ihre Unausdeutbarkeit und Unausschöpflichkeit, herstellt. Wir können auch durch den Garten der Konsumprodukte staunend gehen, den Kopf schütteln, Entzückensschreie ausstoßen oder Abscheu empfinden wie in der Natur. Und das ist keine triviale Empfindung. Denn sie entzündet sich gerade nicht an dem Warencharakter der Warenwelt, sondern daran, dass auch hier nicht alles manipuliert und kalkuliert ist, sondern voller Irrationalitäten steckt, die kein noch so abgefeimter Marketingstratege kaufmännisch verzwecken kann.

Der Mensch, auch als Schöpfer seiner Warenwelt, weiß recht eigentlich nicht, was das ist, was er will – er folgt seinem Ideal des Schönen gewissermaßen blind. Dieses Schöne, das Ingenieursschöne, entspringt genauso dem Inkommensurablen, wie es Goethe für das Kunstschöne definiert hat. Es ereignet sich gewissermaßen im Rücken der Marketingabteilungen, die glauben, alles auf den Markt und den eingebildeten Kundenwunsch zugeschnitten zu haben. Was aber der italienische oder deutsche Ingenieur am Ende auf die Beine gestellt hat, trotz ständiger Gängelung durch Werbung, Vertrieb und Marketing, ist dann doch – nun eben ein Fiat oder ein Opel.

Der Kompromiss gemeinsamer Entwicklung aber könnte nur in Autos bestehen, die um ihre jeweilige nationale Eigenart gekürzt wurden – also um das Kostbarste, zumindest Unterhaltsamste, was es in der Schöpfung gibt: die Individualität. Nicht das Bessere wird sich durchsetzen (denn dafür gibt es gar keinen objektiven Maßstab), sondern das Gesichtslose, das Einförmige und Freudlose. Die Wirtschaft, heißt es gerne, ginge aus allen Krisen gestärkt hervor. Das Ergebnis einer Krise, in der alles noch verbliebene Nationale verdampft (so viel ist es gar nicht), könnte aber auch nur – Nivellierung sein. Auch die kapitalistische Warenwelt könnte ein Gesicht zeigen, grau und trostlos wie der Sozialismus, in dem sich das Individuum nicht wiederfindet, weil aus den Produkten jede Individualität ihrer Schöpfer verschwunden ist. Das Opel-Fiat-Auto, es würde – nun, nicht einmal der Wartburg der Zukunft sein, weil es nicht einmal dessen menschlich berührende Untüchtigkeit hätte.

LEKTÜRE ZUR LAGE

Silvio Berlusconi (72) schätzt Noemi Letizia (18). Dazu Martin Walser in seinem Roman »Ein liebender Mann« über Goethe (73), der in Ulrike von Levetzow (19) verliebt ist: »Kein Gefängniswärter und kein Präsident bleiben davon unberührt. Alle Übel der Welt sind entstanden durch Liebesmangel. Ulrike und er werden, weil sie einander genügen, die Welt von allen Übeln erlösen.«

Abb.: DZ

www.zeit.de/audio

Der Beweis

Sehr schön: »Westkunst« und Einheitsdenkmal sind gescheitert

Gerade die menschlichen Disziplinen, deren Grundlage die Fantasie ist, haben die größten logischen Probleme zu lösen. Darum suchen die Kriminologie, die Ästhetik, die Liebe und die Mathematik besonders fieberhaft nach dem schlagenden Beweis, nach dem »Quod erat demonstrandum«. Es ist deshalb ein besonderer Glücksfall für die Ästhetik, dass Anfang Mai in Berlin unter gleich zwei ihrer größten im 20. Jahrhundert ungelöst gebliebenen Problemstellungen ein erleichtertes q. e. d. gesetzt werden kann. Zunächst scheiterte im Gropius-Bau mit der Schau *60 Jahre – 60 Werke* der letzte Versuch der linksrheinischen Betonfraktion, der Kunst aus Ostdeutschland ihre Existenzberechtigung abzusprechen *(ZEIT* vom 30. April). Das altbundesrepublikanische Sauberkeitsideal, wonach gute Kunst nur in einem Land der »Freiheit« entstehen könne, entlarvt sich hier selbst. *60 Jahre – 60 Werke* oder: Wir haben die Absicht, eine Mauer zu errichten. Nicht die ostdeutsche Kunst in ihrer Vielfältigkeit zwischen Glöckner, Altenbourg und Tübke erscheint einem angesichts dieses verzweifelt anachronistischen Ausstellungskonzeptes unfrei, sondern die Staatskunst des Westens. Die Wahrheit ist unbequem: Neo Rauch war auch schon zu Zeiten der DDR ein exzellenter Maler und wurde es nicht erst seit der Nacht des 9. November 1989.

Und auch wenn es keines weiteren Beweises bedurft hätte, offenbarte sich noch einmal auf anderem Feld, dass Freiheit und Demokratie keineswegs per se bessere Kunst hervorbringen. In einem denkwürdigen Akt hat die Jury für ein Berliner Denkmal zur deutschen Einheit, zu dem jeder Bürger Entwürfe einreichen konnte, erklärt, dass die Qualität so schlecht war, dass keine Vorauswahl getroffen werden konnte.

Wir lernen: Es gibt keinen Gleichklang zwischen dem ästhetischen und dem moralischen Fortschritt. Es gibt auch in Staaten, die die Freiheit repressiv beschränken, avantgardistische, großartige Kunst. Und in Staaten, in denen die Künstler jede Freiheit der Welt genießen, entsteht deshalb noch lange kein einziges gutes Denkmal. Wie schön! Jetzt können wir endlich neu zu denken beginnen. **FLORIAN ILLIES**

Foto (Ausschnitt): Stephan Sahm, aus der Serie »my cage is my castle«

DER AUGENBLITZ

In der Hamsterhölle

Der Augenblitz ist der scharfe Blick, mit dem etwa der Türmer Lynkeus im *Faust II* Himmelsraum und Erdenbreite scharf überspäht, um zu schauen, »was etwa da und dort sich melden mag«, eine Herde, ein Heerzug, eine Helena. Fortan sollen an dieser Stelle kleine Augenblitze in die Welt geschleudert werden, zum Auftakt blicken wir mit größtmöglicher Schärfe – in einen Hamsterkäfig. Für seine Aufnahmen aus dieser knallbunten Parallelwelt hat der Münchner Fotograf Stephan Sahm soeben den Europäischen Architekturfotografie-Preis 2009 erhalten. »Neue Heimat« lautete das diesjährige Motto des seit 1995 ausgerufenen Wettbewerbs – und ist das Hamsterrad nicht auch der bevorzugte Aufenthaltsort des spätkapitalistischen Menschen? Pausenlos rackert er sich ab im Bemühen um Futter und Fortkommen. Davon erzählen Sahms Bilder in schrillen Farben, aber auch davon, wie künstlich die Welt dieses ewigen Rattenrennens in Wahrheit ist. Dass Millionen Haustieren diese Plastikorgien als natürliches Habitat aufgezwungen werden, sagt eigentlich alles über unser Naturverständnis. (Das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt zeigt bis zum 30. Juni diese und weitere ausgezeichnete Arbeiten, www.dam-online.de) **CIS**

ZEITMOSAIK

Spion Kempowski

Vielleicht ist es ein erstes Vorzeichen dafür, dass in Deutschland die Gesinnungsdebatten gelassener geführt werden können, als es in den letzten 60 Jahren unter Bedingungen des Kalten Kriegs und seiner Verwerfungen der Fall war. Tatsächlich könnte es sein, dass zum ersten Mal in Deutschland ein Schriftsteller Gegenstand einer Enthüllung wird, und alle nehmen diese Enthüllung mit zeitgeschichtlichem Interesse, aber ohne moralischen Furor hin. Die Rede ist von Walter Kempowski, der vor zwei Jahren gestorben ist. Kempowski saß als junger Mann acht Jahre in Bautzen ein wegen »angeblicher« Spionage für die Amerikaner, wie es stets hieß. Nun hat der amerikanische Germanist Alan Keele, der mit Kempowski befreundet war, auf einem Kongress zu Ehren des Schriftstellers in Rostock öffentlich gemacht, dass dieses »angeblich« die Sachlage nicht richtig beschreibt. Aus den Akten des CIC, der Vorgängerorganisation der CIA, gehe hervor, dass der 18-jährige Kempowski tatsächlich mit dem amerikanischen Geheimdienst zusammengearbeitet habe. Über seine Haftzeit im »gelben Elend« schrieb Kempowski nach seiner Entlassung den eindrucksvollen Roman *Im Bau.* Ist also wieder einer der Schriftsteller-Heroen der alten Bundesrepublik bei der Geschichtsklitterung erwischt worden? Kempowskis gelegentliche Dienste für die Amerikaner waren keine Überzeugungstaten, sie brachten ihm und seiner Familie kleine materielle Vorteile ein. Warum hat er dann später nie frei darüber gesprochen? Er habe, so vermutet Alan Keele, seinen ebenfalls inhaftierten Bruder Robert und dessen Status als politischer Häftling nicht gefährden wollen. Das klingt glaubwürdig. Kempowski ist jetzt also nicht mehr das gänzlich grundlose Diktatur-Opfer. Alan Keeles Enthüllung mischt etwas mehr Grau dem Schwarz-Weiß dieser Lebensgeschichte bei, und das heißt: etwas mehr Wirklichkeit. Kempowskis kleine Geschichtsklitterung in den Kämpfen der Zeit aber macht sein großes Werk weniger glatt und noch substanzieller. **IJOMA MANGOLD**

Berichtigung

Die Tränen der alten Uhrmacher, auf die ich mich im Gespräch mit Neo Rauch in der *ZEIT* vom 30. April 2009 beziehe, dürften vom Zusammenschluß der Uhrenwerke Glashütte, Weimar und Ruhla zum Uhrenkombinat Ruhla herrühren, nicht Riesa. In Riesa wurden zu DDR-Zeiten Seifen, Reifen, Sicherheits-Zündhölzer, Nudeln und Stahl hergestellt, nicht aber Uhren. Zwischen Ruhla und Riesa liegt eben mehr als Meerschaum für Tabakspfeifen, ein berühmtes Volkslied oder, heute, eine Landesgrenze. **UWE TELLKAMP**

WAS MACHE ICH HIER? NR. 87

Mit Krawatte gegen die Krise

Berlin, Oranienburger Straße. Ich kann seit zwanzig Jahren keine Krawatte mehr binden. Als ich es noch konnte, trugen alle, die ich kannte, Bundeswehrparkas und zerrissene Cordhosen, und das langweilte mich so sehr, dass ich mir in einem Alte-Leute-Laden einen Anzug und schwarze Budapester besorgte, bei Woolworth Hosenträger, und im Schrank meines Vaters fand ich eine breite, weiß-grau karierte Krawatte aus Tweed, natürlich von C&A. Alles zusammen kostete 40 Mark.

Die Krawatte, die ich mir jetzt – es war Mittwochabend, kurz nach acht, und Berlin hatte einen seiner schönen, warmen, gastfreundlichen Tage gehabt – umbinden wollte, sollte 40 Euro kosten. Alle, die um mich herumstanden, meinten, das sei wahnsinnig billig. Wir waren in den neuen, großen, weißen Räumen der Galerie Sprüth Magers in der Oranienburger Straße im ehemaligen Ressource-Club, wo später die Börsenleute einzogen, dann die Psychologen von Honeckers Humboldt-Uni, und seit ein paar Monaten wurden hier Rosemarie Trockel und Cindy Sherman ausgestellt. Und heute war Alexander Brenninkmeijer mit seiner Frühjahrskollektion da. Er hatte, wie er das zweimal im Jahr macht, Mäntel, Jacken, Hosen und Hemden für Männer und Frauen mitgebracht, alles sehr schön und durchdacht, aber auch ein bisschen zu streng, wie Holländer eben sind, wenn sie ans Arbeiten und nicht ans Feiern denken. Alexander ist Holländer, obwohl er in Deutschland geboren wurde. Jetzt lebt er in München, wo er seine Firma hat, und eigentlich könnte er längst wieder in Holland leben und einer der Chefs von C&A sein. »Aber wer einmal raus ist«, sagt Alexander jedes Mal, wenn er von seiner Familie spricht, »der ist für immer raus.«

Alexander ist ein großer, freundlicher, verhaltener Mann. Er stand jetzt schon eine Weile neben mir vor einem viel zu kleinen Spiegel, den seine Leute zusammen mit den Kleidern, Rechnungsblöcken und der Kreditkartenmaschine aus München mitgebracht hatten, und zeigte mir, wie man einen Krawattenknoten macht. Beim dritten Versuch gab ich es auf, ich gab ihm die Krawatte, er band sie für mich, und ich legte sie mir um. Sie fühlte sich für eine Sekunde wie eine Schlinge an – wie eine Krisen-Schlinge. Wir leben in ungewöhnlichen Zeiten, dachte ich, das ist nicht der Moment, etwas zu kaufen, nur weil man Lust auf dieses perfekt temperierte Gefühl hat, das einen kurz durchströmt, wenn man das erste Mal ein Kleidungsstück trägt, das schön ist und passt. Früher war ich süchtig nach diesem Durchströmen. Früher hatte ich, wenn Alexander mit seiner Kollektion in der Stadt war, immer etwas gekauft, und dann zog er weiter nach London oder Düsseldorf, und ich rief ihn auf dem Handy an und sagte, das Hemd und diesen Gürtel hätte ich auch noch gern, und drei Tage später kamen die Sachen in schönen grauen Kisten, eingewickelt in Seidenpapier, und allein wenn ich sie sah, hatte ich das perfekte Neue-Kleider-Gefühl. Ist das, dachte ich, während ich mich traurig mit Alexanders 40-Euro-Krawatte im Spiegel anguckte, für immer vorbei?

Später gingen Alexander und ich ins Tausend am Schiffbauerdamm. Dort machen sie jetzt in einem S-Bahn-Pfeiler ein Hinterzimmerrestaurant, das genauso grau und hell eingerichtet ist wie die Bar vorn, ein Widerspruch, der nur in Berlin möglich ist. Man kommt rein, wenn man sich an den Barleuten vorbei hinter den Tresen schiebt, und fühlt sich sofort wie in einem Speakeasy im Prohibitionsamerika, bloß dass bei uns gerade nicht der Alkohol verboten ist, sondern – irgendwie – das Geldrausschmeißen. Alexander und ich redeten beim Essen natürlich auch darüber. Aber noch interessanter fanden wir, dass wir beide keine Deutschen sind. Ich sagte, man merkt es dir an, weil du so furchtlos bist, und er sagte, stimmt, aber ich weiß trotzdem nicht, was ich gemacht hätte, wenn ich vor 60 Jahren hier gelebt hätte und deine jüdische Herkunft dein Problem wäre. Dabei aßen wir Austern, Wachteln, Kalbsfilet, und ich hatte die Krawatte um, die zum Glück nicht von C&A war, sondern von Alexanders eigener Firma, die wie seine Urgroßväter Clemens en August heißt, und über uns rumpelten die Berliner S-Bahnen, und es war ein herrlicher Geldrausschmeißabend. Als ich zahlen wollte, schaute Alexander auf seine verhaltene, disziplinierte, freundliche Art auf die Rechnung und sagte: »Ganz schön teuer. Das teilen wir uns.« Ich habe natürlich abgelehnt und die Rechnung eingereicht.

Zu Hause, während ich meine neue Krawatte, meine Anti-Krisen-Krawatte, vor dem Spiegel im Flur abnahm, merkte ich plötzlich, dass ich einen verdammten Parka anhatte. Es war aber ein israelischer Parka, und ich dachte, ein Glück, damit komme ich bestimmt noch viel leichter durch diese ungewöhnliche Zeit. **MAXIM BILLER**

Foto: Alexander Brenninkmeijer

DISKOTHEK

Foto: Naïve

Patricia Kopatchinskaja gehört zu jenen Künstlerinnen, von denen man selber gerne eine wäre. Man möchte von ihrer Ausdruckslust befallen sein, tanzen können, spielen wie sie, fuhrwerken auf der Geige, bis die F-Löcher nach Luft schnappen. Man möchte so jung sein wie sie (31) und mit nackten Füßen und Lampenfieber die Konzertpodien der Welt erobern. Ihre Finger, so erklärt die Moldawierin ihr Faible fürs Barfußspielen, seien direkt mit ihren Zehen verbunden, auch die müssten sich also frei bewegen können. Man möchte CDs hassen wie sie (und doch den Weg ins Studio finden), man möchte vom Schwarzen Meer kommen und Ravel und Bartók im Saal sitzen sehen, während man Ravel und Bartók spielt. Wie sie. Dann würde man den Komponisten – tot oder lebendig – endlich als Zeitgenossen begreifen. »Ich will die Leichen von Bach, Beethoven und Mozart auf die Füße stellen«, sagt Kopatchinskaja, und keiner anderen Geigerin der Gegenwart traute man solche Unerschrockenheit wohl zu.

Durchweg schön kann das nicht klingen. Eher angriffig, rissig, spitz. Die Geige als Schlag-, Klopf- und Zupfinstrument. Kopatchinskajas Ton gibt sozusagen von Haus aus Rätsel auf, nicht nur im Andante von Beethovens *Kreutzer*-Sonate, mitten im lieblichsten Lerchengetriller der vierten Variation. Wo Generationen von Geigern vor ihr höflich jubilieren, da setzt Kopatchinskaja mit nervösfedrigen Fingerkuppen mehr den Flügelschlag in Töne, als würde sie selbst hoch am Himmel stehen. Und wo andere dem Sonatensatz vertrauen, im eröffnenden *Adagio sostenuto,* da ist sie in einer Weise sprunghaft und auf der Hut, dass es schmerzt. Jede unerwartete motivische Wendung baut sie zur Vollbremsung aus, alles Harmonisch-Inkontinente ist ihr Anlass, in Wunden zu wühlen, jedes raschere Tempo eine wilde Jagd. Das Improvisatorische, so lernt man, ist Kopatchinskajas Element: Musik mit den Augen und Ohren eines Wolfskindes. Vielleicht muss die Geigerin, die mit 13 nach Wien kam und heute in Bern lebt, noch radikaler werden, um auch zu verstehen, wie subversiv, wie anarchistisch der Klassiker Beethoven gerade in der Contenance sein kann.

Der türkische Pianist Fazil Say ist Kopatchinskaja auf ihrer Debüt-CD bei naïve ein geradezu erotischer Partner. Ob er nun hörbar und im Brustton mitsingt oder das Klavier für Ravels *G-Dur Sonate* mit Aschenbechern präpariert: Say schenkt sich (und ihr) nichts, bietet einen trockenen, klangrednerischen Beethoven und swingt bei Ravel, als habe es zwischen E und U nie Mauern gegeben. Am großartigsten aber: Wie die beiden Südosteuropäer Bartóks *Rumänische Volkstänze* bis zum Rand mit Seele und Sehnsucht füllen. Miniaturen aus einer fernen, farbenprächtigen Welt, in der die Musik mit den Menschen noch gesprochen hat. **CHRISTINE LEMKE-MATWEY**

Patricia Kopatchinskaja/Fazil Say: Violinsonaten von Beethoven, Ravel, Bartók und Say
naïve V5146

Foto: Melissa Miranda

EIN INTERNATIONALES TEAM hat der Firmen-Chef Efe Cakarel (zweiter von links) im kalifornischen Palo Alto um sich geschart

Diese Sieben stürmen das Kino

Die Betreiber der Website The Auteurs haben einen Traum: das Programmkino im Internet. Beim Filmfestival in Cannes präsentieren sie ihren neuesten Coup **VON KATJA NICODEMUS**

Vor genau zwei Jahren bekam der Leiter der Filmfestspiele von Cannes, Thierry Frémaux, einen flott geschriebenen Brief. Er lautete ungefähr so:

»Lieber Herr Frémaux, wenn Ihr Festival bei der Zukunft der Filmdistribution mitmischen will, dann sollte es meine Internetfirma mit offenen Armen empfangen. Daher bitte ich Sie, mich für die diesjährige Cannes-Ausgabe zu akkreditieren.«

Was in dem Brief nicht stand: dass die Firma The Auteurs, die sich hier viel zu spät um eine der schwer zu ergatternden Akkreditierungen bewarb, erst zwei Wochen alt war. Dass diese Firma außerdem kein Geld und keine Angestellten, kein Büro, ja nicht einmal einen Ort hatte und nur aus einer einzigen Person bestand: Efe Cakarel, einem in den USA lebenden Türken, der nach Jahren als Investmentbanker und Computerentwickler seine Kinoleidenschaft zum Beruf machen wollte. Die Idee zu seiner Firma kam Cakarel, als er eines Tages in einem Café in Tokyo Lust hatte, sich auf seinem Laptop Wong Kar-Wais Melodram *In the Mood for Love* anzuschauen. Er musste feststellen, dass es im Internet keinerlei Möglichkeiten gab, den Film legal herunterzuladen. Seitdem träumte er von einer Internetplattform, auf der man sich möglichst unkompliziert möglichst gute Filme anschauen kann.

Jetzt sitzt Efe Cakarel, ein schmächtiger Hansdampf mit Hippiefrisur und schwarzer Kunststoffbrille, in einem modernen Flachbau in Palo Alto, Kalifornien. Palo Alto in Silicon Valley sei für eine Internetfirma *»the place to be«,* sagt er. Hier, wo Facebook und YouTube um die Ecke sind, Google fünf Autominuten entfernt ist und Twitter drüben in San Francisco sitzt. Hier, wo es kaum Straßenverkehr, kurze Wege, fast keine Bars, aber jede Menge Cafés gibt, auf deren Tischen die Notebooks leuchten. Vor allem aber wird Palo Alto bevölkert von Tausenden jungen Menschen, die bereit sind, sieben Tage die Woche für fantastische Pragmatiker oder pragmatische Fantasten wie Efe Cakarel zu arbeiten.

In Cakarels Großraumbüro sitzen sechs Mitarbeiter vor riesigen Computerbildschirmen, an den Wänden hängen Filmplakate von Wong Kar–Wai, Gus Van Sant, François Truffaut, Alfred Hitchcock. In einer Ecke trauert eine gelbliche Palme den Zeiten hinterher, als die Menschen in ihrer Umgebung noch Zeit zum Gießen hatten. Einiges ist geschehen, seit Cakarel seine Cannes-Akkreditierung dann doch bekam. »Ich kam dort an und kannte niemanden«, sagt er. »Ich war der einsamste Mensch der Welt auf dem größten Festival der Welt.« Am zweiten Tag begegnete er der rumänischen Schauspielerin, die zufällig auch Hauptdarstellerin des Siegerfilms *Vier Monate, drei Wochen und zwei Tage* war. Auf einem Empfang lernte er ihren Produzenten sowie Verleiher, Agenten und Filmhändler kennen und geriet in die Partymühle des Festivals. Zwischen Häppchen, Champagner und Kinovorführungen habe er sich alles Wissenswerte über das Filmbusiness erzählen lassen, sagt Cakarel. Danach war seine Cannes-Erkenntnis so einfach wie klar: »Durch die Digitalisierung wird sich die Verwertungsmöglichkeit von Filmen extrem erweitern. Alle arbeiten daran, vom kleinen Kinoverleih über die Fernsehsender bis zu Großanbietern wie Amazon. Das ist eine Riesenchance für ein Kinoportal im Internet. Eines mit eigener Handschrift und eigenem Anspruch.« Nach dem Festival schrieb Cakarel systematisch Briefe an alle großen internationalen Verleihe und lud sie, wieder mit enthusiastischen Briefen, ein, ihre Filme gegen eine finanzielle Beteiligung auf seinem Internetportal zu zeigen. Das Ergebnis? »Nichts, nichts, nichts.«

Cakarel gab nicht auf. Monate später gelang es ihm endlich, Kontakt zu Hengame Panahi auzunehmen, Chefin des großen französischen Kino-Weltvertriebs Celluloid Dreams. Panahi, bei der von François Ozon über Takeshi Kitano bis Jacques Rivette alle Regisseure unter Vertrag sind, die im internationalen Kino Rang und Namen haben, war auf Anhieb von einer Internetkooperation begeistert. »Der Deal war der Durchbruch«, sagt Cakarel. Auf der Basis von Panahis Filmen stellten Cakarel und seine Kuratoren eine ständig anwachsende Bibliothek mit derzeit 400 Filmen zusammen, die man einzeln für fünf Dollar oder innerhalb eines monatlichen Abonnements herunterladen kann. Sein zweiter großer Kooperationspartner, die New Yorker DVD- und Verleihfirma Criterion, präsentiert auf theauteurs.com regelmäßig Filmreihen, sogenannte Festivals – etwa zu großen Dokumentarfilmern –, die umsonst zu sehen sind. Werden Internetportale wie The Auteurs zum Todesstoß für den klassischen Kinobesuch? Cakarel widerspricht vehement. The Auteurs verstehe sich als Ergänzung zur Leinwand, als Möglichkeit, Filmen, die etwa in den USA nie den Weg ins Kino schaffen, ein Publikum zu besorgen.

Wenn Efe Cakarel von seiner Verwertungsvision im Netz erzählt, verströmt er die gleiche Mischung aus Chuzpe, Größenwahn und Pioniergeist, die ihm schon die Türen in Cannes geöffnet hat. Das Problem von Kino im Netz sei das allgemeine Problem des Internets, sagt er: »Überangebot, Unüberschaubarkeit und zu viel Müll! Jeder mag Kino, jeder verbringt Stunden seines Lebens im Netz, aber kein Mensch schaut sich die Filme dort an. Die meisten Downloadseiten erinnern mich an billige Videoläden in den Achtzigern in Istanbul. Das sind Supermärkte ohne jeden Entdeckungsgeist. Außerdem muss man sich erst umständlich eine Software und dann den Film herunterladen, meistens in jämmerlicher Qualität.«

Theauteurs.com zeigt die Filme nicht nur in erstklassiger Auflösung. Die Website will auch eine Art Lotsenschiff im großen Kino-Ozean des World Wide Web sein. Ein von Kapitän und Offizieren gesteuertes Gefährt, an dem sich auch der Dokumentarfilmliebhaber in Sibirien oder der Godard-Verehrer in der Weite der amerikanischen Provinz orientieren kann. Konzept ist, dass sich die Organisatoren und Redakteure der Website selbst positionieren, mit Artikeln, Interviews, Kommentaren und Festivalberichten. »Es geht um Vertrauen in unsere kuratorische Kompetenz, um eine ästhetische Haltung in der Anonymität des Internets«, sagt Cakarel, »nur dann schauen sich die Leute unsere Filme an.« »Vertrauen«, »Bindung«, »Heimatgefühle« – die Wörter sind sein Mantra. Aber dann erzählt er fröhlich, dass seine Website in dieser Form zunächst einmal gescheitert sei.

Als vor einigen Wochen die Daten von The Auteurs ausgewertet wurden, kam heraus: Bisher nutzen viel zu wenige Besucher die Downloads. Das mag auch an den territorialen Lizenzrechten liegen, die die Filme nur für bestimmte Länder zugänglich machen. Dennoch brummt der Laden über die Maßen – allerdings in den Diskussionsforen, in denen sich die Cinephilen aus aller Welt über Lieblingsfilme und legendäre Kameraschwenks austauschen, in den Blogs über den Blick von Marlon Brando oder die Farben bei Kurosawa. »Aus dieser Begeisterung müssen wir etwas machen!«, ruft Cakarel. »Wenn die Leute keine Lust haben, uns Geld für Downloads zu geben, dann muss das Geld eben woanders herkommen. So ist das nun mal bei einem Start-up-Unternehmen.«

Verbringt man einige Zeit im Auteurs-Büro in Palo Alto, hat man tatsächlich das Gefühl, dass sich die Website täglich, manchmal sogar stündlich neu erfindet: als eine Mischung aus Download- und Kommunikationsplattform. Während unserer Gespräche schreit Cakarel immer wieder in seinen Computer hinein. Über das Internettelefon entwickelt er mit einem Partner in London Sponsorenkonzepte, die ermöglichen sollen, auf theauteurs.com demnächst fast alles umsonst zu zeigen. Große Firmen sollen Kinoreihen oder einzelne Filme auf Vorschlag der theauteurs-Nutzer präsentieren. In einer Ecke basteln Danny, der Textredakteur, und Edward, der kürzlich von MySpace in London abgeworben wurde, an einem Kalender, der die Besucher der Website in den gesamten USA mit den Programmen der Arthouse-Kinos in ihrer Nähe verbinden soll. Am Tisch gegenüber arbeitet die gebürtige Peruanerin Melissa am Design der Diskussionsforen, während der indische Programmierer Jatinder unter Kopfhörern an der Beschleunigung der Downloads tüftelt. Im Nebenraum digitalisiert die junge Türkin Amber eine weitere Kiste mit Filmen von Celluloid Dreams aus Paris. Gerade ist *Das Versprechen* der Brüder Dardenne an der Reihe.

Ein Internetprojekt wie The Auteurs müsse sich sehr schnell weiterentwickeln, sagt Cakarel, der für die erste Etappe bis nächsten Herbst zwei Millionen Dollar an Investorengeldern eingesammelt hat: »In drei Jahren wollen wir rentabel sein. Und das geht nur, weil wir in Silicon Valley sitzen, wo wir uns mit Freunden in anderen Firmen austauschen und vernetzen können.« Tatsächlich wurde Palo Alto im letzten Jahrzehnt zu einer Art Kontaktbörse des World Wide Web, zu einem kleinstädtischen Versuchslabor, in dessen Cafés sich die Hipster der Internetzukunft Programmiererwitze erzählen. Viele Gründer und Mitarbeiter der Start-up-Unternehmen, die rund um das Stadtzentrum in Flachbauten und Garagen sitzen, kennen sich vom Studium an der örtlichen Stanford University. Es ist ein geschlossenes Ökosystem, eine Mischung aus Spielwiese und Klassentreffen der Internet-Avantgarde.

Vor ein paar Monaten etwa wandten sich die Entwickler des benachbarten Freundschaftsportals Facebook an The Auteurs mit der Bitte, dem Kinointeresse der Facebook-Nutzer entgegenzukommen. Cakarel und seine Mitarbeiter reagierten schnell. Sie entwickelten 25 Seiten mit Informationen über häufig auf den Facebook-Seiten auftauchende Filme und Regisseure – samt einem Link zu deren Filmen bei The Auteurs. In den darauffolgenden Wochen wurden diese Seiten von zwei Millionen Facebook-Nutzern angeklickt. Umgekehrt wiederum steht unter jedem Film von theauteurs ein kleines blaues F. Hier kann der Kinoliebhaber all seinen Facebook-Freunden mitteilen, dass ihm ein Film auf The Auteurs gefallen hat. Es ist ein großes Hin und Her, ein freundschaftlicher Vernetzungsirrsinn, mit dem Ziel, die Klicks, die magische Quote des Internets, in die Höhe zu treiben. Je mehr Klicks, desto mehr Anzeigen und Sponsoren. Und dann kommt irgendwann das Geld.

Was das Wort Ökosystem in Palo Alto genau bedeutet, wird an jenem Nachmittag deutlich, als Melissa, die Webdesignerin, vorschlägt, »unseren Freunden bei Facebook« einen Besuch abzustatten. Genau wie The Auteurs jetzt war Facebook vor wenigen Jahren noch eine Garagenklitsche mit ein paar Ideen und einer Handvoll Programmierern. Inzwischen hat sich das Unternehmen mit seinen 800 Mitarbeitern krakenartig über mehrere Gebäude und Straßenzüge in Palo Alto ausgedehnt. Am Eingangstresen muss man eine mehrseitige Erklärung unterzeichnen, in der man sich verpflichtet, auch nicht die kleinste Idee zu verraten, die einem innerhalb des Gebäudes entgegenschwirren könnte. Streng genommen müsste man solche Erklärungen in Palo Alto auch vor dem Betreten eines Supermarktes, Cafés oder Fitnessstudios unterzeichnen.

Hinter der Pforte nimmt uns Melissas Studienfreund Javier Olivan, zuständig für die internationale Ausweitung von Facebook, in Empfang. Als wir durch die Räume gehen, in denen Hunderte junge Programmierer vor ihren Bildschirmen hängen, zwischen Pizzaresten, leeren Kaffeebechern, Skateboards, Vitaminpillen und Basecaps, stellt sich ein seltsames Gefühl ein. Auf der einen Seite das längst Klischee gewordene Bild der übernächtigten Internetpioniere und Garagen-Glücksritter – und auf der anderen die globale Wucht eines Unternehmens, das 200 Millionen Nutzer und einen Milliardenmarktwert hat. Demnächst wird Facebook in eine neue, riesige Konzernzentrale außerhalb von Palo Alto ziehen.

Auf dem Rückweg zum Büro erzählt Melissa, die wie alle festen Mitarbeiter von The Auteurs Unternehmensanteile besitzt, von den Erfolgsgeschichten und Palo-Alto-Mythen. Von den Sekretärinnen und Masseurinnen, die in der Frühzeit von Google mit winzigen Firmenanteilen bezahlt wurden und deren Vermögen heute in die Millionen gehe. Vielleicht ist Google, Megakonzern und Supergeschäftsidee, der Flucht- und Endpunkt vieler Palo-Alto-Sehnsüchte. Und wahrscheinlich ist die riesige Google-Trutzburg, nur wenige Autominuten entfernt, das Bild, das all diese jungen Selbstausbeuter befeuert, ihr Leben mit Applications, Algorithmen und Vernetzungsstrategien zu verbringen. Der Amerikanische Traum als dickes glänzendes Internet-Nugget. Nur: Wie lässt sich diese Goldsucherfantasie mit japanischen Autorenfilmen und britischen Arthouse-Entdeckungen verbinden?

Am Abend lädt Cakarel seine Mitarbeiter in ein Szenerestaurant ein. Aus den Preisen und der Überbuchung lässt sich schließen, dass die amerikanische Krise Palo Alto noch nicht wirklich erreicht hat. »Zumindest was die Lebensart betrifft, sind wir unseren milliardenschweren Nachbarn voraus«, sagt Cakarel und prostet in die Runde. Eine der schönsten Palo-Alto-Geschichten handelt davon, dass die Übernahme von YouTube durch Google in einer Filiale von Denny's, der billigsten aller billigen Fast-Food-Ketten, besiegelt wurde. Fettige Burger zum 1,65-Milliarden-Dollar-Deal. Bei theauteurs wird die neueste Firmenstrategie bei Cabernet und Oktopus-Carpaccio diskutiert. Ihr Name ist: Twitter.

Eine Zusammenarbeit mit diesem Internet- und Handynetzwerk, das auf den sekundenschnellen Nachrichtenwellen sogenannter Followers beruht, soll die Klickraten auf The Auteurs weiter in die Höhe schnellen lassen. Durch eine Verlinkung der Nutzerprofile beider Websites könnte ein Filmliebhaber binnen Sekunden Tausenden von Followern mitteilen, dass ihm ein Film auf The Auteurs gefallen hat. »Wir müssen mit unseren Freunden bei Twitter reden!«, sagt Cakarel.

Plötzlich schwebt über den abgegessenen Dessertellern die Frage, ob sich solche Kommunikationslawinen mit dem Grundgedanken von The Auteurs – ausgewählte Filme für interessiertes Publikum – verbinden lassen. Manchmal kann man mit Aktionismus auch an sich selbst vorbeistürmen. Cakarel lässt kurz die Idee einer zweiten, populäreren Website aufblitzen. Dann wird gezahlt. Es ist halb neun, in Palo Alto geht man früh zu Bett.

Am nächsten Tag, bevor sich unsere Wege trennen, erzählt Efe Cakarel von seinem Plan für eines der großen Filmfestivals: der gleichzeitigen Premiere eines Wettbewerbsfilms im Internet und auf der Leinwand. »Die Organisatoren von Cannes haben bereits zugestimmt, uns fehlt nur noch ein Produzent, der dazu bereit ist.« Zum Abschied sagt er: »Das Großartige an Palo Alto ist, dass man heute eine Idee hat und dass sie innerhalb zwei Wochen umgesetzt wird.« Am Mittag wird Cakarel nach New York fliegen, um mit Martin Scorseses World Cinema Foundation über eine mögliche Zusammenarbeit zu reden. Er will den von Scorseses Stiftung restaurierten Filmen ein eigenes Kinofenster auf The Auteurs anbieten.

Der grüne Link zu Twitter steht mittlerweile unter allen Filmen der Website. In der kommenden Woche wird die Firma in Cannes die Zusammenarbeit mit der World Cinema Foundation ankündigen. Nur die Weltpremiere eines Cannes-Films im Internet hat diesmal noch nicht geklappt. Aber Cakarel ist optimistisch. Vielleicht wird er einfach wieder ein paar Briefe schreiben.

Die Kriegskinder sind unter uns

Die letzten Zeitzeugen des Weltkriegs werden alt. Nun zeigen neue Bücher über die Nachkommen des Kriegs: In vielen Biografien ging der Schrecken weiter. Bis heute **VON ELISABETH VON THADDEN**

Als das Kind dem Lager entkommen war und der Krieg fast vorbei, hat es sich zu Fuß auf den Weg nach Westen gemacht und traf unterwegs auf andere Kinder. Das Mädchen Ruth Klüger, 1931 in Wien geboren, als Jüdin nach Auschwitz verschleppt, hatte sich von dort Anfang 1945 mit der Mutter befreit. »Liebe Freunde«, heißt es fast 50 Jahre später in Klügers Erinnerungen *Weiter leben,* »manche von euch kennen diese Straßen, auch ihr als Kinder und auf der Flucht, und erinnert euch nicht gerade mit Freude daran. Wir wurden von eurem Flüchtlingsstrom mitgeschwemmt und folgten den Heimatlosen, denen ihr eigenes Elend im Hals saß … Wir waren glücklich, die Stätten unserer Gefangenschaft hinter uns gelassen und so viel gewonnen zu haben, nämlich das Recht zu entscheiden, wohin man den Fuß setzt.« Vernichtungslager, Elend der Flucht, Freiheit: Ruth Klüger hat für die deutschen Verbrechen und ihre Folgen eine Sprache gefunden. Die meisten Deutschen aber haben zu ihrer Geschichte wenig Klärendes zu sagen gewusst.

Mit dem Frühling kommen nun fortgesetzt all die Jahrestage der Befreiungen, Besetzungen, Siege und Niederlagen zurück, und mit ihnen – in leicht variierender Rahmung – werden Erinnerungen geweckt und durch neue Erfahrung, durch neue Deutungen umformatiert. Sie gehen längst in einer professionalisierten Erinnerungsgeschichte auf, bearbeitet von Traumaforschung und Geschichtswissenschaft, Gedächtnisexperten und Therapeuten.

Aber jetzt geschieht etwas Neues: Die letzten Zeitzeugen, damals Kinder, werden alt, sie erinnern sich nun, im Alter, an lange Verschüttetes, und in jedem kollektiven Datum verdichtet sich nun die Erfahrung von Einzelnen, die nicht mehr lange da sein werden. Für die Vierzigjährigen rückt der Abschied von den Eltern näher: von denen, deren Erziehung zumeist noch von der Härte des Nationalsozialismus geprägt war, deren Eltern zur Generation der Täter gehörten, die als Kinder den Krieg, die Kriegsfolgen am eigenen Leibe erfuhren, die dann oft, nur schlecht ausgebildet, unbefriedigende Existenzen führten. Die Erinnerung hat es nicht mehr sehr lange mit ihrer primären Erfahrung zu tun.

Foto: Toni Frissell/akg-images

LONDON, 1940: Ein Junge in den Trümmern seines Hauses, unter denen seine Eltern begraben wurden

Aber die nimmt sich unter den Kindern Europas sehr verschieden aus. Etwa so: In den Wäldern bei Tilsit haben ein paar elternlos streunende »Wolfskinder« vom Kriegsende, vom 8. Mai, nichts gemerkt, der sechsjährige Dieter aus Mednicken wird nach dem Tod der Mutter, der Schwestern fast eineinhalb Jahre so in der Wildnis zu überleben versuchen. Das behinderte Mädchen Cäcilia in Duisburg, das sich einen Krieg lang unter einem Cape versteckt hatte, um nicht deportiert zu werden, hatte am 8. Mai schon die Gewalt schwer trunkener Befreier erlebt. Von Vergewaltigung handeln allzu viele der Mädchengeschichten im Osten, die sich im Frühling 1945 auf den Trecks gen Westen zutragen. Da hat Stephanie, ein polnisches Mädchen, längst glückselig gefeiert: Es war vor 1939 als Tagelöhnerkind ins französische Abbeville gelangt, wo die ersten deutschen Bomben vor seinen Augen die Mutter verbrannten, und als endlich ausgerechnet die 1. Polnische Panzerdivision zur Befreiung eintraf, September 1944, war der Krieg für die kleine Polin vorbei.

Von all solchen *Kriegskindern,* von Täterkindern und Opferkindern, berichten die Journalisten Yury und Sonya Winterberg, dicht, einfach, aufs Erzählbare konzentriert, sie haben die Geschichten der Nachbarskinder Europas zu einem Buch verwoben, das man kaum aus der Hand legen kann, weil erst im europäischen Rahmen sichtbar wird, was es heißt, ein Kind dieses Krieges zu sein. Alles liegt in diesem Netz aus Berichten dicht beieinander. Das Verhungern im eingekesselten Leningrad, das Entsetzen der Kinder des polnischen, russischen Widerstands, die erleben, wie die Deutschen ihre Eltern ermorden. Und das Elend in den Bomben, auf der Flucht.

An jedem Ort Europas, in jeder Biografie, jeder Familie ist dieser Krieg abermillionenmal etwas anders zu Ende gegangen. Aus den deutschen Verbrechen tritt durch die Recherchen der Winterbergs so etwas wie ein Panorama europäischer Kindheiten hervor. Mal hat in den kleinen Seelen die Erfahrung von Willkür, Ohnmacht, von Nichtigkeit gesiegt. Mal die des Schutzes und des eigenen Handelns, auch des Stolzes. Oft hat das Schweigen gesiegt, und das Verschwiegene hat Biografien gelähmt. Die der Kriegskinder. Auch vieler Kriegsenkel.

Im kinderlosen Deutschland ist im Frühling 2009 viel von diesen Kindern zu lesen. In auffällig doppelter Aufmerksamkeit hat sich die öffentliche Erinnerung aller zugleich angenommen: der Kriegskinder, also der Jahrgänge 1930 bis 1945, sowie ihrer Kinder, der Jahrgänge 1960 bis 1975, und zumeist geht es um die deutschen Familien. Man wird die Handvoll neuester Veröffentlichungen wegen ihrer mühsamen Sorgfalt weder als Journalisten- noch als Generationsbücher abtun können, sondern als eine eigentümliche Art von Literatur lesen, die Erfahrungen dokumentieren will, bevor die persönlichen Zusammenhänge zerreißen.

Viel Leid ist unter Disziplin und Leistung verschüttet worden

Diese neuen Bücher, fürs große Publikum geschrieben, kommen ohne Geschichtsphilosophie aus, ohne theoretische Rahmung, ihre Historie spielt in der Normalität. Und vieles wirkt einfach wie eine längst überfällige Nacherzählung von stets nur Angedeutetem, tapfer Verschwiegenem, von viel wegdisziplintem Leid. Die Journalistin Sabine Bode, Jahrgang 1945, hat ihrem Buch über die Kriegskinder nun eines über die *Kriegsenkel* in Deutschland folgen lassen *(*Verlag Klett-Cotta), das in deren biografischen Porträts den auffälligen seelischen Nöten vieler heute Vierzigjähriger nachgeht; die Winterbergs, Jahrgang 1965, haben jenes Buch über die europäischen *Kriegskinder* (Rotbuch Verlag) zum gleichnamigen Fernsehvierteiler geschrieben; die Journalistin Anne-Ev Ustorf, Jahrgang 1974, bringt in ihrem Buch *Wir Kinder der Kriegskinder (*Herder Verlag), im Gespräch mit Gleichaltrigen zugleich den Forschungsstand zur Anschauung. Zudem geht die Studie des Münchner Psychoanalytikers Michael Ermann, Jahrgang 1943, durch die Zeitungen, der die traumatischen Belastungen vieler alt gewordener Kriegskinder belegt.

Und es zeigt sich: Von den Großeltern wissen viele der heute Vierzigjährigen wenig, die Verbrechen dieser Tätergeneration sind oft in einer harmonisierenden Familiengeschichte verschwunden, und das Leiden von deren Kindern, den Kriegskindern, war der Rede nicht wert. Immer wieder hat die Loyalität zur eigenen Familie die verschütteten Wahrheiten lieber ruhen lassen. Ebendies hatte der Sozialpsychologe Harald Welzer in seinem Buch *Opa war kein Nazi* an der Enkelgeneration gezeigt, die heute in den Großeltern keine Täter erkennen mag.

Aber nun gilt die Aufmerksamkeit den Kriegskindern. Kinder? Immer noch liegt zuerst die Skepsis nahe, diese Bücher fänden ihr Publikum, weil gegen Kinder keiner was haben kann. Weil da eine generelle Unschuldsvermutung gilt, in einer Art barocker Insgesamttragödie, die nur unschuldige Opfer blinder Vernichtung kennt.

Doch die Forschung hat ja das private Erinnern inzwischen eingehegt, kommentiert, überprüft, und all diese Arbeiten der letzten Jahre bilden nun in den jüngsten Kriegskinder-Büchern das Fundament. Kein Historikerstreit nirgends. Neben Welzers Büchern sind das etwa die Studie *»Maikäfer, flieg!« Hitlers Krieg und die Kinder* (2006) des Historikers Nicholas Stargardt, Jahrgang 1962, die gezeigt hat, dass man sich den Erfahrungswelten der europäischen Kinder zuwenden kann und zugleich die Schuld der Täter analysieren; die Traumaforschung, die seit den achtziger Jahren erweist, dass extreme Belastungen der Kinder vererbt werden können, nicht immer, denn auch die eigene Resistenz, das Gefühl von Schutz spielen dabei eine Rolle; die viel beachtete Studie *Kalte Heimat* des Historikers Andreas Kossert, Jahrgang 1970, die nebenbei auch gezeigt hat, wie viel Kinderleid einfach zugedeckt wurde, damit die Integration von 14 Millionen Flüchtlingen aus dem deutschen Osten irgendwie glückte. Schweigend.

Deutsche Kriegskinder also: Etwa 10 bis 30 Prozent der Jahrgänge 1930 bis 1945 gelten heute als traumatisiert, bei allen Zahlen wird man die Skepsis nicht los, sie würden Unmessbares messen, aber Zahlen gibt es: Auf der Flucht von 14 Millionen Menschen sterben etwa 2 Millionen Zivilisten, die meisten sind Frauen und Kinder. Die Bomben töten etwa eine halbe Million Menschen. Etwa 2,5 Millionen Kinder verlieren ein Elternteil. Viele haben die Ohnmachtserfahrung gemacht, Mutter, Vater, Geschwister neben sich sterben zu sehen. Auf irgendeinem Bahnhof verloren zu gehen, allein die Flucht schaffen zu müssen. Vergewaltigt zu werden, Vergewaltigungen mit ansehen zu müssen. Erschießungen. Erfrieren.

Getrieben von Unruhe, bindungslos, kinderlos

Ihre Traumata? Das Trauma hat neuerdings der Psychiater Peter Riedesser als eine »dauerhafte Erschütterung des Selbst- und Weltverständnisses« beschrieben, und was das unter deutschen Kindern bei Kriegsende 1945 heißen mag, kann wenigstens ein Zeugnis dokumentieren: »Am 6. März 1945 traf eine Granate unseren Treckwagen. Meine Mutter, meine Großmutter, mein Großvater starben. Mein Bruder, 14 Jahre, starb an den Folgen am nächsten Tag. Später wurde mein Vater – ich stand 2 Meter entfernt – erschossen.« In Kosserts Studie *Kalte Heimat* folgen Berichte über Vergewaltigungen, im Alter von zwölf Jahren, auch von fünf.

Dass die Erfahrung der massenhaften und beschwiegenen Vergewaltigung konstitutiv für die Sozialgeschichte Ostdeutschlands und der 14 Millionen Flüchtlinge ist, wie es zuerst 1997 der amerikanische Historiker Norman Naimark begründet hat, belegen diese Bücher fern jeder Moralisierung und Schuldzuweisung, oft nur durch Andeutung. Inzwischen ist eine individualisierte Öffentlichkeit, rechtsstaatlich geschult, der ehemaligen Besatzer ledig, dafür hellhörig geworden. Dieser Öffentlichkeit gilt die Vergewaltigung nicht mehr als zu verschweigende Schande. Die Schätzungen liegen bei 1,4 Millionen Opfern, viele starben während der Tat. Anne-Ev Usdorfs Buch stellt die auf ein Mehrfaches höher geschätzte Zahl der Vergewaltigungen durch deutsche Soldaten allein in Russland hinzu.

Und die Folgen: Vielen der Kriegskinder ist eine fortwährende existenzielle Angst geblieben, ein scheinbar körperloses Leben, die Aufspaltung in ein funktionierendes Ich und in eines, das emotional unerreichbar blieb. Viele haben erst im Alter, als die Abwehr des Schmerzes nachließ, als sie nicht mehr angestrengt Leistung abliefern, nicht mehr angestrengt für Harmonie in der Familie sorgen mussten, von ihren Erfahrungen zu erzählen begonnen – oft unvermittelt. Indirekt. Aus nichtigem Anlass. Und zugleich haben viele Symptome entwickelt, für die schließlich ein Arzt gebraucht wurde.

Sie haben in den sechziger, siebziger Jahren fast alle Kinder bekommen. Viele dieser Kinder, die oft kinderlosen Vierzigjährigen also, haben Eigenschaften gemeinsam: Sie haben immer gemeint, ihre Eltern unmerklich trösten zu müssen, deren stumme Gefühle stellvertretend empfinden zu müssen und durch Leistung das Leid wettzumachen. In ihrer Wahrnehmung hat es ihnen fast allen an körperlicher Wärme gefehlt, an Nähe. Sie meinten, unerheblich bleiben zu müssen, um den Eltern ein Gefühl von Stärke zu geben, sie haben gesucht und geforscht und nur eigene Mängel gefunden. Immer glaubten sie, die Verantwortung fürs Wohlsein der Eltern zu tragen. Getrieben von Unruhe, bindungslos. Wo ein klares Gefühl hätte sein sollen, da war einfach nichts.

In diesen Büchern, nicht untypisch für einen bis in die Forschung verbreiteten Umgang mit Geschichte, dominiert ein Ton des Vertrauens, dass im Erzählen am meisten Erklärungskraft stecken könnte. Plötzlich ist ein Gewinn der deutschen demokratischen Wohlstandsgeschichte zu sehen: Jene Demokratisierung und Pluralisierung des Überliefernswerten, die vor 30 Jahren durch die *Oral History* in die Geschichtswissenschaft einzog und viele subjektive Geschichten zum Sprechen brachte, hat in diesen Büchern durch den therapeutischen Diskurs der Gegenwart Verstärkung erfahren. Der ist hier, wie in allen Kriegs- und Kriegsfolgengebieten der Welt, mal sinnvoll am Werk: in den Aufklärungsbemühungen von Flüchtlingsnachkommen. Denn das sind in diesen Büchern die meisten, die sich nicht mit Wiedergutmachungsradau aufhalten, sondern sich befähigen wollen, mit der Vergangenheit die Gegenwart wahrzunehmen, die eigene. Und die der anderen.

Endlich. Denn all die normative Verunsicherung, die innere Fixierung auf das ungeklärte Vergangene in den Familien, hat lange die Biografien blockiert. Mitten in Europa, unter den heute privilegiertesten Bürgern der Erde.

Lieber Gott, lies das mal

Arnold Stadler hat ein riskantes, ein furioses Buch geschrieben. Über Jesus, Pasolini und das Leben, das so wehtut **VON ANDREAS MAIER**

Seitdem ich Arnold Stadler zum ersten Mal gelesen habe, hat er meine Sprache und meinen Stil verändert, und vor allem ist er mir als Person unhintergehbar geworden. Wir sind uns öfter begegnet, kennen uns seit einigen Jahren, aber mit »als Person« meine ich nicht diesen Menschen, der da vor mir steht, wenn ich ihm begegne. Der, der da vor mir steht, schreibt ja gerade nicht und ist kein Buch. Ich glaube, dass Bücherschreiben auch im Fach »Belletristik« eine Art sein kann zu denken. Es gibt sogar Leute, die können eigentlich nur auf diese Weise denken. Sie führen ein lebenslanges Denkgespräch mit sich selbst – manchmal in Erzählprosa, manchmal in anderer Form. Und sie werden durch das Schreiben mit sich vertraut. Sie entstehen, indem sie sich an sich abarbeiten. Sie bekommen immer mehr eigenen Wortlaut.

Mich hat nie die Handlung in einem Buch interessiert, mich hat nie ein Stoff interessiert, mich hat an einem Buch überhaupt noch nie etwas »interessiert«. Eigentlich verlange ich von einem Buch viel mehr. Ich muss mit den Büchern leben und ebenfalls mit ihnen denken können. Vor der Denk- oder sagen wir sogar: Lebensbewegung, die ich sehe, wenn ich Stadler und sein Werk betrachte, stehe ich, behutsam gesagt, mit großer Achtung. Ich sehe darin so etwas wie eine aufrichtige Selbsterkenntnis, gepaart mit einer ebenso aufrichtigen (man könnte auch sagen, wahren) Selbstverhüllung, die sich aus der Erkenntnis speist, dass bloße Selbstenthüllung im Regelfall etwas absolut Vorschnelles ist, sagen wir, eine Art Wahrheitskitsch, an den man schnell selbst nicht mehr glaubt. Der Kipp-Punkt zwischen diesen beiden Polen ist Stadlers Erkenntnisbereich. Stadler hält die Wunde immer offen. Und er macht ein Lebensbild daraus: Es tut weh, also bin ich.

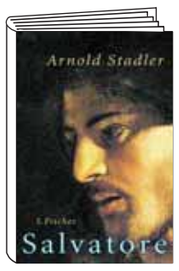
Stadler hat es geschafft, innerhalb seines Werkes gewisse Worte so zu seinen eigenen zu machen (vergleichbar zuletzt vielleicht mit Gottfried Benn, der hatte auch seine eigenen Worte, und wie), dass es viel Platz brauchte, diese Begriffe im Stadlerschen Sinn zu explizieren. Vor allem natürlich das Wort Sehnsucht. Erst war es die Sehnsucht nach dem anderen, die Sehnsucht nach einem anderen Land, dem Meer, oder sei es nur die nach der Nordsee. Dann war es die Sehnsucht nach der Liebe … wobei alles, was mit Liebe zu tun hat, bei Stadler sehr vielfältig sein kann, wie im Leben. Es gibt kein Liebesverbot. Aber es gibt auch keine Sprache (und soll auch keine geben) für die verschiedenen Arten der Liebe.

Peitschen (das wäre so eine Art) kommen bei Arnold Stadler jedenfalls nicht vor. Nadeln auch nicht. Gar keine Instrumente. Und doch zeigt er uns in jedem Satz die Instrumente. Und es ist alles, was da stattfindet, mit oder ohne Instrumente, Liebe und kann gar nicht anders sein. Dass ein Mensch leben muss und leben können will mit dem, was er ist und wie er nicht anders sein kann, das lese ich bei Stadler. Und dass er dabei dennoch immer die Sünde in sich spürt und die Sünde keine Lüge ist, sondern die Wahrheit, das lese ich ebenfalls bei Stadler. Und dass es dafür kein anderes Wort gibt als Sünde. Dass also auch dieses Wort dazugehört. Und dass es zugleich Leben ist. Daraus wird ein Weltbild oder, sagen wir – eine *conditio humana.* Wo es wehtut, ist Leben.

Foto: Jürgen Bauer

Arnold Stadler, geboren 1954, lebt in Sallahn und Berlin

Nun, in seinem neuesten Buch *Salvatore,* kommt nach der Sehnsucht auch nach unausgesprochenen Dingen, die man eher in Schuppen versteckt, damit die anderen sie nicht finden, etwas Weitergehendes in den Bereich des Stadlerschen Wortes Sehnsucht und seiner anderen Worte. Das ist der liebe Gott. (Ich nenne ihn so.) Der war bei Stadler auch schon immer da, so wie bei einem großen Autor sowieso immer schon alles da ist, wenn auch manchmal erst im Hintergrund. Aber jetzt hat der liebe Gott ein Buch bekommen. Auslöser dafür ist Pasolinis Verfilmung des Matthäus-Evangeliums, von dem Stadlers Buch handelt. Ein Mann, konkurs, abgewirtschaftet und auch noch Salvatore heißend, gerät am Himmelfahrtstag, an dem die anderen Vatertag feiern und Bierkästen in Kinderwagen herumschieben, zum ersten Mal seit langer Zeit in einen Gottesdienst und anschließend auch noch in eine Vorführung des Matthäus-Evangeliums von Pasolini. Er kommt verändert aus dem Film heraus, beseelt und erleuchtet. Man könnte das Buch einen Roman nennen, wenn es nicht nach einem Drittel seinen erzählerischen Ansatz schon ad acta legen würde. Das nächste Drittel des Buchs besteht aus einer Nacherzählung des Pasolini-Films aus Salvatore/Stadler-Perspektive. Der Film wird zu einem Stadler-Text umgeschrieben, aber zugleich schreibt sich Pasolinis Film und seine Atmosphäre auch in Stadlers Stil und sein Wort Sehnsucht hinein. Dritter Teil: Eine Art Essay über Pasolini und sein Leben und sein Sterben und seine Liebe. Dann folgt noch eine Betrachtung über die gegenwärtige katholische Kirche. Stadler fällt hier völlig von seinem sonstigen Stil ab, lässt jeden Schutz fahren und schreibt Dinge, die im öffentlichen Diskurs sofort zerfetzt werden können. Dann folgt noch so etwas wie eine kunstgeschichtliche Betrachtung des berühmten Zöllnerbildes Caravaggios. Jesus bestellt den Zöllner zu seinem Jünger, und für Stadler ist der Bestellte natürlich nicht, wie für die Kunstwissenschaft, der alte bärtige Mann, sondern der schöne junge Mann am Tischende mit den üppigen Schenkeln. Alle diese Teile fallen im Buch auseinander. Und in allen geht es um dasselbe.



Arnold Stadler: Salvatore
Roman; Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2008; 223 S., 17,90 €

Das Buch ist ergreifend disparat und liebevoll hilflos in seiner Anlage, und vielleicht wäre es sonst weniger gelungen. Es wirkt auf mich fast kaputt, macht sich geradezu mit Absicht angreifbar und spricht doch gerade vom *Salvatore,* vom Retter. Wer dieses Buch zur Hand nimmt und glaubt, könnte auf den Gedanken kommen, hier finde gerade ein Pfingsterlebnis statt.

Stadler nennt den lieben Gott zwar nicht den »lieben« Gott. Aber ich tue das seit ein paar Jahren. Ich selbst habe irgendwann ganz aufgehört, von Gott zu sprechen, und spreche seitdem nur noch vom lieben Gott. Vielen ist das unangenehm. Einige halten das sogar für ganz und gar dumm und eine Pose. Eine Anmaßung. Kurz, eine Schweinerei vielleicht sogar. Vor allem paare ich das damit, dass ich mich auf keinerlei Diskussionen mehr einlasse. Ich habe vollkommen zu argumentieren aufgehört. Das verärgert besonders. Das darf man nicht. Und nun finde ich plötzlich dieses Buch *Salvatore,* das etwas ganz Ähnliches macht. Es beendet den Diskurs und wird selbst zum Funken.

Normalerweise teilen wir die Welt in zwei Gattungen ineinander unübersetzbarer Wesen. Da ist zum einen der, der an Gott glaubt. Das wird respektiert. Es erscheint allerdings auch als eine Krankheit. Manche »würden« sogar »gern glauben können«, können es aber nicht (sagen sie). Und zum anderen sind da die, die die Gläubigen anschauen wie Wesen aus einer fremden Welt. Die Glaubenden reden meist in ihren eingefahrenen Glaubenssätzen, die anderen haben eine Batterie an »aufgeklärten« Instrumenten zur Hand, mit denen sie die Ersteren jederzeit für schwachsinnig erklären können, ehrlich gesagt.

Selten passiert es, dass plötzlich einer erleuchtet wird. Das ist, wenn das Wort erlaubt ist, unzweifelhaft geschehen, als der ungläubige Pasolini seinen Film *Il Vangelo secondo Matteo* gedreht hat. Man sieht das und ist erschlagen, früher hätte man gesagt: ergriffen, noch früher hätte man vielleicht gesagt: beseelt. Dass da Jesus anwesend sein könnte und vor allem der Heilige Geist, der mir das alles mitteilt, das würde heute keiner sagen.

Pasolini war ein Kulturmensch, einen Film zu drehen hat alles andere als heiligmäßige Qualitäten und erfordert eine Menge Sekundärtugenden. Also kann man den Film gern in seine rhetorischen Einzelteile zerlegen und zeigen, wie und warum er so auf den Zuschauer wirkt, bis nichts von ihm übrig ist. Man wird dann sagen: Pasolini versteht es sehr gut, im Betrachter die und die Reaktion zu erwecken, weil er den Betrachter und seine Gewohnheiten und Bedürfnisse sehr gut kennt – er ist ja Künstler.

Schwache Rede! Lese ich Heiligengeschichten, wird mir stets etwas sehr Ähnliches erzählt wie das, was Pasolini und seinen Film angeht. Da gab es Heilige, die liefen herum und brachten anderen den Glauben, das ist noch kein Wunder, aber sie brachten ihnen den Glauben an Wunder, und gleich an das größte, nämlich dass es für sie einen lieben Gott geben könnte.

Lese ich Stadlers *Salvatore,* lese ich Erschlagenheit, Ergriffenheit und Beseeltheit. Von einem Film. Oder vom Heiligen Geist? Die Gläubigen behaupten, der Geist Christi sei in die Welt gekommen und habe sich auf Jesu Jünger und von dort auf andere übertragen, und diese Kette riss nie ab, und wo man selbst keinen Beseelten traf, besorgte man sich wenigstens eine Reliquie und am Ende wenigstens eine Kontaktreliquie. So kam dieser Geist immer weiter und schließlich, wenn man reden dürfte wie die Alten, auf Pasolini. Stadler kann das erkennen (denn auf ihn kam er ja auch), aber nicht aussprechen. Aber man kann wenigstens die Sehnsucht danach haben, so denken zu können.

Stärkere Rede! Stadler war immer ein Autor des kontrollierten Tabubruchs. Nein, umgekehrt. Er bricht vornehmlich stets das Tabu, keine Tabus haben zu dürfen. Seine Helden und seine Sprache etwa brechen mit dem Zwang, sich zur Homosexualität (was für ein aseptisches Wort!) bekennen zu müssen. Da ist von Liebe die Rede oder von noch Allgemeinerem. Aber nicht von mehr oder weniger. Das Wort Homosexualität kam bislang, soweit ich sehe, nie vor. Jetzt, wo es um Pasolini und Jesus geht, zum ersten Mal.

Bei Stadler muss auch noch kein Sport getrieben werden. In *Mein Stifter* (2005) hat Arnold Stadler eine Hommage an den notorischen Dickwanst Adalbert Stifter geschrieben. Sport ist dem, der da in den Büchern Stadlers spricht, ebenso zuwider wie die moderne Hirnforschung. Überhaupt darf bei Stadler auch der Tod im Leben schon dazugehören. So altertümlich ist dieser Autor. Er ist so altertümlich, dass er sogar noch, und zwar sein ganzes Werk hindurch, Zeugnis abgibt, von sich und der Welt. Arnold Stadler hat ein Werk, und er hat ein Leben. Das kann man nicht über viele sagen.

Daher macht Stadler oft auch das, was Verlage und Lektoren hassen. Er wiederholt sich. Er übt sich ein, wie in eine Litanei, und er schließt dadurch seine Bücher immer mehr zu einem Großen und Ganzen zusammen. Sein letztes Buch hieß *Komm, gehen wir,* mit diesen Worten finden sich da Liebende am Strand zusammen und gehen sich lieben. Nun ist es Jesus, der auf die Fischer trifft und genau dasselbe zu ihnen sagt. Kommt, gehen wir. Daraus werden dann Petrus und all die anderen (vorneweg Andreas). Vorher waren es noch Liebende.

Es wird bei Stadler auch gegen die Gesundheit geraucht. Es wird bei Stadler, wo es um Sehnsucht geht, in den Swingerclub gegangen und dort schon mal vorsorglich angewichst, wenn man aus der Umkleidekabine kommt. Und das alles ist dann nicht Sexualität oder Lustbefriedigung oder sonst etwas in unserer Sprache, sondern es ist schlicht Sehnsucht und Leben – und hat stets, wie alles, was die Wahrheit berührt, poetische Kraft. Mitten dahinein kommt nun bei Stadler Jesus und sagt: Komm, gehen wir.

Und nun wird bei Stadler auch noch in den Gottesdienst gegangen. Und mehr noch, nun wird bei Stadler sogar darauf beharrt, dass man so etwas, wie es Pasolini gemacht hat, auch selbst machen kann. Nämlich ein Evangelium, auch wenn es von der Wissenschaft durchforstet ist, auch wenn der Text erst einmal von Philologen hergestellt werden muss, auch wenn ganze Komitees die Übersetzungen durchsprechen und alles von höchster institutioneller Ebene abgesegnet ist … nämlich ein Evangelium nehmen und lesen und erschlagen, ergriffen und beseelt sein können. Früher hätte man gesagt, den Heiligen Geist zu sich lassen.

Die Amseln, sagt Stadler, sangen, als blühten sie. Stadlers Sprache ist auch so ein stetes Blühen, und nun hat er das Evangelium nach Matthäus in sein Blühen hineingenommen. Stadlers Buch blüht wie der Film von Pasolini. Und wie das Evangelium selbst, von dem Stadler vielleicht ja sein eigenes Blühen hat. Und das alles könnte man dann vielleicht die Anwesenheit des Heiligen Geistes nennen.

Andreas Maier, geboren 1967, lebt in Bad Nauheim. In diesem Jahr erschien sein Roman »Sanssouci«

GEDICHT: MAHMOUD DARWISH (1941–2008)

Der Würfelspieler

Wie leicht wäre es möglich
Keine Schwalbe zu sein
Wenn der Wind dies wollte
Und der Wind allein ist des Reisenden Glück
Ich ging gen Norden gen Osten und Westen
Nur der Süden blieb mir verschlossen
Denn der Süden ist mein Land
Und so wurde ich zur Metapher einer Schwalbe
Um zu kreisen über meinen Trümmern im Frühjahr
Und im Herbst und um zu taufen meine Feder
Mit den Wolken des Sees und auszudehnen meinen Gruß
An den unsterblichen Nazarener weil in ihm
Der Hauch Gottes wohnt denn
Gott ist des Propheten Glück
Und mein Glück seine Nachbarschaft
Aber mein Unglück ist dass das Kreuz ewig
Die Leiter bleibt zu unserem Morgen
Wer bin ich euch zu sagen
Was ich da sage
Wer?

Mahmoud Darwish: Der Würfelspieler
Gedicht; Deutsch/Arabisch; aus dem Arabischen und mit einem Vorwort von Adel Karasholi; A1 Verlag, München 2009; 92 S., 12,90 €

WIR RATEN ZU

Die Wildnis in uns

Wolken. Nebel. Schorfige Felsabhänge, endlose Farnwiesen, düstere Zedernwälder. Tierspuren. Eisregen. Elender Hunger, quälender Durst, und doch, und gerade: leben wollen! Der Natur ist in diesem Roman eine Hauptrolle zugedacht, der Natur in uns und um uns herum. Die kanadische Autorin Gil Adamson schickt eine junge Frau, Witwe aus eigener Hand, auf eine nicht enden wollende Flucht durch die Wildnis, sie führt sie weg von sich selbst und anderen, bis an den Rand dessen, wo der Mensch existieren kann. Gil Adamson, die zuvor Kurzgeschichten und Lyrik verfasste, hat ihr Romandebüt gewagt, und es ist ganz außerordentlich gelungen. Die Witwe ist eine Gejagte, im Namen des Gesetzes und des Hasses, und ihre Verlorenheit ist grenzenlos. Sie versinkt in Betrachtungen von Blätterflirren, Vogelgeräuschen, Windbewegungen, Wolkenformationen, so dicht gewebt, dass sie die Schrecken der Seele überdecken sollen und doch nur den Wahnsinn verraten. *In weiter Ferne die Hunde* entwickelt eine verblüffende Dramatik mit den Requisiten des alten Western und endet mit einer leichten, ironischen Notiz, als sei auch Gil Adamson nicht wenig erleichtert, ihr Wagnis zum glücklichen Ende geführt zu haben. Wir raten zu. **SUSANNE MAYER**

Gil Adamson: In weiter Ferne die Hunde
Roman; aus dem Englischen von Maria Andreas; Bertelsmann Verlag, München 2009; 383 S., 19,95 €

VOM STAPEL

eBay für die Liebe

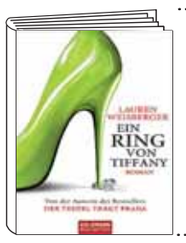
Zwei Bücher darüber, wie man sich im Internetzeitalter einen Mann angelt

Ach, die Kennenlerngeschichten! Die schönen Kennenlerngeschichten, wohin sind sie nur verschwunden? Die wirkliche, wahre, hier kurzerhand erfundene Kennenlerngeschichte geht nämlich so: »Ich dreh mich also um, und weißt du, wer hinter mir steht?« – »Nein, das gibt's nicht!« – »Doch, genau der.« – »Der aus der S-Bahn?« – »Genau.« – »Aber das ist doch zwei Monate her!« – »Genau.« – »Und, hat er dich erkannt?« – »Aber wie.«

Man sieht, worauf es bei den Genregesetzen der klassischen Kennenlerngeschichte ankommt. Auf Unberechenbarkeit und lupenreine Absichtslosigkeit. Auf die zwingende Macht des schieren Zufalls. Der Greifarm des Schicksals fährt von hoch oben hernieder, pickt zwei Menschlein heraus und steckt sie zum gleichen Zeitpunkt an den gleichen Ort, in ein S-Bahn-Abteil oder eben eine Kinowarteschlange. Man kann hieraus aber auch erahnen, woher die Ödnis eines Buches rührt, in dem die Kennenlerngeschichte als durchgeplantes Projekt auftritt. **Ulrike Bornschein,** eine höchst attraktive, muntere Blondine aus Berlin, unternahm ein Jahr lang den Selbstversuch, bei einer Partnervermittlung im Internet einen Mann zu finden. Ebendarüber verfasste sie anschließend ein Buch, **Bei Anruf nackt** *(Meine Partnersuche im Internet;* Heyne Verlag, München 2008; 290 S., 8,95 €).

Eins vorweg: Gegen diese Art des elektronischen Fischfangs ist unter moralischen, kulturellen und lebenspraktischen Aspekten nicht das Allergeringste einzuwenden! Unter dem Aspekt der Narration indes, der lohnenswerten, ausgeschmückten Erzählung, sieht die Sache anders aus. Denn es ist nun mal ein beträchtlicher Unterschied, ob sich die Kennenlerngeschichte aus der Macht des Schicksals heraus ergibt oder aus einem mit Männerdaten proper gefüllten virtuellen Warenkorb. Dabei ist die Chance, dass sich der Richtige im Angebot befindet, gar nicht so klein: Ulrike Bornschein hatte im Laufe eines Jahres Dates mit rund 50 Männern, verliebte sich nach eigener Aussage dreimal und geriet noch ein paarmal mehr in hormonelle Hochstimmung. Das erlebt, wer sich auf den Zufall verlässt, nicht so leicht. Über vierzehn der Kandidaten schreibt die Autorin in ihrem Buch, und dieses ist, im Sinne gleichsam bürokratischer Erledigung, auch in vierzehn Kapitel aufgeteilt. Pro Mann ein Kapitel. Nach *Manuel, dem Schweigsamen,* und *Raoul, dem Lustmolch,* hat sich die Neugier auf den Rest erschöpft. Es geht nun mal bei diesem Kennenlernen im Internet strukturell nicht anders zu als bei einem Einkauf bei eBay.

Alarmierend ist indes, dass die poesielose Liebeskultur, die das Internet hervorgebracht hat, sich auch außerhalb des Internets als Fantasieprinzip durchsetzt. In dem Unterhaltungsroman **Ein Ring von Tiffany** von **Lauren Weisberger** (Verfasserin des Bestsellers *Der Teufel trägt Prada)* gehen drei junge New Yorkerinnen bei ihrer Männersuche so schematisch vor, als durchforsteten sie ein Kaufhaus nach einer Hose in der richtigen Länge und zum richtigen Preis. Bevor das erwünschte männliche Liebesobjekt auftaucht, ist schon klar, welche statistischen Daten es erfüllen soll. Ach, die Kennenlerngeschichten, es sieht wirklich nicht gut für sie aus. **URSULA MÄRZ**



Lauren Weisberger: Ein Ring von Tiffany
Aus dem Englischen von R. Rawlinson und M. Tichy; Goldmann, München 2009; 384 S., 8,95 €

Ewige Arbeit am Geschlecht

Wie Judith Butler die Folgen ihrer Gender-Theorie langsam selbst unheimlich werden **VON WILHELM TRAPP**

Paris brannte, und die Welt fing Feuer. Es war im letzten Jahrtausend, im Jahr 1990, als der heißeste Funke der jüngeren Geisteswissenschaften zündete: als in glücklicher Koinzidenz die Philosophin Judith Butler ihre Studie *Gender Trouble* und die Filmemacherin Jennie Livingston ihre Dokumentation *Paris is Burning* herausbrachten. Der Film schildert hinreißend melancholisch die New Yorker Dragqueen-Szene, in der arme, farbige, schwule Männer ihre Daseinsträume als irgendwie weibliches Luxusgeschöpf sozusagen flamboyant-radikal auslebten. Was die explosive Frage aufwarf, ob diese Dragqueens nicht nach Lidstrich und Faden die perfekteren Frauen seien – und was das am Ende für unsere Begriffe von Geschlechtlichkeit überhaupt bedeuten könnte.

Man hätte dem bunten Film solche Fragen aber wohl nie gestellt, wäre nicht als zementhartes Theoriependant zugleich Butlers *Unbehagen der Geschlechter* (deutsch 1991) erschienen. Film und Buch begründeten in verführerischer Ergänzung den akademischen Paradigmenwechsel der Genderstudies. Judith Butler hatte am Differenzfeminismus kritisiert, dass er zwar für Frauenrechte kämpfe, aber Ideen einer »weiblichen Natur« letztlich nur bestätige. Dagegen hielt sie eine provozierende Dekonstruktion, der zufolge Geschlecht nicht ontologisch begründet, sondern das Produkt kultureller Praxis sei, eines performativen *doing gender:* Wir sind nicht Mann oder Frau, lesbisch, schwul, hetero, sondern wir *tun* so. Und wir könnten auch ganz anders. Die subversive Kraft dieses Anderen – des kontingenten Körpers, der munter Uneindeutigen in *Paris is Burning* – blieb bis heute der denkerische Angelpunkt der in Berkeley lehrenden Starphilosophin.

Foto: Jürgen Bauer

Judith Butler, geboren 1956, lebt in Berkeley/Kalifornien

Butlers neuer Aufsatzsammlung *Die Macht der Geschlechternormen* allerdings merkt man ihr Unbehagen an der Rolle als Schutzheilige der Gender-Debatte deutlich an. Programmatisch witzelt der Originaltitel *Undoing Gender,* wie er wieder ins Fließen bringen will, was stockte: das dubiose Schlüsselwort Gender mit seiner zauberlehrlingshaften Karriere. Butler hatte den grammatischen Begriff als Platzhalter für vielfache, unstete, sprachlich bedingte Geschlechtsidentitäten politisiert und etabliert. Kulturwissenschaftlich fruchtete der »Gender-Aspekt« gewaltig, gleichzeitig avancierte er zum Paradebeispiel eines verirrten Neologismus: Wer heute Gender sagt, meint meistens Frauen und weiß es eigentlich selbst nicht so genau. Daran ist die Wortschöpferin nicht unschuldig. »Bin ich überhaupt ein Gender?«, fragt Butler nun bewusst sprachlich verquält, doch Absicht hin oder her: Der hilflos eingedeutschte Begriff blieb unverdaulich, wie das babylonische Wortmonstrum »Gender Mainstreaming« quasi regierungsamtlich bezeugt.

Judith Butler: Die Macht der Geschlechternormen
Aus dem Englischen von Karin Wördemann, Martin Stempfhuber u. a.; Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2009; 414 S., 24,80 €

Die Macht der Geschlechternormen will deshalb die Theorie kritisch auffrischen. Das Buch kreist abermals um jene prekären Identitäten, die nicht im Entweder-oder, sondern im Weder-noch daheim, ergo sprachlich unbehaust sind. Um metamorphische Körper. Um Inter- und Transsexuelle. Um schwule, lesbische Verwandtschaftsgrade. Also um extreme Randphänomene – welche Butler freilich mit aller denkerischen Schärfe ins Zentrum prinzipieller Überlegungen holt. Denn warum, so fragt sie, lösen Transsexuelle eine solche juristisch-klinische Kategorisierungswut aus? Warum sperrt sich Deutschland so heftig gegen ein homoeheliches Adoptionsrecht? Weil eben von diesen Rändern her das Zentrum kartografiert wird. Weil eine Transsexuelle die Weiblichkeit und schwule Väter die Vaterschaftsnormen selbst verändern. Der Normbegriff soll die Brücke schlagen von der Theorie zur Lebenswelt, deren Ignorierung man Butler gern vorwarf. Und selbstredend durchsiebt sie jegliche soziale Norm mit gewohnter dekonstruktiver Brillanz, sodass durch die Löcher die Chance auf eine Neuformulierung des Menschlichen strahlt. Butler nennt dies eine »Philosophie der Freiheit«, welche die »Möglichkeit selbst als eine Norm« versteht, vor allem die Möglichkeit uneindeutiger Subjekte, »als Personen aufgefasst zu werden«. Wer sie verteidigt, so Butler, ficht für unser aller verletzliche und schwache Körper.

Schwerfällig, wie auf Krücken humpeln freilich die Argumente dorthin. »Ich denke, man kann wohl sagen, dass« – ja, dass Butlers Sprechakt- und Jargonblüten zu ermüdender Umstandshuberei führen, was die am Amerikanischen klebende, oft strauchelnde Übersetzung nicht abmildert. Dabei geht es um weit mehr als eine Stilfrage. Denn Butlers schnurrender Dekonstruktionsmotor kann durch den wattierten Jargon kaum nach außen dringen. Soll er auch nicht. Diese Sprache selbst will möglichkeitssinnig, kontingenzlöchrig sein, und das führt mitunter zu blinden Flecken. Wenn Butler am Beispiel der Homoehe das Pro (mehr Rechtssicherheit) und das Contra (kein Adoptionsrecht, neuer Normenzwang) diskutiert, bezieht sie partout keine Stellung. Dabei geht es hier doch weniger um ein dialektisches Pro und Contra als um den ersten Schritt (Ehe) und folgende (Adoption), in denen dann auch die Normen neu formiert werden. Mit anderen Worten: Dieser im Kern hochpolitischen Philosophie ist politische Pragmatik einigermaßen fremd.

Judith Butler: Krieg und Affekt
Aus dem Englischen von Judith Mohrmann u. a.; diaphanes, Zürich/Berlin 2009; 112 S., 8,– €

Dass Judith Butler auch anders kann, zeigt das klare, frische Büchlein *Krieg und Affekt.* Hier gelingt es ihr, die These vom kontingenten Körper und seiner basalen Verletzlichkeit in eine Ethik zu überführen. Hier zeigt sie, wie Politik und Medien im Irakkrieg das öffentliche Mitleid manipulierten, indem sie eine scharfe Trennung von betrauernswerten und nicht betrauernswerten Körpern propagierten: als sie Kriegsfotos oder Leidenszeugnisse der Guantánamo-Häftlinge unterdrückten. Gerade diese Zensur, so argumentiert Butler, darin auch eine neue, menschenrechtlich engagierte Dimension ihres Denken erschließend, offenbart die enorme affektive Macht des verletzlichen Körpers.

Die Macht der Geschlechternormen aber, diese unglücklich opernhaft betitelte Reprise, beantwortet endgültig die seit *Gender Trouble* bestehende Frage, wie sich die subversive Energie des kontingenten Körpers denn konkret entfalten solle. Judith Butler, die so unangefochten filigran jede Ontologie der Geschlechtlichkeit widerlegte, hat damit, so scheint es, lediglich die DNS einer Mutation entziffert, die aber ganz selbstständig abläuft. Das zwangsmissverständliche Wort Gender ist das Symptom dieses machtlosen Theoriecodes. Venus Xtravaganza, eine der Diven in *Paris is Burning,* hat ihn nie buchstabieren müssen. Sie hat ihn, überwältigend irritierend und glamourös, schlichtweg gelebt.

Viel Lärm um Tracey

Als Skandalnudel des Kunstbetriebs ist Tracey Emin eine teure Marke. In ihrer Autobiografie findet man eine Pop-Feministin **VON CHRIS KÖVER**

Tracey Emin ist ein Star. Spätestens seit sie 1999 ihr ungemachtes Bett in einer Ausstellung zeigte, umgeben von Kondomen, blutbefleckten Unterhosen und leeren Wodkaflaschen, ist sie eine der bekanntesten Vertreterinnen ihrer Zunft. Die intimen Details ihres Privatlebens auszustellen war dabei von Anfang an die Basis von Emins Kunst – und von Anfang an schied sie damit die Geister: Die einen halten die Frau, die als eine der sogenannten »Young British Artists« unter den Fittichen des Sammlers Charles Saatchi in den neunziger Jahren groß, berühmt und vor allem teuer geworden ist, für eine reine Provokateurin, die anderen für die größte lebende Künstlerin unserer Zeit.

Anlass für die erneuten Lobeshymnen, die derzeit quer durch die deutsche Medienlandschaft vom *Spiegel* bis zur *FAZ* angestimmt werden, sind Emins Autobiografie *Strangeland,* bereits 2005 im englischen Original und nun auch in einer deutschen Fassung erschienen, sowie eine Retrospektive ihrer Kunst, die derzeit durch die europäischen Metropolen tourt (bis 21. Juni im Kunstmuseum Bern). Emin erzählt in ihrem Buch die Geschichte ihrer Kindheit und Jugend, und sie liest sich wie das Drehbuch eines britischen Drogenfilms: wie Emin in der Trostlosigkeit des britischen Seebads Margate mit Mutter und Zwillingsbruder aufwächst, wie die Familie verarmt, wie sie als Mädchen die Schneidezähne verliert, magersüchtig und mit 13 vergewaltigt wird, sich mit 14 quer durch die männliche Stadtbevölkerung geschlafen hat, die Schule abbricht, nach London abhaut und Künstlerin wird.

Tracey Emin: Strangeland
Autobiografie; aus dem Englischen von Sonja Junkers; Blumenbar Verlag, München 2009; 240 S., 17,90 €

Nach dem gleichen Prinzip wie Tracey Emins Kunst funktioniert auch ihr Buch: Es ist sicher kein literarisches Meisterwerk, was kann man erwarten von einer Frau, die nach eigener Aussage nie richtig schreiben gelernt hat. Aber es liest sich so surreal und flüssig, dass man kaum erwarten kann, die nächste Seite umzublättern – weil das Leben von Stars eben faszinierend ist, und das von Tracey Emin in besonderem Maße. Die These, Emin sei damit eine der wichtigsten Künstlerinnen der Gegenwart, ist schwer aufrechtzuerhalten. Wahr mag sein: Auf dem Kunstmarkt hat Emin großen Erfolg, seit 2007 ist sie Mitglied der altehrwürdigen Royal Academy. Trotzdem schaffen Kolleginnen wie Sarah Lucas oder die weitaus weniger bekannte Andrea Fraser wesentlich komplexere Werke, neben ihnen wirkt Emin auch mit 46 Jahren noch wie ein rebellischer Teenager.

Ein empfehlenswertes Buch ist *Strangeland* dennoch – vor allem für diejenigen, die sich für Popfeminismus interessieren. Denn auch wenn sich Emin selbst mit Händen und Füßen gegen dieses Label wehrt: Ihre Selbstabrechnung ist in vielen Punkten feministisch oder kann zumindest so gelesen werden. Wenn sie etwa immer wieder voller Achtung und Liebe über die Beziehung zur Mutter und Großmutter schreibt und damit die weibliche Familiengenealogie betont. Wenn sie die eigenen sexuellen Bedürfnisse und Fantasien ausspricht, egal wie politisch unkorrekt oder dreckig diese sein mögen. Wenn sie im Kapitel *M*A*S*C*U*L*I*N*I*T*Y* schreibt: »Nein heißt nein. Und bitte bedeutet nicht zwangsläufig Bitte fick mich. Es könnte auch heißen: Bitte, hör auf.« Und ganz besonders, wenn sie mit fast schmerzhafter Offenheit über ihre eigenen Abtreibungen berichtet und damit klassisch feministische Aufklärungsarbeit betreibt.

Natürlich ist *Strangeland* kein feministisches Manifest. Emin ist ja auch keine Aktivistin, sie ist Künstlerin. Und natürlich kann ihr Buch trotz feministischer Ansatzpunkte auch einfach als Bekenntnis einer problembeladenen Exhibitionistin gelesen werden. Ebenso wie schon Charlotte Roches *Feuchtgebiete* von fünfzigjährigen Männern als Softporno genutzt werden konnte. Wie bereits *Feuchtgebiete* kann aber auch *Strangeland* wunderbar auf den Punkt bringen, was die neue Frauenbewegung schon vor 30 Jahren zum Leitmotiv erklärte: Das Private ist politisch.

Chris Köver, Jahrgang 1979, ist Mitbegründerin des feministischen Popkultur-Magazins »Missy«, das im vergangenen Oktober auf den Markt kam

DIE ZEIT

Gründungsverleger 1946–1995:
Gerd Bucerius †
Herausgeber:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt
Dr. Josef Joffe
Dr. Michael Naumann

Chefredakteur:
Giovanni di Lorenzo
Stellvertretende Chefredakteure:
Matthias Naß
Bernd Ulrich
Geschäftsführender Redakteur:
Moritz Müller-Wirth
Chef vom Dienst:
Iris Mainka (verantwortlich), Mark Spörrle

Politik: Bernd Ulrich (verantwortlich), Andrea Böhm, Alice Bota, Christian Denso, Frank Drieschner, Angela Köckritz, Matthias Krupa, Ulrich Ladurner, Jan Roß (Koordination Außenpolitik), Patrik Schwarz, Dr. Heinrich Wefing
Dossier: Dr. Stefan Willeke (verantwortlich), Anita Blasberg, Roland Kirbach, Kerstin Kohlenberg, Henning Sußebach
Wirtschaft: Dr. Uwe J. Heuser (verantwortlich), Thomas Fischermann (Koordination: Weltwirtschaft), Götz Hamann (Koordination: Unternehmen), Marie-Luise Hauch-Fleck, Rüdiger Jungbluth, Dietmar H. Lamparter, Gunhild Lütge, Anna Marohn, Marcus Rohwetter, Dr. Kolja Rudzio, Arne Storn, Christian Tenbrock
Wissen: Andreas Sentker (verantwortlich), Dr. Harro Albrecht, Dr. Ulrich Bahnsen, Christoph Drösser (Computer), Dr. Sabine Etzold, Ulrich Schnabel, Dr. Hans Schuh-Tschan (Wissenschaft), Martin Spiewak, Urs Willmann
Feuilleton: Florian Illies/Jens Jessen (verantwortlich), Thomas Assheuer, Evelyn Finger, Peter Kümmel, Ijoma Mangold (Koordination), Dr. Susanne Mayer (Kinder- und Jugendbuch/Sachbuch), Katja Nicodemus, Iris Radisch (Literatur), Dr. Hanno Rauterberg, Claus Spahn, Dr. Adam Soboczynski (Sachbuch), Dr. Elisabeth von Thadden (Politisches Buch)
Kulturreporter: Ulrich Greiner, Dr. Christof Siemes
Leserbriefe: Margrit Gerste (verantwortlich)
Reisen: Dorothée Stöbener (verantwortlich), Michael Allmaier, Stefanie Flamm, Dr. Monika Putschögl, Cosima Schmitt, Christiane Schott
Chancen: Thomas Kerstan (verantwortlich), Arnfrid Schenk, Jeannette Otto, Jan-Martin Wiarda
Zeitläufte: Benedikt Erenz (verantwortlich)
Wochenschau: Ulrich Stock (verantwortlich)
ZEITmagazin: Christoph Amend (Redaktionsleiter), Tanja Stelzer (Textchef), Jörg Burger, Wolfgang Büscher, Heike Faller, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Christine Meffert, Ilka Piepgras, Tillmann Prüfer (Stil), Jürgen von Rutenberg, Matthias Stolz, Carolin Ströbele (Online)
Art-Direktorin: Katja Kollmann
Gestaltung: Nina Bengtson, Jasmin Müller-Stoy
Fotoredaktion: Michael Biedowicz (verantwortlich), Usho Enzinger
Redaktion ZEITmagazin:
Dorotheenstraße 33,
10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-7,
Fax: 030/59 00 00 39; E-Mail: zeitmagazin@zeit.de
Verantwortliche Redakteure Reportage:
Hanns-Bruno Kammertöns (Titelgeschichten), Stephan Lebert (Koordination)
Reporter: Dr. Susanne Gaschke (KinderZEIT), Dr. Wolfgang Gehrmann, Christiane Grefe, Sabine Rückert, Wolfgang Uchatius
Politischer Korrespondent:
Prof. Dr. h. c. Robert Leicht
Wirtschaftspolitischer Korrespondent:
Marc Brost (Berlin)
Autoren: Dr. Theo Sommer (Editor-at-Large), Dr. Dieter Buhl, Rainer Frenkel, Bartholomäus Grill, Dr. Thomas Groß, Nina Grunenberg, Klaus Harpprecht, Wilfried Herz, Jutta Hoffritz, Dr. Gunter Hofmann, Gerhard Jörder, Dr. Petra Kipphoff, Erwin Koch, Ulrike Meyer-Timpe, Tomas Niederberghaus, Christian Schmidt-Häuer, Jana Simon, Burkhard Straßmann, Dr. Werner A. Perger, Dr. Volker Ullrich
Berater der Art-Direktion: Mirko Borsche
Art-Direktion: Haika Hinze (verantwortlich), Klaus-D. Sieling (i. V.); Dietmar Dänecke (Beilagen)
Gestaltung: Wolfgang Wiese (Koordination), Mirko Bosse, Mechthild Fortmann, Sina Giesecke, Katrin Guddat, Delia Wilms
Infografik: Gisela Breuer, Anne Gerdes, Wolfgang Sischke
Bildredaktion: Ellen Dietrich (verantwortlich), Florian Fritzsche, Jutta Schein, Gabriele Vorwerg
Dokumentation: Mirjam Zimmer (verantwortlich), Davina Böck, Dorothee Schöndorf, Dr. Kerstin Wilhelms
Korrektorat: Mechthild Warmbier (verantwortlich)
Hauptstadtredaktion: Matthias Geis (kommissarisch verantwortlich), Peter Dausend, Christoph Dieckmann, Tina Hildebrandt, Jörg Lau, Elisabeth Niejahr, Petra Pinzler, Dagmar Rosenfeld, Dr. Thomas E. Schmidt (Kulturkorrespondent), Dr. Fritz Vorholz
Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin,
Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 40
Frankfurter Redaktion: Mark Schieritz (Finanzmarkt), Eschersheimer Landstr. 50, 60322 Frankfurt a. M., Tel.: 069/24 24 49 62, Fax: 069/24 24 49 63, E-Mail: mark.schieritz@zeit. de
Europa-Redaktion: Dr. Jochen Bittner, Residence Palace, Rue de la Loi 155, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/230 30 82, Fax: 0032-2/230 64 98, E-Mail: jochen.bittner@zeit.de
Pariser Redaktion: Gero von Randow, 14, rue des Saussaies, 75008 Paris, Tel.: 0033-1/77 18 31 64, E-Mail: gero.von.randow@zeit.de
Mittelost-Redaktion: Michael Thumann, Posta kutusu 2, Arnavutköy 34345, Istanbul, E-Mail: michael.thumann@zeit.de
Washingtoner Redaktion: Martin Klingst, 940 National Press Building, Washington, D. C. 20045, E-Mail: martin.klingst@zeit.de
New Yorker Redaktion: Heike Buchter, 11, Broadway, Suite 851, 10004 New York, Tel.: 001-212/269 34 38, E-Mail: hbuchter@newyorkgermanpress.com
Moskauer Redaktion: Johannes Voswinkel, Srednjaja Perejaslawskaja 14, Kw. 19, 129110 Moskau, Tel.: 007-495/680 03 85, Fax: 007-495/974 17 90
Österreich-Seiten: Joachim Riedl, Alserstraße 26/6a, A-1090 Wien, Tel.: 0043-664/426 93 79, E-Mail: joachim.riedl@zeit.de
Schweiz-Seiten: Peer Teuwsen, Kronengasse 10, CH-5400 Baden, Tel.: 0041-562 104 950, E-Mail: peer.teuwsen@zeit.de
Weitere Auslandskorrespondenten:
Georg Blume, Peking, Tel.: 0086-10/65 32 02 51/2, E-Mail: blume@vip.163.com;
Frank Sieren, Peking, Tel.: 0086-10/85 63 88 80, E-Mail: frank.sieren@zeit.de;
Gisela Dachs, Tel Aviv, Fax: 00972-3/525 03 49;
Dr. John F. Jungclaussen, London, Tel.: 0044-2073/54 47 00, E-Mail: johnf.jungclaussen@zeit.de;
Reiner Luyken, Achiltibuie by Ullapool, Tel.: 0044-7802/50 04 97, E-Mail: reiner.luyken@zeit.de;
Birgit Schönau, Rom, Tel.: 0039-339-229 60 79
ZEIT Online GmbH: Wolfgang Blau (Chefredakteur); Christoph Dowe (Geschäftsführender Redakteur und Stellv. Chefredakteur); Karsten Polke-Majewski (Stellv. Chefredakteur); Steffen Richter (Meinung); Ludwig Greven (Textchef, Deutschland); Katharina Schuler (Büro Berlin); Alexandra Endres (Wirtschaft/Finanzen); Wenke Husmann, Rabea Weihser, Markus Zinsmaier (Kultur); Parvin Sadigh (Bildung und Gesellschaft); Anette Schweizer (Reisen); Karin Geil, Michael Schlieben (Nachrichten); Adrian Pohr, Clara Boie, Rene Dettmann (Video); Johannes Kuhn (Community); Julia Cruz, Saskia Regerbis (Audience Management); Anne Fritsch, Meike Gerstenberg, Nele Heitmeyer, Katharina Langer (Grafik)
Geschäftsführer: Dr. Rainer Esser
Verlag und Redaktion:
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg
Telefon: 040/32 80-0 **Fax:** 040/32 71 11
E-Mail: DieZeit@zeit.de
ZEIT Online GmbH: www.zeit.de
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg
Vorsitzender des Aufsichtsrats:
Dr. Stefan von Holtzbrinck
Geschäftsführer:
Dr. Rainer Esser
Verlagsleitung: Stefanie Hauer
Vertrieb: Jürgen Jacobs
Marketing: Nils von der Kall
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit: Silvie Rundel
Herstellung/Schlussgrafik: Wolfgang Wagener (verantwortlich), Reinhard Bardoux, Helga Ernst, Nicole Hausmann, Oliver Nagel, Hartmut Neitzel, Frank Siemienski, Birgit Vester, Lisa Wolk; Bildbearbeitung: Anke Brinks, Hanno Hammacher, Martin Hinz
Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Kurhessenstr. 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf
Axel Springer AG, Kornkamp 11, 22926 Ahrensburg
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung.
Anzeigen: DIE ZEIT, Matthias Weidling
Empfehlungsanzeigen: iq media marketing, Axel Kuhlmann
Anzeigenstruktur:
Helmut Michaelis
Anzeigen: Preisliste Nr. 54 vom 1. Januar 2009
Magazine und Neue Geschäftsfelder:
Sandra Kreft
Projektreisen:
Bernd Loppow
Bankverbindungen:
Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 525 52 52, BLZ 600 400 71; Postbank Hamburg, Konto-Nr. 129 00 02 07, BLZ 200 100 20
Börsenpflichtblatt:
An allen acht deutschen Wertpapierbörsen

ZEIT-LESERSERVICE

Leserbriefe
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg, Fax: 040/32 80-404; E-Mail: leserbriefe@zeit.de
Artikelabfrage aus dem Archiv
Fax: 040/32 80-404; E-Mail: archiv@zeit.de
Abonnement
Jahresabonnement € 166,40; für Studenten € 109,20 (inkl. ZEIT Campus); Lieferung frei Haus
Schriftlicher Bestellservice: ZEIT, 20080 Hamburg
Abonnentenservice:
Telefon: 0180-525 29 09*
Fax: 0180-525 29 08*
E-Mail: abo@zeit. de
* 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen
Abonnement Österreich
DIE ZEIT; Kundenservice Postfach 5; 6960 Wolfurt
Telefon: 0820/00 10 85
Fax: 0820/00 10 86
E-Mail: die-zeit@abo-service.at
Abonnement Schweiz
DIE ZEIT; Kundenservice Postfach; 6002 Luzern
Telefon: 041/329 22 15
Fax: 041/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch
Abonnement restliches Ausland
DIE ZEIT; Kundenservice Postfach; 6002 Luzern/Schweiz
Telefon: 0041-41/329 22 80
Fax: 0041-41/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch
Abonnement Kanada
Anschrift: German Canadian News 25–29 Coldwater Road Toronto, Ontario, M3B 1Y8
Telefon: 001-416/391 41 92
Fax: 001-416/391 41 94
E-Mail: info@gcnews.ca
Abonnement USA
DIE ZEIT (USPS No. 0014259) is published weekly by Zeitverlag. Subscription price for the USA is $ 260.00 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St., Englewood NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood NJ 07631 and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DIE ZEIT, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631
Telefon: 001-201/871 10 10
Fax: 001-201/871 08 70
E-Mail: subscribe@glpnews.com
Einzelverkaufspreis Deutschland: € 3,60
Ausland: Dänemark DKR 40,00; Finnland € 6,20; Norwegen NOK 49,00; Schweden SEK 55,00; Belgien € 4,20; Frankreich € 4,70; Portugal € 4,70; Großbritannien GBP 4,20; Niederlande € 4,20; Luxemburg € 4,20; Österreich € 4,00; Schweiz CHF 6,80; Griechenland € 5,30; Italien € 4,70; Spanien € 4,70; Kanarische Inseln € 4,90; Tschechische Republik CZK 170,00; Ungarn HUF 1420,00; Slowenien € 4,70
ISSN-Nr.: 0044-2070

Frauen in Halbtrauer

Angelika Klüssendorfs »Amateure« inszenieren weibliche Ohnmacht und Verlorenheit **VON GABRIELE KILLERT**

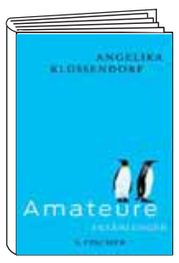
Zwanzig Jahre Mauerfall« – eigentlich doch ein Grund zum Feiern. Im neuen Erzählband *Amateure* von Angelika Klüssendorf allerdings ist die »deutsche Teilung« stabiler denn je. Wie im historischen Wiedervereinigungsgeschehen geht auch hier in diesen Beziehungsgeschichten alles viel zu schnell. Kaum haben sich »zwei völlig fremde Menschen … auf der Mauer geküsst«, sind sie auch schon verheiratet oder wenigstens schwanger. Und bei der ersten gemeinsamen Reise in die »Flitterwochen« geht ihnen dann, wie den beiden Ameisen von Ringelnatz – »schon in Altona auf der Chaussee taten ihnen die Füße weh« –, schon die Luft aus.

Edna und Moritz zum Beispiel. Anfangs imponiert der weltläufige Fernsehredakteur der scheuen ostdeutschen »Museologin«. Er kann so gut reden, wirkt so begeisterungsfähig. Aber bei der ersten gemeinsamen Fahrradtour durch Mecklenburg geht ihr dieses übertriebene Schwärmen von der tollen »desolaten Aura« der Landschaft ziemlich auf die Nerven. Und als der Herr Westredakteur dann einen Ostkellner anherrscht (»Sie wissen wohl nicht, wer ich bin«), ist die Geschichte schon wieder zu Ende.

Katharina, der Studentin aus Dresden, ergeht es ähnlich. Sie muss sich von Steffen, Zahnarzt mit eigener Praxis, anhören: »Easy going … du musst lernen, easy going zu sein.« Und auch die Malerin Wiebke, die dem Redakteur Moritz als Nächste ins Netz geht, bekommt auf Englisch beigebracht, dass sie eine ziemliche Trantüte ist: *»The early bird catches the worm.«* Ihre Bilder sind nicht besonders, und deshalb dachte sie ja auch, »dass es richtig wäre, sich auf Moritz einzulassen, auf eine Familie«. Was sie nicht »dachte«, war, dass sie gleich Zwillinge bekommen würde, mit denen sie nun allein fertig werden muss, weil Moritz, was sie auch nicht für möglich hielt, ihre Schwangerschaft »wie ein Scherz« vorkam.

Das Schema dieser »asymmetrischen« Beziehungen ist immer das Gleiche. Der Westen pirscht sich in Gestalt eines zwielichtigen Erfolgsmenschen mit Kreidestimme an das arglose Ost-Rotkäppchen heran. Und wenn er seine Siegergene weitergegeben hat, ist sein Interesse erloschen. Jeder Kaiserpinguin in der Antarktis (zwei traute Exemplare sind auf dem Buchumschlag abgebildet) sorgt sich mehr um seinen Nachwuchs als diese gefühlsverarmten Westväter. In den beziehungsgeschädigten Kindern wiederholt sich dann das Übel. Der halbwüchsige Sohn von Steffen, dem Zahnarzt, bekommt seinen Vater, der seine Zeit lieber mit Computerspielen verbringt, so gut wie nie zu Gesicht. Seinen Frust reagiert der Knabe einer alleinerziehenden neurotischen Mutter ebenfalls mit Ballerspielen ab, wobei er seinen kindischen Vater dann wenigstens virtuell totschießt.

Gewaltfantasien ziehen sich durch fast alle elf kurzen Short-Cut-Texte wie eine Reihe anderer Leitmotive – etwa die schlagertextartigen Liebeskitschformeln und Entfremdungsvokabeln, die Familienbande zwischen den Figuren knüpfen, die ansonsten (obgleich teilweise verwandt) einzig durch ihre Beziehungslosigkeit miteinander verbunden sind.



Angelika Klüssendorf: Amateure
Erzählungen; S. Fischer, Frankfurt am Main 2009; 143 S., 16,95 €

Angelika Klüssendorf, geboren 1958, lebt in Berlin

Foto: Jenny Kocerka

Angelika Klüssendorf, geboren 1958 in der DDR und 1985 in den Westen ausgewandert, hat sich schon in ihren früheren Geschichten *(Anfall von Glück, Alle leben so)* im Genre des menschlichen Extremscheiterns versucht. Schlimme Kindheit, verheerende Familienverhältnisse sind ihre Spezialität. Im neuen Erzählband gibt es sogar die Variante des extremen Extremscheiterns: das vom Scheitern bedrohte Scheitern. Georg, einer aus der Moritz-Sippe, ist lebensmüde und will sich erschießen. Aber der Revolver spielt nicht mit. Aus Verzweiflung beschließt der übergewichtige Mann weiterzuleben und versucht sein Unglück mit einem Bankeinbruch, der ihm mühelos gelingt. Auf Teneriffa, wo er das erbeutete Geld verprasst, bringen ihn weder Sonnenstich noch Langeweile um. Erst ein Flugzeugabsturz kann dieses Werk des Scheiterns vollenden.

All diese Figuren wirken wie verkorkt, innerlich taub und berührungsresistent, und klammern sich ebendeshalb hilflos aneinander. Eine unauflösbare Trostlosigkeit geht von ihnen aus.

Daran ist zunächst nichts auszusetzen. Die besten und schönsten Texte der Literatur handeln von trostlosen Dingen, ohne selbst trostlos zu sein. Die von Updike etwa oder Raymond Carver, den Klüssendorf mehrfach »zitiert«. Oder auch die neuen Erzählungen von Judith Hermann. Zwischen dem neuen Hermann-Buch *Alice (ZEIT* Nr. 19/09) und den *Amateuren* gibt es viele Schnittstellen, deren erstaunlichste darin besteht, dass beide Erzählerinnen im Jahr 2009 noch immer weibliche Ohnmacht und Orientierungslosigkeit ins Zentrum ihrer Arbeit stellen. Beide Bücher sind ein Zyklus von Erzählungen ohne inneren Zusammenhang, an den hier niemand mehr glaubt.

Und doch gibt es deutliche Unterschiede. Hermanns Erzählungen haben nicht nur – wie gute Weine – Körper. Sie haben ein melancholisches Bewusstsein, das sie mit jeder Silbe ausdünsten, das alle Sätze atmosphärisch umhüllt. Eine schmerzlich spürbare Differenz zur dargestellten Welt, die im ganzen Text vibriert und den Gefühlsraum des Lesers mit in Schwingung versetzt.

Von den *Amateuren* bleibt man beim Lesen jedoch unberührt, fast so anästhesiert wie der arme Georg, wie Edna, Moritz, Wiebke und all die anderen und der Text selber, der sich an der Lustlosigkeit und Fadheit der Figuren infiziert hat. Die Beziehungslosigkeit der Figuren wirkt inszeniert und ideologisch. Als Skandal, an dem sich die Sprache aufreibt, wird sie nie spürbar. Hier wird ein Scheitern behauptet, zu dem man nicht vordringt, weil man über das Scheitern von Sätzen nicht hinauskommt. Vielleicht sollen leblose Syntax, Klischeesprache, hohl tönende Sätze den Stupor der Figuren abbilden, ihre Gefühlsohnmacht durch Beschreibungsohnmacht simulieren. Aber solche Mimikry geht leicht schief. Keine Wirklichkeit ist so öde, so in ihrer Totalität trostlos, wie hier ertüftelt. Wo bleibt das Chaos, das in jedem Kopf ein Wörtchen mitzureden hat, das Vieldeutige, das sich in Literatur ereignen will, das Satz-für-Satz-auf-der-Kippe-Stehen?

Ein kleiner Text *Über das Tragische* von Ossip Mandelstam bringt die Sache auf den Punkt: »Wenn ein Schriftsteller es sich zur Pflicht macht, um jeden Preis ›tragisch vom Leben zu künden‹, jedoch auf seiner Palette keine tief kontrastierenden Farben besitzt; und das Wichtigste – wenn ihm das Feingefühl für jenes Gesetz abgeht, demzufolge das Tragische … sich in ein *allgemeines Bild* der Welt fügen muss, wird er ein ›Halbfabrikat‹ des Schreckens und der Erstarrung liefern, nur gerade deren Rohmaterial, das bei uns ein Gefühl des Widerwillens hervorruft und in der wohlmeinenden Kritik besser unter dem Kosenamen ›Alltags- und Milieustudie‹ bekannt ist.«

Biblische Liebschaften

Jürgen Wertheimers sympathische Burleske über Maria, Johannes den Täufer und Gottvater

Diese schöne Halbgöttin, charmante Muse ihres Wohlstands für zehntausend fromme Maler, unfromme auch; quasi himmlisches Vexierbild aller hiesigen Unwiderstehlichkeit, oder wie Heine sagt: »Es schweben Blumen und Englein um unsre liebe Frau; die Augen, die Lippen, die Wänglein, die gleichen der Liebsten genau« – Maria; und nun hat sie's einem wieder so angetan, und hingerissen hat er einen ganzen Roman über sie geschrieben, und reißt uns nun mit hinein in diese tolle Liebschaft, die letzte seines Erzählers.

Der Autor schiebt ihn vor, ganz durchsichtig, er nennt ihn Didymos, griechisch: der Zwilling, der Doppelte – nichts ist rätselhaft an diesem Buch, aber alles ist verspiegelt, gerissen und schön verspiegelt. Didymos ist Marias letzte Liebe, wie sie seine. Jesus ist tot, er war ihr Kind von einem Wanderprediger damals (hinter einer Tamariskenhecke). Sie war eine Fremde, aus Jordanien, und hatte in die Tischlerfamilie ihres an ihr sonst nicht interessierten Mannes eingeheiratet. Jetzt ist sie eine Geschlagne; dennoch schön, faszinierend, sagen sie beide, der Autor und sein Double, und sagen wir auch, das sind jetzt schon drei, und wir wissen, was wir sagen: schön und faszinierend, wenn sie will, und sie will es. Und wenn sie sich lieben, Didymos und Maria, erzählt sie ihm die ganze Geschichte; selber ist er erst sehr spät in die Clique um Jesus geraten, eher ein Zuschauer, und nicht beteiligt daran, wie sie dann, angeführt vom machtbesessenen Paulus, den armen ganz liebeleeren Narren verraten und zugrunde gerichtet haben, und mit ihm Maria: die nun ihrem späten Geliebten das erzählt, was vorher war.

Jürgen Wertheimer: Als Maria Gott erfand
Roman; Pendo, München/Zürich 2009; 443 S., 19,95 €

Sie leben und lieben versteckt, man will sie umbringen als die letzten Zeugen dessen, was jetzt der offiziellen Version entgegen ist. Man schafft es auch; nach einer allerletzten Nacht verlässt Didymos sie, lässt sie für tot liegen, und flieht, und scheint sich auf ein Schiff retten zu können, und schreibt auf diesem Schiff, ein Gefangner im Grunde, denn sein Mörder ist schon da, schreibt nun alles auf, also die wahre Geschichte, Marias Geschichte. Eh er ins Meer gestoßen wird, gibt er die Geschichte heimlich der Aufseherin über die jüdischen Mädchen, jene voreilig oder nebenher Liebenden, die man bis vor Kurzem gesteinigt hat, aber jetzt haben die frommen Geistlichen entdeckt, dass man sie doch besser einfach verkauft; unten im Schiff hausen diese Mädchen, und er schreibt da unten. Jetzt hat die Aufseherin das ganze Manuskript.

Der Doppelte da unten schreibt die Geschichte, und schreibt mit hinein in diese Geschichte immer wieder Notizen darüber, wie er schreibt; er schreibt seine eigene Geschichte, kursiv, mit hinein in Marias Geschichte, beide Geschichten münden dann ineinander, wenn sie sich ineinander verlieben. Und gebannt um ihretwillen, und um seinetwillen nicht ganz leicht, und kommt doch nur schwer los von ihm, diesem Erstgeliebten, beschreibt er auch immer wieder jenen Wanderprediger, Jochanaan, das ist Johannes der Täufer (auch er nun schon hin, ein bloßer Kopf bei Salome); und ganz und gar unerbaut beschreibt er zum Beispiel, wie dieser verrückte Gottesvater linker Hand dann auch noch den nichts ahnenden Sohn zweier Väter (aber einer schönen, nun ja, und eigenköpfigen, wunderbar arroganten Mutter) im Jordan taufen muss; solche Sachen, etwas bereinigt, sind dann ja auch in die Bibel gelangt.

Auf diese Art ineinander verknäult und unerwartet verwickelt, haben alle diese Geschichten hier oft etwas an sich von einer schrägen metaphysischen Burleske. Der vorgeschobene Erzähler, jener Zwilling des Autors, hat große Anlagen zu Skepsis, zu Zynismus (allenfalls mildert die Liebe ihm manchmal den Blick); er ist ein griechisch gebildeter Mann, er liebt griechische Lyrik, er hat so gar kein Faible fürs Jungfräuliche und findet zum Beispiel das Hohelied ziemlich verquast; und so schlimm das ist, man begreift ihn; seine Freiheit tut so wohl.

Und das liegt nun sicher an der Handschrift seines Erfinders, des Autors, der, in fast abenteuerlicher Enthaltung von aller Kunst, eine Bravour an den Tag legt, die einen lesen lässt wie in frischer Luft. Wo alles sonst Angst hat um Kunst und vor falschen Tönen, schreibt er wie völlig unbesorgt, unbedenklich, bedenkenlos; völlig bewusst das alles, und doch ganz und gar unforciert, in dieser ruhigen und nur von Liebe glühenden Respektlosigkeit. Liebe, Witz und Blasphemie – noch mehr dieser Romane, und wir glauben gern wieder an Gott und alles. **ROLF VOLLMANN**

Vom Zittern der Zeit

Noch bis zum 18. Mai läuft das Berliner Theatertreffen, bei dem zehn wichtige Inszenierungen deutschsprachiger Bühnen in der Hauptstadt gezeigt werden. Jürgen Gosch, bereits als »Regisseur des Jahres« ausgezeichnet, ist gleich zweimal vertreten – Grund genug, ihn und einen seiner Lieblingsschauspieler, Ulrich Matthes, nach dem Geheimnis der Theaterkunst zu befragen. Gemeinsam brachten sie 2008 die »Inszenierung des Jahres« auf die Bühne – Tschechows »Onkel Wanja«. Hier erzählen sie, wieviel Mut außerordentliches Theater erfordert

Jürgen Gosch

Geboren in Chemnitz am 9. September 1943, begann als Schauspieler in Parchim und debütierte in Potsdam als Regisseur. 1978 übersiedelte er nach Westdeutschland. Längst ist Gosch zu einem der wichtigsten deutschen Regisseure geworden. Mit Ulrich Matthes hat er drei Inszenierungen gemacht, zuletzt Tschechows »Onkel Wanja«, eine der **großen Aufführungen** der vergangenen Jahre. Das Gespräch mit Jürgen Gosch und Ulrich Matthes fand vor einigen Wochen in Goschs Berliner Wohnung statt. Der Regisseur leidet an Krebs; sein Zustand hat sich inzwischen leider verschlechtert; den **Berliner Theaterpreis,** den er am Sonntag erhielt, konnte er nicht persönlich entgegennehmen.

Ulrich Matthes

Geboren 1959 in Berlin, lebt wie Jürgen Gosch am Berliner Savignyplatz. Er spielte unter anderem an den Münchner Kammerspielen und an der Schaubühne Berlin. Seit 2004 ist er am Deutschen Theater in Berlin engagiert. Hier entstanden die Aufführungen mit Jürgen Gosch: »Wer hat Angst vor Virginia Woolf?« und »Im Schlitten Arthur Schopenhauers« (jeweils mit Corinna Harfouch) sowie »Onkel Wanja« mit Jens Harzer und Constanze Becker. Für die Darstellung des Wanja wurde Matthes zum **»Schauspieler des Jahres«** gewählt. Am 9. Mai wird Ulrich Matthes 50 Jahre alt. Im Verlag Theater der Zeit ist soeben das Porträt-Buch »Matthes« (Verfasser: Michael Eberth) erschienen.

DIE ZEIT: Kürzlich äußerte sich im Fachblatt *Theater heute* die Schauspielerin Corinna Harfouch über Sie, Herr Gosch. Im Umgang mit Ihren Schauspielern, sagte Frau Harfouch, seien Sie »ungeheuer liebend und ungeheuer bösartig«.

ULRICH MATTHES: Bösartig finde ich ihn überhaupt nicht, Entschuldigung, wenn ich dazwischengehe. Da fallen mir ganz andere Regisseure ein, auf die das viel mehr zuträfe: Bösartigkeit, um zu bestimmten Ergebnissen zu kommen. Gosch legt seine Karten ziemlich offen auf den Tisch. Ich habe selten das Gefühl, er führt etwas im Schilde.

JÜRGEN GOSCH: Ich habe mir angewöhnt, die Karten auf den Tisch zu legen, weil es der unkomplizierteste Weg ist.

ZEIT: Über manchen berühmten Regisseur hört man die ungeheuerlichsten Geschichten: Psychoterror, Gebrüll, schwarze Pädagogik auf den Proben. Von Ihnen dagegen, Herr Gosch, hört man meist Gutes. Wahren Sie die Form, weil Sie gegenüber den Schauspielern Ihr Gesicht nicht verlieren wollen?

GOSCH: Für mich ist es kein Genuss, mir solchen Psychoterror auch nur vorzustellen. Es ist mir auch unvorstellbar, dass Schauspieler das mitmachen. Wozu ich aber immer aufrufe beim Proben: mehr zu investieren. Mehr zu spielen. Wenn man das nicht tut, gewinnt man auch nichts. Nur dann, wenn unentwegt investiert wird mit Wissen und mit Schamlosigkeit und der Bereitschaft, sich zu irren, gibt es die Hoffnung einer Auszahlung …

MATTHES: Er fordert einen auf, sich in jeder Hinsicht erst mal zu trauen … emotional, körperlich – zu investieren.

ZEIT: Ich las über Sie, Herr Gosch, Sie gingen nicht ins Theater, weil Sie das Theater eigentlich beschämend fänden, weil Sie beim Zusehen oft so etwas wie Fremdscham fühlten.

GOSCH: Man geniert sich dafür, ja. Meistens gehe ich ins Theater, um einen Schauspieler, der mir empfohlen wurde, zu sehen. Das ist eigentlich der einzige Grund.

ZEIT: Muss man auch auf Proben durch Peinliches hindurch?

GOSCH: Das ist so. Früher habe ich das nicht so gut ausgehalten. Die schlechten Vorschläge der Schauspieler haben mich gekränkt, so wie mich auch schlechtes Theater kränkt. Ich habe darauf unfreundlich reagiert. Und irgendwann habe ich gemerkt, dass das Quatsch ist, weil es nichts ändert. Man muss die Geduld haben, das auszuhalten – die peinlichen Vorschläge, die nichtssagenden. Und man muss sicher sein, dass andere kommen werden.

ZEIT: Peinlichkeit ist für Sie eine treibende Kraft. Es gab, so sagten Sie in einem Interview, Zeiten, wo Sie sich permanent geschämt haben – auch für eigene Inszenierungen. Treiben Sie auch Schauspieler in die Scham? Ich spiele darauf an, dass Sie viele Schauspieler nackt auf die Bühne bringen.

GOSCH: Manchmal glaube ich, die Nacktheit der Schauspieler, der Körper, könne etwas mitteilen über die Dinge, mit denen wir uns da beschäftigen. Ich kann aber nur Männer bitten, sich auszuziehen. Man kann nie eine Frau bitten, sich auszuziehen.

ZEIT: Oft geschieht es, dass die Nacktheit, die im schauspielerischen Vorgang als die größte Natürlichkeit erscheinen mag, in der Öffentlichkeit als die größte Unnatürlichkeit, als Skandal ankommt. Ist es Ihnen egal, dass von Ihrer *Macbeth*-Inszenierung die breite Öffentlichkeit nur weiß, dass die Schauspieler darin nackt sind? Ist es das wert?

GOSCH: Das habe ich mich auch manchmal gefragt. Es beantwortet sich in jeder Vorstellung – und in jeder Vorstellung anders.

ZEIT: Es kann in der einen Vorstellung stimmen und in der anderen falsch sein?

GOSCH: Ja. Theater ist sehr flüchtig. Im Grunde gibt es das Theater gar nicht. Es gibt nichts von dem, was wir beide, Uli Matthes und ich, miteinander getan haben. Es ist wie eine Fontäne. Es fängt erst wieder an, wenn er *(zu Matthes deutend)* wieder anfängt zu spielen. Es existiert für die zwei Stunden, da die Schauspieler es tun. Dann ist es wieder weg.

» *Wenn ich andere Schauspieler auf der Bühne sehe, denke ich oft: Unglaublich, was die sich trauen!* «

ZEIT: Und es funktioniert nur durch Überwindung – durch die Überwindung der eigenen Scham.

MATTHES: Das Problem der Scham ist etwas, was mich von Anfang an beschäftigt hat. Wenn ich ins Theater gehe und Kollegen spielen sehe, denke ich oft: Unglaublich, was die sich trauen! Dass die sich trauen, da rauszugehen und ein paar Stunden lang den anderen Leuten was vorzuspielen.

ZEIT: Ihr Beruf erscheint Ihnen als Verwegenheit?

MATTHES: Ich sitze manchmal da unten und identifiziere mich mit den Zuschauern, die den Beruf des Schauspielers ums Verrecken nicht haben möchten. Der Umstand, dass ich ein paar Tage später auf derselben Bühne stehe und das Gleiche mache, nötigt mir wirklich Verwunderung ab. Die Überwindung, die es einen doch kostet! Das halte ich für ganz wichtig: sich bewusst zu machen, dass es den einen Millimeter gibt, der einen trennt von denen da unten.

ZEIT: In Goschs *Macbeth* waren Sie nicht dabei. Hätten Sie die Nacktheit der Aufführung mitgemacht?

MATTHES: Da bin ich mir sehr unsicher. Ich habe mich noch nie ausgezogen auf der Bühne. Vor der Kamera komischerweise schon. Obwohl man ja weiß, dass es dann irgendwann ein paar 100 000 Leute sehen werden, habe ich mich da problemlos ausgezogen. Auf der Bühne habe ich das bisher verweigert, da hat sich eine Art von Scham gemeldet. Es kommt mir fast immer überflüssig vor, wenn ich Nacktheit auf der Bühne sehe. Die Nacktheit im *Macbeth* dagegen war etwas so Existenzielles, dass sie »stimmte«. Aber im Grunde ist es ja so: Man guckt zuerst doch auf die Schwänze *(lacht)*. Das ist ja das Blöde an der Nacktheit im Theater, dass man erst mal gezwungen wird von der Regie, zum reinen Voyeur zu werden und wie in der Peepshow das innere Fernglas rauszuholen.

GOSCH: In meiner Erinnerung ist mir der Umgang mit der Nacktheit am besten gelungen in meiner Inszenierung von Roland Schimmelpfennigs Stück *Im Reich der Tiere.* Dort verwandeln die Menschen sich gleichsam auf der Bühne in Tiere. Man ist gezwungen, sich wirklich im Sinne des Wortes mit der Nacktheit der Kreatur zu beschäftigen. Ein Medium, das diese Beschäftigung auf eine faszinierende Weise betreibt, ist übrigens der Trickfilm.

ZEIT: Zum Beispiel?

GOSCH: *Bolt* – ein amerikanischer Film. Großartig! Ein Hamster spielt da eine große Rolle. Es geht um Katzen und Hunde, und ich merke, es interessiert mich … Ich komme gestärkt aus solchen Filmen heraus.

ZEIT: Der Trickfilm gefällt Ihnen allgemein?

GOSCH: Oh ja. Mich fasziniert auch dieser Japaner, Hayao Miyazaki. *Das Wandelnde Schloss, Chihiros Reise ins Zauberland* – das sind großartige Filme. Die erste Einstellung von *Chihiros Reise ins Zauberland* zeigt eine Familie in einem Audi 100. Diese Familie wird gleich in unglaubliche Mysterien eintauchen, aber zu Beginn sieht man sie in einem Audi sitzen – solche Gegensätze finde ich faszinierend.

MATTHES: Das trifft Goschs Arbeit ganz gut. Sie ist oft auch ganz profan, geradezu antiesoterisch. Da ist sozusagen überall der Audi 100 zu sehen. Es geht auf den Proben oft um ganz banale Sachen und eben nicht um: schau mal ganz tief innen in dich hinein und entdecke deine Kindheit. Solches Getue wäre ihm, glaube ich, total peinlich. Da würde er sich bestimmt fremdschämen. Es geht eher darum, Realität erfahrbar zu machen, Jetztzeit, egal, mit welchen Mitteln.

ZEIT: Der Eindruck der Offenheit in Goschs gelungenen Inszenierungen – wie ist der zu erreichen?

MATTHES: Auf den Proben herrscht ein letztendlich rätselhaftes und beglückendes Klima: der unausgesprochene Appell zur Eigenverantwortung! Man wird nicht zensiert, und dadurch zensiert man sich selbst nicht. Was überhaupt nicht heißt, dass nicht ständig eingegriffen würde. Er lässt die Dinge gar nicht laufen; nein, er greift sehr viel ein.

ZEIT: Sie sagen, Gosch will Realität erfahrbar machen. Es ist aber eine vom Staub des Alltäglichen gesäuberte Realität. Es gibt Zeitlupen- oder Starrheitsmomente in seinen Inszenierungen, die uns im Publikum suggerieren, dass es jetzt um was Größeres geht, dass die

ULRICH MATTHES (LIN
dessen Hündin Bell
Jürgen Goschs Wohnu

Ein Gespräch mit dem Theaterregisseur Jürgen Gosch und dem Schauspieler Ulrich Matthes über die Scham, die Wahrhaftigkeit und den Kampf auf der Bühne

Foto: Maurice Weiss/Ostkreuz für DIE ZEIT

ND JÜRGEN GOSCH mit
t der Begegnung ist
n Berliner Savignyplatz

Zeit über ihre Ufer tritt, sozusagen. Da soll der Augenblick verweilen – oder der Schmerz darüber, dass man die Zeit eben nicht anhalten kann …

GOSCH: Ja, dieses Überfließen des Topfes, den Versuch, etwas zu halten, das eigentlich nicht zu halten ist, das ist mir wichtig. Aber man kriegt solche Momente nicht durch Mystifizierung hin, sondern durch die Verwendung konkreter, realer Mittel. In ihrer Anhäufung ergibt sich dann so ein Zittern der Zeit.

MATTHES: Die Erfahrung habe ich ganz stark gemacht: Je mehr man sich um bestimmte Abfolgen, um Konkretion bemüht, desto größer ist die Möglichkeit, dass Metaphysik im Raum entsteht. Wenn man dagegen die ganze Zeit Metaphysik behauptet und anpeilt, entsteht nur: Schmu, Schuhu.

ZEIT: Der Regisseur ist ein Penner, der von den Almosen der Schauspieler lebt, sagte Heiner Müller. Herr Matthes, stimmt denn der Satz?

MATTHES: Oha, Heiner Müller, hochgegriffen! Na ja, Gosch kann schon mit guten Schauspielern zusammenarbeiten. Aber er schafft es eben wie kein anderer, dieses Potenzial auch abzurufen. Es ist seine Person, die einen dazu verführt. Man will es für ihn gut machen, weil man ihn besonders gern hat und schätzt. Das hat nicht nur mit Professionalität und mit Erfahrung zu tun, sondern auch mit Eros, im weitesten Sinne. Ich finde ihn auch so lustig! Und für jemanden, den ich so lustig finde, möchte ich es schön machen, ich will, dass er eine Freude hat!

ZEIT: Herr Gosch, Sie haben in der DDR selbst als Schauspieler begonnen. Weshalb gaben Sie das auf?

GOSCH: Ich fand das nie wirklich gut.

ZEIT: Wegen der Scham, die damit einhergeht?

GOSCH: Die Wiederholung war mein Problem. Ich musste mal in einer eigenen Inszenierung für einen kranken Schauspieler einspringen, während eines Gastspiels, und das dauerte drei Tage. Ich musste die zweite und die dritte Vorstellung auch spielen. Und das war eine Qual. Auf der Probe kann ich verantwortungslos unten mitspielen, das macht viel Vergnügen. Aber es dann in höchster Qualität wiederholen zu müssen, das macht ihr *(er deutet auf Matthes)* besser.

ZEIT: Bei Ihnen, Herr Matthes, ist es umgekehrt, oder? Ihnen wird die Wiederholung zum Glück?

MATTHES: Es ist eben nicht Wiederholung im Sinne von klack, klack, klack, Fließbandarbeit. Es ist von der Tagesform abhängig, was so ein Abend bringt. Je nachdem, was man so gelebt hat, wird man die eine Szene etwas heiterer spielen oder sie ein bisschen mehr in die Traurigkeit treiben. Es gibt im Wanja einen Dialog mit Jens Harzer, der ist bei jeder Vorstellung vom Timing, von der Musikalität, selbst von der Energie her völlig unterschiedlich.

ZEIT: Welche Freiheit hat man in einer Gosch-Inszenierung? Wie sehr darf man vom geprobten Weg abweichen?

MATTHES: Goschs Aufführungen sind, wenn sie denn so geglückt sind wie *Wanja,* gleichzeitig stabil und trotzdem immer anders. Deswegen spielen wir das auch so gerne. Während ich bei anderen Inszenierungen manchmal nach der 25. Vorstellung gedacht habe, ich kann eine 26. nicht mehr spielen, mir fällt dazu nichts mehr ein, ohne einen Chinakracher in die Veranstaltung zu schmeißen!

ZEIT: Herr Gosch, es geht bei Ihrer Arbeit auch um Grenzverletzungen. Sie machen immer auch Sachen, die das Publikum stören, verblüffen sollen.

GOSCH: Es gibt einen französischen Fotografen und Regisseur, Raymond Depardon. Er hat einen Film über seine Heimat, die Cevennen, gemacht. Man hat den Eindruck, Depardon ist in das Dorf gefahren, aus dem er selbst stammt, hat bei irgendwelchen Bauern einen Besuch gemacht, hat die Kamera aufgestellt, hat sie in Gang gesetzt und ist weggegangen. Man sieht Leute bei den alltäglichsten Dingen. Meistens ältere Leute, die einsam auf ihren Höfen leben. Einer, der unlängst eine Operation gehabt hatte, lief mit einer Augenklappe durch den Film, und ab und an kam eine Krankenschwester zu ihm, die seine Wunde versorgte. Seinen Verband abzumachen, war nicht unkompliziert. Erst wurde die schwarze Klappe abgemacht, dann wurde eine Schicht Mull abgemacht, dann die nächste – und man dachte immer, jetzt muss ja bald Schluss sein, er wird uns nicht auch noch die Wunde zeigen. Es war aber keineswegs Schluss. Sie nahm wirklich alles ab. Bis man … man sah nur einen Schatten. Man sah in ein Loch hinein, das einem nicht wie eine Wunde vorkam. Eher wie das Innere eines Sacks, in dem kein Licht war. Es war, wie wenn man in ein Loch sieht und nicht ermessen kann, wo der Stein aufschlägt, den man hineinwirft … Das empfinde ich als so ein Beispiel von Wahrhaftigkeit. Es müsste in jeder Arbeit irgendwie einen Moment geben, wo man über eine bestimmte Grenze hinausgeht. Wo man in aller Grobheit und wissend, dass man es eigentlich nicht machen darf, über die Grenze hinausgeht.

ZEIT: Wenn wir über Wahrhaftigkeit auf der Bühne reden, müssen wir auch über Christoph Schlingensief reden; er hat längst aufgehört, einen erzählerischen Rahmen um seine Existenz zu ziehen. Er zeigt ungeschützt »Die Wunde« – seine schwere Krankheit und seine Angst vor dem Tod.

GOSCH: Ich wünsche, dass der Weg für ihn richtig ist.

ZEIT: Auch Sie, Herr Gosch, sind schwer krank. Darf ich fragen, wie es Ihnen geht?

GOSCH: Es geht so.

ZEIT: Zu Jahresbeginn haben Sie eine Arbeit an der Deutschen Oper abgesagt. Hing das mit Ihrer Krankheit zusammen?

GOSCH: Ja, ich hatte Angst vor der Produktion. Je näher der Probenbeginn rückte, desto mehr habe ich mich gefürchtet davor. Und dann habe ich in letzter Sekunde abgesagt.

ZEIT: In New York gibt es zwei Theaterleute, Wallace Shawn und André Gregory, die proben seit Jahren Ibsens *Baumeister Solness.* Beide haben einen sehr geringen Drang, damit je auf die Bühne zu gehen. Die ewige Probe, die Rolle als zweite Haut – ist das eine Utopie?

> »*Es müsste in jeder Theaterarbeit einen Moment geben, wo man über eine Grenze hinausgeht*«

MATTHES: Das entsetzt mich eher. Ich habe viel zu viel Zeit im Theater verbracht. Es gab Situationen in meinem Leben, da habe ich das Theater so wichtig genommen, dass Beziehungen zu Bruch gegangen sind. Die Vorstellung, noch mehr Zeit im Theater zu verbringen, um zu einer Art von Deckung zwischen Kunst und Leben zu kommen, lässt mich zurückschrecken.

ZEIT: Das erinnert an einen ungeheuren Satz, den Sie, Herr Matthes, als Tschechows Wanja sagen: »Ich kann nachts nicht mehr schlafen vor Wut, weil ich so gedankenlos meine Zeit vertan habe, während ich alles hätte haben können, wofür ich jetzt zu alt bin.«

MATTHES: Da identifiziere ich mich tatsächlich mit Wanja: Ich habe zu viel Zeit vertan auf Probebühnen; ich hätte mehr Zeit verwenden sollen zu leben.

ZEIT: Gibt es Wut auch zwischen Ihnen beiden?

MATTHES: Einmal hatte ich eine extreme Wut auf ihn. Es ging in *Virginia Woolf* darum, dass an einer Stelle der Professor eine Flasche zerbrechen und sie drohend seiner Frau vorhalten muss. Das wollte ich so nicht spielen, weil ich in einer anderen Inszenierung, einer Arbeit von Andrea Breth, eine Flasche nach dem Kollegen Traugott Buhre zu werfen hatte; die Flasche brach und ris dem Kollegen eine solche Wunde, dass die Vorstellung abgebrochen werden musste und Buhre ins Krankenhaus kam. Deshalb weigerte ich mich, in *Virginia Woolf* diese Flasche zu zerschlagen. Wie Gosch sich da über mich lustig machte, das hat mich irre geärgert! Anstatt nachzugeben, hat er sich mit der Kollegin Corinna Harfouch solidarisiert, die jede Gelegenheit ergreift, wenn es darum geht, auf Proben ein bisschen Kampf zwischen die Schauspieler zu bringen *(lacht).* Das war aber der einzige Moment, wo ich wirklich richtig wütend auf ihn war. Und ich werde schnell wütend!

ZEIT: Sie wissen das noch, Herr Gosch?

GOSCH: Ich erinnere mich durchaus.

ZEIT: Haben Sie zu Ihrer Kollegin Corinna Harfouch ein gespanntes Verhältnis, Herr Matthes?

MATTHES: Ein kompliziertes, ein gespanntes nicht. Es geht bei ihr auch immer drum zu ermitteln: Wer hat gerade die Macht, wer ist das Alphatier? Zwischendurch finde ich das lustig und reizvoll, aber als Dauerzustand ist es anstrengend. Manchmal gibt sie einem nach der Vorstellung auch so Zensuren. Anfangs fand ich's blöd, heute lach ich drüber. Manchmal lacht sie jetzt auch – über sich selber. Ich glaube, wenn man ihr wie im Tierreich die Flanke bietet, wo sie reinbeißen kann, dann streichelt sie einen, dann ist sie entwaffnet. Aber wenn man selber »Rrroarrr« macht als Partner, dann wird der Kampf unbarmherzig bis zur letzten Sekunde ausgetragen …

ZEIT: Kann man da als Regisseur eingreifen?

GOSCH: Nee. Ich wusste auch gar nicht, dass es so ist. Bei euren Auseinandersetzungen tret ich doch 'nen Schritt zurück, ich will's eigentlich gar nicht so genau wissen.

ZEIT: War das auch ein Grund für Sie, Herr Gosch, das Schauspielen sein zu lassen? Um aus der Kampfzone rauszukommen?

GOSCH: Ich bin weggegangen, bevor es in diese Bereiche kam. Meine Sorgen waren andere, völlig andere. Ich bin nie so weit in den Betrieb eingestiegen, dass ich solche Kämpfe wahrgenommen hätte.

MATTHES: Aber diese kleinen Kämpfe gehören zum Schauspielerdasein dazu! Jens Harzer und ich, wir mögen und schätzen uns sehr, und doch ist unser Spiel im *Wanja* – er als der Doktor Astrow, ich als Wanja – auch ein unbewusstes Kräftemessen zweier Protagonisten. Wir sind beide mit der gleichen Stimmzahl zum »Schauspieler des Jahres« gewählt worden, das spornt solche Situationen noch an. Ich finde Jens großartig in seiner Rolle und gönne ihm seinen Erfolg. Dennoch ist auf der Bühne subkutan zwischen uns noch etwas anderes im Gang.

ZEIT: Gesprochen haben Sie noch nicht darüber?

MATTHES: Nein, nein. Nie und nimmer. Aber jetzt wird er es ja lesen …

ZEIT: Ist das der Normalfall auf der Bühne – die Konkurrenz, das vulkanische Gebrodel von Eifersucht und Neid?

MATTHES: Vulkanisch nicht gerade, aber es herrscht schon eine ständige unterirdische Bewegung.

ZEIT: Ein argwöhnisches Messen des Könnens und des Talents der anderen?

MATTHES: Unbewusst ja! Absolut, da bin ich mir sicher.

ZEIT: Ist das nicht furchtbar?

MATTHES: Nee. So ist das Leben.

ZEIT: Herr Gosch, empfinden Sie das genauso?

GOSCH: Ich höre erstaunt zu, Uli, was Sie erzählen. Das sind Dinge, mit denen ich mich nicht so befasse. Sie liegen außerhalb dessen, was wir miteinander verhandeln.

ZEIT: Aber Sie nehmen sie dennoch wahr?

GOSCH: Wenn ich mir Mühe gebe, nehme ich sie auch wahr. Aber eigentlich will ich es nicht.

MATTHES: Also komm! Das müssen Sie doch merken!

GOSCH: Wie gesagt, wenn ich mir Mühe gebe. Aber eigentlich interessiert es mich nicht so sehr. Es ist ein anderes Feld, das ihr da zusätzlich offenbar beackert.

ZEIT: Wenn Kritiker zusammensitzen, läuft vermutlich dieselbe Psychodynamik ab. Oder wenn Regisseure zusammensitzen. Man misst sich …

MATTHES: Das wollte ich gerade auch sagen. Gosch lässt doch kein gutes Haar an eigentlich allen Regisseuren.

GOSCH: *(mehr beiseite, zu sich selbst)* Außer an William Forsythe.

MATTHES: Was die Scheu vor dem Privaten angeht, ist Jürgen Gosch eine wirkliche Ausnahme. Er ist merkwürdig keusch. Er will von uns sehr selten etwas Privates wissen und gibt auch selbst kaum Privates preis. Vielleicht ist das für ihn die Bedingung, damit im Theater mit offenen Karten gespielt werden kann.

ZEIT: Sind Sie denn mit Regiekollegen im persönlichen Gespräch, Herr Gosch?

GOSCH: Ich bin nicht im Gespräch mit Kollegen. Ich fänd's aber ganz schön, es zu sein. Mein tiefer Wunsch wäre, gemeinsam eine Zeitung zu machen. Eine Zeitung, die mit dem Theater anfängt und sich dann thematisch ausbreitet. Wenn man einmal anfinge, sich mit dem Theater ernsthaft auseinanderzusetzen, dann würde man sich ja zwangsläufig mit der ganzen Welt befassen müssen.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **PETER KÜMMEL**

Ich will hier rein! Ich will hier raus!

Zwei neue Einakter von Salvatore Sciarrino und Wolfgang Rihm zeigen die Extreme zeitgenössischer Opernmusik **VON VOLKER HAGEDORN**

Woran liegt es, wenn wir nicht weiterkommen? Wenn wir stecken bleiben? Sind die Hindernisse zu groß? Haben wir sie groß werden lassen und sind von ihnen hypnotisiert, sollten wir einfach die Laufrichtung ändern? »Was du suchst, liegt immer hinter dir«, lässt Goethe seine Proserpina sagen, die unbedingt dorthin zurück will. Nach oben, ans Licht und in die Jugend, die »vertaumelte liebliche Zeit«, aus der sie Pluto heruntergerissen hat zur Zwangsehe in der Unterwelt. Dort kommt sie nicht heraus, und gerade die Sehnsucht versperrt ihr endgültig den Weg. Bei Kafkas Mann vom Lande ist es so ähnlich und doch ganz anders. Er hat noch kein Glück hinter sich. Er kommt von unten und will, wenn schon nicht nach oben, so doch zur Gerechtigkeit. Vergeblich wartet er *Vor dem Gesetz,* auch er, ohne es zu ahnen, mitschuldig an der Blockade.

Er kann nicht rein, sie kann nicht raus. Zwischen Goethes Göttertochter und Kafkas namenlosem Mann liegen 137 Jahre und Welten der Ästhetik und Perspektive. Doch das gemeinsame Motiv des Festsitzens lässt aufhorchen, wenn sich zeitgleich zwei ebenfalls grundverschiedene Komponisten an diese Stoffe setzen und je 75-minütige Opern daraus machen, Konzentrate mit wenigen Instrumenten und Stimmen. In Wuppertal wurde der Einakter *La Porta della legge* von Salvatore Sciarrino uraufgeführt, in Schwetzingen die *Proserpina* von Wolfgang Rihm. Weiter voneinander entfernt können zwei Komponisten derselben Liga kaum sein als der italienische Silbenstecher »Jahrgang 1947« und der fünf Jahre jüngere Klangvulkan aus Deutschland – das Spektrum zeitgenössischer Musik war nie so weit gespannt wie heute.

Foto: Martina Pipprich

IN DER EHEHÖLLE: Eine schlafende Fledermaus senkt sich auf Proserpina (Mojca Erdmann) herab

Der fatale Respekt vor der Macht lähmt die gesamte Gesellschaft

Im Gegensatz zu den traurigen Helden der neuen Opern stagniert das Spektrum nicht. Salvatore Sciarrino kann man schwerlich als Masche ankreiden, was er konsequent mit jedem Werk fürs Musiktheater weiter und neu entwickelt, jenen fraktalen Stil, in dem die Worte unter enormem Druck gestaut und zerbröckelt werden, gefesselt von instrumentalen Gespinsten. Vom Flüstern und dem Gift der Eifersucht in *Luci mie traditrici* über die Ausweglosigkeit der Macht in *Macbeth* bis jetzt, im Stammeln des Mannes *Vor dem Gesetz,* geht es um Deformationen der Seele, die in den Worten verborgen sind. Sciarrino komponiert das Sprechen dahinter, eine Röntgensprache, die uns den Mann vom Lande ganz durchschauen lässt, wenn er abgerissen, knapp an Atem, sagt: »Nichts. Er kann es mir nicht gestatten.«

Er, das ist der Türhüter vorm Rechteck in der Wand, die Jürgen Lier für die Wuppertaler Bühne gestaltet hat wie auch den bürokratengrauen Anzug des Hüters. Der spricht »normal«, in unzerfetzten Sätzen, weniger Subjekt als Prinzip, er war schon immer da und wird immer da sein. Michael Tews sitzt da mit dem schweren Lächeln eines Leguans, ein urzeitliches Scheinlächeln, eine Maske, vor der man erschrickt, wenn sie sich gar zum Lachen öffnet und man ein knappes Posaunenfauchen hört. Doch ist dieser Beamte auch konziliant, stellt seinen Stuhl zur Verfügung, denn Jahre vergehen hier in Minuten, der Bittsteller altert, am Ende wird er sterben und gerade noch erfahren: »Das Tor war nur für dich bestimmt!« Da ist die kleine Tür längst bühnengroß geworden.

Der Regisseur Johannes Weigand, designierter Intendant der Oper Wuppertal, lässt Szene, Gestik, Mimik präzise aus der Partitur heraus entstehen. Der Bariton Ekkehard Abele, im Schlotteranzug der Armen, windet sich flehend, resignierend, bis in die Fingerspitzen spiegelt die Körpersprache die Lähmung seines Willens, seiner Worte. Unablässig und leise tremoliert ein dünnes Donnerblech, wie ein unsichtbarer eiserner Vorhang, doch ist die Situation nicht ausweglos, die sich aus kleinsten Figuren selbst zu komponieren scheint. Sind da nicht Geräusche wie allerfernste Stimmen, gibt es nicht Wutattacken, in Akkorden geballt, ist da nicht die feuchtsatte Tiefe der Kontrabassklarinette, die Trauer in drei Bratschentönen? Leben? Ja, aber er hört es nicht, und auch der nächste Bittsteller wird es nicht hören.

Im fatalen Respekt vor undurchsichtiger Macht sieht Sciarrino die Lähmung der ganzen Gesellschaft. Er hat das darum, Librettist der eigenen Oper, als Wiederholung geschrieben: Noch mal das Ganze, die Worte ein wenig anders, die Töne in gleicher Struktur und neuer Instrumentierung, diesmal ist der Mann Countertenor (Gerson Sales), während die weite Öffnung sich zur Tür verengt. So könnte, so wird das ewig weitergehen, zeigt Sciarrino resigniert, doch in seinem zur Form erhobenen Pessimismus stellt sich Klarheit ein. In seinen Tönen durchschauen wir die Lähmung. Im Stauen und Stottern der Bittsteller, in ihrem flachen Ambitus, ihrem Repetieren, in dieser reduzierten Sprache der Defizite entdecken wir Schönheit und Möglichkeiten, so, wie das durchsichtig unzerreißbare Gespinst der Instrumente dauernd neue feine Farben hervortreibt – auch dank des unter Hilary Griffith exzellent agierenden Orchesters. In dieser vielleicht strengsten aller Sciarrino-Partituren blüht uns eine subtile Vielfalt entgegen, die wie ihre szenische Umsetzung so frei ist von allem Luxus und aller Behauptung, in jeder Nuance so dringlich, dass einem der Geist offen wird für Realität. Das harte, geschundene Wuppertal draußen ist danach keine Ernüchterung, eher eine Herausforderung.

Schnitt: von der Problemstadt ins Spargelparadies, Schwetzinger Festspiele, Schlosstheater mit einem Park, dessen Schönheit betört, einer Rokokoidylle, die ihrerseits eine Herausforderung ist für die Regisseure, die hier alljährlich eine zeitgenössische Oper inszenieren. Kann man neben Brünnlein und Beeten Bilder finden für die Konflikte, die Beengung, die Entfremdung, um die es in so vielen neuen Opern unserer Jahre geht? Es gelang hier schon oft.

Auch Wolfgang Rihms *Proserpina* vereint kammerorchestral ein paar Streicher mit ebenfalls prominent eingesetzter Viola, Bläser, auch tiefe, und Schlagzeug. Doch von Anfang an fluten hier raumgreifend die Klänge, von Stößen durchsetzt, von knurrenden Crescendi aufgeheizt, und tragen den Gesang der Solistin, die in mitunter schier Straussschem Duktus von Glanz und Elend singt, sich in allen Lagen, ob hoch, ob tief, ob selig oder entsetzt, verströmen darf, das schiere Gegenteil der abgeklemmten Vokalgesten bei Sciarrino und nicht weniger anspruchsvoll: Dieses Monodram verlangt von der Sopranistin Extreme an Technik, Gestaltungskraft und Bühnenpräsenz. Auf ihre Gefangenschaft reagiert diese Figur mit vokaler Befreiung. Anders gesagt: Wäre da nicht der Text, man würde eher Lust als Verlust in der Musik hören. Doch Wolfgang Rihm hat als Komponist auch einen völlig anderen Weg genommen als der auf Monteverdis Spuren am Wort arbeitende Sciarrino. Er begann zwar mit konventionellen Libretti, hat dann aber Texte in Klangeruptionen zerschmolzen wie in *Tutuguri,* hat ihren musikalischen Gehalt freigelegt jenseits allen Sprechens, Textfetzen als Material zusammengestellt oder gar nur, wortlos und ortlos, als Assoziationsbasis verwendet, auf der er Klänge meißelt, malt und übermalt. Seit einigen Jahren entdeckt Rihm die Geschlossenheit der Dichtung neu, besonders die großen verzweifelten Frauengestalten, Kleists Penthesilea, Botho Strauss' Frau im *Gehege.* Seither durchwebt kantabel expressiver Gesang sein Klangfluten, das sich in größeren Besetzungen zur Spätromantik verdickt.

Ein Gynäkologenstuhl verbreitet dekorativen Schrecken

In *Proserpina* weht dieser Tendenz frischer Wind entgegen. Obwohl man immer mal tonale Zentren ahnt in Vorhaltsbildungen oder Terzenidyllen, bleiben doch eine Schroffheit, Unberechenbarkeit, Wendigkeit und etwas seltsam Rohes inmitten weit schwingender Bögen. Da ist Rihm den Sprachfarben Goethes überraschend nah, dem Archaischen, Frühen, Gärenden, wo »dumpfe Gewitter tosend sich erzeugen«. Die Gefangenschaft der Göttertochter ist eher ein Rahmen, der die Ausdruckswucht fokussiert. Mit dieser Wucht muss die Regie klarkommen, der Wolfgang Rihm auch die Frage überlässt, was dies bedeuten könnte. Warum ist Proserpina hier, warum entkommt sie nicht? Wofür steht der Biss in den Granatapfel, der ihr (in Goethes Version) für immer den Ausweg verschließt? Gefällt ihr die Ehehölle doch irgendwie?

Den Regisseur Hans Neuenfels interessiert das nur in Maßen. Mit drei stummen Männern umgibt er die Sängerin, einer davon ist der schöne Pluto, dem Proserpina halb willig, halb widerwillig die Brust küsst und der sich, während sie sich nach Granatapfelgenuss hinter einen weißen Vorhang zurückzieht, um rhythmisch zu seufzen, verzückt an die Lenden greift. Der klamme Symbolsex passt ins neoklassische Ambiente von Gisbert Jäkel – ein klinisch reines Säulenrondell, in dem ein düsterer Gynäkologenstuhl dekorativen Schrecken verbreitet. Mal wird die Heldin ein wenig gefesselt, mal reckt sie verklärt die Hände nach oben, von wo sich dann erschröcklich eine gewaltige schlafende Fledermaus herabsenkt. Zum tragenden Thema wird nichts in diesem hilflosen Arrangement, weder die Ambivalenz der Heldin noch die Ausweglosigkeit, weder ihre Lebenslust noch ihre Verzweiflung. Was den Abend trägt, ist die grandiose Präsenz, Kunst und Selbstverausgabung der Sopranistin Mojca Erdmann, sekundiert von achtzehn unsichtbaren Damen des SWR-Vokalensembles.

Warum unsichtbar? Was könnte man mit so einem Chor auf der Bühne anstellen! Doch Neuenfels fehlt diesmal die Neugier, die ihn beim Angriff aufs bewährte Repertoire so oft beflügelte. Manchmal, das lehrt der Abend, kommen wir gerade deswegen nicht weiter, weil ein Hindernis fehlt. Und Rihms Musik, vom SWR-Radio-Sinfonieorchester Stuttgart unter Jonathan Stockhammer wunderbar gespielt, lässt viel offen: eine Tür, vor der kein Hüter sitzt.

Ihr müsst Teil der Lösung werden

Der Regisseur und Schauspieler Aamir Khan ist Indiens größter Filmstar – und politisch hoch engagiert. Ein Gespräch über die gerade laufenden Wahlen in seiner Heimat und die Macht des Kinos

DIE ZEIT: An Ihnen kommt man während dieser indischen Parlamentswahlen, die noch bis zum 14. Mai andauern, nicht vorbei. Warum rufen Sie Ihre Landsleute auf allen Kanälen dazu auf, sich zu beteiligen?

AAMIR KHAN: Mit den Spots wollten wir die Inder wach rütteln: Gebt eure Stimme nicht irgendjemandem! Lasst sie euch nicht für Geld abkaufen! Wählt keine Politiker mit kriminellem Hintergrund! Denn das alles gibt es noch immer in Indien. Wir fordern jeden Bürger dazu auf, sich gut zu informieren, ehe er abstimmt.

ZEIT: Aber Indien gilt als größte Demokratie der Welt, und oft genug haben die Bürger ihre Regierung aus dem Amt gejagt.

KHAN: Die Ärmeren schon. Die Mittelschicht aber findet es offenbar nicht wichtig, wählen zu gehen.

ZEIT: Werben Sie auch für eine Partei?

KHAN: Das wäre nicht in Ordnung, ich arbeite mit der Vereinigung für Demokratische Reform zusammen, die ist keiner Partei verbunden. Die Leute sollen sich selbst ihr Urteil bilden.

ZEIT: Immer wieder haben Sie Zeitungen und TV-Sender beschimpft und sogar boykottiert, weil sie angeblich »ihre wichtige Aufgabe in der Gesellschaft«, die Recherche, nicht mehr erfüllten.

KHAN: Das tun viele Journalisten auch nicht mehr. Seit ein paar Jahren kommen im Wettbewerb um Zuschauer und Leser vor allem bizarre, extrem sensationslüsterne Berichte nach vorn.

ZEIT: Aber sind Medien wirklich »Monster«?

KHAN: Vielleicht war ich manchmal ein bisschen sehr aggressiv und von oben herab, da habe ich auch dazugelernt. Ich bin noch genauso kritisch, aber ich gebe wieder Interviews.

ZEIT: Gut für uns! In Deutschland sind sich die Filmkritiker noch nicht ganz einig: Mal werden Sie als »Indiens Johnny Depp« beschrieben, mal als Tom Hanks, dann als Tom Cruise von Bollywood. Wem fühlen Sie sich selbst am nächsten?

KHAN: Natürlich ehren mich alle drei Namen, aber Vergleiche? Ich mache mein eigenes Ding.

ZEIT: So spricht der indische Kino-»Rebell«, bekannt dafür, dass er sich der Fließbandproduktion von Masala-Filmen verweigert und provozierende Themen inszeniert. Warum reizt es Sie immer wieder, Anstoß zu erregen?

KHAN: Das war nicht immer so, anfangs waren meine Filme voll im Bollywood-Mainstream. Aber seit zehn Jahren sagen mir Freunde tatsächlich fast bei jedem Drehbuch: Lass das lieber, so was läuft nicht! Und jeder Erfolg steigert dann meinen Mut, auch beim nächsten Mal ein breites Publikum für ungewöhnliche Geschichten zu erobern.

ZEIT: Ihr jüngster Film *Taare Zameen Par (Ein Stern auf Erden),* bei dem Sie auch Regie führen, erzählt die Geschichte eines Jungen, der wegen seiner Lese- und Rechtschreibschwäche ausgegrenzt wird. Herzzerreißend – und ein Publikumsrenner. Diente das Kino in Indien bislang nicht dazu, dass man sich aus Alltag und Problemen wegträumen kann?

KHAN: Als ich das Drehbuch bekam, wusste ich sofort: Diesen Film musst du unbedingt machen. Schon nach der Lektüre habe ich meine beiden eigenen Kinder mit anderen Augen angesehen.

ZEIT: Sie spielen einen Lehrer, selbst Außenseiter, der die Talente des legasthenischen Kindes entdeckt und ihm zu Selbstbewusstsein verhilft …

KHAN: … aber es geht nicht nur um eine Behinderung, sondern um alle Kinder! Der Film zeigt, dass jeder Junge, jedes Mädchen seine Stärken und Schwächen hat und Unterstützung braucht, um beides zu verstehen. Das gilt übrigens genauso für Erwachsene.

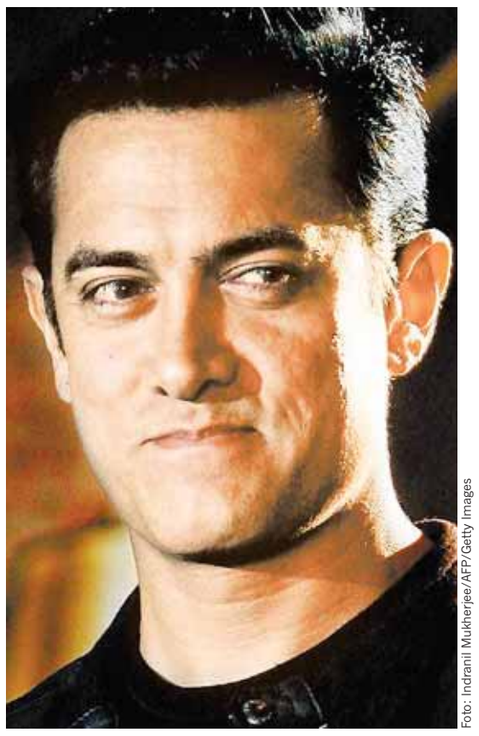


Foto: Indranil Mukherjee/AFP/Getty Images

AAMIR KHAN, 44, wird in Indien wie ein Halbgott verehrt. Sein Film »Lagaan« war für den Oscar nominiert. Immer wieder nutzt er seinen Ruhm, um soziale Projekte zu unterstützen

ZEIT: Das Lob der Einfühlung und des Nonkonformismus muss besonders irritierend sein in einer Gesellschaft, in der Hunderte Millionen Menschen gnadenlos um Aufstiegschancen konkurrieren.

KHAN: Indiens Kinder stehen wirklich unter einem gigantischen Druck. Alle sollen sie Ärzte, Ingenieure oder sonst etwas Herausragendes werden. Aber Ishaans Geschichte hat offenbar einen Nerv berührt. Ganz selten verändern Filme wirklich etwas – bei diesem ist es so. In Indien beginnt sich die Vorstellung von dem, was Kindheit und Erziehung bedeuten, zu wandeln.

ZEIT: Auch Ihr vorheriger Film *Rang de Basanti (Die Farbe der Rebellion)* hatte eine starke Botschaft: Schluss mit Korruption! Indirekt setzen Sie einen gewalttätigen Aufstand gegen die englische Kolonialmacht mit dem Kampf gegen bestechliche Minister in der indischen Demokratie gleich – gab es da nicht einen Aufschrei der Politiker?

KHAN: Stimmt, das war wohl ein starkes Statement. Aber Korruption ist in Indien ein Riesenthema, das die Bevölkerung zutiefst empört, und die Reaktionen waren so positiv, dass sich wohl kein Politiker mehr getraut hat, mich anzugreifen. Außerdem fordert der Film am Ende die Zuschauer, vor allem die Jugend, dazu auf, sich zu engagieren: Ihr könnt euch nicht zurücklehnen, ihr müsst Teil der Lösung werden. Tatsächlich gab es danach Demonstrationen gegen Korruption, die waren wie in *Rang de Basanti* inszeniert. Oder Auslandsinder haben mir geschrieben: Ich komme jetzt zurück und helfe, damit diese Gesellschaft wirklich demokratisch wird.

ZEIT: *Slumdog Millionär,* der dieses Frühjahr acht Oscars abgeräumt hat, war in Indien sehr umstritten. Welcher Fraktion gehören Sie an?

KHAN: Ich verstehe, dass Zuschauer in anderen Ländern begeistert waren, aber ich als Inder war es nicht. Der Film spielt in einer Welt, die mir sehr vertraut ist, da urteilt man ganz automatisch: Nee, so läuft's nicht, oder: Das ist ja total übertrieben. Alles, was an diesem Film bollywoodesk ist, erinnert mich an 20 Jahre alte B-Movies.

ZEIT: Manche sagen, Sie seien bloß neidisch, weil Ihr Film *Lagaan* für den Oscar nominiert war, ihn aber nicht bekommen hat.

KHAN: Ach was, damit hat das nichts zu tun, ich freue mich natürlich für Danny Boyle und sein ganzes Team. Aber wenn Sie mich fragen, muss ich ja ehrlich antworten.

ZEIT: Der Produzent, Regisseur und Schauspieler Aamir Khan gilt als ziemlich anstrengend. Woher rührt Ihr Perfektionismus?

KHAN: Ich glaube gar nicht, dass ich den habe, zumindest nicht in dem Sinne, dass alles kleinkariert penibel so laufen muss, wie ich es geplant habe. Obsessiv bin ich nur, wen es darum geht, die Seele des besonderen Augenblicks in einer Szene aufscheinen zu lassen. Dafür lasse ich allerdings keinen Stein auf dem anderen. Ja, dann bin ich sehr getrieben.

ZEIT: Was treibt Sie?

KHAN: Ich glaube: Angst. Angst zu scheitern. Aber auch die Intensität der Spannung: Gelingt es?

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **CHRISTIANE GREFE**

Wem gehört der Welfenschatz?

Ein neuer, spektakulärer Fall von Nazi-Raubkunst: Das weltberühmte Ensemble mittelalterlicher Kunst gelangte 1935 in Staatsbesitz. Nun fragt eine Erbin der jüdischen Vorbesitzer nach den Details. Den Berliner Museen droht ein Aderlass VON STEFAN KOLDEHOFF

Streit um ein Berliner Prunkstück

Der Welfenschatz stammt ursprünglich aus der Stiftskirche Sankt Blasius in Braunschweig. Zu ihm gehören einzigartige Arbeiten wie das **Kuppelreliquiar** aus Kupfer, Elfenbein und Walrosszahn von **1175** (großes Bild) oder der Tragaltar des Eilbertus. Im Jahr 1671 gelangte der Schatz in den Besitz der Welfen; 1928 musste Herzog Ernst-August ihn aus Geldnot verkaufen. 82 Teile gingen an ein Konsortium jüdischer Kunsthändler (das kleine Bild zeigt Herbert Bier, den Neffen des Kunsthändlers Hackenbroch, mit dem Reliquiar, um 1930). **1935** waren die Händler gezwungen, die 42 ihnen verbliebenen Stücke an den Staat zu verkaufen. Seither bilden sie eine der Hauptattraktionen des Berliner Kunstgewerbemuseums. Doch war dieser letzte Verkauf rechtmäßig? Er kam unter Druck zustande – nach dem Washingtoner Abkommen über NS-Raubkunst hätten die Erben damit Anspruch auf eine Restitution. Und das Museum verlöre einige seiner Hauptwerke.

Erst einmal gab es keine Forderung nach Rückgabe. Erst einmal war es nur ein Brief mit einer freundlichen Bitte um Auskunft, den der Marburger Rechtsanwalt Markus Stoetzel Anfang 2008 an die Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK) richtete. Im Auftrag der Erben von vier in der NS-Zeit emigrierten jüdischen Kunsthändlern bat der Jurist um Informationen zum Erwerb des mittelalterlichen »Welfenschatzes«, der heute zu den Hauptattraktionen des Berliner Kunstgewerbemuseums zählt. Zwischen dem 11. und 15. Jahrhundert entstanden als Stiftungen der Adelsgeschlechter der Brunonen und Welfen Goldschmiedearbeiten, Kreuze, Monstranzen, Reliquiare und andere kostbare Kultgegenstände. Zu den Hauptstücken zählen das perlenbesetzte goldene »Welfenkreuz« aus der Mitte des 11. Jahrhunderts, das 45 Zentimeter hohe Kuppelreliquiar, das einst jene heute verlorene Schädelreliquie des heiligen Gregor von Nazianz barg, die Heinrich der Löwe 1173 aus dem Heiligen Land mitgebracht hatte, und der blau-goldene Tragaltar, den der Kölner Goldschmied und Emailleur Eilbertus um 1150 fertigte. Der Welfenschatz ist, anders als sein Name nahelegt, kein Fürsten- sondern ein bedeutender Kirchenschatz.

Auskunft erbat Markus Stoetzel darüber, unter welchen Umständen die Berliner Museen 1935 die wesentlichen Teile dieses mittelalterlichen Konvolutes erworben haben. Die Antwort aus Berlin fiel knapp aus: »Für die Stiftung Preußischer Kulturbesitz besteht nach den hier bekannten Erwerbsumständen unter keinem denkbaren Gesichtspunkt Anlass zu der Annahme, dass der Ankauf des ›Welfenschatzes‹ 1935 als NS-verfolgungsbedingter Entzug zu bewerten sein könnte.« Stoetzel gab sich mit dieser nicht näher begründeten Auskunft nicht zufrieden und forschte weiter. Was er herausfand, hat noch unabsehbare Konsequenzen für einen der wertvollsten kulturhistorischen Schätze, die in deutschen Museen gehütet werden.

Wie die Werke ins Kunstgewerbemuseum Berlin kamen, ist gut dokumentiert

Der Rechtsanwalt belegte mit Fotokopien historischer Dokumente, die er in einer 120 Seiten starken Dokumentation schon vor über einem Jahr auch der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zugänglich machte, dass historisch eigentlich nur ein Schluss möglich ist: Beim Berliner Welfenschatz handelt es sich um NS-Raubgut, von dem sich seine Besitzer nur unter dem Druck ihrer Verfolgung trennten und für den sie keinen angemessenen Kaufpreis erhielten, über den sie nachweislich frei hätten verfügen können. Damit wären jene drei maßgeblichen »Washingtoner Prinzipien« erfüllt, denen bei einer internationalen Konferenz 1998 auch die Bundesrepublik Deutschland zugestimmt hatte. Ein Jahr später bestätigte sie für die öffentlichen Museen in Deutschland noch einmal die vom damaligen SPK-Präsidenten Klaus Dieter Lehmann mitinitiierte »Berliner Erklärung«. Noch im April dieses Jahres hatte sich sein Nachfolger Hermann Parzinger darauf berufen und erklärt, erst wenn Museen, Bibliotheken und Archive die Herkunft ihrer Sammlungsobjekte kennten, seien sie »in der Lage, Fragen zur Restitution zu klären und im Sinne der Washingtoner Prinzipien zu fairen und gerechten Lösungen zu kommen«.

Die Herkunft des Welfenschatzes ist seit Langem gut dokumentiert. Er befand sich zunächst jahrhundertelang in der Braunschweiger Blasiuskirche und später im Dom. Als die protestantische Stadt im Juni 1671 ihre Unabhängigkeit verlor und nach der Eroberung durch die Welfen wieder in deren Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel eingegliedert wurde, übergaben die Domherren den Schatz an den 1651 zum Katholizismus übergetretenen Herzog Johann Friedrich – wohl auch aus Dankbarkeit, weil er das Stift Sankt Blasien vor den Protestanten geschützt hatte. Der Herrscher ließ ihn zunächst nach Hannover bringen. Um die Kostbarkeiten vor Napoleon zu retten, brachten die Welfen ihren Schatz 1803 kurzzeitig nach London in den Tower. Von 1862 an wurde er aber wieder im vom blinden König Georg V. gegründeten Königlichen Welfenmuseum in Hannover ausgestellt. Als sich vier Jahre später der preußische Staat das Königreich Hannover angliederte, überließ man Georg V. den Welfenschatz als privates Eigentum, den er ungehindert mit ins Exil nach Österreich nehmen konnte: erst nach Schloss Penzing bei Wien, dann nach Schloss Gmunden am Traunsee – und nach Ende des Krieges und der Monarchie dann in den Tresor einer Bank in Basel. Sein Enkel, Herzog Ernst-August von Braunschweig-Lüneburg, beschloss schließlich, als er im Zuge der Weltwirtschaftskrise 1928 Geld benötigte, die verbliebenen 82 Stücke des Schatzes zu Geld zu machen, und bot ihn am Kunstmarkt für 24 Millionen Reichsmark an. Zu den Interessenten gehörte neben verschiedenen deutschen Museen auch die Stadt Hannover, die das gesamte Konvolut zum Vorzugspreis von 10 Millionen Reichsmark angeboten bekommen hatte, wegen der schlechten Finanzlage am 30. Dezember 1929 aber ablehnte.

Ernst-August von Braunschweig-Lüneburg verkaufte die 82 Einzelstücke des Welfenschatzes deshalb schließlich im Januar 1930 für acht Millionen Reichsmark an ein Konsortium aus vier namhaften jüdischen Frankfurter Kunsthändlern: an Zacharias Max Hackenbroch, Isaak Rosenbaum und Saemy Rosenberg in der Firma J. Rosenbaum und an Julius Falk Goldschmidt in der Firma I. & S. Goldschmidt. Das Quartett organisierte noch im selben Jahr Verkaufsausstellungen in Frankfurt und Berlin, später auch in New York, Cleveland, Chicago und Philadelphia. Die prachtvollen Kultgegenstände und die detailreichen Kataloge blieben nicht ohne Wirkung: 39 Stücke wurden von verschiedenen Museen und privaten Sammlern angekauft.

Wegen rassischer Verfolgung, die durch die von Markus Stoetzel zusammengetragenen Dokumente zweifelsfrei belegt wird, sahen sich die beteiligten Kunsthändler von 1933 an erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten ausgesetzt. Ihr Umsatz sank im Vergleich zu den Vorjahren auf durchschnittlich ein Zehntel, und die Repressalien nahmen zu, sodass Rosenbaum, Rosenberg und Goldschmidt schon nach wenigen Monaten zur Liquidation ihrer Geschäfte und zur Emigration nach Amsterdam und London gezwungen waren. Die 42 Welfen-Stücke, die sie noch besaßen, konnten sie nicht mehr auf einem freien Markt, sondern nur noch dem NS-Staat anbieten. Der erkannte seine Chance und legte es, wie ebenfalls zahlreiche Briefwechsel belegen, von Beginn der Verhandlungen an darauf an, den Preis für einen Ankauf durch die Notlage der Kunsthändler so weit wie möglich nach unten zu drücken.

Die einschlägigen Dokumente zum Fall Welfenschatz hat Markus Stoetzel der Stiftung Preußischer Kulturbesitz vor über einem Jahr, im April 2008, zugesandt. Die Schließungsanordnungen und Betätigungsverbote der Reichskammer für Bildende Künste für die Galerien einiger der Händler zum Beispiel, durch die ihnen jede Verdienstmöglichkeit genommen wurde. Und einen Brief aus dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, in dem es am 31. Oktober 1934 heißt: »Da die Verkaufsaussichten der geschlossenen Sammlung jetzt ungünstig sind und eine zum Händlerkonsortium gehörende Firma sich in Zahlungsschwierigkeiten befindet, wäre die Zeit für einen Gesamtankauf durch den Staat zu einem bedeutend geringeren Preis außerordentlich günstig.« Die wirtschaftliche Notlage des jüdischen Händlerkonsortiums wurde also wissentlich ausgenutzt, Göring selbst war als Preußischer Ministerpräsident in den Ankauf involviert. Der ebenfalls erhalten gebliebene Kaufvertrag lautete schließlich über 4 250 000 Mark, obwohl der Wert des verbliebenen Welfenschatzes zuvor auf mindestens 7 Millionen Mark geschätzt worden war. Und schließlich gibt es auch die Unterlagen über die der Reichskulturkammer gemeldeten Umsätze der Firma Hackenbroch sowie die Feststellungen der Finanzbehörden aufgrund von fortlaufenden Devisenprüfungen bei der Firma Rosenbaum: Dokumente, die erheblich geringere Umsätze als zuvor belegen und bezweifeln lassen, dass den Konsorten tatsächlich der Erlös aus dem Welfenschatz-Verkauf zugeflossen ist – was dem ankaufenden NS-Staat nicht verborgen geblieben wäre.

Die offiziellen Stellen spielen auf Zeit – die Erbin ist schon 97 Jahre alt

Eine Antwort auf ihre Bitte um Auskunft haben die Erben der ursprünglichen Besitzer bislang nicht erhalten, nur belanglose Zwischenbescheide. »Ich wäre dankbar«, schrieb noch am 14. April SPK-Vizepräsident Norbert Zimmermann, »wenn Sie eine Geduld aufbringen könnten, die zu der Geduld in einem Verhältnis steht, die offenbar zu der Entschließung erforderlich war, das Rückgabeersuchen auf den Weg zu bringen.« Angesichts der Tatsache, dass die Tochter von Max Hackenbroch inzwischen 97 Jahre alt und entsprechend nicht mehr bei bester Gesundheit ist, wirkt eine solches Hinhalten beinahe zynisch. Man recherchiere noch, bestätigt auch Pressesprecherin Stefanie Heinlein. »Die Stiftung ist bemüht, die notwendigen Recherchen in der Zügigkeit durchzuführen, wie dies die sehr spezifischen Sachverhalte zulassen, jedoch kann auf eine Untersuchung in der nötigen Tiefe nicht verzichtet werden.«

Wann diese Tiefenforschung beendet sein könnte, scheint inzwischen absehbar – die SPK hat mittlerweile den Anspruchstellern eine »abschließende Stellungnahme« für Ende Mai angekündigt. Sollte Berlin, was nach Dokumentenlage sehr wahrscheinlich ist, den NS-verfolgungsbedingten Verlust des Welfenschatzes anerkennen müssen, wäre eine denkbare Möglichkeit, den Welfenschatz für die deutsche Museumslandschaft zu erhalten, ein Rückkauf der mittelalterlichen Preziosen – zu einem Preis, der ganz erheblich über jenem von 1935 liegen würde. Bei Kunstwerken dieser Qualität ist die Konkurrenz groß: Museen wie das Getty Center in Los Angeles und das Metropolitan Museum in New York verfügen über hervorragende Mittelaltersammlungen – und, anders als die meisten deutschen Museen, nach wie vor auch über Ankaufsetats. Auf die Klassifizierung des Welfenschatzes als »nationales Kulturgut« und damit auf ein Exportverbot kann die SPK nicht setzen: Kulturminister Bernd Neumann hat bereits mehrfach erklärt, er werde bei entsprechenden Restitutionsfällen eine Ausnahmegenehmigung erteilen. Eine zweite Enteignung berechtigter Eigentümer werde es mit ihm nicht geben.

Abb.: Staatliche Museen zu Berlin, Kunstgewerbemuseum (o.); Foto: privat

FOTOGRAFIE

Erotisch weich

Eine Ausstellung in Bonn preist die tschechische Fotografie

Ihre Gesichter sind beschmutzt, kahl geschoren die Schädel. Mit bloßen Händen müssen sie die Straßen neu pflastern, auf denen sich während des Prager Aufstandes im Mai 1945 die Barrikaden türmten. Diese Aufnahmen des Prager Fotografen Svatopluk Sova wurden in tschechischen Illustrierten nie veröffentlicht. Zu deutlich sieht man jene Soldaten, die mit der Waffe in der Hand die Demütigung der deutschen Frauen überwachen. Es sind ähnlich bedrückende Bilder wie die von Henri Cartier-Bresson, der Kollaborateurinnen in Frankreich fotografierte.

Mit etwa 450 Arbeiten von knapp 210 Fotografen zeigt die Bonner Kunsthalle gerade einen hervorragenden Überblick über die tschechische Fotografie des vorigen Jahrhunderts (bis zum 26. Juli). Zu sehen ist eine Reihe von Aktaufnahmen Frantisek Drtikols, des jungen, aufstrebenden und infolge einer Kriegsverletzung auf einem Auge blinden Fotografen. Sie bilden neben den abstrakten Stillleben von Jaromír Funke und den erotischen Kompositionen des Theoretikers Karel Teige die Höhepunkte der Ausstellung. Aus Prager Museen sind beeindruckende Originalabzüge nach Bonn gekommen, einige wurden hierzulande nie zuvor gezeigt. Funkes und Teiges Collagetechniken lassen sich so direkt vergleichen.

Vor allem weiche, fließende Formen prägen die tschechische Fotografie bis in die 1980er Jahre. Das Brutale und Scharfe findet sich nur gelegentlich in der sozialkritischen Fotografie. Nach dem Zweiten Weltkrieg flüchtete man sich ins Private, Josef Sudek zum Beispiel schaute aus seinem Fenster und fotografierte den Zyklus *Erinnerungen*.

Spätestens nach der Revolution 1989 sagte die Fotografie dem Schwarz-Weiß Adieu und wurde farbig. Die Öffnung machte die einst graue Wirklichkeit bunter; jene Fotografen hingegen, die in ihren schwarz-weißen Bildern unzählige Tonalitäten zu erwecken wussten, sind seltener geworden. **MILAN CHLUMSKY**

HARRY ROWOHLT

Pooh's Corner

Meinungen eines Bären von sehr geringem Verstand

Da hat man zwei Stunden was für den NDR gemacht, und jetzt will er zur Strafe meine Lohnsteuerkarte und meine Immatrikulationsbescheinigung –, anstatt sich um seinen eigenen Kram zu kümmern und Gerngehörtes zu senden wie *Auf ein Wort!* mit Dr. Julia Dingworth-Nusseck, die Morgengymnastik mit Hildegund Bobsien, Gerhard Gregor an der Funkorgel und Adalbert Lutschkowsky und sein Orchester. Wo doch das augenbetaute Albwachen etwas über den Frühling gebietet.

Bald werden die winterlichen Plakate mit den Immobilienfachleuten meines Vertrauens vom Eiskiosk entfernt, und dann gibt es wieder Eis. Eis in den beliebten Geschmacksrichtungen Kordhose, Hallenbad und Marmelade.

Also mal überprüfen, was der Frühling mit Winterhude angestellt hat, einem in seinem Gestaltungswillen einmaligen Nachbarstadtteil. Der Gestaltungswille der Winterhuder geht so weit, daß man bei vielen Läden gar nicht weiß, was für Läden sie sind. Die Namen der Läden sind meist reine Poesie und helfen kaum weiter. Mein Lieblingsladen war früher eine ganz normale Muttermilchabsaugpumpenmietzentrale und wurde durch Umsicht, Tatkraft, unternehmerisches Geschick und Gewerbefleiß zu einem Fachgeschäft für Hotelbedarf erweitert. »Wenn es mal mit dem Über-die-Käffer-Tingeln nicht mehr so klappt«, habe ich oft gedacht, »kaufe ich mir hier einen Gepäckbock (chrom oder gold), und wenn ich morgens mit der üblichen Frage ›Wo bin ich?‹ aufwache, denke ich nicht: ›Zu Hause‹, und schlafe wieder ein, sondern: ›Bad Soden? Bad Wildungen? Bad Oeynhausen?‹« Allein zwölf verschiedene Rezeptionsklingeln für den ungeduldigen Wirkwarenvertreter gilt es zu bestaunen. Bei der vorletzten Überprüfung gab es noch zwei weitere Ausstellungsflächen im Souterrain, wo Spezialnachttischlampen für Analphabeten zu sehen waren, bei deren Schein man keine Bücher lesen kann. Inzwischen ist dort ein Café, und auch hier wird das Okkulte gepflegt. Auf Wunsch führt Silke einen in Magie und Hexerei ein, und die innere Bangbüx gewinnt die Oberhand. Die dortige Buchhandlung hat eine Schaufensterdekoration, als wäre *sie* die offizielle Muttermilchabsaugpumpenmietzentrale. Zeit, ins sachliche Eppendorf zurückzukehren. Ich treffe einen bekannten Literaturkritiker, rüge seine Müßiggängerbräune, aber nach kurzer Taschenkontrolle (3 Bücher, 1 Collegeblock [spiralgeheftet], 1 Liter Rotwein) darf er passieren. »Die belletristischen Übersetzer werden auch immer dreister«, murmelt er und trollt sich in Richtung Winterhude, wo er sich mehr Verständnis für Geistesmenschen erhofft. Die ersten Hunde stürzen sich in die Alster, aber nur, um sich, vermute ich, anschließend schütteln zu können, nach dem Prinzip *To Whom it May Concern*. »Naß geworden?« kucken sie anschließend, als wäre nichts. Auf den Weg zur »Schramme«, was keine Notambulanz, sondern eine grundsolide Kneipe ist, haben die Kinderchen mit rosa Kreide Handicaps geschrieben: GEHE ZUM 1. LEVEL MACHE HANDSCHTAND. Da man in ständiger Gefahr schwebt, über den Haufen geschlendert zu werden, wartet man, bis keiner kommt, und macht dann widerstrebend Handstand. Man weiß ja nie. Und nach einer notärztlichen Grundversorgung in der »Schramme« wird es auch allmählich Zeit für Pfingsten.

Le Grand Traxler

Tröstlich böse: Frankfurt am Main und der Rest der Republik feiern den Komödienzeichner Hans Traxler **VON BENEDIKT ERENZ**

Traxler wird achtzig! Aber das ist nicht das einzige Datum von Bedeutung. Dazu kommen 2000 Jahre Traxler-Schlacht im Teutoburger Wald, 60 Jahre Traxler-Republik Deutschland und 20 Jahre *Deutschland, einig Traxler-Land*. Die Große Traxler-Ausstellung in Frankfurt am Main, im Museum für Komische Kunst, wird wohl, wenn diese Zeitung erscheint, just mit einem gigantischen Fest eröffnet sein, der prachtvolle Begleitband ist schon da. Es folgt die Enthüllung des Traxler-Denkmals vor dem Goethehaus am Großen Hirschgraben, anschließend die feierliche Eröffnung der Traxler-Festspiele auf dem Römerberg, mit Empfang des Bundespräsidenten durch Traxler. Nur die für Ende Mai geplante Taufe des ICE *Hans Traxler* zwischen Frankfurt und Böhmen verspätet sich wegen einer Störung im Betriebsablauf voraussichtlich um wenige Jahre, wir bitten um Ihr Verständnis.

Böhmen? Da stammt er her, *le Grand Traxler,* wie die Portugiesen ihn nennen, die Polen sprechen von *Pan Traxler,* in Amerika ist er nur *the Big Trax*. In Böhmen, in dem kleinen, längst von Braunkohlenbaggern verschlungenen Orte Herrlich bei Dux (vgl. Casanova), wurde er geboren, am 21. Mai 1929, ein weiterer Spross des Jahrhundertjahrgangs, des bedeutendsten deutschen Jahrgangs vor 1959.

Früh begann er zu zeichnen. Dem Bruder verkaufte er seine erste Bildergeschichte zum Gegenwert einer Spitztüte Himbeerbonbons (so will es die goldene Klappentextlegende), da war der Künstler fünf Jahre alt. Von Georg Meistermann – dessen Fenster für das Dekagon der Basilika Sankt Gereon in Köln bis heute kontrovers diskutiert werden, und das zu Recht – empfing er entscheidende Anregungen, in Frankfurt an der Städelschule. Und Frankfurt hat er die Treue gehalten. Dort legte er – zusammen mit Kurt Halbritter, Chlodwig Poth, F. W. Bernstein, Friedrich K. Waechter, Robert Gernhardt, Bernd Eilert, Bernhard Grzimek und anderen – den Grundstein für den Wiederaufbau des deutschen Humors nach 45, in den vorläufigen und dann endgültigen Satiremagazinen *Pardon* und *Titanic.*

Ausstellung folgte auf Ausstellung, Bildband auf Bildband, kurz: ein Künstlerleben, wie es sein soll, ein einziger Triumphzug. Und doch. Es muss gesagt werden: Es gibt auch Deutsche, die Traxler nicht mögen. Denen die ganze Richtung nicht passt. Denn Traxler hat eine Eigenschaft, die sie nicht verstehen: Er macht es leicht. Leicht mögen sie nicht. Leicht wollen sie nicht. Denn leicht ist nicht tief, und tief muss es sein.

Da sind allein schon die Leute, die er so illustrierte: den boshaften Heine, die *Winterreise*. Mark Twain, den Spötter. Oder den absurden Morgenstern. Und Eichendorffs *Taugenichts.* Unernst, wohin man blickt. Mangelnder Tiefsinn.

Tatsächlich ist die Kunst des Hans Traxler von bodenlosem Leichtsinn. Einen Karikaturisten nennt er sich selber recht schlicht. Treffender wäre Komödienschreiber, Komödienzeichner. Jedes Blatt, das er geschaffen hat, ob für *Pardon* oder *Titanic* oder für renommierte Humorinstitute wie die *ZEIT,* geriet ihm zur Lustspielszene. Darin, nicht in seinem Stil, der eine eigene, mal melancholische, mal höhnische Drolligkeit hat, knüpft er an die großen Franzosen des 19. Jahrhunderts an und an die großen Münchner des 20. – an Gavarni und Daumier, an Thöny und Heine und Arnold. Er kennt, er kann jedes Milieu: das ökoalternative, das reihenhäusliche, das frömmelnde und auch die Welt der Manager, Banker und Staubsaugervertreter, der Sportbeamten, Turbointellektuellen und der Schinkel-Deutschen. Das Ewigspießige, das zieht ihn an.

So liebt er uns alle. Auf seine Art. Mit der Häme der Liebe führt er uns vor, wie wir sind: komisch in unserem Selbstzweifel, unserer Welterforschung, unserem Glauben und Meinen, Lieben, Kämpfen und Hoffen, in unserem großen Weltzahnschmerz. Das Scheidungspaar erwischt sein Witz genauso wie die Übermutter, wie den Nachwuchsdichter, wie die Wohnmobilistin auf Afrika-Trip, die kurz vor Timbuktu noch einen dringenden Einkauf erledigen muss: »Avez-vous des Staubsaugerfilterbeutel?« Wie den alten Junggesellen, der am Abend, von der Arbeit heimgekehrt, seinen Lieblingssessel begrüßt: »Na wie geht's dir heut, mein altes Mädchen? Nicht so gut, was? Wird schon wieder. Ich geh jetzt erst mal in die Küche und koch frischen Kaffee, und dann komm ich zu dir, und wir machen uns 'n gemütlichen Abend, o. k.?«

Ein Klassiker ist längst seine Bildergeschichte vom *Feldmarschall von Blücher,* die Preußens unfassbares Wesen aufs Fasslichste zusammenfasst: »Der Feldmarschall von Blücher / der hat genau drei Bücher: / Eins zum Lachen / Eins zum Denken / Und das Dritte zum Verschenken / Sprach er zu Herrn von Grieben: ›Mehr fänd ich übertrieben!‹« Oder die befreite Frau in Rot und Schwarz, die das Kinderzimmer stürmt und die Ihren mit der frohen Botschaft überrumpelt: »Dietmar! Kinder! Ich hab mich verliebt!«

Das ist böse, das ist tröstlich, und vielleicht ist es gerade das, was uns die Bilder und Bildgeschichten des großen Traxler lieben lässt. Denn wenn wir komisch sind, dann kann es so ernst nicht werden. Denn wenn alles zu spät ist, dann ist es ja zum Glück bald vorbei.

Das ist tröstlich, das ist böse. Und vor allem: auf stille Weise genial. Das Traxler-Jahr 2009 ist eröffnet.

»Löhleins Katze – Traxler Cartoons« vom 7. Mai bis zum 26. Juli im Museum für Komische Kunst in Frankfurt am Main (Weckmarkt 17, Tel. 069/21 23 01 61). Den prachtvollen Begleitband gibt's bei Reclam (381 S., 20,– €)

TÄGLICH GEÖFFNET, AUSSER MONTAGS

Traut euren Augen!

Der ZEIT-Museumsführer (1): Die Kunsthalle in Karlsruhe

VON HANNO RAUTERBERG

Abb.: Jean-Étienne Liotard, »Caroline Luise«, 1745/Staatliche Kunsthalle Karlsruhe 2008 (Foto: Wolfgang Pankoke)

So schön kann Leere sein. Eine nackte weiße Leinwand, davor eine Dame im hellen Seidenkleid, Karoline Luise, die Markgräfin von Baden, in der rechten Hand einen Kohlestift. Gleich wird sie mit dem Zeichnen beginnen. Noch aber schaut sie nur, schaut uns aus fragenden Augen unverwandt an. Als gälte ihr Interesse uns. Als wären wir ihr Malmotiv, mit dem sie die Leere ihrer Leinwand füllen will.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts kommt Karoline Luise in die neu gegründete Residenzstadt Karlsruhe. Dort malt sie nicht nur, sie sammelt auch: kauft die wunderbarsten Bilder, Chardin, Boucher, Frans van Mieris. Noch heute stehen wir verwundert davor, dankbar dieser Dame, die so keck aus dem Bild schaut, das Jean-Etienne Liotard 1745 von ihr gemalt hat. Wir sind tatsächlich ihr Motiv, wir sollen schauen, wie sie schaut, sollen staunen über das, was aus der Leere hervorging: wie aus dem markgräflichen Mahlerey Cabinett die heutige Kunsthalle Karlsruhe wurde, eine der eindrücklichsten Sammlungen weit und breit.

Mehr als 800 ältere und jüngere Bilder sind dort zu sehen, Cranach und Baselitz, Rembrandt und Richter, Rubens, Menzel und Kandinsky, dazu in der Grafikkammer rund 90 000 Blatt, und das alles nicht in irgendeiner pulsierenden Hauptstadt, sondern am Rande, im Städtchen Karlsruhe. Wie einst Karoline Luise können wir hier die Kabinette durchwandern, still und ungestört. Keine drängelnden Massen, niemand, der einem die Sicht versperrte, nur ein paar Museumswärter, die uns aufgeschreckt umkreisen. Auch das eine Form von Leere: Wir sind hier allein mit uns selbst und diesem ungeheuren Bilderschatz, ein geradezu aristokratischer Luxus. Und ein unheimlicher außerdem, denn leicht kippt die Leere um in Verlassenheit.

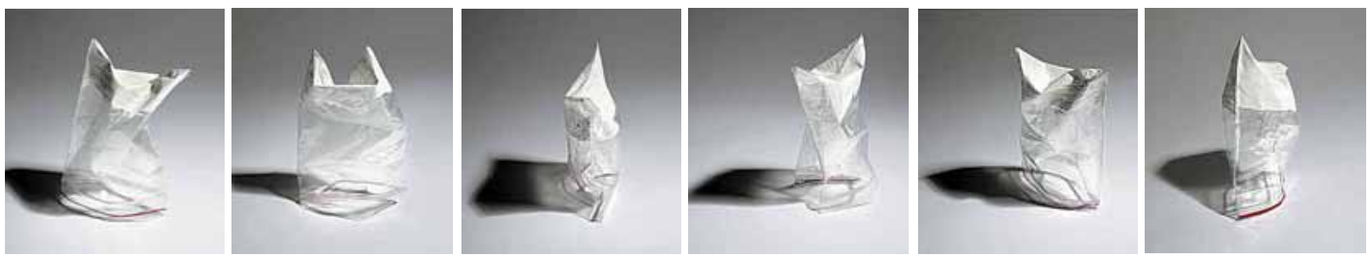
So ist das in Deutschland: Die Museen blühen und gedeihen, zählen über hundert Millionen Besuche im Jahr. Zugleich scheinen sie oftmals wie ausgestorben. Denn dort, wo nicht getrommelt wird für Sonder-, Extra-, Megaausstellungen, mag sich kaum noch jemand begeistern. Nur noch zehn Prozent der Besucher kommen, um die ständige Sammlung zu sehen, schätzt der Direktor der Hamburger Kunsthalle. Und selbst von diesen zehn Prozent habe sich vermutlich die Hälfte verirrt, auf dem Weg von der einen Sonderausstellung zur anderen.

Lässt sich das ändern? Lassen sich in Hamburg, Karlsruhe und anderswo wieder mehr Menschen für die ständigen Sammlungen begeistern? Diese neue Kolumne des *ZEIT*-Feuilletons will es versuchen. Will auf das schauen, was unser leerer, unser blinder Fleck ist. Will den Kunstreichtum zeigen, der uns so selbstverständlich geworden ist, dass wir ihn nicht mehr wertschätzen. Das Besondere, das Einmalige ist täglich geöffnet, außer montags – und doch mindestens so sehenswert wie die Sonderausstellung.

Natürlich hat auch diese ihr Gutes, sie bietet Orientierung. Ein Museum im Normalbetrieb hingegen, vor allem ein so großartiges wie die Kunsthalle Karlsruhe, macht es dem Besucher nicht leicht. Wo fängt man an bei so vielen Bildern? Am besten man sucht sich eine Nische: schaut bei den Niederländern vorbei, bei den Franzosen oder den Deutschen des 19. Jahrhunderts, bei C. D. Friedrich und Joseph Anton Koch. Oder man begibt sich in kunstreligiöse Andacht, eigens gibt es eine Bilderkapelle, ausgemalt von Hans Thoma, der von 1899 bis 1920 Museumsdirektor war.

Aber am wundersamsten ist die Kunsthalle bis heute dort, wo Karoline Luise einst mit dem Sammeln begann. Wo jene Bilder hängen, die das Intime und Stille zeigen. Lauter Alltäglichkeiten bevölkern die Leinwände, und das Gewöhnliche wird museumsreif. Samuel van Hoogstraten zum Beispiel stellt uns vor eine Pinnwand, vollgehängt mit zerknickten Briefchen, mit Kamm, Schere, einem Büchlein, mit Goldmedaille, Federkiel und Brille – und alles sieht aus, als wäre es nicht gemalt, als hinge es wirklich dort, zum Greifen nah. Wir sollen unseren Augen nicht trauen – und schauen doch nur umso begieriger. Es ist die ständige Sammlung des Künstlers. Und die schönste Verlockung, auch die des Museums neu zu entdecken.

KUNSTMARKT



DER KLEINE TANZ DER LEEREN KOKS-TÜTCHEN
Die Fotoserie »Ghosts« des Künstlers Zbigniew Rogalski, 2008

Die Nase noch lange nicht voll

Wie reagieren die Berliner Galerien auf die Krise? Ein Rundgang am »Gallery Weekend« VON TOBIAS TIMM

Ist die Tüte leer? Reicht das Geld jetzt nicht mal mehr für Koks? Für jenes weiße Pulver, das den Kunstbetrieb die letzten Jahre und Jahrzehnte befeuert hat und nicht nur die Künstler, sondern auch Sammler und Galeristen zu neuen Großtaten aufputschte? In Berlin soll der Koksverbrauch parallel zum Boom auf dem Kunstmarkt und dem Aufstieg der Stadt zur Kunstmetropole enorm angewachsen sein – behaupten jedenfalls Typen, die sich als Eingeweihte wähnen. Aber jetzt, wo der Kunstmarkt kriselt?

Das leere, auf dem Kopf stehende Kokstütchen, das man auf der siebenteiligen Fotoserie *Ghosts* des jungen polnischen Künstlers Zbigniew Rogalski sieht, ist wahrscheinlich nie voll gewesen. Rogalski hat den Tütenboden einfach mit weißer Farbe angemalt. Was will uns das sagen? Dass der große Spaß vorbei ist? Dass nicht das Pulver, sondern die Farbe die Droge des Künstlers ist? Oder Kunst das Spiel mit der Illusion? Seit dem vergangenen Wochenende kann man Rogalskis symbolträchtigen Tanz des Tütchens in sieben Fotofolgen in der Kreuzberger Galerie Żak Branicka bewundern. Zeitgleich eröffneten in der Stadt einige Dutzend Galerieausstellungen, und Hundertschaften von Kritikern, Sammlern und Kuratoren aus dem In- und Ausland kamen zu diesem »Gallery Weekend«.

Als konzertierte Leistungsschau der lokalen Kunsthändler soll das Weekend so viel internationale Aufmerksamkeit wie eine Kunstmesse generieren, ohne dass die Galeristen dafür ihre meist großzügigen und zweckdienlichen Räume verlassen müssen. Deshalb funktioniert das Gallery Weekend auch in der Krise noch. Selbst wenn einige das Geld für die großen Kokainräusche nicht mehr haben sollten, eine Schau in den eigenen Räumen können sich die Händler noch allemal leisten.

Die Stimmung auf den Vernissagen war denn auch so gut wie das Wetter, von sozialen Unruhen keine Spur. Wenn überhaupt, zeigte sich die Krise vor allem daran, dass die namhaften Galerien auf allzu große Experimente verzichteten. Diesen Mai holte man die sichere, gut verkäufliche Ware aus den Lagern, Werke von zumeist älteren oder bereits verstorbenen Künstlern. So zeigt die Berliner Gemeinschaftsfiliale der Kölnerin Gisela Capitain und des New Yorkers Friedrich Petzel Arbeiten von Martin Kippenberger (1953 bis 1997), Daniel Buchholz präsentiert Jack Goldstein (1945 bis 2003), Aurel Scheibler stellt Ernst Wilhelm Nay (1902 bis 1968) aus, und Martin Klosterfelde erweist Hanne Darboven (1941 bis 2009) die Ehre. Die erst vor Kurzem von Köln und München nach Berlin gezogene Galerie Sprüth Magers zeigt Skulpturen von Richard Artschwager (Jahrgang 1923), die jetzt nach Entwürfen aus den sechziger Jahren gebaut worden sind, sonderbar disfunktionale Stühle und Tische. Daneben drei große, rundliche Ausrufezeichen aus neongrünen Plastikborsten (für 175 000 Dollar das Stück).

Wer etwas mehr wagt, zum Beispiel Mehdi Chouakri, der in seinen Haupträumen den französischen Installationskünstler Saâdane Afif ein verwickelt selbstreferenzielles Spiel treiben lässt, präsentiert wenigstens in den Nebenräumen einige Werke seiner etablierten Künstler. Bei Chouakri stößt man zum Beispiel auf die fast originalgroßen Schwarz-Weiß-Abbildungen der Bücherwand von Hans-Peter Feldmann, ein Kunstwerk, mit dessen Hilfe man sich der Person des sonst öffentlichkeitsscheuen Künstlers auf Umwegen nähern kann. Ein Kunstwerk auch für jenen gar nicht so seltenen Typus Sammler, der sich aus Lesefaulheit für die bildende Kunst entschieden hat. Mit dem Kauf der Feldmann-Fotos lässt sich schnell eine komplette Bibliothek simulieren.

Berlin ist, das zeigte sich an diesem Wochenende auch auf den vielen kleinen Veranstaltungen am Rande, immer noch eine Lieblingsstadt der Künstler und derjenigen, die sie beobachten, sammeln und vermitteln wollen. Jedoch warnen jene erfahrenen Galeristen, die schon die letzte große Kunstmarktkrise um das Jahr 1990 durchgestanden haben – damals lebte und arbeitete man noch in Köln –, vor allzu viel Enthusiasmus. Das Tal sei noch nicht erreicht, die Krise werde mindestens noch bis zum Winter dauern, und den könnten manche Galerien nicht überleben. Welche das sein werden, das war an diesem sonnigen Wochenende nicht auszumachen. Die Kokstüte von Zbigniew Rogalski war am Sonntag jedenfalls noch nicht verkauft worden, obwohl die Fotoserie bescheidene 3500 Euro kostet.

Fotos: Zbigniew Rogalski, courtesy ZAK/BRANICKE

Tatort 01

Feridun Zaimoglu über:

TÖDLICHER EINSATZ

ARD, Sonntag, 10. Mai, 20.15 Uhr

Der *Tatort* ist das letzte Lagerfeuer, um das sich die deutsche Fernsehsippe verlässlich schart. Ob Nippelpiercer oder Prothesenträger – Sonntag, Viertel nach acht, stieren sie alle hin, wenn sich im matten Glanz der Dienstpistolen zwischen Kiel und München die deutsche Seele spiegelt. *Tatort* gucken heißt: sich selbst erkennen. Diese Woche sind wir alle Ludwigshafen. Hier zeigt das Böse selten seine böse Fratze. Meist ballert ein Halunke mit der Wumme, lässt das Eisen fallen und ergibt sich. Die Frau Kommissarin Odenthal ist aber auf wirklich böse Buben angesetzt – sie folgt der Spur eines recht täppischen Junkies, der sich wie durch ein Wunder seiner Festnahme entzieht. Eigentlich ein Routinefall für das Sondereinsatzkommando, doch ein Beamter liegt regungslos am Boden, und auch wenn man am Kunstblut geknausert hat, Odenthal weiß, der Mann ist tot. Der Mörder läuft frei herum, die Kommissarin und ihr Assistent Kopper rennen ihm hinterher. Natürlich kann man sich da mal verstolpern und auf ein Elektroschweißgerät fallen. Alles kein Drama. Den Stromschlag und das Herzkammerflimmern steckt sie weg, und weil sie weiterermittelt, kriegen die harten Kerls das große Flattern. Denn wir, die begeisterten *Tatort*-Zuschauer, ahnten es von Anfang an: Dort, wo man hinguckt, passiert das Verbrechen nie. Während wir also über das Rätselraten, wer denn der Mörder sei, fast kirre werden, rückt das Skript den SEK-Teamchef Renner in den Mittelpunkt. Dem Mann sind seine Mannen heilig, er denkt, eine Frau sollte das Näschen lieber pudern, statt es in Angelegenheiten der Elitekämpfer zu stecken. Er versucht sich nebenher als Witwentröster, doch die Frau des abgeschossenen Beamten lässt ihn abblitzen. Dafür zeigt sie der Kommissarin Fotos aus dem Familienalbum, und dass die Frauen an der Schiebetür stehen und hinausblicken auf den wilden Garten, ist famos: Wir erinnern uns an die älteren deutschen Kriminalfilme, in denen Kommissare aus trüben Augen auf gestutzte Hecken schauten. Odenthal hetzt weiter, massiert sich gelegentlich die wehe Brust. Leise rieselt der Außenputz, die Fassaden reißen ein, und auch für den Chef Renner gilt: außen Kruppstahl, innen Mäuschen.

Am Ende sind die bösen Buben überlistet – alle spielen sie ihre Rollen gut und verlispeln sich nicht an den Dialogen, die eines Sprechtheatermimen würdig sind. Gibt es nichts zu bemeckern? Wir legen eine mimische Unterweisung der Darsteller nahe, sie sollten die folgenden Gesichtsmuskelverhärtungen doch bitte schön vermeiden: Schnappatmung und Backen aufblasen bei Panik; Stieren und trockenes Schlucken bei Melancholie; Atmen durch die Nase und schmatzendes Schlucken bei drohendem Kollaps; Atmen durch den Mund nach einer Verfolgungsjagd … Doch mit dem Lobsingen sind wir noch lange nicht am Ende. Die weiße Jeansjacke, auf Taille geschnitten, steht der Kommissarin gut. Wie aber der Kopper, dieser hammerharte Hund, mit einem Schuss aus der Hüfte den Pappkameraden auf dem Schießstand niederkartätscht – da ist nicht nur der SEK-Chef baff. Auch wir sind beeindruckt und nehmen uns vor, kein böses Wort über seine bauchbetonten Hemden zu verlieren.

Foto: Norbert Enker/laif (o.); Logo: WDR

Sam Mendes

Jetzt bei den Ruhrfestspielen Recklinghausen: Der Film- und Theaterregisseur bringt mit seinem »Bridge Project« amerikanisches und englisches Theater zusammen **VON PETER KÜMMEL**

Foto: Brigitte Lacombe

Wenn man in diesen Tagen mit Sam Mendes sprechen will, meldet man ein R-Gespräch an. Man gibt seinem Management die eigene Nummer, und Tage später wird man aus New York zurückgerufen und mit Mendes verbunden. So verhindert der Regisseur von Welt, dass die Deutschen seine Nummer erfahren. Dann ist es aber erstaunlich gemütlich, sich mit Mendes virtuell über dem Atlantik zu treffen: britisches Society-Gelächter erklingt, man wird beim Vornamen genannt und ins Vertrauen gezogen *(»To be honest with you«),* und nach kurzer Zeit fühlt man sich, als säße einem der Mann im Klubsessel gegenüber.

The Bridge Project nennt Mendes, der Engländer in New York, sein neues Projekt. Eigentlich ist es mehr als eine Brücke, die er da baut zwischen den USA und Europa, man müsste es The Net Project nennen: Mendes ist einer der großen Netzwerker seiner Zunft. So einen wie ihn gibt es in Deutschland nicht – einen Theaterregisseur, der mit Filmen zu Ruhm kam und doch weiter Theater macht. Was das deutsche Theater in schöner, manchmal grauer Konsequenz praktiziert, das Ensemble- und Repertoiretheater einer »guten stehenden Schaubühne« (Schiller), das steigert Mendes glamourös zum Großprojekt: Sein Ensemble soll je zur Hälfte aus Amerikanern und Engländern bestehen, es bringt berühmte Theater- und Filmschauspieler zusammen, es spielt in den USA und in Europa, und es wird von amerikanischen und europäischen Trägern gestützt (hauptsächlich von der Brooklyn Academy of Music und von Kevin Spaceys Londoner Theater The Old Vic).

Zu den Unterstützern des Plans gehören die Ruhrfestspiele Recklinghausen, die jetzt mit dem ersten Bridge-Produkt eröffnet wurden, in Anwesenheit des Bundespräsidenten übrigens: Mendes hat Tschechows *Kirschgarten* inszeniert, hoch konventionell, aber mit Stars wie Ethan Hawke, Rebecca Hall, Simon Russell Beale und Sinéad Cusack, und diese Berühmtheiten in Demut durch Recklinghausen wandeln zu sehen ist ein lustiger Nebeneffekt des großen Brückenbautheaters.

»Es wird viel über die gegensätzlichen Theaterspielweisen in London und New York gesprochen«, sagt Mendes, »aber in der praktischen Arbeit sind mir keine fundamentalen Unterschiede aufgefallen.« Was die Alltagskultur angehe, sehe es anders aus: »Diese Brücke hat George Bush jr. schwer beschädigt. Seine Regierung war die unbeliebteste in der amerikanischen Geschichte. Aber mit Obama scheint diese Wunde nun schnell zu heilen. Er bedient sich übrigens der Künste – er versteht, dass die Kunst der einfachste und beste Weg der Kommunikation ist.«

Mendes ist ein Wunderkind des Kulturbetriebs. Er war 27, als man ihn zum Leiter des Donmare Warehouse Theatre in London ernannte, und sechs Jahre später, 1998, bot ihm Steven Spielberg die Regie zu *American Beauty* an. Für seinen Erstling erhielt er den Oscar als bester Regisseur. Nicht das rabiat Originelle des Genies strahlt von seinen Filmen aus, eher eine enorme Lernfähigkeit: Mendes arbeitet sich durch die Genres voran, von der Gesellschaftssatire seines Debüts über den fahlen Thriller *Road to Perdition* zum Kriegsfilm *Jarhead* und zum psychologischen Drama *Revolutionary Road* (mit seiner Ehefrau Kate Winslet und Leonardo DiCaprio). Er lernt dazu und liefert am Ende jeder Lektion ein Meisterstück ab.

Mendes ist ein großer Freund der »Graphic Novel«, des gezeichneten Romans. »Ich bin zu faul, um einen echten Roman zu lesen«, so klingt es aus der Leitung, und ein transkontinentales Lachen wird nachgeschoben. Aufgewachsen ist er mit Tim und Struppi und Asterix, und die Graphic Novel betrachtet er als eine echte Errungenschaft unserer Zeit: »Eine Verschmelzung von Kunst und Literatur, von High und Low – genau das, was das amerikanische Mainstream-Kino gern sein möchte.«

Die Bildgeschichte als Schlüssel zu unserer Kultur – und vielleicht auch als Schlüssel zur Arbeit von Sam Mendes. Im Kino erzählt er von Wesen, die gefangen sind in ihren Umrissen – Genre-Gestalten, die sich gegen das Genre aufbäumen. Und hier, in Recklinghausen, im *Kirschgarten,* folgen alle Spieler den Vorgaben der Tradition, sie spielen das Stück wie eine Nacht im Theatermuseum, in hellem Leinen und mit Strohhut, mit Seufzern und Vergeblichkeitsgelächter, und ihnen bleibt nur das Selbstgespräch, um die Einsamkeit zu lindern. In den Umbaupausen erklingt Minimalmusik von der Art, wie Mendes sie gern im Film einsetzt, wenn er *the progression of time*, das Vergehen der Zeit, spürbar macht – eine emsige Musik, sie klingt wie das vertonte Gewimmel einer Ameisenstraße: Hunderttausende von Sekunden tragen deine Lebenszeit weg, Mensch!

Diese Warnung ertönt aus allen Mendes-Filmen, und in seinem *Kirschgarten* hören wir sie wieder. Mendes hat den Umgang mit Tschechow unter anderem bei einem Deutschen gelernt – bei Peter Stein. »Er war sehr großzügig zu mir. Im Jahr 1990 kam ich an die Berliner Schaubühne und durfte dabei sein, wie er am *Kirschgarten* arbeitete. Stein führte das Stück in den äußersten, überwältigenden Naturalismus. Extremen Naturalismus halte ich aber für eine Sackgasse. Mein Blick auf das Stück ist ein anderer. Für mich ist Tschechow kein Naturalist, sondern ein großer Poet.« Und so ist sein eigener *Kirschgarten* ein Stück soliden angelsächsischen Theaterzaubers – mit dem Amerikaner Ethan Hawke vornweg, der Tschechows Sätze so triumphal spricht, als gebe er lauter Lokalrunden aus.

Was ist der Unterschied zwischen Kino und Theater, Mr. Mendes, die Frage muss am Ende noch sein.

»Ein wunderbarer Theatertag kann damit beginnen, dass der Regisseur sagt: ›Ich weiß nicht, was wir jetzt tun sollen.‹ Wenn du am Morgen eines Filmdrehtags ›Ich weiß nicht recht‹ sagst, schauen dich alle an wie einen Irren.«

Am 9. Mai hat in Recklinghausen der zweite Teil des Bridge-Project Premiere: Shakespeares *Wintermärchen*. Die Engländer spielen die gebildeten Böhmen, den Amerikanern bleibt es vorbehalten, die Sizilianer, schlichtes Landvolk, zu spielen. Da zeigt Mendes, der Engländer, ihn dann doch: den transatlantischen Graben; den Riss in der Brücke.

Das Letzte

Als ein Amok fahrender Untertan des niederländischen Königshauses am Königinnentag den Bus mit den Majestäten nur knapp verfehlte und sieben Landsleute mit in den Tod riss, hielt sich das Thronfolgerpaar Maxima und Alexander die Hand vor den Mund. Und zwar völlig zu Recht. Denn mit dieser Geste bestätigt das niederländische Königshaus die Empfehlungen der mexikanischen Gesundheitsbehörden. In Krisenzeiten immer den Mund schützen.

Der Mund ist eine offene Wunde, die wir mitten im Gesicht tragen. Hoffnung auf Wundheilung durch dauerhaftes Mundschließen gibt es nicht. Noch im Tod reißt der Mensch den Mund in der Regel weit auf, als wäre, aller biologischen Wahrscheinlichkeit zum Trotz, noch immer etwas zu sagen. Mühsam, mit Binden oder unschönen, der Kompostierung widerstehenden Plastikhaltern müssen den Toten die aufgerissenen Münder vor der Sarglegung geschlossen werden. Eine im Letzten befremdliche Maßnahme, die das Tragen einer Burka oder eines Mundtuches plötzlich in ein freundlicheres Licht setzt.

Daraus ergibt sich wie von selbst der lebhafte Wunsch, dass der Mundschutz aus seiner sanitären Nischenexistenz herausfände und zu einem zeitgenössischen Dasein als Designerstück erwachte. Schwarzlederne, mit Strass oder Troddeln verzierte Teile sind genauso denkbar wie eine zum eigelben Einstecktuch harmonierende Herrenvariante. Eine Belebung des Wirtschafts- und Presselebens – durch neuartige Produkte wie Mundschutzpflegesets oder Artikelserien zum Einfluss der Ganzmundverhüllung der Kanzlerin auf den Wahlausgang – wäre die natürliche und begrüßenswerte Folge einer modischen Entwicklung, die uns die Natur recht besehen in den Mund gelegt hat.

Die Schweine, denen wir diesen Aufschwung dann irgendwie auch zu verdanken haben, an der Sache teilhaben lassen ist Ehrensache. Zwar kann ein Mundschutz dem Schwein den schweineüblichen Vergasungstod nicht versüßen. Sorry dafür. Doch sollte man nicht unterschätzen, was für einen appetitlichen Anblick selbst ein vergastes Schwein mit einem schmucken senf- oder roséfarbenen Schnauzentuch dem Betrachter bietet. Und darauf kommt es doch an. Dass man die Klappe hält, wenn man sich von der Erde verabschiedet. **FINIS**

WÖRTERBERICHT

Kindle

Kindle spricht man Kindel, das klingt für deutsche Ohren nach Kindchen, sehr nett, sehr niedlich, auch wenn sich hinter dem englischen Begriff ein kalter Computer verbirgt. Kindle ist ein Lesegerät für Bücher und neuerdings sogar für Zeitungen. Kindle ist aber noch mehr, Kindle ist eine Anmaßung. Denn übersetzt heißt das Wort *anzünden, anfachen.* Das Gerät behauptet also, es sei so etwas wie der Grillanzünder der Bücherwelt. Ohne Kindle sind literarische Texte nichts als kalte Kohlen. Erst wenn sie auf seinem Bildschirm aufscheinen, erwachen sie zum Leben, beginnen sie zu leuchten und können ihre ästhetische Hitze entwickeln. Allein Kindle sei Dank können wir uns an Büchern entzünden! Erst die Technik gebiert den Geist! Es zündelt also mächtig im Wörtchen Kindle. Alle alten Ideen vom Buch aus Papier lässt es in Flammen aufgehen. Und lang wird's nicht mehr dauern, dann nennen wir das Weihnachtsbuchgeschäft nur noch Christkindlemarkt. **HANNO RAUTERBERG**

www.zeit.de/audio

HEIMKEHRER
aus
Mexiko-Stadt

Foto (Ausschnitt): Julio Cortez/Houston Chronicle/AP

Einmal Mexiko und zurück

Elf Stunden mit Maske und Arzt an Bord: Was Passagiere und Crew erleben, wenn die Seuchenangst mitfliegt **VON KARIN CEBALLOS BETANCUR**

In der Apotheke im Frankfurter Nordend sind die Atemschutzmasken ausverkauft. Die Apotheke liegt 21 Kilometer entfernt vom Rhein-Main-Flughafen, 9574 Kilometer von Mexiko-Stadt, wo die Zahl der Schweinegrippetoten an diesem Abend einen neuen Höchststand erreicht. Das Auswärtige Amt rät dringend ab von »nicht unbedingt erforderlichen Reisen« nach Mexiko. Aber was heißt das? Ist ein gebuchter Urlaub unbedingt erforderlich? Ein Arbeitstermin? Ein Wiedersehen mit Menschen, um die man sich sorgt?

Wer in Erfahrung bringen will, wie es den verbliebenen Mexikoreisenden ergeht, kommt kaum umhin, sich selbst ein Ticket zu kaufen. Die Fraport AG, Betreibergesellschaft des Frankfurter Flughafens, erlaubt keine Recherchen in den Hallen hinter der Sicherheitskontrolle. Die Ärzte, heißt es, seien damit ausgelastet, die Ankömmlinge aus Mexiko zu untersuchen.

Am Terminal 1, Halle B, Gate 42 des Flughafens sieht es am Donnerstagnachmittag zunächst aus, als wolle überhaupt niemand mehr nach Mexiko. Noch 20 Minuten vor dem Boarding für Lufthansa-Flug LH 498 ist der Wartesaal leer. Am Schalter liegt ein Stapel Fotokopien mit »Hinweisen zur Gesundheit für Flugpassagiere«. Sie richten sich nicht an die Abreisenden, sondern an Heimkehrer nach Deutschland: »Sehr geehrte Fluggäste, in dem Land, in dem Sie zu diesem Flug eingestiegen sind, ist es kürzlich zu einer Grippe-Erkrankung gekommen, die durch ein neuartiges Grippevirus hervorgerufen wurde.« Für die wenigen, die jetzt noch nach Mexiko wollen, hätte eine eigene Broschüre wohl nicht gelohnt.

Kurz vor dem Abflug kommen dann aber doch einige Passagiere. Vielleicht hatten sie Angst, länger als nötig in einer Risikogruppe zu stecken. Die meisten sind Mexikaner, zwischen ihnen eine einzige europäische Familie, die mit Sonnenhüten urlaubsfrohen Vorsatz signalisiert; aber die Mienen bleiben ernst. Eine Frau, die mit dem Rücken zur Halle sitzt, den reglosen Blick aufs Rollfeld gerichtet. Ein Mann mittleren Alters mit Wollpullover und Jackett, der die Grippeschlagzeile der *Bild*-Zeitung überblättert.

Der Mexikaner in Reihe 37 hat sich ein Grinsen auf die Schutzmaske gemalt

Er lebe mit seiner Familie seit sechs Jahren in Mexiko, sagt der Mann, der Rechtsanwalt und Deutscher ist. Er fürchte sich nicht vor der Rückreise, sagt er. Schlimmer sei gewesen, dass er seine Frau und die beiden kleinen Kinder für berufliche Verpflichtungen habe allein lassen müssen, als der Ausnahmezustand über Mexiko-Stadt hereinbrach. Es sei alles sehr schnell gegangen: am Donnerstagabend die Grippewarnung im Fernsehen, am Freitag die Schließung der Schulen. Am Samstag ging sein Flieger. Er habe eine leichte Erkältung gehabt, als er nach Frankfurt kam, sagt er; ganz harmlos. Wer neben ihm sitzt, behält diesen Satz während des ganzen Fluges im Ohr.

Er hätte die Reise lieber verschoben, sagt der Mann, obwohl er weiß, dass er seine Familie nicht durch reine Anwesenheit schützen kann. »Mir ist einfach wichtig, dass wir in diesen Tagen zusammen sind.« Der Anwalt hat sieben Packungen Tamiflu im Gepäck, dazu ein paar Atemschutzmasken.

Kein Warnhinweis, keine Lautsprecherdurchsage, kein Zaudern der Stewardessen weist darauf hin, dass sich dieser Lufthansa-Flug von anderen unterscheidet. Über Lautsprecher begrüßt der Kapitän die Gäste an Bord, schätzt die Reisedauer auf 11 Stunden und 20 Minuten und wünscht einen angenehmen Flug. Zur Unterhaltung werden die Filme *Marley & Ich, Australia* und *James Bond – Ein Quantum Trost* gezeigt.

Und doch merkt man immer deutlicher, dass auf Flug LH 498 etwas nicht stimmt. Noch ehe im viertelvollen Jumbo die Anschnallzeichen erlöschen, zieht das Mädchen in Reihe 39 ihr Vliesquadrat vor den Mund und schlauchgelbe Handschuhe über die Finger. Die Plätze rechts und links von ihr sind leer. In Reihe 38 bekreuzigt sich eine ältere Dame und schlägt die Falten ihres Blousons vor dem Gesicht zusammen, ohne dass klar würde, ob die Geste der Klimaanlage oder der Angst geschuldet ist. Der junge Mexikaner in Reihe 37 hat sich ein Dauergrinsen auf die Schutzmaske gemalt. Um sich besser unterhalten zu können, nimmt er sie ab, wenn andere Reisende ihm nahe kommen. Die Amerikaner, sagt er, hätten das Virus nach Süden gefeuert, um Mexiko zu vernichten. Es fällt schwer, der Versuchung zu widerstehen, die weiteren Ausführungen mit seinem antibakteriellen Knebel zu dimmen.

110 Passagiere in der Economy-Class, 22 in der Business-Class »und in der ersten Klasse unser Arzt«, erklärt die Stewardess auf Nachfrage. Seit diesem Donnerstag wird jede Lufthansa-Maschine nach Mexiko von einem Mediziner begleitet, der Passagiere beraten und ihren Gesundheitszustand prüfen soll. Jörg Siedenburg hat nicht die Statur jener Lebensretter, die Kranke zur Not auf der eigenen Schulter ins nächste Krankenhaus schleppen. Vertrauen in den Lufthansa-Arzt weckt allerdings die ihm eigene Aura entspannter Kompetenz. Die Schweinegrippe scheint ihn nicht übermäßig zu beunruhigen. Den Mundschutz schon auf dem Hinflug anzulegen, hält der Internist für übertrieben. »Nach elf Stunden sind die Dinger sowieso so nass geatmet, dass sie kaum noch brauchbar sind.« Und vor Ort, in Mexiko-Stadt? Nun, schaden könnten sie sicher nicht, jedenfalls dann, wenn man unter Menschen komme.

Am sinnvollsten sei das Vlies allerdings, wenn Kranke es trügen, um andere vor Ansteckung zu schützen. Wie zum Beispiel in Asien, da dächten die Leute bei Seuchengefahr zuerst ans Gemeinwohl und nicht wie in Deutschland an sich selbst. Eine Mentalitätsfrage, sagt Siedenburg.

Auch dem Rückflug morgen sieht er gelassen entgegen. Wer schon vor dem Start sichtlich und nachweislich an der Schweinegrippe erkrankt ist, muss nicht befördert werden. Der Bordarzt bekommt es nur mit denen zu tun, die auf dem Flug erste Symptome zeigen. Wenn das passiere, würden einfach die letzten beiden Reihen im Flieger geräumt, eine Stewardess mit Mund- und Augenschutz zur Betreuung und eine Toilette zur eigenen Nutzung bereitgestellt. In Frankfurt käme der Patient in die Flughafen-Klinik. Zur Not mit Polizeigewalt.

Als der Jumbo gegen 19 Uhr Ortszeit in Mexiko-Stadt landet, leuchtet ein mittelamerikanischer Frühlingsabend durch die Fenster, so sonnengelb und freundlich, dass man sich dazu zwingen muss, dem Frieden zu misstrauen. Unaufgefordert legen die Passagiere ihre Atemmasken an, einsichtig und selbstverständlich wie eine Gruppe Froschmänner vor dem Tauchgang. Am Ende der Fluggastbrücke wird das, was noch vor zwölf Stunden die Ausnahme war, schlagartig zur Regel. Der Blick trifft auf maskierte Gesichter – an den Gates, zwischen den Sombreros der Souvenir-Shops, hinter den Schaltern der Informationsstände. In das Schaudern mischt sich der beinahe zärtliche Gedanke, nicht mehr allein zu sein.

Üblicherweise muss man für die Einreise am Flughafen Benito Juarez eine Stunde einrechnen. Am Donnerstagabend bildet sich nur am Schalter für Mexikaner eine Schlange. Die Kontrolle der Ausländer verläuft ohne Wartezeit. »Sie kommen nur für einen Tag? Wie schade«, sagt die Grenzbeamtin. Auf den Einwand des Offensichtlichen, der Schweinegrippe, erwidert sie: »Ach, das wird schon wieder«, ehe sie mit dicken Wachsstiftkringeln die Einreise quittiert.

Draußen hinter der Schiebetür warten Menschen mit suchenden Augen über grünen, türkisblauen und weißen Tüchern auf ihre Angehörigen. Die Frage, wer wen schützt, gerät zur Nebensache, wenn sie einander finden, sich in die Arme fallen, durch den Stoff reden, durch den Stoff küssen, über den Stoff hinwegstrahlen, als sei er gar nicht da. Auch die Lufthansa-Crew rollt mit ihren Koffern in Richtung Ausgang. Siedenburg ist der Letzte in der Reihe und der Einzige, der 26 Stunden Mexiko ungeschützt Stirn, Nase und Mund bietet.

Die Regierung hat die Menschen aufgefordert, die kommenden Tage zu Hause zu verbringen. Nur Geschäfte, die Waren des dringenden täglichen Bedarfs anbieten, sollen noch öffnen. Wer mit dem Taxi durch die Hauptstadt fährt, stellt überrascht fest, dass dazu offenbar auch Fahrräder, Schlafanzüge, Elektrogeräte und Regenschirme zählen. In der Lobby des Hotels reichte der Taxifahrer dem Pagen zur Begrüßung den linken Ellbogen. Keine Küsse, keine Umarmungen, kein Handschlag, lautet die Empfehlung der Behörden. Es muss mit Galanterie zu tun haben, dass der gleiche Fahrer der Besucherin aus Europa trotzdem die Hand hinhält. Und mit dem risikobedingten Verfall der Sitten, dass die Besucherin an der Hand vorbei zum Ellbogen greift.

In touristischen Etablissements gehobener Kategorie ist der Ansteckungsschutz zur Statusfrage geworden. Nur das Personal trägt Atemmasken, während die Gäste mit freien Gesichtern durch die Hotelgebäude laufen. Auf dem Kunsthandwerksmarkt von La Ciudadela, wo kein großer Arbeitgeber Anweisungen erteilt, verkehrt sich das Verhältnis ins Gegenteil. Dass die Geschäfte im engen Ladenlabyrinth überhaupt öffnen, erstaunt in Anbetracht von etwa vier Touristen, die nach jeder Berührung der Waren die Hände mit Desinfektionsmittel säubern.

Statt Verzweiflung herrscht Langeweile bei den Händlern. Irgendwo überträgt ein Radio den Vorsorge-Spot zur Schweinegrippe. Ehe sie die staubigen Samttücher mit den aufgespießten Kettenanhängern auf ihrer Vitrine ausbreitet, langt die Schmuckverkäuferin in einen Bottich mit brackigem Spülwasser, um die Glasfläche abzuwischen. Früher hat es einen nie gekümmert, was sich hier wohl an Keimen in brütender Hitze zellteilt. Heute folgt auf ein letztes Aufbäumen von Panik gelassene Resignation.

Jetzt bloß nicht brechen und den gesunden Eindruck ruinieren

Lufthansa-Flug LH 499 verlässt Mexiko-Stadt am Abend um 20.55 Uhr. Vor dem Check-in müssen Reisende auf einem Ankreuzformular mögliche Beschwerden melden: erhöhte Temperatur, starke Kopfschmerzen, Muskelschmerzen, Sprechschwierigkeiten, Husten, Augenirritationen oder Reizung der Nasenschleimhäute. Wahrheitsgemäß müssten die meisten Besucher der smogstickigen 20-Millionen-Metropole zumindest die letzten drei Symptome auch ohne grippalen Infekt mit Ja beantworten. Aber die Leute wollen nach Hause. Wärmekameras übertragen farbschattige Bilder der Passagiere auf Monitore. Bleibt alles im grüngelb-orangefarbenen Bereich, ohne fiebrig rote Stirn, stempeln Soldaten den Fragebogen ab, um den danach niemand mehr bitten wird. An Gate 26 fotografiert sich die Besatzung der eingetroffenen Lufthansa-Maschine mit Mundschutz vor einem Duty-free-Shop.

Die Gesichter im Wartesaal von Mexiko-Stadt wirken gelöster als die in Frankfurt. Was bleibe einem anderes als Humor, wenn man mittendrin stecke, sagen zwei deutsche Touristinnen, die erst seit wenigen Stunden einen Mundschutz tragen. Auf den Inlandsflügen gab es keine. Sie waren auf einer Rundreise durch Yucatán, als die Nachricht von der Schweinegrippe aufkam. Am Anfang war es schlimm, sagen die Frauen, weil keiner aus der Gruppe richtig Spanisch sprach und die verstanden geglaubten Brocken sich schnell zu monströsen Gerüchten türmten.

Sie machten sich keine allzu großen Sorgen um ihre Gesundheit, sagen die Frauen. »Wir werden das beobachten, uns in Oldenburg vielleicht auch noch mal untersuchen lassen. Und wenn man dann weiß, dass alles in Ordnung ist, kann man im Büro auch mal aus Spaß anfangen zu husten.«

Im Duty-free-Shop erzählt ein deutscher Tourist, er habe von seinem Zimmer aus die Spitzen einer Pyramide gesehen. Das sei wegen der Sicherheitsmaßnahmen allerdings auch schon alles gewesen. »Zwei andere haben versucht, sich im Schutz der Dämmerung durch ein Loch im Zaun auf die Anlage zu schleichen.« Das Wachpersonal habe sie aber bald erwischt und verscheucht. Die Zuhörer lachen, schütteln die Köpfe, na-ja-das-nächste-malen.

Das Boarding für Flug LH 499 beginnt pünktlich um 20.20 Uhr. Vielleicht hat es mit dem Gefühl zu tun, mit einer Lufthansa-Maschine bereits ein Stück heimischen Boden zu betreten, dass den meisten Passagieren nach einer kurzen transatlantischen Nacht der Atemschutz nur noch auf Kehlkopfhöhe hängt. Der Lufthansa-Arzt Jörg Siedenburg schlendert durch die Gänge. »Alles in Ordnung bei Ihnen? Schön. Und bei Ihnen, auch alles okay?« Sein Mundschutz baumelt ihm wie ein Pfadfindertuch im Nacken. Bei zwei Passagieren habe er die Temperatur gemessen, sagt er später. Ohne Befund.

Monitore zeigen die Gates der Anschlussflüge an: Bilbao, Köln, Florenz, Danzig, Hamburg, Madrid, Paris, Rom, Turin, Venedig, Wien, Zagreb, Berlin und Bremen. Ehe der Flieger durch die Wolken über Frankfurt stößt, bittet der Kapitän die Gäste, nach der Landung sitzen zu bleiben, bis Mediziner der Gesundheitsbehörden sie noch einmal in Augenschein genommen haben. Im Anflug schüttelt sich das Flugzeug wie ein nasser Hund. Jetzt bloß nicht brechen und den gesunden Eindruck ruinieren.

Vor dem Gate sind zwei Krankenwagen geparkt. Es wird still im Flugzeug. Zwei Notärzte in orangefarbenen Jacken betreten die Maschine, gehen im Laufschritt die Reihen ab, wiederholen in Schleifen die Ansage: »Wenn Sie sich in den kommenden Tagen nicht wohlfühlen, suchen Sie Ihren Hausarzt auf.« Zum Abschied gibt es Flugblätter. »Sehr geehrte Fluggäste …« Wir kennen den Inhalt.

Muss ich die Gemeinschaft schützen vor dem Risiko, das jetzt von mir ausgeht? Vorerst behalte ich die Maske auf, auch nach Verlassen des Flughafens. Am S-Bahnsteig kommt ein junger Kerl grinsend auf mich zu. »Schweinegrippe oder was?« – »Ich komme aus Mexiko«, sage ich. Das Grinsen hängt noch einen Augenblick in seinem Gesicht. Dann geht er betont beiläufig zehn Schritte auf Abstand.

HOTELTEST

Foto (Ausschnitt): Kempinski Palace Portoroz

Klassisch elegant und mit guter Aussicht: Die **ZIMMER** im alten Gebäude

Potpourri im Rosenhafen

Das renovierte Palace Hotel in Portoroz ist Sloweniens erstes Luxushotel. Es mutet dem Gast viele Epochen zu

Weshalb das slowenische Seebad auf den romantischen Namen Portoroz getauft wurde, weiß niemand genau. Der Begriff kommt aus dem italienischen *porto rose* und bedeutet so viel wie Rosenhafen. Allerdings lässt sich weder in der Landschaft und im Hafen die Form einer Blüte ausmachen, noch fällt die Blumenpracht dort üppiger aus als anderswo an der Adria. Die k. u. k. Gesellschaft der Donaumonarchie, die Portoroz zu Beginn des letzten Jahrhunderts gegründet und zum eleganten Badeort ausgebaut hat, muss sich hier jedoch wie im Garten Eden gefühlt haben, knapp 500 Kilometer südlich von Wien, umgeben von Weinbergen, Olivenhainen und Pinienwäldern. Sie ließ das schönste Hotel an der Adria errichten und nannte es Palace.

Zwei Weltkriege und 35 Jahre Balkan-Sozialismus änderten vieles, nicht aber die majestätische Präsenz dieses Belle-Epoque-Palastes an der Uferpromenade. Bis in die sechziger Jahre beherbergte er prominente Gäste wie Orson Welles, Sophia Loren und Marcello Mastroianni. Zehn Jahre war das Hotel geschlossen, für die Renovierung fehlte das Geld. Erst jetzt fand sich ein Investor, der 100 Millionen Euro in die Immobilie einbrachte. Gemanagt wird das Hotel vom Kempinski-Konzern.

Wer heute die weitläufige, sparsam möblierte und fast rundum verglaste Lobby betritt, kann den ursprünglichen Charakter des Palastes bestenfalls erahnen. Durch hohe Fenster sieht man den Garten mit seinen hohen hundertjährigen Pinien, die Uferpromenade und das Meer. Links davon rückt ein Teil der minimalistisch gestalteten Poollandschaft ins Bild, rechts die massigen Steinquader der historischen Fassade, die nur noch die Hälfte des Gebäudes ausmacht, da das Hotel um einen Glasanbau erweitert wurde.

Weil das Kempinski Hotel Portoroz das erste und bislang einzige Luxushotel im Lande ist, kann, darf und muss es vermutlich sogar einiges vereinen, was normalerweise getrennt wird und in aller Regel auch besser getrennt bleibt. Lampen, Sofas, Stühle und Kunstwerke, Armaturen oder Geschirr sind aus allen möglichen Epochen – Art déco, Art nouveau, Klassizismus, Belle Epoque, Bauhaus, Kubismus und Minimalismus. Das geht schwer zusammen. Zumindest sind die einzelnen Stilrichtungen räumlich voneinander getrennt. Man frühstückt in einem opulent mit Stuck und Goldornamenten verzierten Ballsaal oder auf einer überdachten Terrasse. Man trinkt seinen Cappuccino am Pool und sitzt dabei auf einem geflochtenen Loom-Sessel, der auf gebürsteten Teakholzdielen steht. Man isst (ordentlich, aber nicht außergewöhnlich) im Fleur des Sel, einem Restaurant mit Fichtenholzparkett und weißen Ledermöbeln, das so hell wie ein nordischer Winter wirkt. Und man nimmt einen Drink in der Bubbles Bar ein, die mit schummriger Beleuchtung, schwarzen Sesseln und den mit weinroter Seide bespannten Wänden an einen Herrenclub erinnert.

Wem die Zimmer im historischen Teil zu klassisch-elegant sind, kann im modernen Anbau wohnen. Dort mag man sich über das Strichcodemuster im Teppichboden mokieren und das Fehlen eines Ganzkörperspiegels bemängeln, doch von derlei Haarspaltereien abgesehen, sind die Zimmer sinnig und sinnlich eingerichtet und mit raumgreifenden Balkons versehen. Endlich kommt das Rosenthema zum Ausdruck: Stilisierte, großformatige Blüten in müden Rottönen zieren die Wand hinter dem Bett und auch den naturweißen Bezug eines ausladenden Louis-quinze-Sessels. Selbst auf den mit Mosaikkacheln gefliesten Wänden im Bad finden sich die Rosen wieder.

»Bald«, sagt der aus Kiel stammende Hoteldirektor Thies-Christian Bruhn, »werden wir auch einen Rosengarten anlegen. Obwohl wir nicht wissen, wie der Ort an seine Rose kam, gehört sie jetzt auch zum Hotel.«

PATRICIA ENGELHORN

Kempinski Palace Portoroz, Obala 45, 6320 Portoroz, Slowenien, Tel. 00386-5692/70 00, www.kempinski-portoroz.com, DZ von 188 Euro an, inklusive Frühstück

Fotos: Cyrus Saedi für DIE ZEIT

Portugal

Anreise: Verschiedene Airlines fliegen Faro von deutschen Flughäfen an, zum Beispiel TUIfly

Unterkunft: Robinson Club Quinta da Ria, PT-8900-057 Vila Nova de Cacela, Algarve, Portugal, Tel. 00351/281 95 90 01, Fax 00351/281 95 90 05. Eine Woche DZ inklusive Flug und Vollpension ab 1219 Euro pro Person, EZ ab 1401 Euro. Der Golfkurs für Anfänger (Platzreife) kostet 450 Euro. Weitere Informationen und Buchung: www.robinson.com oder telefonisch unter 01803-76 24 67

Auskunft: Portugiesisches Fremdenverkehrsamt, Tel. 0180-500 49 30, www.visitportugal.com

Unser Autor (großes Bild) beim Abschlag im Bunker. Trainer Florian Zunker, 32, zeigt im **ROBINSON CLUB** Quinta da Ria, wie Golfen richtig geht

Ohne Gras kein Spaß

Irgendwann erwischt es jeden. Gestern noch gespottet, heute schon selbst Golfer: Zur Platzreife in fünf Tagen an der portugiesischen Südküste **VON TOMAS NIEDERBERGHAUS**

Golfer sind Leute, die Spazierengehen Sport nennen. Elitäre Schnösel in karierten Hosen und Karo-Pullundern. Das habe ich immer gedacht. Und wenn meine Freundin N. mal wieder vom Golfen schwärmte und mich mitnehmen wollte, hatte ich dringend noch etwas zu erledigen. Neulich fragte sie wieder, und da mir auf die Schnelle keine Ausrede einfiel, begleitete ich sie zur Golfanlage. Auf dem Parkplatz neben uns hielt ein uralter, heruntergekommener Chevrolet. Drei Typen stiegen aus, schulterlanges Haar, tiefer hängende Hosen. Ich nahm an, es seien die Gärtner oder Platzwärter, doch dann sah ich die Jungs Bälle abfeuern: Sie flogen schnurgeradeaus und bis weit hinter die 200-Meter-Marke. Auch N. war beeindruckt, und als irgendwann außer den vieren und ein paar balzenden Fasanen weit und breit niemand zu sehen war, griff ich zum Eisen. Die ersten Bälle hoppelten wie Karnickel über den Boden. Nach wenigen Minuten allerdings gab es diesen kurzen Klick, das Zeichen dafür, dass der Schläger den Ball richtig getroffen hat. Fünfzig Meter schoss er in Richtung Fahne. Es war der Augenblick, in dem ich beschloss, mit dem Golfen zu beginnen. Einer der drei Typen hat meine Freude wohl gespürt, er sagte: »Beim Golfen ist es wie beim Sex, man muss kein Profi sein, um Spaß zu haben.«

Es ist neun Uhr. Wir stehen auf einer Rasenfläche, an die ein Orangenhain grenzt. Vor uns schimmert der Atlantik in der Morgensonne, silbrig fast, und kleine Schaumkronen spülen an Land. Wir, das sind Andrea, 39, Berlinerin, Lilian, ihre 13-jährige Tochter, und Daniel, 26, ein Student aus Wien. Im Robinson Club Quinta da Ria an Portugals Südküste haben wir einen Golfkurs für Anfänger gebucht. Unser Trainer heißt Florian Zunker, 32, smart, Golfspieler seit 27 Jahren. Er verspricht Platzreife in fünf Tagen. Was er gleich zu Beginn dieses ersten Tages sagt, ist jedoch nicht gerade motivierend: »Der Golfschwung ist neben Stabhochsprung der komplexeste Bewegungsablauf aller Sportarten. Über 100 Muskeln werden dabei beansprucht.« Ich merke, wie sich allein vom Zuhören mindestens 35 Gesichtsmuskeln zu einem skeptischen Blick zusammenziehen. Und weitere 15, als er erklärt, wie man den Schläger zu halten hat. Eins ist gewiss: So hat man noch nie etwas gehalten, weder einen Kochlöffel, einen Spaten noch die Zahnbürste. Unsere vierköpfige Schlägertruppe steht nun in einer Reihe und gibt ein ziemlich jämmerliches Bild ab. Meine Bälle zischen wie Querschläger nach rechts, Lili schlägt in die Luft, Daniel in den Boden, und Andrea schießt eine Grasnarbe zum Himmel hoch. Florian sagt: »Ohne Gras kein Spaß!«

Was ist zu tun, wenn der Ball auf einem ausgetrockneten Kuhfladen landet?

Am späten Nachmittag sitzen wir auf der Terrasse des Clubs. Florian erklärt die Theorie. Beim Golfen geht es darum, mit möglichst wenig Schlägen den Ball in 18 verschiedene Löcher zu bringen. Profis benötigen dafür im Schnitt 72 Schläge. »Wenn ihr 54 Schläge mehr braucht, also insgesamt 126, habt ihr die Platzreife«, sagt Florian. Sind es 42 Schläge mehr, beträgt das Handicap 42, sind es nur 36 mehr, ist das Handicap 36 und so weiter. Während Florian ganz bei den Spielregeln ist, springt hinter ihm ein nackter Mann ins Wasser. Von der Terrasse blickt man direkt auf den Pool und auf einen der beiden Golfplätze, auch das Meer ist zu sehen. Rechts stehen flache weiße Bauten, Gästezimmer mit Holzterrassen und Balkonen. Überall duftet es nach Rosmarin oder Thymian oder sonst was, der Club liegt mitten in einem Naturschutzgebiet. Man hört hier Enten schnattern und sieht Reiher über die Tümpel schwingen, und manchmal, ja manchmal stibitzt eine Möwe einem Spieler den Ball und lässt ihn einige Meter weiter wieder fallen. Legt man den Ball dann zurück? Nein, sagt Florian, man spielt ihn von dort weiter. Als Florian dann von seitlichen Wasserhindernissen, von Strafpunkten und gelben und weißen und roten Pflöcken spricht, entdecke ich mein Handicap: Ich bin hundemüde vom Training an der frischen Luft.

Der nächste Tag beginnt an Loch 10. Zwischen dem Platz zum Abschlagen (Tee) und der Fahne auf dem Grün, die das Loch markiert, sind es 380 Meter. Fairway nennt man diese Spielfläche. Florian zeigt uns auf dem Platz, was wir gestern in der Theorie gelernt haben: gelbe und rote Pflöcke, die den Spieler von Weitem auf Wasserhindernisse (Bäche und Teiche) aufmerksam machen, und was zu tun ist, wenn der Ball in einem Bunker landet. Bunker sind Sandkuhlen. Es würde sie heute wohl nicht auf einem Golfplatz geben, wenn die alten Schotten nicht schon im 16. Jahrhundert in Dünennähe Golf gespielt hätten. Moderne Mäher gab es nicht, Schafe hielten das Gras kurz. Die Viecher blökten und machten zwischendurch mal kleine Schafe, und wenn's ihnen zu kalt und zu nass wurde, suchten sie Schutz in den Dünen, wo sie im Laufe der Zeit den Strandhafer abtraten. Sand rieselte nach, die Schafe traten noch mehr ab, weiterer Sand rieselte nach. So entstanden Kuhlen, die für die Golfer natürlich ein Hindernis darstellten. Heute sieht man die Bunker auf jedem Platz der Welt.

Ich hatte immer gedacht, dass Golfen in Schottland erfunden wurde. Wer einmal von St Andrews gehört hat, dem legendärsten aller legendären Plätze, wird daran auch keinen Zweifel haben. Doch die Wahrheit liegt näher: Ausgerechnet in den wenig romantischen und für den heutigen Golfsport fast bedeutungslosen Niederlanden wurde im 13. Jahrhundert erstmals gespielt. Fragmente vieler Utensilien, die man dafür benötigte, wurden bei Ausschachtungsarbeiten in Amsterdam gefunden. Damals nannte man es noch Colf statt Golf: Da trieb man den Ball über mehrere Kilometer in ein Loch oder zu einer Fahne. Auf alten Gemälden wird das Spiel meistens im Winter gezeigt – auf abgeernteten Feldern oder im laublosen Gebüsch verlor man nicht so viele Bälle.

»Liegt ein Ball im Bunker, darf der Schläger vor dem Abschlag nicht auf dem Boden abgesetzt werden«, sagt Florian und bringt uns auf ein kleines Übungsgelände am Rande des Platzes. Wir nehmen ein Sandwedge (sprich Sändwädsch), einen Schläger mit flachem Neigungswinkel, um den Ball von unten rauszuhebeln. Daniel holt zum Schwung aus und schlägt. Der Ball bleibt liegen, stattdessen fliegt so viel Sand, dass wir im Nu wie paniert danebenstehen. Nach zahlreichen Schwüngen verlassen die Bälle den Bunker wie flügge gewordene Vögel, und auch bei den langen Abschlägen an der Driving Range ist ein kleiner Fortschritt auszumachen. Um ein Gefühl für den richtigen Schwung zu bekommen, führt Florian meinen Arm bei der Ausholbewegung, auch meinen Griff korrigiert er. Gleich mehrere Schläge gelingen nun recht ordentlich, die Bälle starten jedenfalls geradeaus in Richtung Fahne. Dass sie im Flug dann nach rechts abdriften, liegt auch am Wind – Platzreife am Atlantik zu machen ist in etwa so, wie wenn man den Führerschein in Rom macht.

Der Golfschwung ist eine Philosophie für sich. Er besteht aus zig Momenten. Wie halte ich den Schläger? Wie stehe ich zum Ball? Bleibt mein Oberkörper beim Ausholen ruhig, oder geht er wie ein Fahrstuhl hoch und runter? Stimmt das Tempo? Schaffe ich es, meinen Blick am Ball zu lassen? Diese Liste könnte man kilometerlang weiterschreiben. Florian sagt, dass nur fünf bis sechs Prozent aller Golfschläge auf dem Platz wirkliche Volltreffer sind und dass die Muskeln sich den optimalen Schwung irgendwann merken. Das heißt üben, üben, üben. Worauf es noch ankommt, werde ich später erst merken. Bis dahin drangsaliert uns Florian immer mal wieder mit Fragen zu den Spielregeln. Was zum Beispiel ist zu tun, wenn der Ball auf einem ausgetrockneten Kuhfladen landet? Gilt hier der Grundsatz des Golfspiels (Regel 13), wonach »der Ball gespielt werden muss, wie er liegt …?« – »Auf den ungewöhnlich beschaffenen Boden«, sagt Andrea abends an der Clubbar und hebt das Glas. Sie sieht das ganz lässig. Ihr Mann golft seit Jahren, und alles, was sie will, ist, »sonntags nicht mehr wie blöd neben ihm herlaufen«, sagt sie. Dann wird's laut. Eine Clubangestellte singt in der Ecke der Bar »erotische Lieder«. Sie bewegt sich ein bisschen lasziv und hat eine Federboa um den Hals, doch ihre Songs klingen wie Annemarie Eilfeld im Stimmbruch.

Florian steht hinter mir und sagt: »Junge, so spielt man in Rom und Paris«

Nichts, aber auch gar nichts deutet am nächsten Morgen auf einen verheißungsvollen Golftag hin. Es ist der Tag nach einer traumreichen Nacht, in der ich mindestens 200 Bälle geschlagen und resigniert im Gras gelegen habe und am Ende von Bernhard Langer geküsst wurde. Ich bin noch Gin-Tonic-beduselt und habe Muskelkater wie selten zuvor, aber kaum schlage ich mit einem 5er-Eisen den ersten Ball ab, da macht es klick. Nicht plopp, nicht wusch, nicht wuff, sondern dieses kurze, klare Klick. Und kaum hat es geklickt, da fliegt er und fliegt und fliegt und fliegt, schnurgeradeaus, und fliegt weiter und weiter und noch weiter – und landet nach mehr als 150 Metern. Florian steht direkt hinter mir und sagt: »Junge, so spielt man in Rom und Paris.« Das Gefühl, das mich nun beschleicht, ist kaum zu beschreiben. Es ist vielleicht eine Art Ehrfurcht, dass so etwas möglich ist, denn eigentlich spielt man doch einen viel zu kleinen Ball mit einem viel zu kleinen Schläger in ein viel zu kleines Loch. Jedenfalls müssen das die Schläge sein, die aus Golfern Junkies machen.

Zum vierten Tag nur so viel: Wir sind auf dem Übungsplatz mit sechs Löchern und chippen (flach gespielter Ball) und pitchen (hoch gespielter Ball) und putten (Ball einlochen). Das Erlernte scheint jedoch vom Atlantikwind weggeblasen zu sein. Der erste Ball hoppelt, der zweite schlägt quer, wenn das mal morgen nicht schiefgeht, denke ich. Um mich abzulenken, spaziere ich abends zum Meer. Die untergehende Sonne taucht die Landschaft in ein zartes Licht, ein paar Wolken hängen über der im Atlantik vorgelagerten Sandbank, und die Sträucher und Gräser leuchten in jedem erdenklichen Grün. Es beruhigt jedoch nicht ausreichend, um nachts gleich einschlafen zu können. Also zähle ich die Schafe, die in Schottland gerade ein paar Bunker austreten.

Am Morgen unserer Prüfung treffe ich Florian am Frühstücksbuffet. »Schlag gut zu«, sagt er, »ein Golfer macht auf einem 18-Loch-Platz im Schnitt 17 000 Schritte und verbrennt dabei 1400 Kalorien.« Wir müssen zum Glück nur neun Löcher spielen.

Als ich am ersten Tee erscheine, sind Andrea, Lili und Daniel bereits da. Florian gibt jedem von uns eine Scorekarte, auf der die Länge der einzelnen Spielbahnen und die jeweils ideale Anzahl der Schläge vermerkt sind. »Du fängst an«, sagt er. Ich stecke einen Holzstab (Tee) in den Boden, lege den Ball darauf und positioniere mich. Durchatmen, locker schwingen, und ab geht er, fliegt und landet 100 bis 120 Meter weiter, mitten auf dem Spielfeld. »Sehr schön«, sagt Florian, der an diesem Tag jeden unserer Schläge mitzählt und in die Scorekarte einträgt. Wir laufen und schlagen und laufen und schlagen. Es riecht nach Meer, Spatzen zwitschern in uralten Olivenbäumen, in samtenen Wellen zieht sich der Grasteppich dahin. Da schießt mir eine Frage durch den Kopf: Wäre es nicht ein wenig peinlich, ohne Platzreife zurückzukommen? Kaum gedacht, verreiße ich den nächsten Schlag, der Ball landet auf der benachbarten Spielbahn. Zwei weitere miese Schläge folgen. Erst als Florian sagt: »Schwing locker durch«, finde ich wieder ins Spiel. Vielleicht die wichtigste Lektion: Der schlimmste und einzige Gegner beim Golfen ist immer man selbst. Hat es am Ende des neunten Loches zur Platzreife gereicht?

Abends sitzen wir an der Bar. Florian erscheint mit einem großen Umschlag. Nach und nach zieht er Urkunden heraus. Er gratuliert Lili. Er gratuliert Andrea, er gratuliert Daniel. Dann schaut er mich an und sagt: »In zwei Monaten spielst du Handicap 36.« Keine zehn Minuten später klingelt mein Handy. Es ist N. Bevor sie etwas sagen kann, frage ich: Sehen wir uns am Sonntag auf dem Platz?

▷ www.zeit.de/audio

Frisch vom Markt

Rovereto und der Futurismus

Ein neuer Stil prägte die italienische Kunstwelt des frühen 20. Jahrhunderts, er sollte von Malerei über Bildhauerei, Literatur und Architektur fortan alle Genres beeinflussen. Intentionen und Ideologien dieser dem Fortschritt geweihten Kunstrichtung legte ihr Initiator, der Dichter Filippo Tommaso Marinetti, 1909 schriftlich nieder. Italien feiert das hundertjährige Bestehen seines futuristischen Manifests mit verschiedenen Veranstaltungen und Ausstellungen. So zeigt eines der renommiertesten italienischen Museen für zeitgenössische Kunst, das Mart in Rovereto, derzeit die groß angelegte Schau *Illuminationen. Avantgarden im Vergleich. Italien – Deutschland – Russland*. Die Wanderausstellung – spätere Stationen sind etwa Paris, Moskau, Rom und New York – klärt über die Motive der experimentellen Bewegung auf und liefert anhand von Briefen, Fotografien und Literatur Beweise für einen lebhaften Kontakt zwischen italienischen Futuristen und der künstlerischen Avantgarde in Europa. Rovereto gilt als Drehpunkt des Futurismus. Die oberitalienische Stadt war auch Heimat Fortunato Deperos, eines wegen seiner späteren Sympathien für den Faschismus nicht unumstrittenen Künstlers. Dort gründete er 1960 sein Futuristisches Kunsthaus und bestückte es mit vielen eigenen Werken wie etwa der Sammlung großer Wandteppiche mit Gebirgsmotiven. Zum Jubiläumsjahr *Futurismo 100* wurde Deperos Museum nach langer Renovierungsphase nun wiedereröffnet.

Casa d'Arte Futurista Depero, geöffnet Di–So 9–17 Uhr, Eintritt 6 Euro. Via Portici 38, I-38068 Rovereto. Die Ausstellung »Illuminationen« im Mart läuft bis 7. Juni, geöffnet Di–So 10–18 Uhr, Fr bis 21 Uhr, Eintritt 10 Euro. Corso Bettini 43, I-38068 Rovereto, Tel. 0039-0445/23 03 15, www.mart.trento.it; www.visittrento.it

St. Pauli hat den Beat

Mehr als vierzig Jahre ist es her, dass rund um die Reeperbahn Musikgeschichte geschrieben wurde und im Star-Club die noch unbekannten Beatles auftraten. Zwar pflegt St. Pauli bis heute sein Image, Sprungbrett für eine Weltkarriere gewesen zu sein, hat sich mit nennenswerten Zeugnissen aus dieser Zeit aber lange schwergetan. Immerhin gibt es im Viertel seit September vergangenen Jahres einen Beatles-Platz. Ihm folgt jetzt die Beatles-Tour. Der begleitete Rundgang beginnt dort, wo einmal der Star-Club zu finden war – an der Großen Freiheit 39. Er führt weiter zu Kneipen, Musikhallen und Discotheken, in denen die Jungs aus Liverpool damals spielten und feierten. Die anderthalbstündige Exkursion zurück in St. Paulis große musikalische Vergangenheit endet mit einer Gesprächsrunde in einem Kiezlokal.

Beatles-Tour Hamburg, mittwochs bis sonntags jeweils 17 Uhr, Tickets inklusive Infomappe 19,50 Euro. Anmeldung unter Tel. 0162/379 77 47, www.beatles-tour.com

Vielseitige Finca

Selbst auf Mallorca gibt es noch Orte, die nicht jeder kennt. Die Finca Sa Bassa Blanca liegt in der Nähe von Alcúdia und ist ohne Forschergeist und exakte Karten kaum zu entdecken. Wer sich der Mühe unterzieht und überdies die recht eigenwilligen Öffnungszeiten akzeptiert, findet auf dem Anwesen ein besonderes Kulturzentrum vor. So gibt es in der Dauerausstellung *Nins* rund 160 Kinderporträts aus dem 16. bis 19. Jahrhundert zu sehen, mit Exponaten von Rebecca Horn, Fabrizio Plessi oder Meret Oppenheim aber auch Gegenwartskunst. Für diese gelungene Mischung aus Historie und Moderne ist das Museum der Stiftung Yannick y Ben Jakober soeben für den 2009 European Museum of the Year Award nominiert worden. Einen Frühlingsbesuch wert ist auch der Rosengarten. Dort blühen englische Schönheiten wie Charles de Mills, Wife of Bath und Constance Spry in duftender Fülle.

Finca Sa Bassa Blanca, Es Mal Pas, Alcúdia, Mallorca, Tel. 0034-971/54 69 15, www.fundacaionjakober.org. Geöffnet Di 9.30–12.30 und 14.30–17.30 Uhr, Mi–Sa Besichtigung mit Führung nur nach telefonischer Anmeldung, Eintritt ab 9 Euro

Wien mit der Bimmelbahn

Die Straßenbahnlinie 1 war nicht nur bei Bewohnern, sondern auch bei Besuchern beliebt, weil ihre reguläre Strecke entlang der Ringstraße sie mit Staatsoper und Hofburg, Parlament und Rathaus an vielen bedeutenden Sehenswürdigkeiten vorbeiführte. Jetzt folgt der im Oktober vergangenen Jahres stillgelegten »Ring-Bim« ein neues Gefährt auf altem Kurs. Die sonnenblumengelb lackierte Vienna Ring Tram ist mit LCD-Bildschirmen und Bandansagen in sieben Sprachen ganz auf Touristen zugeschnitten, bietet bis zu vierzig Personen Platz und braucht für die gewohnte Altstadt-Rundfahrt circa eine halbe Stunde.

Täglich 10–18 Uhr, Juli/August bis 19 Uhr, Start am Schwedenplatz, Abfahrt alle 30 Minuten, Ticket 6 Euro. Auskunft: Wien Tourismus, Tel. 0043-1/21 11 40, www.wien.info, www.wienerlinien.at

MAGNET

Anne Bude

Fluppen und Illus gehen ja jetzt nicht mehr so doll, und überhaupt ist die Lage durchwachsen, auch im Ruhrgebiet. Doch das soll uns nicht hindern, sie zu preisen, solange es sie noch gibt: die Buden, Büdchen, die Kioske, die gerade hier im rheinisch-westfälischen Industrieland zu einer glücksverheißenden Institution geworden sind. Von der Kindheit (»Zwei Nappos!«) bis zur Greisheit (»Einmal *Frau mit Hund,* bitte!«) begleiten die »Verkaufshallen« und »Trinkhallen«, wie sie sich meist selbstgenerös nennen, des Menschen Erdenwallen und bieten stille Schicksalserleichterungen für alle Lebenslagen, Jahreszeiten und Geschlechter. Die vielfach ausgezeichnete Fotoreporterin **Brigitte Kraemer,** eine ehemalige Folkwangschülerin, hat die schönsten Exemplare mit ihrer Kamera eingesammelt – wie dieses Büdchen im Essener Süden. Ihre schwarz-weißen Genrebilder und Sozialstudien zeigt jetzt das LWL-Industriemuseum im malerischen Gebäude der ehemaligen Zeche Hannover in Bochum. **B.E.**

Die Bude. Trinkhallen im Ruhrgebiet, bis zum 1. Juni im LWL-Industriemuseum auf der Zeche Hannover, Günnigfelder Straße 251, 44793 Bochum. Geöffnet Mi–Sa 14–18, So u. Feiertage 11–18 Uhr; Eintritt frei. Tel. 0234/610 08 74; zeche-hannover@lwl.org. Der Begleitband ist im Essener Klartext Verlag erschienen, hrsg. von Dietmar Osses, 136 S., 24,95 €

SPEZIAL
HOCHSCHULRANKING

Wo sind die Studenten mit ihrem **Studium** zufrieden? Welche Universität hat in der **Forschung** einen besonders guten Ruf? Das Centrum für Hochschulentwicklung hat für die ZEIT wieder die **deutschen Hochschulen getestet.** Von Biologie über Medizin bis Physik – die neuen Ergebnisse finden Sie hier auf drei Seiten

Fotos: Stephan Elleringmann/laif

Ran an die Patienten!

Sieben Universitäten bieten in der Medizin Modellstudiengänge mit hohem Praxisanteil an. Die Studenten sind begeistert **VON CHRISTIAN HEINRICH**

MEDIZINSTUDENTEN
an der Berliner Charité studieren am menschlichen Körper die Anatomie von Kopf und Hals

An seine erste Patientin erinnert sich Hendrik Rott noch gut. Eine alte Dame, die Schmerzen hatte beim Wasserlassen. Erst ließ er sie erzählen, dann fragte er nach: Wie lange schon? Wie oft? Trinken Sie viel oder wenig? Gerade einmal eine Woche studierte Hendrik damals an der Medizinischen Hochschule Hannover. In den Tagen zuvor hatte er in Vorlesungen und Kleingruppenunterricht alles über die Niere gelernt, ihre Lage im Körper, die Funktion, den Aufbau, die Erkrankungen. Dann durfte er sein Wissen anwenden. »Ich hatte von Anfang an vor Augen, wo meine Ausbildung hinführen sollte«, sagt Hendrik Rott, heute im achten Semester.

Sein Kommilitone Marc Riemer befragte seinen ersten Patienten mehr als zwei Jahre später, im fünften Semester. Wenn er irgendwo seinen Studentenausweis vorzeigen musste, staunte er manchmal selbst, was er dort las: Medizin. »Da hätte genauso gut Chemie oder Physik stehen können. Von dem, was ich eigentlich studiere, habe ich in den ersten Semestern nicht viel mitbekommen«, sagt Marc Riemer. Während er monatelang Kohlenstoffchemie und Hebelgesetze paukte, fragte er sich oft, wofür er das alles überhaupt brauchte.

Die Studenten sollen nicht nur Blut abnehmen, sondern auch wissen, warum

Marc Riemer und Hendrik Rott studieren beide Medizin an derselben Universität, aber ihre Ausbildung zum Arzt ist seit dem ersten Vorlesungstag grundverschieden. Die Weichen wurden schon bei der Einschreibung gestellt: Riemer hat sich im Regelstudiengang eingeschrieben, Rott im sogenannten Modellstudiengang. Dem diesjährigen Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) zufolge sollte man sich für den Weg entscheiden, den Hendrik Rott gewählt hat – Modellstudiengänge wie derjenige von der Medizinischen Hochschule Hannover werden von Studenten in Bezug auf Betreuung und Verzahnung der Studieninhalte in der Regel weit positiver beurteilt als die konventionellen Studiengänge (siehe Seite 75).

Sieben Universitäten haben in Deutschland bisher einen solchen Modellstudiengang aufgelegt, rund 1200 Studenten nahmen sie alle zusammen zum Wintersemester 2008 auf, zahlreiche weitere Hochschulen treiben die Entwicklung eigener Modellstudiengänge zügig voran. Es wirkt gerade so, als sei eine optimale Medizinerausbildung anders nicht mehr möglich, als reichten die zentralen Vorgaben nicht aus. Dabei müsste seit dem Jahr 2002 eigentlich alles anders sein. Mit mächtigem Trommelwirbel hatte man damals eine neue Approbationsordnung eingeführt, die vom ersten Semester an sicherstellen sollte, dass sich der Medizinstudent von Anfang an auch als Medizinstudent fühlt: Theorie und Praxis sollten endlich stärker verzahnt, die seit Langem beklagte Fachfremde in den ersten Studienjahren behoben werden. Herausgekommen jedoch ist nur Stückwerk: Marc muss immer noch fünf Semester warten, bis er seinen ersten Patienten sieht. Was als Reform antrat, ist acht Jahre später als Reförmchen im Sande verlaufen.

Nach wie vor häufen Medizinstudenten Berge von Wissen an, lernen aber nur unzureichend, dieses auch anzuwenden. In den ersten Berufsjahren sind viele junge Ärzte dann überfordert. »Sie können zwar den Namen jedes einzelnen Muskels im Unterarm aufzählen, aber wenn sie einem Patienten verständlich eine Diagnose erklären müssen, sind sie ratlos«, klagt Eckhart Hahn, Vorsitzender der Gesellschaft für Medizinische Ausbildung (GMA). »Auch nach der Einführung der neuen Approbationsordnung kommen solche Dinge an den meisten Universitäten bisher viel zu kurz.«

Die Devise lautet: Neue, andere Ärzte braucht das Land. Künftige Studenten sollen vom ersten Semester an Erfahrung im Umgang mit Patienten und Krankheiten sammeln, sodass sie sich am Ende der Ausbildung sicherer fühlen. Und anders in den Beruf einsteigen können als bisher – besser vorbereitet auf die täglichen Herausforderungen in der Klinik. Darin sind sich alle einige, von den Studenten über die Ärzte bis hin zu den Politikern.

Aber wie? Hier gehen die Meinungen auseinander – entsprechend unübersichtlich sind die derzeitigen Angebote der Arztausbildung. Nicht nur in Hannover, auch etwa in Bochum, Heidelberg und Berlin bietet dieselbe Universität jeweils zwei verschiedene Wege parallel an, die am Ende zum Arztberuf führen. Die Grenze verläuft quer durch die Semester. So experimentieren die Universitäten munter und meist erfolgreich, aber untereinander unkoordiniert vor sich hin.

Im Modellstudiengang der Berliner Charité etwa setzt man Schauspieler ein, die Patienten spielen; an der medizinischen Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg dagegen auf problemorientiertes und interdisziplinäres Lernen. »Die klassischen Fachgrenzen bei uns werden durchbrochen, der Unterricht orientiert sich an Organen und Krankheitsbildern«, erklärt Jutta Becher vom Studiendekanat der Mannheimer Fakultät und verweist obendrein noch auf die überwiegend positiven Studierendenurteile der eigenen Evaluationen.

Während die Universitäten ihre Reformpläne umsetzen, plant man vonseiten der Kultusminister bereits den nächsten Umbruch: die Ausweitung des sogenannten Bologna-Prozesses. Nachdem fast alle anderen Studienfächer die europäische Hochschulreform durchlaufen haben, will man sich nun auch an die Bollwerke der alten Ära wagen, Jura etwa – und Medizin. Das Ziel: Auch das Medizinstudium soll in eine Bachelor- und eine Masterphase unterteilt werden.

Die Diskussionen sind bereits in vollem Gange. Die Kultusministerkonferenz will die Reform schon seit Längerem auf die Staatsexamens-Studiengänge ausweiten: um international wettbewerbsfähig zu bleiben, heißt es von den Politikern. Die Bundesärztekammer dagegen ist verschreckt von herumgeisternden Ideen, alle Pflege- und Heilstudiengänge im Bachelor zusammenzulegen. Das Qualitätsstudium der Medizin würde auf diese Weise völlig aufgeweicht, warnen die Ärzte.

Trotzdem wird der Bachelor wohl auch vor der Medizin nicht haltmachen. »Ich gehe davon aus, dass im kommenden Jahr die ersten Studenten anfangen werden, Medizin auf Bachelor und Master zu studieren«, sagt Hahn von der GMA. Die Universität Hamburg sitzt schon in den Startlöchern und möchte sich als Vorreiter etablieren. Beim aktuellen Ranking dagegen ist sie vielfach noch Schlusslicht, was ihren Mut für den Neuanfang erklären mag. Ein konkretes Konzept für einen Bachelor- und Masterstudiengang Medizin haben die Hamburger bereits vorgelegt, das Land muss nur noch zustimmen. Wenn es so weit ist, will man die Ausbildung gleich mit verbessern. Als Vorbild könnten die Modellstudiengänge dienen.

Sie sind vor allem deshalb so erfolgreich, weil sie früher und stärker auf Kontakt mit den Patienten bauen – ohne dabei das theoretische Wissen zu vernachlässigen. Denn die Studenten sollen am Ende der Ausbildung nicht nur Blut entnehmen können, sondern auch wissen, warum sie das tun. Auch in Hannover lernte Hendrik Rott wie sein Kommilitone Marc Riemer Fotosynthese und Hebelgesetze. Daran führte kein Weg vorbei: Ob Modellstudiengang oder nicht, am Ende müssen alle Studenten ihr Wissen in der letzten Prüfung des Studiums, dem zweiten Staatsexamen, unter Beweis stellen.

Die Menge von dem, was sie sich bis dahin aneignen, ist enorm: Anatomie, Physiologie, Biologie, medizinische Psychologie, Augenheilkunde, Chirurgie, innere Medizin, Kinderheilkunde, die Liste scheint endlos. Und die Ausbildung ist teuer. Zwischen 160 000 und 240 000 Euro lässt sich der Staat einen Studienplatz offiziell kosten – obwohl die Vorgaben in der Praxis nicht immer ganz umgesetzt werden. Kürzlich erst klagte der Fakultätentag, dass die Grundmittel pro Studierenden seit 2003 erneut um zwölf Prozent gefallen seien.

In Frankfurt etwa bekommt man weniger Geld pro Studenten als beispielsweise in Baden-Württemberg. In der Medizinischen Fakultät der Bankenstadt führte man im Jahr 2002 eine Reform durch. Mehr Praxisbezug – von der Krankenschwester über den Techniker bis zum Chefarzt wurden alle in den Entwicklungsprozess eingebunden. »Wir sind heute besser bei den Physikumsergebnissen und erhalten bessere Evaluationen«, sagt der Frankfurter Studiendekan Frank Nürnberger, und seine Stimmung trägt ein wenig von der Aufbruchstimmung in sich, die jetzt überall herrscht. Bisher aber hat sich die Reformmühe noch nicht ausgezahlt: Im aktuellen CHE-Ranking liegt Frankfurt im Urteil der Studierenden in allen Bereichen in der Schlussgruppe, nur in zwei Kriterien, darunter der Praxisbezug, schafft es Frankfurt immerhin ins Mittelfeld. Bei der Studiensituation insgesamt aber ist Frankfurt nun in der Schlussgruppe anzutreffen, gemeinsam mit Universitäten wie Duisburg-Essen, Erlangen-Nürnberg oder Marburg.

Auf einen Studienplatz kommen heutzutage 4,2 Bewerber

In Lübeck hingegen gehört man auch ohne Modellstudiengang seit Langem zum Spitzenfeld. Immer wieder schafft es die kleine Hansestadt in den Vergleichen ganz nach oben, so auch in diesem Jahr beim CHE-Ranking erreicht sie überwiegend Plätze in der Spitzengruppe. Wie kommt das? Möglicherweise liegt es an der kleinen Fakultät mit nur 190 Studenten pro Jahr, die ein angenehmes Verhältnis zwischen Studenten und Lehrenden ermöglicht. Oder an den regelmäßigen Mentorentreffen, die die Semester miteinander vernetzen? Auch die gründliche Evaluation könnte eine Rolle spielen, sagt der Studiendekan Jürgen Westermann. So richtig erklären kann es keiner. Vielleicht von allem ein bisschen, zusammengehalten durch eine besondere Philosophie. »Unsere Studenten müssen nicht unbedingt die besten Noten im Physikum machen«, sagt Westermann. »Das Wichtigste ist für uns, dass sie exzellente Ärzte werden.« Und dann macht man an der Universität noch regelmäßig davon Gebrauch, sich in Einzelgesprächen einen Großteil seiner Studenten selbst auszusuchen.

Denn die Ausbildung zum Arzt ist nicht nur eine der teuersten, sondern auch eine der beliebtesten. Bis ein Bewerber einen der rund 8500 Studienplätze ergattert, muss er durch ein Nadelöhr: die Studienplatzvergabe. Sie soll die Ansprüche auf soziale Gerechtigkeit, Leistung und individuelle Eignung gleichzeitig berücksichtigen, woraus ein komplexes Zulassungsverfahren entstanden ist. Es bietet viele Möglichkeiten, aber am Ende kommt es in den meisten Fällen dann doch auf die Abiturnote an. »Mit einer Note von 1,1 kann der Bewerber sich die Universität meist aussuchen, mit einer Note von 1,7 sind die Chancen selbst an selten nachgefragten Hochschulen sehr schlecht«, fasst Hans-Peter Kaluza von der Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) zusammen. Und wer sich entschließt zu warten, sollte Geduld mitbringen: Die durchschnittliche Wartezeit beträgt fünf Jahre.

Doch das alles scheint nicht abzuschrecken: Kamen 2003 noch 2,8 Bewerber auf einen Studien-

Fortsetzung auf Seite 70

Ab sofort am Kiosk: Der neue ZEIT Studienführer mit Stipendienführer

Mit Rankings für mehr als 30 Fächer – von Anglistik bis Zahnmedizin

STUDENTINNEN der Zahnmedizin an der Uni Witten/Herdecke

Foto (Ausschnitt): Theodor Barth/laif

Ran an die Patienten!

Fortsetzung von Seite 69

platz, sind es heute 4,2. Medizin boomt. Und das liegt nicht zuletzt an den Arbeitsmarktaussichten. Die sind ohnehin meist nicht schlecht, Kranke gibt es immer, aber in schwierigen Zeiten wie diesen erscheinen sie noch glänzender. Schlägt man das *Deutsche Ärzteblatt* auf, die Postille der Mediziner, findet man allein dort wöchentlich mehr als 150 Stellenanzeigen. Selbst wer nur mäßige Noten hat oder zu den schätzungsweise 30 Prozent der Absolventen gehört, die nicht promovieren, gelangt in der Regel zügig an einen Arbeitsplatz.

Das wird sich wohl auch in Zukunft nicht ändern. Gerade erst gab die Bundesärztekammer die Ergebnisse einer Untersuchung bekannt: 2008 arbeiteten knapp 320 000 Ärzte in Deutschland, ein Zuwachs von 1,5 Prozent gegenüber dem Vorjahr, aber wegen der Veränderungen in der Medizin seien immer noch Stellen offen. Der Bedarf an Ärzten steigt weiter. Nur Schonfrist, die wird der frische Arzt kaum noch haben. Wegen Unterbesetzung und Sparmaßnahmen ist man heute vom ersten Tag an voll gefordert – und überfordert.

Umso dringender ist es nötig, die Ausbildung zu reformieren. Denn durch die neue Approbationsordnung von 2002 änderte sich in der sogenannten Vorklinik, den ersten vier Semestern des Studiums, kaum etwas. Im Bereich der klinischen Ausbildung, die im fünften Semester beginnt, wurde zwar immerhin einiges erneuert: Unter anderem hat man zwölf zusätzliche Kurse verpflichtend integriert, sogenannte Querschnittsfächer, um die strikte Trennung zwischen den einzelnen Disziplinen aufzuweichen. Dazu gab es ein Paket an Optionen, die eine klinischere und interdisziplinärere Ausbildung stärken sollten. Doch von den Studenten wurde die neue Approbationsordnung zunächst misstrauisch beäugt. Dem Hammerexamen, wie die Zusammenlegung aller großen klinischen Prüfungen in eine einzige am Ende des Studiums in Studentenkreisen genannt wird, standen sie lange ablehnend gegenüber.

Hahn von der GMA sieht trotzdem die richtigen Ansätze: »Mit der neuen Approbationsordnung wurden zusätzliche Möglichkeiten geschaffen, das Studium vor Ort praktischer zu gestalten.« In der Realität aber machen nur wenige Universitäten davon in vollem Umfang Gebrauch. Die einen versuchen, sich so wenig wie möglich umzustellen, den anderen reichen die Schritte nicht aus, und sie legen lieber direkt einen – meist erfolgreichen – Modellstudiengang auf. Solange dieser jedoch nicht vereinheitlicht und flächendeckend eingeführt wird, droht die Ausbildung zu einem Flickenteppich zu werden. Jeder Reformstudiengang steht wegen seines jeweils eigenen Systems auch für sich allein, niemand kann später von außen hier einsteigen. Würde jede Universität ihren eigenen Weg einführen, könnte man innerhalb Deutschlands während des Studiums nicht mehr die Universität wechseln. In den letzten beiden Semestern des Medizinstudiums, dem Praktischen Jahr, kurz PJ, ist das bereits heute so. Patrick Weinmann, Medizinstudent in Hamburg, wollte zum PJ nach Hannover wechseln – unmöglich. »Ich kann mein PJ auf Hawaii machen, aber nicht in Hannover. Es ist absurd«, sagt Weinmann.

Eines der Probleme, die mit der Europäischen Hochschulreform behoben werden könnten, denn die Vorgaben des Bologna-Prozesses weisen den umgekehrten Weg: mehr Möglichkeiten, den Studienort zu wechseln, mehr Vergleichbarkeit, ein höherer Anteil ausländischer Studenten. Mithilfe der Bachelor- und Masterstudiengänge hat man das in den meisten Studienfächern schon erreicht.

Ob ein Bachelor und Master für Medizin gut ist oder nicht, kann Marc Riemer von der Medizinischen Hochschule Hannover nicht beurteilen. Den Modellstudiengang, in dem sein Kommilitone Hendrik Rott eingeschrieben ist, hält er aber auf jeden Fall für einen Schritt in die richtige Richtung.

▷ **www.zeit.de/audio**

Warum ein Ranking?

Zum fünften Mal veröffentlicht die ZEIT den Hochschulvergleich des Centrums für Hochschulentwicklung **VON THOMAS KERSTAN**

Kann man die Qualität einer Universität oder Fachhochschule an ihrem Platz in einer Rangliste ablesen? Natürlich nicht. Dazu sind die akademischen Institutionen zu vielgestaltig und die Perspektiven und Interessen der Betrachter zu unterschiedlich.

Aber intelligent erstellte Ranglisten können wichtige Hinweise auf die Qualität einer Hochschule geben. Sie können den angehenden Studenten die Orientierung im Dschungel der Studienangebote erleichtern. Sie können besondere Leistungen in der Lehre oder der Forschung belohnen, indem sie diese sichtbar machen. Und jenen Hochschulen ein Ansporn sein, die gegenüber den Spitzenreitern abfallen.

Deshalb veröffentlicht die *ZEIT* zum fünften Mal das Hochschulranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE). Mehr als dreißig Fächer wurden an fast allen deutschen Hochschulen von Studenten und Professoren beurteilt. Die vollständigen Ergebnisse finden Sie im *ZEIT Studienführer,* der jetzt am Kiosk erhältlich ist, und im Internet unter www.zeit.de/hochschulranking.

Auf der folgenden Seite stellen wir eine Auswahl der Ergebnisse jener Fächer vor, die das CHE neu untersucht hat: Medizin, Informatik und die Naturwissenschaften.

Die *ZEIT* hat sich aus mehreren Gründen für das Hochschulranking des CHE entschieden:

– Es ist der größte Hochschulvergleich. In das aktuelle Ranking gingen Urteile von rund 200 000 Studenten und 15 000 Professoren ein. Über 2000 Fachbereiche an mehr als 250 Hochschulen wurden getestet.

– Es ist der seriöseste Hochschulvergleich. Das Ranking entsteht in enger Zusammenarbeit mit Professoren aus den jeweiligen Fachdisziplinen und wird von Jahr zu Jahr weiterentwickelt. Zudem bürgen die Träger des CHE, die Hochschulrektorenkonferenz und die Bertelsmann Stiftung, für Qualität.

– Es ist der differenzierteste Hochschulvergleich. Bis zu 34 Kriterien fließen in die Bewertung ein. Dabei vermischt das CHE-Ranking nicht unzulässig die Ergebnisse verschiedener Kriterien zu einer Gesamtnote, sondern führt sie einzeln auf. Ein Spitzenplatz in der Forschung und ein schlechtes Ergebnis bei der Studentenbetreuung werden nicht zu einem nichtssagenden Mittelplatz vermischt. Auch werden Rangplätze vermieden, weil die Unterschiede zwischen einzelnen Hochschulen mitunter nur marginal sind. Nur größere Qualitätsunterschiede führen zur Einordnung in eine Spitzen-, Mittel- oder Schlussgruppe. Zudem werden nicht ganze Hochschulen, sondern nur Fachbereiche miteinander verglichen. Wenn eine Universität im Fach Medizin spitze ist, muss das nicht ebenso für die Physik gelten.

Diese Differenzierung hat ihren Preis: Das Ranking ist nicht so leicht lesbar wie eine Bundesligatabelle. Wer sich also über das Angebot in seinem künftigen Studienfach informieren möchte, muss sich ein wenig Mühe geben. Und seine eigenen Interessen mit ins Spiel bringen. Dadurch wird das anonyme Ranking dann zu einem ganz persönlichen Hilfsmittel. Wer viel Wert auf eine gute Betreuung legt, mag sich für Hochschule A entscheiden, wem vor Studienbeginn schon bewusst ist, dass es ihn in die Forschung zieht, entscheidet sich vielleicht für Universität B.

Das Ranking ersetzt natürlich nicht andere Informationsquellen wie die Familie, den Bekanntenkreis oder den Probebesuch an einer Universität oder Fachhochschule.

Dass wir mit dem Ranking auf dem richtigen Weg sind, darin bestärkt uns nicht nur die große Nachfrage nach dem *ZEIT Studienführer,* sondern auch das Urteil internationaler Experten. »Das vom CHE benutzte System zur Bewertung von Hochschulen ist vermutlich das beste verfügbare Modell in der Welt der Hochschulbildung«, urteilt eine Studie der angesehenen Vereinigung Europäischer Hochschulen.

Nicht zuletzt erhoffen wir uns vom Ranking eine Stärkung der Studenten. Früher lebten Hochschulen einzig vom Ruf ihrer Forschung. Jetzt können die Studenten mit ihren Urteilen auch die Qualität der Lehre sichtbar machen.

Ergebnisse 2009 – eine Auswahl

Im Dreijahresrhythmus werden die beliebtesten Studienfächer getestet, in diesem Jahr unter anderem Medizin, Informatik und die Naturwissenschaften. Wie man die Tabellen liest, erklärt diese kurze Gebrauchsanweisung

Das Prinzip:
Das CHE-Hochschulranking vergibt keine Rangplätze. Stattdessen sind die Hochschulen jeweils pro Fach und Kriterium einer Spitzengruppe (grüner Punkt), einer Mittelgruppe (gelber Punkt) oder einer Schlussgruppe (roter Punkt) zugeordnet. Statt eines wenig aussagekräftigen Gesamtergebnisses zeigt das Ranking so, wie die Hochschulen unter verschiedenen Gesichtspunkten abschneiden. Pro Fach wurden Daten für bis zu 34 Qualitätsmerkmale erfasst. Wie sich die einzelnen Hochschulen bei allen Aspekten schlagen, steht unter www.zeit.de/hochschulranking im Internet. Dort finden sich auch die aktuellen Ranking-Ergebnisse für die Fachhochschulen im Fach Informatik und für die Fächer Geografie, Geowissenschaften, Mathematik, Pharmazie, Pflege, Sportwissenschaft und Zahnmedizin. Die Tabellen auf diesen Seiten bilden pro Fach beispielhaft einige der wichtigsten Kriterien ab.

Ein Lesebeispiel:
Die Universität Marburg schaffte es im Fach Biologie bei drei Kriterien in die Spitzengruppe und bei zwei Kriterien in die Mittelgruppe. Die nach oben gerichteten Pfeile zeigen an, dass die Universität gegenüber der Erhebung vor drei Jahren in zwei Kriterien in eine bessere Gruppe aufsteigen konnte. Ein Pfeil nach unten steht analog für den Abstieg.

Die Kriterien:
Es gibt drei Arten von Kriterien. Die erste Gruppe basiert auf Urteilen von Studierenden, die zweite auf Bewertungen der Professoren eines Fachs und die dritte auf Fakten. Die Studenten bewerten zum Beispiel ihre allgemeine Studiensituation (»Studiensituation insgesamt«) und die Betreuung durch die Dozenten. Die Professoren wurden unter anderem gebeten, Hochschulen zu empfehlen, die in ihrem Fach führend in der Forschung sind (»Forschungsreputation«). Zu den Kriterien, die auf Fakten beruhen, zählen die Zahl der wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Forscher und die zusätzlich zum regulären Etat eingeworbenen Forschungsgelder. Genaueres zu den Kriterien im Internet unter www.che-ranking.de. **STAN**

UNIVERSITÄT
Biologie

	Forschungsreputation	Wissenschaftliche Veröffentlichungen	Laborausstattung	Betreuung	Studiensituation insgesamt
RWTH Aachen	●	●	↗	●	●
Uni Basel (CH)	●	●	●	○	○
Uni Bayreuth	●	↘	●	●	●
FU Berlin	●	●	↗	●	●
HU Berlin	↘	↘	↘	●	●
Uni Bielefeld	●	●	●	●	●
Uni Bochum	●	●	●	●	●
Uni Bonn	●	↘	↘	●	●
TU Braunschweig	↗	↗	●	●	●
Jacobs Univ. Bremen (priv.)	●	●	●	●	●
Uni Bremen	●	●	↗	●	●
TU Darmstadt	●	●	●	●	●
TU Dresden	●	●	●	●	●
Uni Düsseldorf	●	●	●	●	●
Uni Duisburg-Essen	○	○	○	●	●
Uni Erlangen-Nürnberg	●	●	↘	●	●
Uni Frankfurt a. M.	●	●	●	●	●
Uni Freiburg	●	●	●	●	●
Uni Gießen	●	●	●	●	●
Uni Göttingen	●	●	●	●	●
Uni Greifswald	●	●	●	●	●
Uni Groningen (NL)	●	●	●	●	○
Uni Halle-Wittenberg	●	●	●	●	●
Uni Hamburg	●	●	●	●	●
Hannover (MH, TiHo, Uni)	↘	●	○	●	●
Uni Heidelberg	●	●	●	●	●
Uni Hohenheim	●	●	●	●	●
Uni Jena	↗	●	●	●	●
TU Kaiserslautern	↘	●	●	●	●
Uni Karlsruhe	●	●	↘	●	●
Uni Kassel	↘	●	●	●	●
Uni Kiel	↘	↘	↘	●	●
Uni Köln	●	●	●	●	●
Uni Konstanz	●	●	●	●	●
Uni Leipzig	↗	●	●	●	●
Uni Lübeck	●	●	●	●	●
Uni Magdeburg	○	○	○	●	●
Uni Mainz	●	●	●	●	●
Uni Marburg	↗	↗	↘	●	●
LMU München	●	↘	●	●	●
TU München	↘	●	↘	●	●
Uni Münster	●	↗	●	●	●
Uni Nijmegen (NL)	●	●	●	●	○
Uni Oldenburg	↗	●	●	●	●
Uni Osnabrück	●	●	●	●	●
Uni Potsdam	●	↗	●	●	●
Uni Regensburg	↘	●	●	●	●
Uni Rostock	●	●	●	●	●
Uni Saarbrücken	↗	↗	●	●	●
Uni Stuttgart	●	●	●	●	●
Uni Tübingen	↘	↘	●	●	●
Uni Ulm	●	●	●	●	●
VetMed Uni Wien (A)	●	●	●	●	○
Uni Würzburg	↘	●	●	●	●
ETH Zürich (CH)	●	●	●	●	○

Biologie
Werden die Studenten gebeten, die Studienbedingungen in ihrem Fachbereich ganz allgemein zu bewerten (»Studiensituation insgesamt«), schaffen es 20 Hochschulen in die Spitzengruppe. Unter den Professoren des Fachs Biologie ist die Forschung an fünf Universitäten (Freiburg, Göttingen, Heidelberg, LMU München, Tübingen) besonders angesehen (»Forschungsreputation«). Bei diesem Kriterium wird in allen Fächern nur die Spitzengruppe hervorgehoben.

UNIVERSITÄT
Chemie

	Forschungsreputation	Wissenschaftliche Veröffentlichungen	Laborausstattung	Betreuung	Studiensituation insgesamt
RWTH Aachen	↘	↘	↘	●	●
Uni Bayreuth	●	●	●	●	●
FU Berlin	●	●	●	●	●
HU Berlin	●	●	●	●	●
TU Berlin	●	●	●	●	●
Uni Bielefeld	↗	●	↘	●	●
Uni Bochum	↗	↗	●	●	●
Uni Bonn	●	●	●	●	●
TU Braunschweig	●	●	●	●	●
Jacobs Univ. Bremen (priv.)	●	●	●	●	●
Uni Bremen	↘	●	↗	●	●
TU Chemnitz	●	↗	●	●	●
TU Clausthal	●	●	●	●	●
TU Darmstadt	↗	↗	●	●	●
TU Dortmund	↘	↘	●	●	●
TU Dresden	●	●	●	●	●
Uni Düsseldorf	●	●	●	●	●
Uni Duisburg-Essen	●	●	↗	●	●
Uni Erlangen-Nürnberg	↘	●	●	●	●
Uni Frankfurt a. M.	●	●	●	●	●
TU Bergakademie Freiberg	●	●	↘	●	●
Uni Freiburg	●	●	●	●	●
Uni Gießen	○	○	○	●	●
Uni Göttingen	↘	↘	●	●	●
Uni Halle-Wittenberg	●	●	●	●	●
Uni Hamburg	↘	↘	●	●	●
Uni Hannover	●	●	●	●	●
Uni Heidelberg	●	●	●	●	●
Uni Jena	●	↗	●	●	●
TU Kaiserslautern	●	●	●	●	●
Uni Karlsruhe	●	●	↘	●	●
Uni Kiel	●	↗	↗	●	●
Uni Köln	●	●	●	●	●
Uni Konstanz	●	●	●	●	●
Uni Leipzig	●	●	●	●	●
Uni Mainz	●	↘	●	●	●
Uni Marburg	●	●	●	●	●
LMU München	↗	●	●	●	●
TU München	●	●	●	●	●
Uni Münster	●	↘	↗	●	●
Uni Nijmegen (NL)	●	●	●	●	○
Uni Oldenburg	●	●	●	●	●
Uni Osnabrück	○	○	○	●	●
Uni Paderborn	○	○	○	●	●
Uni Potsdam	●	●	●	●	●
Uni Regensburg	●	●	●	●	●
Uni Rostock	↗	↗	●	●	●
Uni Saarbrücken	●	●	●	●	●
Uni Stuttgart	↘	●	↘	●	●
Uni Tübingen	↘	●	●	●	●
Uni Ulm	●	●	↘	●	●
Uni Würzburg	●	↘	●	●	●
Uni Wuppertal	●	●	↘	●	●
ETH Zürich (CH)	●	●	●	●	○

Chemie
Wenn die Studenten gebeten werden, die Studiensituation in ihrem Fachbereich ganz allgemein zu bewerten (»Studiensituation insgesamt«), dann schneiden 13 Hochschulen besonders gut ab.
An neun davon sind die Studenten darüber hinaus auch mit der Betreuung und der Laborausstattung überdurchschnittlich zufrieden. Die LMU München schafft es als Einzige sogar in allen fünf hier abgebildeten Kriterien in die Spitzengruppe.

UNIVERSITÄT
Physik

	Forschungsreputation	Wissenschaftliche Veröffentlichungen	Laborausstattung	Betreuung	Studiensituation insgesamt
RWTH Aachen	●	●	●	●	●
Uni Augsburg	●	●	●	●	●
Uni Bayreuth	↗	↗	↗	●	●
FU Berlin	↘	↘	↘	●	●
HU Berlin	●	●	↗	●	●
TU Berlin	●	●	●	●	●
Uni Bielefeld	●	●	●	●	●
Uni Bochum	●	●	↘	●	●
Uni Bonn	↘	●	●	●	●
TU Braunschweig	●	●	↘	●	●
Jacobs Univ. Bremen (priv.)	●	●	●	●	●
Uni Bremen	●	↘	●	●	●
TU Chemnitz	●	●	●	●	●
TU Clausthal	○	○	○	●	●
BTU Cottbus	○	○	○	●	●
TU Darmstadt	↗	●	●	●	●
TU Dortmund	●	●	↗	●	●
TU Dresden	↗	●	●	●	●
Uni Düsseldorf	○	○	○	●	●
Uni Duisburg-Essen	●	●	●	●	●
Uni Erlangen-Nürnberg	●	●	↘	●	●
Uni Frankfurt a. M.	●	↘	↘	●	●
Uni Freiburg	●	●	↘	●	●
Uni Gießen	●	●	↘	●	●
Uni Göttingen	●	●	●	●	●
Uni Greifswald	●	●	↗	●	●
Uni Halle-Wittenberg	●	●	●	●	●
Uni Hamburg	●	↘	↗	●	●
Uni Hannover	●	●	●	↘	●
Uni Heidelberg	●	↘	↗	↘	●
TU Ilmenau	○	○	○	↘	●
Uni Jena	↗	↗	↗	●	●
TU Kaiserslautern	●	●	↘	↘	●
Uni Karlsruhe	●	↘	↘	●	●
Uni Kassel	●	↗	↗	●	●
Uni Kiel	●	●	●	↘	●
Uni Köln	↘	↗	↗	●	●
Uni Konstanz	●	●	●	↘	●
Uni Leipzig	●	↘	●	●	●
Uni Magdeburg	●	●	●	●	●
Uni Mainz	●	●	↘	●	●
Uni Marburg	↘	↘	↘	●	●
LMU München	↘	●	●	●	●
TU München	↘	↘	●	●	●
Uni Münster	●	●	●	↘	●
Uni Nijmegen (NL)	●	●	●	●	○
Uni Oldenburg	●	●	●	●	●
Uni Osnabrück	●	●	●	●	●
Uni Paderborn	○	○	○	●	●
Uni Potsdam	●	●	●	●	●
Uni Regensburg	↘	↘	↘	↘	●
Uni Rostock	●	●	●	●	●
Uni Saarbrücken	●	●	●	↘	●
Uni Siegen	○	○	○	●	●
Uni Stuttgart	↗	↗	↗	●	●
Uni Trier	●	●	●	●	●
Uni Tübingen	●	●	●	●	●
Uni Ulm	●	●	●	●	●
Uni Würzburg	↘	↘	↘	●	●
Uni Wuppertal	↘	●	●	●	●
ETH Zürich (CH)	↗	●	●	●	○

Physik
An 14 Hochschulen äußern sich die Studenten mit der »Studiensituation insgesamt« besonders zufrieden. Die Technische Universität Dortmund, die Uni Jena und die Uni Rostock schaffen es darüber hinaus auch in den Kriterien »Betreuung«, »Laborausstattung« und »Wissenschaftliche Veröffentlichungen« in die Spitzengruppe. Den Universitäten Bayreuth und Jena ist im Vergleich zur letzten Untersuchung gleich in drei Kriterien der Aufstieg in die Spitzengruppe gelungen.

UNIVERSITÄT
Medizin

	Forschungsreputation	Wissenschaftliche Veröffentlichungen	Bettenausstattung	Betreuung	Studiensituation insgesamt
RWTH Aachen	↘	●	●	●	●
Charité Berlin	●	●	●	●	●
Uni Bochum	●	●	●	●	●
Uni Bonn	●	●	●	●	●
Semmelw.-Uni Budapest (H)	●	●	●	○	○
TU Dresden	↗	●	●	●	●
Uni Düsseldorf	●	●	●	↗	●
Uni Duisburg-Essen	↘	↘	●	●	●
Uni Erlangen-Nürnberg	↘	↘	●	●	●
Uni Frankfurt a. M.	↘	●	●	↘	●
Uni Freiburg	●	●	●	↗	●
Uni Gießen	●	●	●	●	●
Uni Göttingen	↗	●	●	●	●
Med. Uni Graz (A)	●	●	●	●	○
Uni Greifswald	●	●	●	●	●
Uni Groningen (NL)	●	●	○	●	○
Uni Halle-Wittenberg	↘	↘	●	●	●
Uni Hamburg	●	●	●	↘	●
MH Hannover	●	●	●	●	●
Uni Heidelberg	↗	↗	●	↘	●
Uni Heidelberg/Mannheim	●	●	●	↘	●
Uni Jena	●	●	●	●	●
Uni Kiel	●	●	●	●	●
Uni Köln	●	●	●	↗	●
Uni Leipzig	●	↘	●	↗	●
Uni Lübeck	●	●	●	●	●
Uni Maastricht (NL)	●	●	●	○	○
Uni Magdeburg	●	●	●	●	●
Uni Mainz	●	↗	●	↘	●
Uni Marburg	↘	↘	●	●	●
LMU München	↗	●	●	↗	●
TU München	↘	↘	●	↗	●
Uni Münster	●	●	●	●	●
Uni Nijmegen (NL)	●	●	●	●	○
Uni Regensburg	●	●	●	●	●
Uni Rostock	●	●	●	↘	●
Uni Saarbrücken/Homburg	↘	●	●	●	●
Uni Tübingen	↗	↘	●	●	●
Uni Ulm	●	●	●	●	●
Med. Uni Wien (A)	●	●	↘	●	○
Uni Witten/Herdecke (priv.)	●	●	●	↘	●
Uni Würzburg	↘	↘	●	●	●

Medizin
Beurteilen die Studenten die Situation in ihrem Fachbereich ganz allgemein (»Studiensituation insgesamt«), schaffen es 14 Unis in die Spitzengruppe. An neun von ihnen sind die Studenten auch mit der Betreuung besonders zufrieden, darunter die Charité Berlin, die Uni Heidelberg/Mannheim sowie die Unis in Lübeck und Magdeburg. Auch die Studenten der deutschsprachigen Studiengänge an den niederländischen Unis in Groningen und Maastricht sind mit der Betreuung und der Studiensituation zufrieden.

UNIVERSITÄT
Informatik

	Forschungsreputation	Forschungsgelder	IT-Infrastruktur	Betreuung	Studiensituation insgesamt
RWTH Aachen	●	●	●	↗	●
Uni Augsburg	↘	↘	●	●	●
Uni Bamberg	○	○	○	●	●
Uni Bayreuth	○	○	○	●	●
FU Berlin	↘	↘	●	●	●
HU Berlin	●	↘	↘	●	●
TU Berlin	●	●	●	●	●
Uni Bielefeld	●	●	↗	●	●
Uni Bonn	●	●	●	↘	●
FU Bozen (I)	●	●	○	○	○
TU Braunschweig	●	●	●	●	●
Jacobs Univ. Bremen (priv.)	↗	↗	●	●	●
Uni Bremen	●	●	↘	●	●
TU Chemnitz	↗	↗	●	●	●
TU Clausthal	○	○	○	↗	●
BTU Cottbus	●	●	●	●	●
TU Darmstadt	●	●	●	●	●
TU Dortmund	●	●	●	●	●
TU Dresden	↗	●	●	●	●
Uni Düsseldorf	●	●	●	↗	●
Uni Duisburg-Essen/Duisb.	●	●	●	●	●
Uni Duisburg-Essen/Essen	↘	↘	↘	●	●
Uni Erlangen-Nürnberg	●	●	↗	●	●
Uni Frankfurt a. M.	●	●	●	●	●
Uni Freiburg	●	●	●	●	●
TU Graz (A)	↗	●	↗	●	○
FernUni Hagen	○	○	○	●	●
Uni Halle-Wittenberg	●	●	●	●	●
TU Hamburg-Harburg	↘	↘	●	●	●
Uni Hamburg	○	○	○	●	●
Uni Hannover	●	●	↗	●	●
Uni Heidelberg	○	○	○	↘	●
TU Ilmenau	↗	↗	↗	●	●
Uni Jena	●	●	↗	●	●
TU Kaiserslautern	●	●	●	●	●
Uni Karlsruhe	●	●	●	●	●
Uni Kassel	↘	●	●	↘	●
Uni Kiel	●	●	●	●	●
Uni Klagenfurt (A)	●	●	↗	●	○
Uni Koblenz-Landau	●	●	●	●	●
Uni Konstanz	●	●	●	↗	●
Uni Leipzig	●	●	●	●	●
Uni Lübeck	●	●	●	●	●
Uni Magdeburg	●	↗	↗	●	●
Uni Mainz	●	●	●	●	●
Uni Marburg	●	●	●	●	●
LMU München	●	●	↘	↗	●
TU München	●	●	●	●	●
Uni BW München	○	○	○	●	●
Uni Münster	●	↘	↘	●	●
Uni Nijmegen (NL)	●	●	●	○	○
Uni Oldenburg	↗	●	●	●	●
Uni Osnabrück	○	○	○	●	●
Uni Paderborn	●	↘	●	●	●
Uni Passau	↗	●	●	●	●
HPI Potsdam	●	●	●	●	●
Uni Potsdam	●	●	●	●	●
Uni Rostock	●	●	↘	●	●
Uni Saarbrücken	●	●	●	●	●
Uni Siegen	●	●	↗	↘	●
Uni Stuttgart	↘	↘	↘	●	●
Uni Trier	●	●	↘	●	●
Uni Tübingen	●	●	↗	●	●
Uni Ulm	↘	↘	●	●	●
Uni Würzburg	●	●	↘	●	●
ETH Zürich (CH)	●	↗	●	●	○

Informatik
Bei der Informatik landen 16 Universitäten in der Spitzengruppe, wenn die Studenten gebeten werden, die Studiensituation ganz allgemein zu bewerten (»Studiensituation insgesamt«). An 12 Universitäten sind die Studenten mit der Betreuung besonders zufrieden. Und vier Universitäten schaffen es in die Spitzengruppe, wenn die Professoren gefragt werden, wo besonders gute Forschung betrieben wird (»Forschungsreputation«): Aachen, Karlsruhe, TU München und Saarbrücken.

- ● Spitzengruppe
- ● Mittelgruppe
- ● Schlussgruppe
- ○ Nicht gerankt (keine Daten vorhanden, zu geringe Fallzahlen)
- ↗ Aufsteiger
- ↘ Absteiger (gegenüber letztem Ranking)

Mehr zum Thema: Die aktuellen Ergebnisse für alle Fächer finden sich unter **www.zeit.de/hochschulranking** im Internet. Dort kann sich auch jeder ein persönliches Ranking maßschneidern

Abb.: Klaus Göken/bpk (o.); Foto (Ausschnitt): ullstein

Auch auf Anton von Werners Darstellung des **BERLINER KONGRESSES** 1878 ist Holstein dabei (Kreis). Vorn Bismarck, rechts die türkische Delegation, links, auf den Stock gestützt, Englands Premier Disraeli mit Russlands Kanzler Gortschakow (im Sessel)

Der Mann im Hintergrund

Im Mai 1909 starb in Berlin Friedrich von Holstein, die Graue Eminenz des Kaiserreichs, der große Unbekannte, der Dämon im Auswärtigen Amt

VON GERD FESSER

Er war der bekannteste Unbekannte des Kaiserreichs, die Graue Eminenz der deutschen Politik von den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bis zu seinem Tod im Mai 1909. Otto von Bismarck hatte ihn »entdeckt«, und in gewissem Sinne ist Friedrich von Holstein wohl sein Schüler geblieben, sein Zauberlehrling. Vielen Menschen war er unheimlich, nicht zuletzt seinem Meister. Den »Mann mit den Hyänenaugen« nannte Bismarck ihn einmal, und die stets wohlinformierte Fürstin Marie Radziwill verglich ihn gar mit Joseph Fouché, dem berüchtigten Polizeiminister Napoleons: So wie Fouché arbeite er »im verborgenen und fischt geheimnisvoll in mehr oder minder trübem Wasser.« Kaiser Wilhelm II. selbst soll ihn einen »Höllensohn« genannt haben.

Dass Friedrich von Holstein, der ewige »Vortragende Rat« im Auswärtigen Amt, nach Bismarcks Abschied die Fäden der Berliner Außenpolitik zog, war für viele Beobachter eine ausgemachte Sache. Wenn er sich frage, bemerkte etwa der Berliner Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*, August Stein, wer seit 1890 in Deutschland und Preußen regiert habe, so komme er zu dem Schluss, dass dies Holstein gewesen sei. Und der langjährige bayerische Gesandte in Berlin, Hugo Graf von und zu Lerchenfeld, pflichtete ihm bei: »Holstein hat einen geradezu unheimlichen Einfluss ausgeübt, er hat drei Reichskanzler und drei Staatssekretäre beherrscht.«

In mancher Erinnerung an das Kaiserreich erscheint er wie ein Schatten, ein böser Dämon, ein Mann ohne Biografie. Dabei ist nichts an Holsteins Lebensweg und Karriere bis dahin wirklich außerordentlich gewesen.

Zur Welt kommt er am 24. April 1837 in Schwedt an der Oder. Seine Mutter Karoline ist bei der Geburt 45 Jahre alt, Friedrich bleibt ihr einziges Kind. Der Vater, August von Holstein, lebt nach Jahren in der Armee als Privatier von den Erlösen seiner Güter. Privatlehrer erziehen den kleinen Friedrich, Spielkameraden hat er kaum. »Im Allgemeinen«, bekennt Holstein später, »war meine Kindheit zu einsam, um fröhlich zu sein.«

Im April 1848 begibt sich die Familie auf eine lange Reise durch Italien, Südfrankreich und die Schweiz. Zurückgekehrt, mietet man in Berlin, Unter den Linden, ein Haus. Als Externer legt Friedrich von Holstein 1853 am Köllnischen Realgymnasium sein Abitur ab; zu dieser Zeit beherrscht er das Französische, Englische und Italienische bereits perfekt.

Bismarck ist sehr angetan und gewährt dem jungen Mann Familienanschluss

Er studiert Jura, absolviert das erste und das zweite Examen – und versucht alles, um in den diplomatischen Dienst zu gelangen. Preußens Botschafter in St. Petersburg, Otto von Bismarck, wird auf ihn aufmerksam. Er sorgt dafür, dass Holstein an seine Botschaft kommt. Im Januar 1861 trifft der schlaksige junge Mann in der Newa-Stadt ein. Und er macht seine Sache gut. Bismarck ist sehr angetan und gewährt ihm Familienanschluss. Bereits im April 1862 schreibt der Botschafter an den Außenminister Albrecht Graf von Bernstorff: Holstein sei ein Mann, der »für den auswärtigen Dienst in hohem Grade brauchbar zu werden« verspreche.

Im September 1862 wird Bismarck zum Ministerpräsidenten von Preußen berufen. Ein Dreivierteljahr darauf, im Mai 1863, besteht Holstein das diplomatische Examen. Bismarck konnte ein sehr unangenehmer Vorgesetzter sein. Es fällt deshalb auf, wie viel Wohlwollen und Großzügigkeit er Holstein auch weiterhin entgegenbringt. Er schickt ihn immer wieder an Orte, wo er viel erleben, viel erfahren kann: im Sommer 1863 nach Rio de Janeiro, 1864, während des Deutsch-Dänischen Krieges, in das Hauptquartier des Generalfeldmarschalls Friedrich von Wrangel, danach nach London. 1865 genehmigt er dem jungen Diplomaten eine Reise in die USA. Dort bleibt Holstein fast zwei Jahre. Ihn fasziniert die Natur, er reist durch die Prärie und schießt Büffel; Amerikas Demokratie berührt den jungen Preußen kaum.

FRIEDRICH VON HOLSTEIN (1837–1909). Foto aus seinen letzten Lebensjahren

1867 ruft Bismarck ihn zurück, schickt ihn nach Württemberg, dann nach Kopenhagen. Doch so angenehm sich Holsteins Diplomatenleben unter Bismarcks Protektion gestaltet – die Aussicht, die besten Jahre in einer untergeordneten Position zu versauern, erschreckt ihn. Er lässt sich beurlauben und wechselt probeweise in die Wirtschaft. Es wird ein Desaster: Holstein verliert fast das gesamte Vermögen, das er nach dem Tode seiner Eltern geerbt hat.

Reumütig kehrt er in den Dienst zurück. Im Oktober 1870 – der Deutsch-Französische Krieg ist bereits entschieden und Napoleon III. gefangen – veröffentlicht er, ganz im Sinne seines großen Chefs, anonym in der Londoner *Times* einen Artikel, in dem er eine Annexion Elsass-Lothringens mit historischen Begründungen rechtfertigt.

Anfang Januar 1871, kurz vor der Kaiserproklamation, stellt Holstein sich unaufgefordert im Hauptquartier in Versailles ein. Bismarck, der ansonsten auf Eigenmächtigkeiten seiner Beamten sehr allergisch reagiert, nimmt ihn freundlich auf. Er kann ihn gut gebrauchen. In der Nacht zum 26. Februar redigiert Holstein zusammen mit Paul Graf von Hatzfeld den französischen Text des Präliminarfriedens. Wenig später wird er 2. Sekretär der Botschaft in Paris, die seit September 1871 Harry Graf von Arnim leitet.

Zum ersten Mal gerät er ins Zentrum eines komplizierten Konflikts. Zwischen Arnim und Bismarck entstehen Meinungsverschiedenheiten, gleichzeitig sieht der Kanzler in dem Botschafter einen Rivalen. Bismarck setzt bei Kaiser Wilhelm I. die Abberufung Arnims durch und erhebt den Vorwurf, Arnim habe Akten der Botschaft unterschlagen. Es kommt zu einem Skandalprozess. Holstein muss als Zeuge aussagen. Arnim ist empört. Sein Verteidiger beschuldigt Holstein, als Spion Bismarcks seinen Vorgesetzten überwacht zu haben. Von dem Vorwurf bleibt etwas hängen – noch zehn Jahre später nannte Holstein die Arnim-Affäre die »größte Unannehmlichkeit« seines Lebens.

Bismarck indes ist zufrieden mit seinem Geschöpf. Im April 1876 ruft er ihn als »Hilfsarbeiter« ins Auswärtige Amt nach Berlin. Zwei Jahre später wird Holstein zum Vortragenden Rat ernannt – und das sollte er 28 Jahre lang bleiben. Tatsächlich aber macht ihn Bismarck zu seinem engsten außenpolitischen Mitarbeiter. Wiederholt bestellt ihn der Reichskanzler für längere Zeit auf seine Besitzungen Varzin und Friedrichsruh bei Hamburg.

Gleichzeitig beginnt Holstein mit dem Einverständnis Bismarcks, einen eigenen Informationsapparat aufzubauen. Er führt mit zahlreichen deutschen Diplomaten eine umfangreiche private Korrespondenz, die nicht den offiziellen Geschäftsgang durchläuft. Oft gibt er auch in Privattelegrammen dienstliche Anweisungen. Manchem wird dieses Gebaren mit der Zeit ein wenig unheimlich. Denn über die speziellen Charaktereigenschaften des eigenbrötlerischen Junggesellen sind sich fast alle, die mit ihm zu tun haben, einig: extrem misstrauisch, sehr empfindlich, rachsüchtig und intrigant.

Zweifellos bewundert Holstein seinen Meister. Auf dem Berliner Kongress 1878, auf dem Bismarck als »ehrlicher Makler« zwischen Russland, England, Österreich und dem Osmanischen Reich vermittelt, ist er als Vertrauter des Kanzlers dabei. Noch teilt er dessen Grundidee, nach der ein kompliziertes System von Abkommen, Bündnissen und einem Rückversicherungsvertrag die europäische Machtbalance erhalten soll. Und doch beginnt sich Holstein seit Mitte der achtziger Jahre insgeheim von seinem Lehrer zu emanzipieren. Wie immer bei ihm spielen dabei sowohl sachliche Erwägungen als auch politische Ambitionen und charakterliche Eigenheiten eine Rolle.

Bismarck will unbedingt ein gutes Verhältnis zum Zaren wahren und jede Gefahr eines Zweifrontenkriegs gegen Russland und Frankreich vermeiden. In den Führungskreisen des Reiches wird jedoch Kritik an dieser Politik laut. Ein Krieg mit Russland und Frankreich, so heißt es, werde ohnehin kommen, und da sei es besser, ihn präventiv zu führen. Besonders aggressiv in dieser Frage gebärdet sich der stellvertretende Generalstabschef Alfred Graf von Waldersee.

Er ist Holsteins Mann. Ganz im Geheimen beginnt der Vortragende Rat, der Russlandpolitik Bismarcks entgegenzuarbeiten. Er beliefert Waldersee sowie die österreichische Regierung mit Informationen. Holsteins Ziel: ein Bündnis mit Habsburg und Großbritannien gegen Russland und Frankreich.

In seinem Tagebuch und in Briefen an seine wohl einzige persönliche Vertraute, die Kusine Ida von Stülpnagel, äußert er sich nun immer abfälliger über den inzwischen siebzigjährigen Kanzler. »Seine Art zu arbeiten«, schreibt er am 10. Oktober 1886 an Ida, »wird mehr und mehr dilettantenhaft und unzusammenhängend. Er denkt, in einer halben Stunde beim Frühstück kann er die Welt regieren, den übrigen Tag faulenzt er oder diktiert müßige Zeitungsartikel, die alle viel besser ungeschrieben blieben.«

Der neue Kanzler kennt sich nicht aus. Jetzt schlägt Holsteins Stunde

Als Bismarck 1890 von Wilhelm II. gestürzt wird, ist von seinem Musterschüler Holstein nichts zu bemerken. Waldersee und die anderen Gegner des Reichskanzlers können sich auf ihn verlassen: Holstein unterstützt sie ganz im Stillen mit allen Informationen, die sie gegen Bismarck brauchen.

Ende März 1890 ernennt Wilhelm zur allgemeinen Überraschung den General der Infanterie Leo von Caprivi zum Reichskanzler. Der Mann ist außenpolitisch völlig unerfahren und auf Berater respektive Einflüsterer angewiesen. Jetzt schlägt Holsteins Stunde.

Auf sein Drängen hin erneuert die Reichsregierung den Rückversicherungsvertrag mit Russland nicht. Stattdessen setzt sie auf eine Festigung des Dreibundes mit Österreich-Ungarn und Italien und versucht zunächst noch alles, England in diese Allianz miteinzubeziehen. Dies aber scheitert. Großbritannien bleibt in Splendid Isolation – und die russische Regierung schließt 1893 eine Militärkonvention mit dem hocherfreuten Frankreich ab.

Holstein setzt große Hoffnungen in den jungen Kaiser. Rasch aber erkennt er dessen gefährliche Schwächen. Am 21. Dezember 1895 warnt Holstein Wilhelms Vertrauten Philipp zu Eulenburg, der den Kaiser in seinem Streben nach einem »persönlichen Regiment«, einer Art neoabsolutistischer Herrschaft, bestärkt: »Sorgen Sie, daß die Weltgeschichte Sie nicht einstmals als den Schwarzen Reiter malt, der zur Seite des Kaiserlichen Wanderers war, als dieser auf den Irrweg einlenkte.«

An Holstein kommt niemand mehr vorbei. Unermüdlich spinnt er seine Fäden, und das, obwohl er Gesellschaften meidet und das Leben eines Einsiedlers führt. Selbst den Urlaub pflegt er allein zu verbringen, meist im Harz, wo er eisern wandert. In seiner Wohnung will er weder elektrisches Licht noch Telefon haben. Nur das Aufkommen des Fahrrads interessiert ihn sehr; zu seinem Kummer aber rät ihm sein Arzt dringend davon ab, selbst zu fahren.

Emsig arbeitet Friedrich von Holstein an der neuen Außenpolitik. Zusammen mit dem späteren Reichskanzler Bernhard von Bülow entwickelt er 1895 seine Leitidee: Das Deutsche Reich solle sich aus Bismarcks statischem Vertragswerk befreien und die Gegensätze zwischen den weltpolitischen Rivalen Großbritannien und Russland sowie zwischen Großbritannien und Frankreich ausnutzen, um eine dynamische »Politik der freien Hand« zu betreiben. Deutschland könne von der ungebundenen Rolle des lachenden Dritten nur profitieren.

Im Jahr 1900 wird Bülow zum Reichskanzler ernannt. Gleich bietet er Holstein an, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, also Außenminister, zu werden. Der aber scheut jegliches öffentliche Auftreten und lehnt ab. Holstein, seit Jahrzehnten wie kein Zweiter mit allen Geheimnissen der deutschen Diplomatie vertraut, bleibt Vortragender Rat – und behält seinen großen Einfluss, zumal Bülow in den ersten Jahren seiner Kanzlerschaft viel Zeit und Kraft für die Innenpolitik aufwenden muss.

Doch auch Bülow misstraut er. In einer wichtigen Frage nämlich sind der Kanzler und er konträrer Meinung. Wenn es überhaupt eine Ausnahme von der »Politik der freien Hand« geben sollte, dann wäre das für Holstein nur das Bündnis mit Großbritannien (gegen Russland). Bülow hingegen ist strikt antibritisch eingestellt und kann sich seinerseits nur ein Bündnis mit Russland vorstellen. Dementsprechend betrachtet Holstein die Flottenrüstung skeptisch, wendet sie sich doch direkt gegen England. Bülow indes hat sie auf seine Fahne geschrieben, weil der Kaiser sie unbedingt will. Aber wie immer sie auch streiten und sooft Bülow Holstein schließlich doch folgt: 1904 stehen sie beide vor den Trümmern ihrer »Politik der freien Hand«. Am 8. April schließen die alten Erbfeinde Großbritannien und Frankreich ihren Freundschaftsvertrag, die Entente cordiale.

Trost kommt aus dem Osten. 1905 ist das mit Frankreich verbündete Russland, durch die Niederlage im Krieg gegen Japan und eine erste Revolution geschwächt, außenpolitisch nicht aktionsfähig. Bülow und Holstein beschließen, diese Situation zu einem Vorstoß gegen Frankreich auszunutzen. Sie wollen die französische Expansion in Marokko stoppen, zugleich Frankreich demütigen und damit die neue englisch-französische Entente nachhaltig schwächen.

Am 31. März 1905 reist Wilhelm II. in die Hafenstadt Tanger – zum Zeichen, dass auch das deutsche Kaiserreich Ansprüche auf Marokko erhebt. Wenige Tage später fordert die Reichsregierung, eine internationale Konferenz von 13 Staaten einzuberufen, die über die Ansprüche Frankreichs und anderer Länder auf Marokko befinden soll. Holstein will die Regierenden in Paris durch Kriegsdrohungen einschüchtern, einen Krieg aber vermeiden.

Die Rechnung geht auf. Die französische Regierung weicht zurück und stimmt dem Berliner Vorschlag zu. Doch die internationale Konferenz, die von Januar bis April 1906 in der spanischen Stadt Algeciras tagt, endet mit einer schweren Niederlage für Deutschland: Die Konferenzmehrheit überträgt allein Frankreich die Kontrolle über die Polizei sowie das Finanz- und Zollwesen Marokkos.

Das Debakel zerreißt das Bündnis zwischen Bülow und Holstein. Bülow beschließt, sich seinen dominanten Mitarbeiter vom Halse zu schaffen – und ihn zugleich durch eine Pressekampagne der Öffentlichkeit als Sündenbock für Algeciras zu präsentieren. Mittels einer Intrige gelingt der Coup: Am 16. April 1906 entlässt der Kaiser Holstein.

Diesen trifft es wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er ist zunächst überzeugt, Wilhelms Busenfreund Eulenburg habe seinen Sturz herbeigeführt. Doch bald schon ahnt er, wer tatsächlich Regie geführt hat. Gleichwohl berät Holstein Bülow weiter. Die Politik lässt ihn nicht los, und nur Bülow ist, trotz aller Animositäten, für seine Ratschläge zugänglich. Im Übrigen sind sie sich in einem entscheidenden Punkt mittlerweile einig: Auch Bülow hat nun begriffen, wie hochgefährlich das deutsch-britische Flottenwettrüsten ist. Er bemüht sich, Einhalt zu gebieten, scheitert freilich am Widerstand des Kaisers und des Admirals Alfred von Tirpitz.

Holstein »berät« fleißig weiter. So verfahren Bülow und sein Mitarbeiter Alfred von Kiderlen während der Bosnischen Krise 1908/09 ganz nach seinen Anweisungen. Sie zwingen Russland durch ein Ultimatum, die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn anzuerkennen – ein Prestigeerfolg gegen die britisch-französisch-russische Entente. Doch es ist ein Pyrrhussieg: Der deutsch-russische und der österreichisch-serbische Gegensatz spitzen sich weiter zu, und das gedemütigte Russland forciert seine Rüstungsanstrengungen.

In einem letzten Brief fleht er Bülow an, Frieden mit England zu machen

Am 3. April 1909 besucht Bülow den schwer kranken Holstein zum letzten Mal in dessen Wohnung in der Großbeerenstraße. Holstein beschwört den längst amtsmüden Kanzler auszuharren und ruft mehrmals mit letzter Kraft: »Bleiben, bleiben!« Drei Tage später schreibt er Bülow mühsam mit Bleistift einen Brief, in dem er ihn drängt, durch eine Verständigung über die Flottenrüstung »Frieden mit England« zu machen. Am 8. Mai stirbt Friedrich von Holstein.

Der Öffentlichkeit wird der Vortragende Rat erst nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs bekannt. Jetzt schreiben die meisten der gescheiterten Politiker der Kaiserzeit ihre Memoiren (oder lassen sie schreiben). Darin machen sie Holstein zum Sündenbock für alle außenpolitischen Fehlentscheidungen der letzten Jahrzehnte. Er sei es gewesen, der das Reich ins Unglück gestürzt habe. Nicht Wilhelm, nicht die Militärs – er sei der wahre Totengräber Deutschlands.

Erst die Veröffentlichung der Briefe, Tagebücher und Memoiren Holsteins (1932 und 1956 bis 1963) entzog der Dämonisierung der Grauen Eminenz den Boden. Gleichwohl trägt Holstein seinen Teil an der Schuld. Zwar hat er die politischen Eskapaden Wilhelms und insbesondere die unheilvolle Flottenrüstung intern kritisiert. Doch hat er zugleich maßgeblich zur Verschlechterung der deutsch-russischen Beziehungen beigetragen, und sein Hoffen auf ein Bündnis mit Großbritannien war illusionär.

1905/06 und 1908/09 plädierte er – im Streit mit Frankreich und dann mit Russland – nachdrücklich für einen riskanten Konfrontationskurs am Rande eines großen Krieges. 1906 kam das Deutsche Reich bei dieser Politik mit einem blauen Auge davon, 1909 errang es scheinbar einen Sieg. Als die Regierenden des Kaiserreichs 1914 Holsteins »Erfolgsrezept« erneut anzuwenden suchten, lösten sie die Katastrophe aus.

Der Autor ist Historiker und lebt in Apolda bei Weimar.
Mehr zum Thema in seinem Buch »Herrlichen Tagen führe Ich euch noch entgegen‹ – Das wilhelminische Kaiserreich 1890–1918«, das diesen Monat im Donat Verlag, Bremen, erscheint (288 S., 18,50 €)

DIE ZEIT

Preis Österreich 4,00 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Nr. 20 7. Mai 2009

Titelbild: Stefano Dal Pozzolo/Contrasto/laif (Papst); Carl & Ann Purcell/CORBIS (Fahne); Montage: DZ

Der Papst und die Juden

Benedikt XVI. ist von Krise zu Krise gestolpert. Ausgerechnet jetzt tritt er seine schwerste Reise an – nach Israel

POLITIK SEITE 4/5

44 Sommer-Seiten

Liza Minnelli in concert, 90 Jahre Bauhaus, Baden in Kunst u. v. a.: Höhepunkte des Kultursommers

Kulturhauptstadt

Wie Linz mit dem Erbe der NS-Vergangenheit umgeht und warum das nicht allen in der Stahlstadt gefällt

POLITIK SEITE 14

Jetzt am Kiosk

Der ZEIT Studienführer mit dem größten Uni-Ranking vom Centrum für Hochschulentwicklung (CHE)

SIEHE CHANCEN SEITE 73–75

WWW.ZEIT.DE/RANKING

Weil es Italiener sind?

Fiat will mit Opel und Chrysler eine starke Autoallianz schmieden – und stößt trotz guter Argumente auf großen Argwohn **VON RÜDIGER JUNGBLUTH**

Man braucht schon viel Fantasie, um sich vorzustellen, dass aus den geldverbrennenden Opel-Werken, dem hoch verschuldeten Fiat-Konzern und dem insolventen US-Hersteller Chrysler ein starker Autoriese gebildet werden könnte. Sergio Marchionne hat diese Fantasie.

Was dem Fiat-Chef fehlt, ist das nötige Geld. Marchionne will seine Vision eines neuen transatlantischen Autokonzerns mit deutschen Milliardenbürgschaften verwirklicht sehen. In dieser Woche war er in Deutschland auf Werbetour.

Er hat gute Argumente, aber er stößt auf Argwohn und Ablehnung. Die *Financial Times Deutschland* nannte Marchionne einen »Heiratsschwindler«. Man unterstellt dem Italiener, er habe es nur auf deutsche Technik und deutsches Geld abgesehen. Dahinter steckt ein Vorurteil gegenüber einer Autofirma, die lange Zeit nicht für Qualität stand. Dahinter steckt auch ein Ressentiment gegenüber einem Land, das den Unternehmer Silvio Berlusconi – einen Mann, der Privates, Geschäftliches und Politisches nicht zu trennen vermag – dreimal zum Ministerpräsidenten gewählt hat. Und der nennt die Opel-Allianz jetzt einen »Traum für alle Italiener«.

Ein Investor für Opel, der kein Staatsgeld braucht, wird noch gesucht

Bei den Opelanern sind es nicht nur Vorurteile, sondern auch Erfahrungen, die sie gegen Fiat einnehmen. Die beiden Unternehmen haben von 2000 bis 2005 zusammengearbeitet, und bei Opel hat man diese Zeit in schlechter Erinnerung behalten. Die Ingenieure in Rüsselsheim fühlen sich denen in Turin technisch überlegen.

Heute fürchten sie bei Opel, nach einer amerikanischen Stiefmutter bald einer italienischen ausgeliefert zu sein. Dabei ist doch größtmögliche Unabhängigkeit das erklärte Ziel. Die Opelaner blenden aber nicht nur den Umstand aus, dass sie als Tochterfirma eines amerikanischen Konzerns über Jahrzehnte gut gefahren sind. (Ohne den Einstieg von General Motors hätte Opel schon die Weltwirtschaftskrise von 1929 nicht überlebt.) Sie verschließen die Augen auch vor der Tatsache, dass der Autobauer auf sich gestellt keine Überlebenschance hat. Opel kann sich weder komplett von General Motors lösen, noch kommt das Unternehmen ohne neue Partner und Investoren aus. Opel muss weiter Personal abbauen und, über kurz oder lang, auch Werke schließen. Daran führt nur ein Weg vorbei, und der ist mit Subventionen gepflastert. Es gibt heute auf der Welt Autofabriken, die für eine Produktion von 90 Millionen Fahrzeugen im Jahr ausgelegt sind. Aber nur halb so viele werden 2009 auch Käufer finden.

Fiat-Chef Marchionne kennt das Problem der Überkapazitäten genau. Und er liegt auch richtig in seiner Analyse, dass Fiat und Opel eine bessere Chance im internationalen Wettbewerb hätten, wenn sie künftig ihre Modelle auf einer gemeinsamen Plattform bauen würden. Beide Hersteller sind auf kleinere und mittlere Autos spezialisiert und konkurrieren bislang miteinander. Was aus Sicht der Opel-Arbeitnehmer ein Argument gegen den Zusammenschluss mit Fiat ist, das ist industriell gesehen eines dafür. VW macht vor, wie man mit großen Stückzahlen und vielen Marken Milliarden an Kosten einspart.

So verwegen, wie er klingt, ist der Plan des Sergio Marchionne also nicht. Er ist auch nicht unlauter, weil er mit Steuergeldern rechnet. Man darf ja nicht vergessen, dass sich bislang weltweit kein Investor gefunden hat, der Opel kaufen wollte, ohne dass ihm der deutsche Staat dabei hülfe. Die Autofirma ist alles andere als eine begehrte Braut. Diese Erkenntnis sollte bei allen Beteiligten, die Vertreter der Arbeitnehmer eingeschlossen, für eine gewisse Demut sorgen.

Die Wirtschaftswelt hat sich stark gewandelt. Feindliche Übernahmen waren gestern. Allem Angstgerede von Heuschrecken und Staatsfonds zum Trotz fehlt es an privaten Investoren, besonders an solchen, die Eigenkapital haben und nicht nur Kreditnehmerqualitäten.

Sicher, auch Marchionne kommt nicht mit Geld, sondern mit einer industriellen Idee. Diese muss abgewogen werden gegen das Angebot des kanadisch-österreichischen Autozulieferers Magna, der gemeinsam mit russischen Geldgebern Interesse für Opel zeigt. Magna ist der Wunschpartner der Arbeitnehmer und einiger SPD-Granden, weil es anders als beim Zusammengehen mit Fiat kaum Überschneidungen gibt. Derzeit erscheint das Konzept des Topmanagers aus Turin allerdings als das besser durchdachte, denn es läuft auf einen großen internationalen Autokonzern hinaus, der in einem Massenmarkt bestehen kann.

Man sollte nicht außer Acht lassen, dass Marchionne ein erprobter Sanierer und Konzernreformer ist. Der Italokanadier mit den zwei Pässen und den drei Universitätsabschlüssen hat mehrere Firmen auf Vordermann gebracht. Bei der Sanierung von Fiat ist ihm das für unmöglich Gehaltene gelungen. Zwar schreibt auch der größte italienische Konzern in der Autosparte rote Zahlen, Staatshilfe braucht er aber nicht.

Es scheint ausgeschlossen, dass Opel am Ende keine Staatsbürgschaft aus Berlin bekommt, denn in Deutschland ist Wahlkampf. Wenn der Autobauer aber durch den Einsatz von Steuergeld gerettet werden soll, geht das nur durch international abgestimmte Industriepolitik. Mit dem Segen der US-Regierung ist Fiat gerade bei Chrysler eingestiegen. Ein Dreierbündnis mit Opel wäre ohne Zweifel schwierig umzusetzen. Aber es ist bislang auch das einzige Konzept, das langfristig Erfolg verspricht.

Siehe auch Wirtschaft, S. 23; Feuilleton, S. 47

www.zeit.de/audio

Gestärkte Abwehr

Die Angst vor der Schweinegrippe lässt nach. Die Welt hat Glück gehabt – aber sie war auch gut vorbereitet **VON STEFAN SCHMITT**

Die Restaurants in Mexiko-Stadt dürfen im Lauf der Woche wieder öffnen, nachdem sie ihre Gäste tagelang aussperren mussten. So hat es der mexikanische Gesundheitsminister in Aussicht gestellt. Burritos und Salsa im gemütlichen Gedränge, das passt zu der vorsichtigen Entspannung, die sich nun ebenso rasch ausbreitet wie zuvor die Furcht vor AH1N1, der Schweinegrippe, die viele Forscher mittlerweile »Amerikanische Grippe« nennen. Hat die rasche Reaktion einer gut vernetzten Welt uns vor einem Seuchenzug bewahrt?

Gewiss ist, nie waren wir besser vorbereitet als heute. Die Millionen Opfer vergangener Seuchenzüge haben das Bewusstsein von Forschern und Gesundheitspolitikern geschärft. Anders als bei der verheerenden Spanischen Grippe von 1918/19 verfügen wir heute über antivirale Medikamente und können prinzipiell auch massenhaft Impfstoffe produzieren.

Noch ist die Seuche nicht besiegt. Noch stecken sich Menschen weltweit mit dem neuartigen Virus an. Aber die Zahl der Infizierten ist deutlich geringer als befürchtet. Zudem verläuft die Krankheit in den meisten Fällen milde. Die Weltgesundheitsorganisation hofft, die Ansteckungswelle werde nun abebben.

Die Welt hat erfolgreich in Wachsamkeit investiert. Europa gründete ein neues Zentrum für Seuchenkontrolle in Stockholm, in Deutschland regelt ein penibler Plan den Pandemiefall. Vor allem jedoch haben Regierungen und Bevölkerung diesmal diszipliniert reagiert, statt sich leichtsinnig über Warnungen hinwegzusetzen oder aber hysterisch zu werden.

Noch bei der Lungenkrankheit Sars, ebenfalls durch ein Virus hervorgerufen, war das ganz anders. Im Frühjahr vor sechs Jahren ängstigte Sars die Welt. Das am schwersten betroffene Land, die Volksrepublik China, vertuschte das Ausmaß der Epidemie, verzögerte Schutz- und Hilfsmaßnahmen. Später konnten Forscher den Erreger bis in die südchinesische Provinz Guangdong zurückverfolgen, wo er bereits Monate zuvor aufgetreten war – und womöglich hätte eingedämmt werden können.

Transparenz und Schnelligkeit sind die wichtigsten Tugenden der Seuchenhygiene. Zwischen einem und anderthalb Monaten hat es bei der Schweinegrippe von der ersten Infektion eines Menschen bis zur globalen Sensibilisierung gedauert. Diesmal tat sich China als besonders eifriger Virenwächter hervor. Von Anzeichen einer Panik indes wird weder aus der Volksrepublik noch aus anderen Teilen der Welt berichtet. In den Wind geschlagen haben die Bürger die Informationen von Gesundheitsämtern, Reiseveranstaltern und Fluglinien aber ebenso wenig.

Ohne besonnene Bürger bleibt jeder Warner in der fatalen Lage, das Unheil zwar vorherzusehen, aber kein Gehör zu finden – das wissen wir seit der Seherin Kassandra aus der altgriechischen Sagenwelt. Für sie war die schreckliche Vorahnung eine Qual, die niemandem nutzte. Diesmal jedoch scheint eine kluge Kassandra das rechte Maß für ihre Warnung gefunden zu haben.

Paradox ist bloß: Ob alle Unheilsbotschaften der vergangenen zwei Wochen gerechtfertigt oder übertrieben waren, lässt sich im Nachhinein kaum sagen. Wer wirkungsmächtig warnt, riskiert automatisch den Vorwurf, er habe übertrieben. Andererseits leistet, wer stets Panikmache wähnt, der Abstumpfung Vorschub. Dabei ist gewiss, dass solche Epidemien wiederkehren werden. Ob schrecklicher Killer oder vergleichsweise harmloses Virus, das wird sich indes niemals sofort bestimmen lassen. In einer idealen Welt würde daher jeder neue Erreger die Aufmerksamkeit schärfen, gleichsam als perfektes Training für unser globales seuchenmedizinisches Immunsystem.

Das neue Feuilleton

Mit dieser Ausgabe erscheinen die Ressorts Feuilleton und Literatur in einem gemeinsamen 16-seitigen Zeitungsbuch. Bewährtes wird durch neue Elemente ergänzt – in einem klassisch-modernen Erscheinungsbild

Wenn jetzt die Schweinegrippe keine traurigen Schlagzeilen mehr liefert, wird sich die Aufmerksamkeit rasch anderen Krisenherden zuwenden. Dabei betont die Weltgesundheitsorganisation, für eine Entwarnung sei es noch zu früh, die Bedrohung dauere an. Tatsächlich müssen die Virenwächter dieser Tage eine schwere Entscheidung treffen. Sie müssen abwägen, ob der Ausbruch in Mexiko nur eine erste Welle war, wie es sie bei früheren Pandemien oft gab. Kehrt das Virus in einem halben Jahr zurück?

Jede Antwort ist hier Spekulation. Die Frage jedoch, die beantwortet werden muss, lautet: Brauchen wir trotz der gefühlten Entwarnung einen Impfstoff gegen AH1N1? Und wie wichtig ist uns dieser? Denn die übliche Wintergrippe – auch wenn sie in ihrer erwartbaren Regelmäßigkeit kaum Aufmerksamkeit findet – fordert jedes Jahr weltweit zwischen einer Viertel- und einer halben Million Menschenleben, Tausende davon in Deutschland. Konzentriert man nun aus Angst vor einem neuen 1918/19 die begrenzten Ressourcen auf die Herstellung einer Schweinegrippeimpfung, so sterben 2009/10 sicher mehr Menschen an der ganz gewöhnlichen Grippe.

Die erfolgreichen Warner sind mit einem neuen Kassandra-Dilemma konfrontiert – und die Menschheit steht vor einer widersprüchlichen Herausforderung: Sie muss gerade die verhinderten Katastrophen im Gedächtnis bewahren, um sich vor den kommenden noch besser schützen zu können. Besonders vor jener Pandemie, die nun fürs Erste vertagt wurde.

www.zeit.de/audio

Mein Mond

Der große Peter Sartorius besucht nach 40 Jahren noch einmal die Mond-Eroberer

MAGAZIN SEITE 10

PROMINENT IGNORIERT

So viele Namen!

Unsereins macht keinen Wind und heißt Hinz oder Kunz. Andere »wohnen bei den Sternen droben«, wie Hugo Laurenz August Hofmann, Edler von Hofmannsthal, einst schrieb. Sie heißen Elisabeth Noelle-Neumann-Maier-Leibnitz, wie sie wirklich mal hieß. Jetzt sagt das Verfassungsgericht: Dreifachnamen bleiben verboten. Liebe Frau Rosemarie Thalheim-Kunz-Hallstein aus München! Dürfen wir Sie Rosi Kunz nennen (ganz unter uns)? **GRN.**

Kleine Fotos v.o.n.u.: Daniela Federici; Contrasto/laif; Jens Passoth; SZ Photo; dpa/Montage:DZ

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

Abonnentenservice:
Tel. 0180 - 52 52 909*,
Fax 0180 - 52 52 908*,
E-Mail: abo@zeit.de
*) 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

NR. 20

A 64. Jahrgang C 7451 C

4 190745 103602 20

Foto: Gerald Haenel/GARP (li.); Abb.: Archives Charmet/bridgemanart.com

SEUCHENSCHUTZ: Moderne Forscher, frühe Pestärzte und das Geheimnis der Mikroben

Die Angst vor der Apokalypse

Seit je flößen Mikroben der Menschheit Furcht und Schrecken ein. Eine kleine Geschichte der Seuchenhysterie **VON JOACHIM RIEDL**

Die Urteile könnten unterschiedlicher nicht sein. In Mexiko, wo der neue Grippeerreger H1N1 seine Reise um den Globus begonnen hat, kehren die Menschen zur Normalität zurück. Sie entfernen die – ohnehin wenig wirkungsvollen – Schutzmasken von Mund und Nase und beginnen die Straßen, die tagelang wie leer gefegt waren, zu bevölkern. Ist die Angst vor einem vermeintlichen Killervirus nun so rasch wieder verebbt, wie sie angeschwollen war? »Pure Hysterie, wie üblich«, urteilte das Magazin *profil* zu Wochenbeginn in Wien. Im globalen Lagezentrum der Weltgesundheitsorganisation in Genf, dem sogenannten Shoc room, weigern sich die Virenwächter indessen, zur Tagesordnung überzugehen. Vielmehr zogen sie es am Dienstag weiterhin in Betracht, die höchste Pandemiestufe 6 auszurufen. Das bedeute zwar nicht, dass ein Seuchenzug mit Millionen Toten unmittelbar bevorstehe; lediglich sei ein neues, globales Gesundheitsrisiko manifest geworden, dessen Gefahrenpotenzial gegenwärtig niemand einschätzen könne. Trotz aller biokryptografischen Mühen: Die Mikrobe gibt den Forschern weiterhin Rätsel auf. Sie können weder vorhersagen, welche Tarnmanöver sie lernen wird, um das menschliche Immunsystem zu täuschen, noch welche Strategie sie einschlagen wird, um ihrer evolutionären Bestimmung, massenhafter Vermehrung, gerecht zu werden.

Mit jedem neuen Erreger, der in den vergangenen Jahrzehnten aufgetaucht ist, ob Aids, Sars oder Vogelgrippe, kehrt auch eine uralte Menschheitsangst zurück: jene vor der apokalyptischen Seuche. Aller Fortschritt vermochte nicht, die Macht der Mikroben zu brechen. Vor allem jenen, die ihr Leben damit verbringen, den mikroskopisch winzigen Wesen auf die Schliche zu kommen, flößt die tödliche Präzision, mit der sie die Zellen ihrer Opfer vernichten, Respekt ein. Der im vergangenen Jahr verstorbene Mikrobiologe und Nobelpreisträger Joshua Lederberg beispielsweise kehrte nach seiner Pensionierung als Universitätsrektor ins Labor zurück, nur um zu erkennen, dass für jede Antwort, die er fand, sich ihm eine Legion neuer Fragen stellte. »Viren sind unsere einzigen wahren Rivalen um die Herrschaft über den Planeten«, sagte er. »Die nächste Katastrophe kommt bestimmt«, beharrte er.

Der Fortschritt der Zivilisation bahnt Seuchen den Weg

Sie lässt sich bloß nicht vorhersagen. Immer brechen Seuchen wie aus dem Nichts über die Menschen herein, und ebenso plötzlich stellen die Erreger ihre tödliche Aktivität wieder ein, ohne dass bis heute eine plausible Erklärung dafür gefunden wurde, nach welchen Gesetzmäßigkeiten dieser evolutionäre Dialog der Arten erfolgt. Viren und Bakterien sind allgegenwärtig, Millionen verschiedener Mikrobenarten umschwirren Mensch und Tier gleichermaßen. Seit Homo sapiens den Blauen Planeten besiedelt, seit gut hunderttausend Jahren also, haben sie, die es seit drei Milliarden Jahren gibt, mehr Opfer gefordert als alle Kriege und Naturkatastrophen. Sie haben Völkerwanderungen ausgelöst, ganze Stämme ausgelöscht, Feldzüge entschieden, Imperien vernichtet, den Lauf der Geschichte verändert. Der Kulturphilosoph Egon Friedell datierte das »Geburtsjahr des modernen Menschen« sogar auf den Epochenbruch der Pestepidemie von 1348.

Während des ganzen Marsches der Zivilisation waren Mikroben die getreuesten Begleiter der Spezies Mensch. Mehr noch: Sie haben jeden zivilisatorischen Fortschritt, Sesshaftigkeit, Agrikultur, Urbanisierung, Handel, Industrialisierung und Globalisierung, zu ihrem eigenen Vorteil auszunutzen verstanden. Die fortschreitende Modernisierung mit ihrer immer größeren Bevölkerungsdichte und wachsenden Mobilität schuf auch immer bessere Bedingungen, unter denen Mikroben gedeihen können. Seuchen sind der Preis, den der Fortschritt fordert. »Man sollte stets daran denken: Je mehr wir gewinnen, desto mehr bahnen wir einer potenziellen katastrophalen Infektion den Weg«, behauptete der Medizinhistoriker William McNeill, Autor eines Standardwerkes über die Geschichte der Seuchen *(Plagues and Peoples).* »Wir werden niemals den Grenzen des Ökosystems entkommen.«

Es hat allerdings mehrere Jahrtausende gebraucht, bis die Menschheit ansatzweise erkannte, worin die unsichtbare Heimsuchung bestand, der sie regelmäßig ausgeliefert war. Erst die Entwicklung des Mikroskops erlaubte es der Wissenschaft, in die Welt der Mikroben vorzudringen. Einige der schlimmsten Geißeln der Menschen, die Erreger von Pest, Tuberkulose, Cholera oder Pocken, wurden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckt, und erst dann konnten Strategien zur Bekämpfung entwickelt werden. In einer der schaurigsten Seuchenerzählungen, *Die Maske des roten Todes,* mutmaßte noch 1842 Edgar Allen Poe, der selbst eine Cholera-Epidemie in Baltimore überlebt hatte, über die Ursache des Unheils. Hinter der roten Maske des Todesboten verbirgt sich nichts.

In ihrer Hilflosigkeit hatten die Betroffenen gleichviel stets nach Erklärungsmodellen für den plötzlichen Ausbruch einer Infektionskrankheit gesucht. Im ersten überlieferten epidemiologischen Bericht schildert Thukydides, der Vater der Geschichtsschreibung, wie im zweiten Jahr des Peloponnesischen Krieges (430 vor Christus) die Pest im belagerten Athen wütete. Die soziale Ordnung brach zusammen, Anarchie griff um sich, und die Bevölkerung verfiel absurdem Aberglauben. Die Eingeschlossenen glaubten, entweder ein uraltes Orakel habe sich erfüllt und die Götter hätten in den Konflikt eingegriffen oder aber die Invasoren aus Sparta hätten das Trinkwasser vergiftet. Diese beiden Deutungsmuster für das unheimliche Ereignis einer Seuche sollten bis heute nicht mehr ganz aus der menschlichen Vorstellung verschwinden. Noch immer wird mitunter für die Millionen Opfer, die Aids bisher gefordert hat, eine göttliche Strafe oder ein gezielter Vernichtungsplan sinistrer Kräfte (etwa der CIA) verantwortlich gemacht.

Eine seltene Ausnahme bildete da der römische Gelehrte Marcus Terentius Varro, der um die Zeitenwende in seinem landwirtschaftlichen Ratgeber *De Re Rustica* davor warnte, zu nahe an Sümpfen zu bauen, denn dort würden »ganz kleine Tierchen, die dem Auge unsichtbar, vermittels der Luft durch Nase und Mund in den Körper gelangen und schwere Krankheiten verursachen«. Das die einzelligen Parasiten der Gattung Plasmodium, die Erreger der Malaria, durch den Stich der weiblichen Amophelesmücke in den Blutkreislauf übertragen werden, konnte der weitsichtige Römer nicht erahnen.

Giftige Dämpfe (vom Italienischen *mal'aria*, schlechte Luft, leitet sich Name der Infektionskrankheit ab, die auch heute noch jährlich knapp drei Millionen Todesopfer fordert) wurden nebst himmlischem Zorn meist für die Ausbreitung einer Seuche verantwortlich gemacht. Im Florenz des Jahres 1348, als in ganz Europa der Schwarze Tod wütete, sprachen die Ratsherren von »Miasma«, gelbgrünen Wolken, die nachts die Stadt einnebelten. Pestärzte legten sich eine eigene Tracht mit seltsamen Schnabelmasken zu, die überall Verbreitung fand und jahrhundertelang in Gebrauch blieb. Die Wohlhabenden zogen sich, so wie in anderen Städten auch, auf umliegende Hügelvillen zurück, in der vergeblichen Hoffnung, die klare Höhenluft könnte sie vor Ansteckung bewahren.

Ähnlich die Reaktion in Mailand 1630. Zuerst beschwichtigten die Behörden, es handle sich lediglich um »Herbstnebel aus den Sümpfen«, welcher einige Krankheitsfälle hervorgerufen habe. Am Höhepunkt der Seuche fanden die ohnmächtigen Mediziner einen neuen Sündenbock: Hexerei und Schwarze Magie. Sie rieten, als therapeutische Maßnahme zum *Malleus Maleficarum*, dem *Hexenhammer,* zu greifen und die Stadt damit von Satansbräuten zu reinigen.

Ein Massaker an Katzen und Hunden soll vor der Pest retten

Auch im puritanischen London des Jahres 1655, berichtete Daniel Defoe, war es vergiftete Luft, von der man meinte, sie verbreite die Pest. Auf Rat der Ärzte ordnete der Magistrat an, sämtliche Hunde und Katzen müssten sofort getötet werden, denn diese würden in ihrem Fell »Effluvium oder infektiöse Dämpfe« von Haus zu Haus tragen. Dem Massaker seien 40 000 Hunde und fünfmal so viele Katzen zum Opfer gefallen. Empörte Ausschreitungen erwähnte Defoe in seinem Pestjournal nicht, die ähnlich jenen gewesen wären, wie sie gerade in Kairo stattfinden, da die ägyptische Regierung Order gab, sämtliche 350 000 Schweine des Landes zu keulen, um die Ausbreitung des neuen Grippevirus zu verhindern.

Selbst ein rationales Zeitalter ist vor abergläubischen Ritualen nicht gefeit, wenn Seuchenangst um sich gereift. Davon erzählt Heinrich Heine aus dem Paris des Cholerajahres 1832, als die Seuche wohl mit der Eisenbahn aus Berlin eingeschleppt worden war. Abermals wurden Vergiftungsvorwürfe laut und Verdächtige auf offener Straße gelyncht. Neuerlich boten falsche Priester geweihte Rosenkränze zum Schutz vor Ansteckung an.

Doch auch ein neuer Arzneifaktor war hinzugekommen: Ideologie. Die Anhänger des Frühsozialisten Saint Simon behaupteten, allein ihre Ideen würden vor den unbekannten Mikroben schützen. Fortschritt sei nämlich ein Naturgesetz, und da »sozialer Fortschritt nur bei den Saint Simonisten zu finden ist, dürfe keiner von ihnen sterben, solange die Zahl ihrer Apostel noch nicht ausreicht«. Im Kontrast dazu rieten die Bonapartisten hingegen, man solle bei den ersten Anzeichen der Cholera einen andächtigen Blick hoch zu Napoleon werfen, der von der Triumphsäule auf der Place Vendôme über die Stadt wacht, und man werde mit Sicherheit verschont bleiben. »Ich für meinen Teil«, notierte Heine, »vertraue lieber auf einen Rock aus warmem Flanell.«

DONNERSTALK

Der faule Staat

Der englische Erfolgsautor Tom Hodgkinson will mit seinem *Leitfaden für faule Eltern* gestressten Familien helfen. Seine Ratschläge beschränken sich lediglich darauf, ein Kind einfach in Ruhe zu lassen. So hätte die lieben Kleinen mehr Freiraum und könnten dadurch ihre Kreativität und eine gefestigte Persönlichkeit entwickeln. Trotz aller Aufregung ob dieser Billigpädagogik scheint das Modell nun so neu auch wieder nicht. Wenn auch nicht immer im familiären Umfeld, so wird es doch seit Langem in Gesellschaft und Politik angewandt. Ist es nicht eine vorsätzlich inaktive Beamtenschaft,

Foto: Ingo Pertramer

ALFRED DORFER ist davon überzeugt, dass was Eltern billig ist, dem Staat zum Wohl gereicht

die den Staatsbürger daran erinnert, dass er ein mündiges Wesen ist, das nach Selbstentfaltung strebt? Ist es nicht die bewusste Zurückhaltung politischer Verantwortungsträger, Reformen in Angriff zu nehmen, welche demokratische Prozesse erst ermöglicht? Wird nicht ein Künstler oft nur dann kreativ, wenn er mit der Indolenz der Obrigkeit Bekanntschaft schließt? Sind soziale Freiräume nicht eine Konsequenz ideenloser Müßiggänger im Parlament? Müssen denn unsere Talente wirklich immer durch zwingende Strukturen auf Trab gebracht werden? »Faule Eltern sind kreative Eltern«, meint Hodgkinson. Ebenso behauptet er: »Faule Eltern sind sparsame Eltern«. Hier endet leider die Analogie zwischen Familie und politischer Kaste abrupt. Schlussendlich postuliert der pädagogische Lebenshelfer: »Wir trinken Alkohol, ohne Schuldgefühle zu haben.« Womit die Übereinstimmung von Herr und Gscherr wiederhergestellt wäre.

WORTE DER WOCHE

»Ich glaube an kein Jenseits. Ich möchte auch nicht als Baumwanze wiedergeboren werden.«

Fritz Muliar, Theaterlegende. Der Wiener Volksschauspieler verstarb in der Nacht auf Montag im Alter von 89 Jahren

»Das wird kommen. Im Laufe des Jahres 2010 wird die Mindestsicherung Realität.«

Rudolf Hundstorfer, Sozialminister (SPÖ), glaubt trotz des Widerstands der Kärntner Landesregierung an die Einführung des Grundeinkommens. Österreichweit sollen 270 000 Bezieher 733 Euro netto erhalten

A

DRINNEN

Einmal ganz woanders

Ein Kosovo-Albaner in Wien: Niq Krasniqi, 43, hilft bei der Integration von Flüchtlingen aus seiner Heimat

Ich habe an der Universität Prishtinë im Kosovo Medizin studiert. 1997 kam ich nach Wien, um den Studienabschluss zu machen. Ein kompliziertes Verfahren: Bevor meine Zeugnisse anerkannt wurden, musste ich ein Jahr lang Deutsch lernen. Zudem durfte nur jeweils ein Studienabschnitt zur Nostrifikation eingereicht werden. Als ich es 1999 bis zum dritten Abschnitt geschafft hatte, brach im Kosovo der Krieg aus. Zwei Schwestern und zwei Brüder konnte ich rechtzeitig herausholen. Ob Mutter, Vater und Großmutter überlebt hatten, war vier Wochen lang ungewiss. Dann fand ich sie wieder. Drei Mal waren sie vertrieben worden. Unser Haus in Peja, einer Stadt im Westen des Kosovos, war nur noch eine Brandruine. Alles war weg.

Seit ich einen kleinen Sohn habe, möchte ich wissen, wie ich in seinem Alter ausgesehen habe. Weil all meine Fotos mit dem Elternhaus verbrannt sind, muss ich nun bei Verwandten nach Bildern suchen.

Das Haus haben wir inzwischen wieder aufgebaut. Und zwar genau so, wie es war. Wir haben die gleichen Materialien und Farben verwendet. Sogar einige Fenster haben wir bewusst wieder an der falschen Stelle eingesetzt. Das war psychologisch wichtig. Wir wollten zeigen, dass uns der Krieg nicht bezwungen hat.

Foto: www.ernstschmiederer.com

NIQ KRASNIQI baut mit seinen Landsleuten an einer Zukunft in Österreich

Nachdem sich die Anerkennung meines Studiums hinzog, bin ich auf ein Diplomstudium für Gesundheitsmanagement umgestiegen. Gleichzeitig engagiere ich mich für die Integration von Migranten. Zuerst als Leiter der Vereinigung der Albanischen Studenten in Österreich, Societas Albania, später habe ich die Kosovarisch-Österreichische Gesellschaft gegründet. Darüber hinaus arbeite ich an einem Kunstprojekt: »Ich bin ganz woanders«, eine Kooperation mit den Wiener Festwochen. Heimweh ist das große Thema: Was fehlt den Migranten und was jenen Menschen, die in der Heimat zurückgeblieben sind?

Gemeinsam mit Flüchtlingen aus Peja haben Studenten der Wiener und der Linzer Kunstuniversitäten ein Jahr zu diesem Thema gearbeitet. Die Ergebnisse sind im Wiener Museum für Völkerkunde ausgestellt. Im Rahmen dieses Projekts haben wir die während des Kriegs zerstörte Bibliothek der Kunstschule Odhise Paskali in Peja wieder aufgebaut und mit 1500 Kunstbüchern sowie mit Internetarbeitsplätzen ausgestattet.

Demnächst werden wir einige Kunstschüler sowie Eltern und Geschwister von Migranten für ein paar Wochen nach Wien einladen. Für diese Menschen ist das die erste Reise, die sie aus dem Kosovo herausführt. Sie werden in diesen Tagen tatsächlich einmal »ganz woanders« sein.

AUFGEZEICHNET VON **ERNST SCHMIEDERER**

Abb.: Hito Steyerl «Der Baum», Installation, 2009 (Foto: Christoph Haderer CC (Creative Commons, attributive)

FASSADE ALS MAHNMAL: Narben im Gemäuer erzählen von der Vertreibung

Foto: Bayerische Staatsbibliothek/Heinrich Hoffmann/bpk

FASSADE ALS SÜNDENFALL: Grandiose Pläne für die »Patenstadt«

Wie viel Geschichte verträgt eine Stadt?

Die Kulturhauptstadt Linz beschäftigt sich mit dem Vermächtnis der NS-Zeit. Das wird nicht immer freundlich aufgenommen **VON NIKO WAHL**

Wenn eine Stadt wie Linz den ehrgeizigen Versuch unternimmt, als europäische Kulturhauptstadt glänzen zu wollen, so geht sie kalkulierte Risiken ein: vor allem jenes, vor einer breiten Öffentlichkeit mit der eigenen Geschichte konfrontiert zu werden. Im Fall der Stahlstadt an der Donau ist dies besonders heikel. Denn Linz war bereits einmal ausersehen gewesen, zu einer Kulturmetropole hochgepäppelt zu werden.

Wohl weil er einen Teil seiner Jugend hier verbracht hatte, plante Adolf Hitler nicht nur, seinen Alterssitz in diese seine »Patenstadt« zu verlegen, sondern ihr auch ein glanzvolles Gepränge zu verleihen. In seinem Auftrag wurde in ganz Europa eine ausufernde Sammlung für ein künftiges »Führermuseum« zusammengekauft und zusammengeraubt und der Entwurf zu einem grandiosen Stadtneubau in Angriff genommen. Linz verfügte zweifelsohne über eine besondere Stellung in der Vorstellungswelt des braunen Diktators.

So gegenwartsbezogen das Veranstaltungsprogramm für ein Kulturhauptstadtjahr auch sein mag, es muss gleichviel diese Fakten reflektieren. Das löste mit einiger Verzögerung in lokalen Medien einen kleinen Sturm entrüsteter Kommentare und Leserreaktionen aus. Einige ortsansässige Historiker mutmaßten etwa, man wolle nur »die internationale Medienindustrie füttern« und sei der »Versuchung« erlegen, das »rechte Maß und den objektiven Blick zu verlieren«. Manche Linzer hatten bald das Gefühl, ihnen werde eine Überdosis Geschichte verabreicht – auch wenn sich lediglich zehn Prozent des Programms mit dem NS-Thema beschäftigen und sich eine historische Stadtvermessung im Schlossmuseum unter dem umstrittenen Titel *Kulturhauptstadt des Führers* als ein Publikumsmagnet entpuppte, der mehr als 50 000 Besucher anlockte.

Tatsächlich hat die sozialdemokratisch regierte Stadt schon bisher viel Energie und Geld in die Erforschung dieser historischen Epoche investiert. Das Stadtarchiv publizierte schwere Bände über Linz im Nationalsozialismus, die Forschungslage über die NS-Zeit ist ausführlicher als in den meisten deutschsprachigen Städten. Gelesen haben all diese Bände außerhalb des Elfenbeinturms allerdings nur wenige. Mit dem Fokus, den das Programm von Linz 09 nun auf das Erforschte legt, wird es allgemein präsent.

Und nicht nur im Museum. Auch inmitten der Stadt, sogar am malerischen Hauptplatz, wird jetzt auf diese Geschichtsepoche aufmerksam gemacht – das gefällt nicht allen. Die Kritik reicht bis hin zu den Vorwürfen, Neonazis würden angezogen oder das Bild von Linz in Europa verzerrt werden.

Der Linzer Hauptplatz kann als einer der schönsten Plätze Österreichs gelten. Hier umrahmen barocke Bürgerhäuser ein Marktgebiet gewaltiger Größe, in dessen Mitte eine Pestsäule hochragt. Der Durchbruch zur Donau bietet Perspektiven auf die Wiesen des Pöstlingbergs, darüber blauer Himmel – die Industrie arbeitet heute in Linz nach strengen Umweltauflagen. Jedoch auch hier bricht die NS-Geschichte durch.

Vom blumengeschmückten Balkon des alten Rathauses am Hauptplatz sprach Hitler in den Tagen des »Anschlusses« zu 60 000 Linzern. Einige Jahre später war Linz bereits durch die Hermann-Göring-Werke zu einem der zentralen Standorte der NS-Rüstungsindustrie geworden und deshalb den alliierten Bomberflotten ausgesetzt. Ein Bunker unmittelbar unter dem Platz sollte vor den Angriffen Schutz bieten. Die Bunkeranlage stößt an die Platzoberfläche – einige Stufen in der Mitte des Platzes zeugen noch immer von diesem Vakuum unter der Stadt.

Das Fluchtschiff von einst dient heute als Ausflugsdampfer und Kulturraum

Den Platzabschluss zur Donau hin bilden die sogenannten Brückenkopfbauten der Nibelungenbrücke – ein Ensemble, das zu den wenigen Bauwerken zählt, die von Hitlers umfassenden Ausbauplänen für seine »Patenstadt« tatsächlich realisiert wurden.

Die Berliner Künstlerin Hito Steyerl beschäftigte sich im Auftrag von Linz 09 mit diesen Bauten. Gemeinsam mit der Architektin Gabu Heindl und dem Historiker Sebastian Markt nahm sie einen weithin sichtbaren Eingriff an einem der Gebäude vor. Zahlreiche wenig begeisterte Reaktionen der Passanten begleiteten sie bei der Realisierung. Tatsächlich ausgesprochener Grundtenor: »Die Juden nerven eh schon!«

Damit sind natürlich weniger Juden gemeint als vielmehr ein Überdruss an der Begegnung mit der Grausamkeit der Geschichte.

Die Recherchen, die Steyerl und ihr Team für ihr Projekt anstellten, konzentrierten sich zunächst auf die Baugeschichte der Gebäude und die darin involvierten Personen – Auftraggeber ebenso wie Arbeiter und Anwohner.

Unmittelbar nach dem triumphalen Einzug Hitlers setzte auch in Linz die Verfolgung der Juden ein. Das traditionsreiche Kaufhaus Kraus & Schober, heute eine Filiale von Woolworth, wurde seinen jüdischen Besitzern ebenso geraubt wie der kleine Gebrauchtwarenladen der Familie Samuely, auf dessen Grundstück heute das linke Brückenkopfgebäude steht.

Ernst Samuely und sein Sohn Emil wurden gleich nach dem Anschluss verhaftet. Emil wurde im *Österreichischen Beobachter* an den Propagandapranger gestellt und auf einem Foto hinter Gittern präsentiert. Dann wurden Vater und Sohn in die Konzentrationslager Dachau und Buchenwald verschleppt, wo der Ladenbesitzer gezwungen wurde, ein Dokument mit dem Verzicht auf seine Geschäftskonzession zu unterzeichnen. Wenig später setzte man ihn in einen Deportationszug nach Nisko am polnisch-sowjetischen Grenzfluss San, an den die Wehrmacht eben erst vorgedrungen war. Dort gelang dem Linzer möglicherweise die Flucht zu einer jüdischen Partisanengruppe – gesicherte Auskunft weiß kein Archiv zu geben.

Sein Sohn Emil hingegen gelang es, an Bord des Donaudampfers *Schönbrunn* zum Schwarzen Meer zu entkommen und ein Flüchtlingsschiff nach Palästina zu erreichen. Dort wurde ihm aber kein Aufenthalt gewährt. Nach einer Odyssee erreichte er schließlich Mauritius. Auch die übrigen Mitglieder der Familien wurden deportiert, ermordet oder zur Flucht gezwungen. Heute liegt das »Nostalgiedampfschiff« *Schönbrunn,* auf dem Emil Samuely seine Flucht antrat, am Linzer Donaukai vertäut, wird für touristische Ausflüge und auch von Linz 09 als Veranstaltungsort genutzt.

An der Stelle, an dem die Samuelys einst ihren Trödelladen betrieben, ist nunmehr das Infocenter der Kulturhauptstadtveranstalter untergebracht. Wo sich die Wohnung der vertriebenen Familie befand, hat Linz 09 sein Pressezentrum eingerichtet. Das noch in der NS-Zeit begonnene Gebäude wurde erst in der Zweiten Republik fertiggestellt. Beheizt wird es bis heute mit den 1948 in den SS-Unterkünften des ehemaligen KZ Mauthausen demontierten Zentralheizungsradiatoren.

Viele der Bauakten sind nicht mehr vorhanden. Oft geben nur historische Fotos und Unterlagen zu arbeitsrechtlichen Auseinandersetzungen Auskunft über die beteiligten Unternehmen und die Baugeschichte. Zusätzlich fanden sich mahnende Schreiben aus Berlin, in denen Hitler seine Unzufriedenheit mit dem schleppenden Bauvorgang übermitteln ließ.

Eine Kernfrage der Recherche war es, herauszufinden, welche der bei dem Bau verwendeten Steine aus den Steinbrüchen der nahe liegenden Konzentrationslager stammten. Einige Quellen behaupten, dieses Material aus Sklavenarbeit sei lediglich zur Niveauhebung am Donauufer verwendet worden. Andere hingegen besagen, diese Steine seien als Schmuckelemente noch an der Oberfläche sichtbar und würden durch ihre dunkle Färbung markant hervortreten. Eindeutig klären lässt sich das bis heute nicht.

An den Gebäuden erinnert heute keine Hinweistafel an die Geschichte der Vertreibung. Lediglich eine Aufschrift auf der Nibelungenbrücke besitzt historischen Inhalt: Sie verweist jedoch auf Angehörige deutschsprachiger Minderheiten aus Osteuropa, die zu Kriegsende nach Linz flüchteten.

Eine Aphroditen-Statue, ein Geschenk Hitlers, wurde eilig eingemottet

Steyerls temporäres Mahnmal, in unmittelbarer Nachbarschaft des Linz-09-Infocenters, setzt nun ein Memento im Herzen der Stadt. Teile der Fassade des geschichtsträchtigen Gebäudes wurden abgeschlagen – ein symbolischer Versuch, hinter die Fassade zu blicken. Die Narben bilden ein Netz verschlungener Bahnen, die Wege aus Linz in die Welt weisen – einer historischen Landkarte der Deportation und Vertreibung gleich.

Das Haus mit der zerschundenen Fassade zwingt Linz eine weitere Diskussion über den Umgang mit der Vergangenheit auf. Während im vergangenen Jahr noch eine Aphroditen-Statue, die sich als Geschenk Hitlers herausgestellt hatte, in einer Panikreaktion eilig aus einem Park abtransportiert (jetzt befindet sich dort nur mehr ein leerer Pavillon) und im Depot des Stadtmuseums eingelagert wurde, harren nun neue historische Relikte auf eine Entscheidung.

Der Schutt, der beim Abschlagen der Fassade anfiel, wird als Teil der Installation im Erdgeschoss des Hauses für das Publikum gut sichtbar gelagert. Dieser Schutt, aus Materialien, die mit hoher Wahrscheinlichkeit zumindest teilweise in Zwangsarbeit hergestellt wurden, stellt nunmehr eine Hypothek für die Stadt dar. Er kann aus einer Perspektive als einfacher Bauschutt angesehen werden, der entsorgt oder recycelt werden darf. Oder aus entgegengesetztem Blickwinkel als Material, das aufgrund seiner Geschichte und den Bedingungen, unter denen es einst hergestellt wurde, ein bewahrenswertes Gut darstellt. Linz hat die Wahl.

Der Autor ist Historiker und Ausstellungskurator. Er war Mitglied der Österreichischen Historikerkommission und ist als Konsulent für Zeitgeschichte im Rahmen von Linz 09 tätig

Bei der Mainzer Regionalentscheidung des Kochwettbewerbs »Gutes aus Österreich« gewannen nicht die raffiniertesten Gerichte, sondern die einfachsten. Sie waren dafür perfekt zubereitet und besser gewürzt – befand die Jury um Wolfram Siebeck

Alle Rezepte im Internet: **www.zeit.de/essen-trinken**

Lungenstrudel und Topfencreme

Mainz ist die Hauptstadt von Rheinland-Pfalz, das einen Teil von Deutschlands besten Weinen produziert und zu seinen kulinarischen Spezialitäten den Saumagen zählt. Ein guter Platz also für die zweite Etappe unseres Kochwettbewerbs mit dem österreichischen Akzent. Oder? Julian Digel, dem jüngsten unserer Mainzer Teilnehmer, war das ziemlich egal. Hauptsache, es gab etwas zu kochen! Digel ist noch Gymnasiast, aber bereits ein passionierter Hobbykoch, der nach dem Abitur in die Gastronomie will. Sein erster Gang war denn gleich eine kniffelige Angelegenheit, weil »Blunzenravioli« (bei ihm mit Safranschaum) zwar gern gegessen werden, aber fast immer mit zu dickem Teig aufgetischt werden, sodass die Ravioli bestenfalls als Maultaschen durchgehen.

Christa Wünsche und Sigrid Kessler kennen sich in den Toprestaurants der Welt aus. Da Frau Wünsche eine echte Österreicherin ist, die seit 20 Jahren in Hamburg lebt, war das Menü der beiden Damen mit k. u. k Spezialitäten geradezu gespickt. Es gab »in Most geschmorte Taube auf Essig-Linsen mit Bärlauchknödel« und vor allem »Lungenstrudel mit gebackenen Kalbsbriesrosen, Klacheln und Krensoße«. Die Klacheln wurden wohl wegen der Alliteration nicht übersetzt; auf Deutsch heißen sie Schweinefuß. Damit waren die Reserven der österreichischen Küche jedoch noch lange nicht erschöpft. Christine Lang-Blieffert erinnerte sich an ihre bei Linz verbrachte Kindheit und bot als Vorspeise ein mit Käse gefülltes Backhendl im Kürbiskernmantel an, als Hauptgericht einen Strudel vom Saibling und abschließend flambierte Topfen-Marillen-Palatschinken. Wer danach noch Kartoffeln sagte statt Erdäpfel, musste schon sehr begriffsstutzig sein.

Die beiden Schwestern Kapatsina aus Frankfurt waren es jedenfalls nicht. Sie sagten »Wiener Schnitzel« und gewannen damit den ersten Preis. Als Vorspeise reichten sie »Zanderfilet auf Morchelsauce« und als Dessert »Rhabarberkompott auf Topfencreme«. Ein stärkerer Gegensatz zum Menü der zweitplatzierten Damen Wünsche und Kessler lässt sich nicht vorstellen. Dabei zeigte sich, dass raffinierte Technik und ausgebufftes Tellerarrangement nicht immer die Oberhand behalten. Und wenn es nur, wie in Mainz, dem handfesten, aber sehr leckeren Rhabarberkompott gelang, ein kompliziertes Dessert zu übertrumpfen. Und ein schmackhafter Kartoffelsalat ist nun mal einer raffinierten Knödelfüllung überlegen, wenn die nur halbherzig gewürzt ist.

Am Gewürz, und es war immer wieder das fehlende Salz, scheiterten viele Einzelleistungen, mochten sie auch einen technisch geradezu brillanten Auftritt gehabt haben. Eine zweite Schwachstelle bildeten die Panaden. Gewiss sind sie urtypisch für die österreichische Küche: Backhendel, Wiener Schnitzel, Bries und was sonst alles in Brösel gewälzt und ausgebacken wird. Aber das lernt man nicht aus dem Kochbuch, dazu bedarf es der Routine einer oft kochenden Hausfrau oder eines Küchenchefs. Sonst werden sie zu hart oder zu verbrannt, zu blass oder matschig; auch in einem so prächtigen Hotel wie dem Hyatt in Mainz. **WOLFRAM SIEBECK**

Foto: Sina Preikschat für DIE ZEIT

DIE SIEGERINNEN Elisabeth (links) und Agathi Kapatsina servierten ein perfektes Wiener Schnitzel mit Erdäpfelsalat

Die Hochzeit der Woche

Wir wollen ausnahmsweise die Dinge nicht beim Doppelnamen nennen *(siehe Seite 1),* sondern die Hochzeit von Herrn Kom und Frau Li zu asiatischer Einfachheit führen, und das ist jetzt gar nicht so kom-li-ziert, wie Sie vielleicht denken. Nehmen wir einen deutschen Rekord-Hersteller, der nach Adam selig Opel hieß, und eine Firma aus Italien, die als Kurzform von »Fehler In Allen Teilen« Weltruhm erlangte. Der Bräutigam betagt und bankrott, die Braut zwar rüstig, aber rostig, das wird lustig. Nun sollen sie ihr Ja- beziehungsweise Si-Wort geben, und das eben bringt uns zur Frage, wie die Eheleute künftig heißen wollen. »Opiat« ist hier der Vorschlag der Stunde: Darin klingt exotische Ferne an, rauschhaftes Erleben, das Überschreiten von Grenzen, und sei es nur bei der Plünderung des eigenen Bankkontos zum Kauf eines neuen Automobils. »Opiat«, das lindert den Schmerz über versteckte Mängel und spricht auch die Älteren unter uns an. Der Name wird diese Ehe befeuern! *(Was aber droht: Seite 47)*

Fotos: Heimo Aga (li.); [M] Globetrotter Ausrüstung (re.)

SKYLINE DER SCHNÄPSE vor der Blauen Moschee in Istanbul

Zeig mir die Flasche!

Raki ist eine türkische Spezialität – und manchmal tödlich. Unser Korrespondent über die Verhaftung eines Panschers und eigene Erfahrungen **VON MICHAEL THUMANN**

Eine türkische Freundin trinkt für ihr Leben gern Raki – und hat das noch nie bereut. Wenn wir mit Freunden ins Istanbuler Szeneviertel Beyoglu eintauchen, sucht sie gezielt Tavernen aus, die nicht allzu billig sind. Den Kellner hält sie an der kurzen Leine. Sie besteht darauf, dass er eine ungeöffnete Flasche an den Tisch bringt. »Darf ich?«, fragt sie. Überprüft die Steuermarke am Drehverschluss. Schaut sich die Tülle an. Ist die nicht fest angeschweißt, lehnt sie sofort ab. Aus der Tülle kann nämlich nur etwas herausfließen, nichts hinein. Sie riecht am puren Schnaps. Hmm, gut. Der Kellner gibt Eis ins Glas, den Raki darauf, ein wenig Wasser dazu. Şerefe – zum Wohl!

Die Vorsicht unserer Freundin hat Gründe. In der Türkei ist nicht immer das drin, was draufsteht. Hochprozentiger Alkohol wird verdünnt, nicht nur mit Wasser. Drei deutsche Jugendliche aus Lübeck, die im März in Kemer bei Antalya auf Klassenfahrt waren, dachten, sie hätten Wodka-Cola im Glas und tranken einen Mix mit Methanol. Sie fielen ins Koma und starben. Vergangene Woche hat man den Getränkehändler verhaftet, der den Alkohol geliefert hatte. Der Mann war schwer bewaffnet und schoss wild um sich, als Polizisten sein Versteck entdeckt hatten.

Gepanschter Raki ist ein wiederkehrendes Thema in den Zeitungen. Meistens sind es Türken, die sich vergiften. Seit Anfang März sind außer den Lübeckern sieben weitere Menschen ums Leben gekommen. Vor zwei Jahren erwischte es vier Türken, im Jahr 2005 starben sogar 22 Menschen. Bei Kontrollen fliegen regelmäßig Fälscher auf, Hoteliers kommen vor Gericht, Hunderttausende Flaschen mit Ungenießbarem werden konfisziert. Seitdem vor vier Jahren 500 000 Steuerbanderolen aus einem Behördendepot gestohlen wurden, gibt es noch mehr Grund zur Vorsicht.

Wieso ist die Panscherei in der Türkei so verbreitet? Eine Erklärung lautet: Die Pauschalreisen ausländischer Touristen sind zu billig. Absolut richtig. Wer als Veranstalter für wenige Hundert Euro Flug, Hotel, Strand, Essen und frei trinken anbietet, will ja auch noch etwas verdienen. Also kauft er das billigste Fleisch und den billigsten Fusel.

Eine zweite Erklärung lautet: Der Alkohol in der Türkei ist zu teuer. Auch da könnte etwas dran sein. In den Supermärkten Istanbuls kostet ein halbwegs genießbarer Wein mindestens 20 Euro. Ein Raki, den man ohne Kopfschmerzen trinken kann, ist kaum billiger. Türkische Freunde verdammen gern die Regierung mit ihrem gläubigen und abstinenten Regierungschef Tayyip Erdoğan. Doch war es nicht er, sondern seine streng säkulare Vorgängerregierung, die die Alkoholpreise über eine Spezialverbrauchssteuer im Juni 2002 hochgedrückt hatte. Heute, in der Wirtschaftskrise, senken die Raki-Fabriken sogar selbst ihre Preise, damit sich die Leute nicht vergiften müssen.

Und, drittens, die Verschwörungstheorie: Die Panscherei wird geduldet, weil in der Türkei sowieso nur Atheisten, Christen und Ausländer trinken. Auf einer Reise in den kurdischen Südosten der Türkei drängte sich dieser Eindruck auch mir vorübergehend auf. Nach einer Fahrt entlang der umkämpften türkisch-irakischen Grenze war ich vergangenen Mittwoch im Städtchen Şirnak angekommen. Jetzt eine scharf gegrillte Köfte und ein kühles Pils! Die Suche dauerte. Kein Bier, nirgends. Endlich fand ich in einer dunklen Seitengasse einen trübrot beleuchteten Alkoholladen. Schon etwas schuldbewusst erstand ich eine Flasche Efes Pilsener, lauwarm. Wo trinken? Auf der Straße unter den gläubigen Kurden? Unmöglich. Ich fragte in der Grillstube. Ausgeschlossen, in Şirnak hat kein Restaurant eine Alkohollizenz. Also stürzte ich das Bier in meinem Herbergszimmer herunter, heimlich, wie es sich gehört.

Und doch ist der Eindruck völlig falsch, Muslime würden nicht trinken. Schon Prinz Cem, Sohn des Eroberers von Konstantinopel, ließ sich den Wein mit Nelken und Pfeffer würzen, damit der Alkohol nicht so durchscheint. Kemal Atatürk, der Gründer der modernen Türkei, liebte Raki und Whisky und litt an seiner kranken Leber. In Istanbuler Restaurants und Bars sind wunderschön aufgereihte Flaschen mit Hochprozentigem zu bestaunen. Auch viele Türken können da nicht widerstehen. Einer Studie zufolge ist der Alkoholkonsum im Land vergangenes Jahr um 20 Prozent angestiegen. Auch dieser Zuwachs ist ein Anreiz zum Verschnitt.

Deshalb trinke ich Raki nur nach dem Muster unserer türkischen Freundin. Und türkisches Bier schmeckt auch ziemlich gut, wenn es kalt ist.

Stau in der Wildnis

Berlins erster Outdoor-Laden für Kinder erlebt zur Eröffnung den Ansturm einer atmungsaktiv betuchten Klientel **VON HEIKE KUNERT**

Am vergangenen Wochenende eröffnete auf der sehr urbanen Steglitzer Schloßstraße Berlins und wohl Deutschlands erster Outdoor-Shop für Kinder, und man könnte meinen, es war höchste Zeit. Denn der Andrang war so groß, dass sogar die Kinderwagen im Stau standen. Die Geschäftsidee des europaweit handelnden Unternehmens Globetrotter, direkt neben dem Stammgeschäft eine eigens für die lieben Kleinen konzipierte Filiale zu eröffnen, scheint aufzugehen.

Die unerschrockenen Pärchen von einst, die mit wasserfesten Zündhölzern, Campingkocher und Schnitzbeil in die Wildnis zogen, haben jetzt Nachwuchs, was nun nicht bedeutet, dass sie den geliebten Trekking-Urlaub zugunsten des familienfreundlichen Hotels am Mittelmeer aufgeben wollen. Die Bergtour mit Baby ist möglich. Es gibt diverse Rucksackmodelle mit integriertem Kindersitz. Der Kauf eines solchen Gestells will ähnlich gut überlegt sein wie die Anschaffung eines Autos. Was dort Motorbauart, Verbrauch und Innenausstattung, sind im Fall der Kindertrage die Lageverstellriemen, der Hüftgurt und das Staufach für Windeln und Schmusebär. Die auf den elterlichen Rücken probethronenden Kinder illustrieren den Aufstieg eines Hobbys zur modernen Familientradition.

Der kleine Leon in der »Buddelbüx«, die smarte Hannah im Hosenrock »Desert Queen«, das klingt auch ziemlich naturbelassen, und wenn man dann an der Kasse steht, greift man so gern ins Portemonnaie wie im Reformhaus.

Carsten Bombis, der Filialleiter, streift als ein zufriedener König durch sein kleines Reich. »Wir haben bei der Gestaltung auf Natur gesetzt und ganz bewusst auf Multimedia verzichtet«, sagt er, und man muss schon genau hinhören, um ihn zu verstehen, so laut ist es an der Kletterwand oder im Baumhaus. Überdies betritt ab und an ein als Grashüpfer verkleideter Stelzenmann den Laden, und es versteht sich von selbst, dass er mit großem Hallo begrüßt wird. Eigentlich ist er draußen unterwegs und verteilt Windmühlen; macht sozusagen Werbung für sein Biotop und setzt ab und an ein Kind auf seine Schultern. Man wünschte, er könnte größere Sprünge machen, nach Hellersdorf vielleicht oder nach Marzahn.

Der Laden tut so, als sei er eine Waldlichtung mit seinem Vogelgezwitscher, dem hohen Gras und den riesengroßen Schmetterlingen in der Luft. Schnell wird klar, dass der Bewegungsdrang und die Neugierde der Kinder nicht generell nachgelassen haben, wie es oft kolportiert wird. Inmitten des Gekrabbels stellt man beruhigt fest: Es ist alles noch da.

Die Empörung der Bundesregierung über zwei Millionen übergewichtiger Kinder, die ihre Freizeit nur noch mit Chips vorm Fernseher verbringen, ist verständlich. Aber vielleicht gibt es Probleme auch jenseits der Esskultur? »Es ist nicht schwer, den Kindern das Draußenspielen schmackhaft zu machen«, sagt der Outdoor-Verkäufer Bombis. »Aber die Eltern müssen mitgehen, und sie nehmen sich viel zu selten die Zeit dafür.«

Sein Trekking-Shop gibt auf 350 Quadratmetern eine durchaus ansprechende Vorahnung von diesem Draußen. Natürlich geht es um Kaufen und Verkaufen, um den technisch letzten Schrei, aber eben auch um die Freude am Archaischen.

Der neueste Trend ist Lowtech: Es darf wieder geschnitzt werden. Am Samstag wurde geschnitzt und geschnitzt und geschnitzt, bis vom Stöckchen kaum noch etwas übrig war. Äste zu Grillspießen!

Der Laden arbeitet mit dem Naturschutzbund Deutschland und den Waldschulen der Berliner Forsten zusammen. Vom poetischen Abendspaziergang im Plänterwald bis zur Wildschweinspurensuche am Rande der Großstadt bieten die so ziemlich alles an, wofür das Kinderland die passende Ausrüstung hat. Geschäft und Lehre gehen hier eine beachtliche Symbiose ein, die in anderen Branchen so kaum üblich ist.

Darüber hinaus ermöglicht ein Besuch in diesem Trekking-Kinderland dem aufmerksamen Beobachter auch eine soziologische Feldforschung, denn zu sehen ist ein atmungsaktiv betuchtes Publikum, das wild entschlossen scheint, sich und seinen Kindern mit allen Mitteln ein Stück Ursprünglichkeit zu sichern.

Im Tumult des Eröffnungstages ging dann tatsächlich um die Mittagszeit ein Vater verloren, und immer aufgeregter und lauter konnte man die Frage vernehmen: Wo ist Papa? Er war nicht in der benachbarten Filiale, mal schnell einen Kaffee trinken, oder draußen, um zu telefonieren. Er saß vor der Kletterwand und schnitzte gedankenverloren an einem Stöckchen.

IST DIE KLETTERWAND bei Globetrotter nicht auch ganz schön naturnah?

IN DER ZEIT

POLITIK

2 **Afghanistan** General David Petraeus über die künftige US-Strategie

3 ▷ **Ungarn** Unter der Fahne der Faschisten

4 **Der Papst in Israel** Benedikt XVI. kämpft um sein Pontifikat

5 **Mission** Über das heikle Verhältnis von Christen und Juden

6 **Türkei** Das Massaker von Mardin

CSU Ist F. J. Strauß noch Vorbild?

7 **Parteien** Die Grünen zwischen Rot und Ampel

8 ▷ **Italien** Berlusconis Ehefrau rettet ihre Ehre – und die ihres Landes

10 **1989** Was von der Revolte übrig blieb. Gespräch mit Bürgerrechtlern

12 **Zeitgeist** VON JOSEF JOFFE

Protestanten Die Kirche wird jünger

13 **Grundgesetz** Zu viel Ehrfurcht vor der Verfassung schwächt die Demokratie

19 **Mein Deutschland (8)** Die Schönen und die Reichen der alten Bundesrepublik

ÖSTERREICH

13 **Mexikanische Grippe** Wie Mikroben seit je die Angst der Menschheit nähren VON JOACHIM RIEDL

Donnerstalk Alfred Dorfer über den Vorteil eines faulen Staates

14 **Kulturhauptstadt** In Linz regt sich Widerspruch gegen Veranstaltungen zum Thema NS-Zeit VON NIKO WAHL

DOSSIER

15 **Integration** Eine Familie aus Ghana in Hamburg

20 **Wochenschau** Die türkische Spezialität Raki und ihre Panscher

WOLFRAM SIEBECK Kochwettbewerb

WIRTSCHAFT

21 **Banker** Darf die Zockerei weitergehen?

Finanzberater Wie die großen Vertriebsfirmen junge Leute anlocken

22 **AWD** Das große Geschäft als Vertreter? Ein Selbstversuch

23 ▷ **Fiat** Der hochriskante Plan einer Welt AG

24 **Unternehmer** Der tägliche Kampf gegen den Jobabbau

25 **ThyssenKrupp** Tausende Jobs sind gefährdet

26 **Twitter** Was Unternehmen sich versprechen

Virales Marketing Billigwerbung lohnt sich selten

28 **Führungskräfte** Chefinnen in Teilzeit – geht das?

29 **Berufstätige Mütter**
Pro Frauen dürfen Baby und Beruf lieben

Contra Die Mutter ist in den ersten Jahren unersetzlich

31 **Großbritannien** Konservative wollen den Liberalismus beleben

32 **Banken** Zerschlagt die Riesen! Ein Interview mit Charles Goodhart

33 ▷ **Wahlkampf** Unhaltbare Steuerversprechen? Kein Grund zum Ärgern

Steueroasen Die Regierung muss auch gegen deutsche Banken vorgehen

34 **Was bewegt ...** den Immobilienunternehmer Anno August Jagdfeld?

WISSEN

35 **Boden** Die Haut der Erde

38 **Wer denkt für morgen? (6)** Der Architekt Werner Sobek

39 ▷ **Amerikagrippe** Ein Besuch im Robert-Koch-Institut

40 **Technik im Alltag** Die Blobbox

43 **Wissenschaft** Verrückte Experimente aus dem Labor

45 **KinderZEIT** Die Eichhörnchen kriegen jetzt Junge

46 **Zum Vorlesen** Der Froschkönig

FEUILLETON

47 ▷ **Warenwelt** Das Artensterben geht weiter

49 **Kino** Das Internetportal The Auteurs revolutioniert das Kino

50 **Erinnerungsliteratur** Die Kriegskinder Europas

51 **Roman** Arnold Stadler »Salvatore«

52 **Sachbuch** Judith Butler »Die Macht der Geschlechternormen«/ »Krieg und Affekt«

52 **Autobiografie** Tracey Emin »Strangeland«

53 ▷ **Erzählungen** Angelika Klüssendorf »Amateure«

Roman Jürgen Wertheimer »Als Maria Gott erfand«

54 **Theater** Ein Gespräch mit dem Regisseur Jürgen Gosch und dem Schauspieler Ulrich Matthes

56 **Oper** Neue Stücke von Salvatore Sciarrino und Wolfgang Rihm

Indien Ein Gespräch mit dem Bollywood-Superstar Aamir Khan

57 **Nazi-Raubkunst** Wem gehört der Welfenschatz in Berlin?

58 **Pooh's Corner**

Karikatur Zum 80. Geburtstag von Hans Traxler

Fotografie Eine Ausstellung tschechischer Künstler in Bonn

59 **ZEIT-Museumsführer (1)** Die Kunsthalle in Karlsruhe

Kunstmarkt Das »Gallery Weekend« in Berlin

62 **Mitarbeiter der Woche** Der Regisseur Sam Mendes L

REISEN

63 **Mexiko:** Die Angst fliegt mit

64 **Hoteltest** Kempinski Palace Portoroz, Slowenien

65 ▷ **Portugal** Golf für Anfänger

CHANCEN

69 ▷ **Medizin** Studiengänge mit hohem Praxisanteil sind beliebt

70 **Ranglisten** Hilfreich oder nicht?

71 **Ergebnisse 2009**

ZEITLÄUFTE

84 **Kaiserreich** Friedrich von Holstein, die Graue Eminenz des Kaiserreichs

44 **LESERBRIEFE**

62 **Impressum**

Die so ▷ gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich von ZEIT.de unter **www.zeit.de/audio**

DIE ZEIT

Preis Schweiz 6,80 CHF

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Nr. 20 7. Mai 2009

Titelbild: Stefano Dal Pozzolo/Contrasto/laif (Papst); Carl & Ann Purcell/CORBIS (Fahne); Montage: DZ

Der Papst und die Juden

Benedikt XVI. ist von Krise zu Krise gestolpert. Ausgerechnet jetzt tritt er seine schwerste Reise an – nach Israel

POLITIK SEITE 4/5

44 Sommer-Seiten

Liza Minnelli in concert, 90 Jahre Bauhaus, Baden in Kunst u. v. a.: Höhepunkte des Kultursommers

Sprich hochdeutsch!

In vielen Schweizer Kindergärten wird seit Kurzem hochdeutsch gesprochen. Jetzt regt sich Widerstand. Man fürchtet den Verlust der Mundart

POLITIK SEITE 13

Jetzt am Kiosk

Der ZEIT Studienführer mit dem größten Uni-Ranking vom Centrum für Hochschulentwicklung (CHE)

SIEHE CHANCEN SEITE 73–75
WWW.ZEIT.DE/RANKING

Weil es Italiener sind?

Fiat will mit Opel und Chrysler eine starke Autoallianz schmieden – und stößt trotz guter Argumente auf großen Argwohn **VON RÜDIGER JUNGBLUTH**

Man braucht schon viel Fantasie, um sich vorzustellen, dass aus den geldverbrennenden Opel-Werken, dem hoch verschuldeten Fiat-Konzern und dem insolventen US-Hersteller Chrysler ein starker Autoriese gebildet werden könnte. Sergio Marchionne hat diese Fantasie.

Was dem Fiat-Chef fehlt, ist das nötige Geld. Marchionne will seine Vision eines neuen transatlantischen Autokonzerns mit deutschen Milliardenbürgschaften verwirklicht sehen. In dieser Woche war er in Deutschland auf Werbetour.

Er hat gute Argumente, aber er stößt auf Argwohn und Ablehnung. Die *Financial Times Deutschland* nannte Marchionne einen »Heiratsschwindler«. Man unterstellt dem Italiener, er habe es nur auf deutsche Technik und deutsches Geld abgesehen. Dahinter steckt ein Vorurteil gegenüber einer Autofirma, die lange Zeit nicht für Qualität stand. Dahinter steckt auch ein Ressentiment gegenüber einem Land, das den Unternehmer Silvio Berlusconi – einen Mann, der Privates, Geschäftliches und Politisches nicht zu trennen vermag – dreimal zum Ministerpräsidenten gewählt hat. Und der nennt die Opel-Allianz jetzt einen »Traum für alle Italiener«.

Ein Investor für Opel, der kein Staatsgeld braucht, wird noch gesucht

Bei den Opelanern sind es nicht nur Vorurteile, sondern auch Erfahrungen, die sie gegen Fiat einnehmen. Die beiden Unternehmen haben von 2000 bis 2005 zusammengearbeitet, und bei Opel hat man diese Zeit in schlechter Erinnerung behalten. Die Ingenieure in Rüsselsheim fühlen sich denen in Turin technisch überlegen.

Heute fürchten sie bei Opel, nach einer amerikanischen Stiefmutter bald einer italienischen ausgeliefert zu sein. Dabei ist doch größtmögliche Unabhängigkeit das erklärte Ziel. Die Opelaner blenden aber nicht nur den Umstand aus, dass sie als Tochterfirma eines amerikanischen Konzerns über Jahrzehnte gut gefahren sind. (Ohne den Einstieg von General Motors hätte Opel schon die Weltwirtschaftskrise von 1929 nicht überlebt.) Sie verschließen die Augen auch vor der Tatsache, dass der Autobauer auf sich gestellt keine Überlebenschance hat. Opel kann sich weder komplett von General Motors lösen, noch kommt das Unternehmen ohne neue Partner und Investoren aus. Opel muss weiter Personal abbauen und, über kurz oder lang, auch Werke schließen. Daran führt nur ein Weg vorbei, und der ist mit Subventionen gepflastert. Es gibt heute auf der Welt Autofabriken, die für eine Produktion von 90 Millionen Fahrzeugen im Jahr ausgelegt sind. Aber nur halb so viele werden 2009 auch Käufer finden.

Fiat-Chef Marchionne kennt das Problem der Überkapazitäten genau. Und er liegt auch richtig in seiner Analyse, dass Fiat und Opel eine bessere Chance im internationalen Wettbewerb hätten, wenn sie künftig ihre Modelle auf einer gemeinsamen Plattform bauen würden. Beide Hersteller sind auf kleinere und mittlere Autos spezialisiert und konkurrieren bislang miteinander. Was aus Sicht der Opel-Arbeitnehmer ein Argument gegen den Zusammenschluss mit Fiat ist, das ist industriell gesehen eines dafür. VW macht vor, wie man mit großen Stückzahlen und vielen Marken Milliarden an Kosten einspart.

So verwegen, wie er klingt, ist der Plan des Sergio Marchionne also nicht. Er ist auch nicht unlauter, weil er mit Steuergeldern rechnet. Man darf ja nicht vergessen, dass sich bislang weltweit kein Investor gefunden hat, der Opel kaufen wollte, ohne dass ihm der deutsche Staat dabei hülfe. Die Autofirma ist alles andere als eine begehrte Braut. Diese Erkenntnis sollte bei allen Beteiligten, die Vertreter der Arbeitnehmer eingeschlossen, für eine gewisse Demut sorgen.

Die Wirtschaftswelt hat sich stark gewandelt. Feindliche Übernahmen waren gestern. Allem Angstgerede von Heuschrecken und Staatsfonds zum Trotz fehlt es an privaten Investoren, besonders an solchen, die Eigenkapital haben und nicht nur Kreditnehmerqualitäten.

Sicher, auch Marchionne kommt nicht mit Geld, sondern mit einer industriellen Idee. Diese muss abgewogen werden gegen das Angebot des kanadisch-österreichischen Autozulieferers Magna, der gemeinsam mit russischen Geldgebern Interesse für Opel zeigt. Magna ist der Wunschpartner der Arbeitnehmer und einiger SPD-Granden, weil es anders als beim Zusammengehen mit Fiat kaum Überschneidungen gibt. Derzeit erscheint das Konzept des Topmanagers aus Turin allerdings als das besser durchdachte, denn es läuft auf einen großen internationalen Autokonzern hinaus, der in einem Massenmarkt bestehen kann.

Man sollte nicht außer Acht lassen, dass Marchionne ein erprobter Sanierer und Konzernreformer ist. Der Italokanadier mit den zwei Pässen und den drei Universitätsabschlüssen hat mehrere Firmen auf Vordermann gebracht. Bei der Sanierung von Fiat ist ihm das für unmöglich Gehaltene gelungen. Zwar schreibt auch der größte italienische Konzern in der Autosparte rote Zahlen, Staatshilfe braucht er aber nicht.

Es scheint ausgeschlossen, dass Opel am Ende keine Staatsbürgschaft aus Berlin bekommt, denn in Deutschland ist Wahlkampf. Wenn der Autobauer aber durch den Einsatz von Steuergeld gerettet werden soll, geht das nur durch international abgestimmte Industriepolitik. Mit dem Segen der US-Regierung ist Fiat gerade bei Chrysler eingestiegen. Ein Dreierbündnis mit Opel wäre ohne Zweifel schwierig umzusetzen. Aber es ist bislang auch das einzige Konzept, das langfristig Erfolg verspricht.

Siehe auch Wirtschaft, S. 23; Feuilleton, S. 47

www.zeit.de/audio

Gestärkte Abwehr

Die Angst vor der Schweinegrippe lässt nach. Die Welt hat Glück gehabt – aber sie war auch gut vorbereitet **VON STEFAN SCHMITT**

Die Restaurants in Mexiko-Stadt dürfen im Lauf der Woche wieder öffnen, nachdem sie ihre Gäste tagelang aussperren mussten. So hat es der mexikanische Gesundheitsminister in Aussicht gestellt. Burritos und Salsa im gemütlichen Gedränge, das passt zu der vorsichtigen Entspannung, die sich nun ebenso rasch ausbreitet wie zuvor die Furcht vor AH1N1, der Schweinegrippe, die viele Forscher mittlerweile »Amerikanische Grippe« nennen. Hat die rasche Reaktion einer gut vernetzten Welt uns vor einem Seuchenzug bewahrt?

Gewiss ist, nie waren wir besser vorbereitet als heute. Die Millionen Opfer vergangener Seuchenzüge haben das Bewusstsein von Forschern und Gesundheitspolitikern geschärft. Anders als bei der verheerenden Spanischen Grippe von 1918/19 verfügen wir heute über antivirale Medikamente und können prinzipiell auch massenhaft Impfstoffe produzieren.

Noch ist die Seuche nicht besiegt. Noch stecken sich Menschen weltweit mit dem neuartigen Virus an. Aber die Zahl der Infizierten ist deutlich geringer als befürchtet. Zudem verläuft die Krankheit in den meisten Fällen milde. Die Weltgesundheitsorganisation hofft, die Ansteckungswelle werde nun abebben.

Die Welt hat erfolgreich in Wachsamkeit investiert. Europa gründete ein neues Zentrum für Seuchenkontrolle in Stockholm, in Deutschland regelt ein penibler Plan den Pandemiefall. Vor allem jedoch haben Regierungen und Bevölkerung diesmal diszipliniert reagiert, statt sich leichtsinnig über Warnungen hinwegzusetzen oder aber hysterisch zu werden.

Noch bei der Lungenkrankheit Sars, ebenfalls durch ein Virus hervorgerufen, war das ganz anders. Im Frühjahr vor sechs Jahren ängstigte Sars die Welt. Das am schwersten betroffene Land, die Volksrepublik China, vertuschte das Ausmaß der Epidemie, verzögerte Schutz- und Hilfsmaßnahmen. Später konnten Forscher den Erreger bis in die südchinesische Provinz Guangdong zurückverfolgen, wo er bereits Monate zuvor aufgetreten war – und womöglich hätte eingedämmt werden können.

Transparenz und Schnelligkeit sind die wichtigsten Tugenden der Seuchenhygiene. Zwischen einem und anderthalb Monaten hat es bei der Schweinegrippe von der ersten Infektion eines Menschen bis zur globalen Sensibilisierung gedauert. Diesmal tat sich China als besonders eifriger Virenwächter hervor. Von Anzeichen einer Panik indes wird weder aus der Volksrepublik noch aus anderen Teilen der Welt berichtet. In den Wind geschlagen haben die Bürger die Informationen von Gesundheitsämtern, Reiseveranstaltern und Fluglinien aber ebenso wenig.

Ohne besonnene Bürger bleibt jeder Warner in der fatalen Lage, das Unheil zwar vorherzusehen, aber kein Gehör zu finden – das wissen wir seit der Seherin Kassandra aus der altgriechischen Sagenwelt. Für sie war die schreckliche Vorahnung eine Qual, die niemandem nutzte. Diesmal jedoch scheint eine kluge Kassandra das rechte Maß für ihre Warnung gefunden zu haben.

Paradox ist bloß: Ob alle Unheilsbotschaften der vergangenen zwei Wochen gerechtfertigt oder übertrieben waren, lässt sich im Nachhinein kaum sagen. Wer wirkungsmächtig warnt, riskiert automatisch den Vorwurf, er habe übertrieben. Andererseits leistet, wer stets Panikmache wähnt, der Abstumpfung Vorschub. Dabei ist gewiss, dass solche Epidemien wiederkehren werden. Ob schrecklicher Killer oder vergleichsweise harmloses Virus, das wird sich indes niemals sofort bestimmen lassen. In einer idealen Welt würde daher jeder neue Erreger die Aufmerksamkeit schärfen, gleichsam als perfektes Training für unser globales seuchenmedizinisches Immunsystem.

Wenn jetzt die Schweinegrippe keine traurigen Schlagzeilen mehr liefert, wird sich die Aufmerksamkeit rasch anderen Krisenherden zuwenden. Dabei betont die Weltgesundheitsorganisation, für eine Entwarnung sei es noch zu früh, die Bedrohung dauere an. Tatsächlich müssen die Virenwächter dieser Tage eine schwere Entscheidung treffen. Sie müssen abwägen, ob der Ausbruch in Mexiko nur eine erste Welle war, wie es sie bei früheren Pandemien oft gab. Kehrt das Virus in einem halben Jahr zurück?

Jede Antwort ist hier Spekulation. Die Frage jedoch, die beantwortet werden muss, lautet: Brauchen wir trotz der gefühlten Entwarnung einen Impfstoff gegen AH1N1? Und wie wichtig ist uns dieser? Denn die übliche Wintergrippe – auch wenn sie in ihrer erwartbaren Regelmäßigkeit kaum Aufmerksamkeit findet – fordert jedes Jahr weltweit zwischen einer Viertel- und einer halben Million Menschenleben, Tausende davon in Deutschland. Konzentriert man nun aus Angst vor einem neuen 1918/19 die begrenzten Ressourcen auf die Herstellung einer Schweinegrippeimpfung, so sterben 2009/10 sicher mehr Menschen an der ganz gewöhnlichen Grippe.

Die erfolgreichen Warner sind mit einem neuen Kassandra-Dilemma konfrontiert – und die Menschheit steht vor einer widersprüchlichen Herausforderung: Sie muss gerade die verhinderten Katastrophen im Gedächtnis bewahren, um sich vor den kommenden noch besser schützen zu können. Besonders vor jener Pandemie, die nun fürs Erste vertagt wurde.

www.zeit.de/audio

Das neue Feuilleton

Mit dieser Ausgabe erscheinen die Ressorts Feuilleton und Literatur in einem gemeinsamen 16-seitigen Zeitungsbuch. Bewährtes wird durch neue Elemente ergänzt – in einem klassisch-modernen Erscheinungsbild

Mein Mond

Der große Peter Sartorius besucht nach 40 Jahren noch einmal die Mond-Eroberer

MAGAZIN SEITE 10

PROMINENT IGNORIERT

So viele Namen!

Unsereins macht keinen Wind und heißt Hinz oder Kunz. Andere »wohnen bei den Sternen droben«, wie Hugo Laurenz August Hofmann, Edler von Hofmannsthal, einst schrieb. Sie heißen Elisabeth Noelle-Neumann-Maier-Leibnitz, wie sie wirklich mal hieß. Jetzt sagt das Verfassungsgericht: Dreifachnamen bleiben verboten. Liebe Frau Rosemarie Thalheim-Kunz-Hallstein aus München! Dürfen wir Sie Rosi Kunz nennen (ganz unter uns)? **GRN.**

Kleine Fotos v.o.n.u.: Daniela Federici; Contrasto/laif; Jens Passoth; SZ Photo; dpa/Montage:DZ

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

Abonnentenservice:
Tel. 0180 - 52 52 909*,
Fax 0180 - 52 52 908*,
E-Mail: abo@zeit.de
*) 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunkpreise können abweichen

NR. 20

CH 64. Jahrgang C 7451 C

Kinder lernen **HOCHDEUTSCH**

»Öpfel« heißt jetzt »Apfel«

Im Kindergarten verschwindet der Schweizer Dialekt. Bildungspolitiker wollen mit Hochdeutsch die Integration und das Leseverständnis fördern. Jetzt regt sich Widerstand **VON NINA TÖPFER**

Es sieht wie ein Spiel aus. Die Lehrerin holt immer neue Früchte aus dem zugedeckten Korb. »Öpfel!«, hatten zu Beginn der Stunde alle sechs Kinder gerufen, als ein Apfel zum Vorschein kam. Aber die richtige Antwort lautet: »Dies ist ein Apfel« – und das Spiel ist eigentlich Unterricht und heißt Deutsch im Kindergarten.

Was am Zürcher Zurlinden-Schulhaus schon seit einigen Jahren als Zweitsprachenunterricht für ausländische Kinder angeboten wird, soll nun in fast allen Kantonen neben dem Dialekt zur Umgangs- und Unterrichtssprache im Kindergarten werden: das Hochdeutsche. Die Kinder dürfen aber immer noch von Büsis und Finken und Znüni sprechen, und die schweizerdeutschen Lieder und Verse werden weiterhin gepflegt. Der Lehrplan hält fest: Wechselt die Lehrperson die Unterrichtssprache, deklariert sie dies, spricht dann die Hochsprache und »ermutigt« die Kinder auch dazu.

Das aber finden bei Weitem nicht alle richtig. Im Streit um Deutsch an den Kindergärten geht es um Schulerfolg, um kulturelle Identität und Integration.

Seit dem Schock von 2000, als Schweizer Schüler laut Pisa-Studie beim Leseverständnis schlecht abgeschnitten haben, ist ein »Aktionsplan« in Kraft. Frühes Hochdeutsch soll helfen. Heute gelten von Kanton zu Kanton jedoch unterschiedliche Regelungen zum Sprachgebrauch in den Kindergärten, sie reichen von »grundsätzlich Mundart« über »teilweise Hochdeutsch« zu »grundsätzlich Hochdeutsch«.

In Zürich ist mit Beginn des Schuljahres 08/09, Hochdeutsch Pflicht – mindestens ein Drittel und höchstens zwei Drittel der Zeit soll die Lehrperson Standardsprache sprechen. Solche Vorschriften riefen die Mundart-Befürworter auf den Plan, die Zürcher Volksinitiative »Ja zur Mundart im Kindergarten« ist nun eingereicht. Sie verlangt, dass an den Kindergärten wieder Mundart als dominierende Unterrichtssprache gepflegt wird.

Ähnlich hin und her ging es in Basel-Stadt. Hier will die IG Dialekt der Mundart den Platz als Grundsprache im Kindergarten sichern. Unterschriften sind auch hier mehr als genug gesammelt, die Volksinitiative wurde kürzlich eingereicht. Zuvor hatte der Erziehungsrat festgelegt, dass die Lehrpersonen im Kindergarten mindestens zur Hälfte der Zeit Hochdeutsch sprechen sollen. Das, nachdem Ende 2008 bei einer Begleitstudie zum zweijährigen Versuch an über 30 Kindergärten in Basel-Stadt 80 Prozent der Eltern und Kindergärtnerinnen die Einführung von Hochdeutsch am Kindergarten positiv beurteilt hatten.

Handelt es sich, polemisch gesprochen, bei der Idee, im Kindergarten Hochdeutsch zu sprechen, um überzogene Frühförderung von ambitionierten Pädagogen? Was spricht eigentlich dagegen, eine Sprache dann zu lernen, wenn es am leichtesten geht?

Viel, sagen die Gegner und argumentieren mit der Identität der Schweiz. »Wenn wir mit Vierjährigen nur noch Hochdeutsch sprechen, geht unsere Muttersprache, die Mundart, verloren«, sagt Gabriella Fink, Kindergärtnerin und Mitgründerin der Zürcher Initiative »Ja zur Mundart«. Auch sei es in der Sprachentwicklung der Kinder zu früh für eine Zweitsprache, denn immer mehr Kinder zeigten in der Muttersprache einen Entwicklungsrückstand. Die Ein-Drittel-zwei-Drittel-Regel ist Fink zu viel. »Außerdem ist die Standardsprache weder eine Hoch- noch eine Schriftsprache, sondern eine unmögliche Mischform.« Seit fünf Jahren unterrichtet Gabriella Fink auch in Hochdeutschsequenzen, jedoch nur mit den Kindern des zweiten Kindergartenjahres während zwei Stunden pro Woche. »Diese Vorbereitung auf den Übertritt in die Primarstufe ist absolut ausreichend«, sagt sie. Ihr grundsätzlicher Protest aber bleibt. »Die Ziele dieser verfehlten Frühförderung sind völlig unklar. Weshalb sollen wir bereits im Kindergarten in dieser unmöglichen Mischmaschsprache von hochdeutschem Schweizerdeutsch sprechen?« Vielleicht weil Hochdeutsch auch eine Landessprache ist? Da gibt sie zurück: »Wir leben hier in der Schweiz, und Hochdeutsch ist keine Landessprache, sie ist unsere Lese- und Schreibsprache.«

Auch im Zurlinden-Schulhaus regte sich zu Beginn Widerstand dagegen, im Unterricht Standardsprache zu sprechen. Aber sie waren vor allem individuell begründet: auf Hemmungen, weil man kein Bühnendeutsch spricht, auf Unsicherheiten, weil »man es nicht in der Ausbildung gehabt hat«. In Weiterbildungen wird diesen Ängsten Rechnung getragen.

»Dahinter stecken Lebensgeschichten, der Gebrauch von Hochdeutsch ist in der Schweiz nicht ganz unbelastet«, sagt Cornelia Frigerio Sayilir, Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Bern und Spezialistin für Spracherwerb, Mehrsprachigkeit und Störungen der Kommunikation. »Jetzt hat allerdings eine Auseinandersetzung damit angefangen, und der Umgang mit der Hochsprache ändert sich.«

Befürworter des Hochdeutsch haben eher den langfristigen Schulerfolg der Kinder im Auge. Sprachen, sagt Frigerio Sayilir, lerne man in einem bestimmten Umfeld. Es gehe leichter, wenn man sie höre und sprechen müsse – wenn also eine kommunikative Notwendigkeit bestehe. Die Einstellung der Lehrperson spiele dabei eine große Rolle. »Kinder reagieren sehr sensibel darauf. Aber grundsätzlich ist der Moment, Sprachen zu lernen, im Kindergartenalter sehr gut. Mehrsprachigkeit löst auch keine Spracherwerbsstörungen aus«, sagt Cornelia Frigerio Sayilir. Geht der Erwerb einer zweiten Sprache auf Kosten der ersten? »Nur wenn die erste nicht mehr gesprochen und gepflegt wird.

In der Deutschschweiz hat das Schweizerdeutsche jedoch ein hohes Prestige und droht nicht zu verkümmern. Es ist für den Spracherwerb aber außerordentlich wichtig, dass keine der beiden Sprachen abgewertet wird.« Dann helfe einem jede Sprache, die man gelernt habe und die einem zur Verfügung stehe, weitere Sprachen zu lernen. »Es wäre schön, wenn wir Deutschschweizer eine echte Mehrsprachenidentität entwickeln würden und wir unsere vielfältigen Sprachfähigkeiten mehr schätzen könnten.«

Auch auf dem Pausenplatz hören die Kindergärtner des Zurlinden-Schulhauses Hochdeutsch von ihren Lehrerinnen. Die Fremdsprache außerhalb des Unterrichts kommt der Mundartbefür-

Foto: Fotoagentur Ex-Press/action press

Sprachenstreit

Sollen die Kinder schon im Vorschulalter Hochdeutsch sprechen? In Basel und Zürich sind Volksinitiativen gegen das Hochdeutsche im Kindergarten eingereicht. Der Sprachenstreit sagt auch etwas über das Verhältnis zwischen der Schweiz und Deutschland

Unser letzter Schrei

So sind wir: Wie sich die moderne Schweiz in Hamburg präsentiert

Verlässt die Schweiz die Schweiz und tritt auf, dann ist es gerade jetzt gut, wenn sie zeigt, was sie kann. Insofern ist unser Motto als Gastland am Hamburger Hafengeburtstag vielversprechend: »Von Hei-di bis High-Tech«. Das klingt zwar diskussionswürdig, und man sollte den Texter, der diesen Geistesblitz hatte, teeren und federn. Aber inhaltlich ist die moderne Schweiz immerhin mitsuggeriert. Gehen wir sie also suchen, schlagen das Kulturprogramm auf, lesen, was der Hamburger Helvetisches geboten bekommt.

Neben Kuhmelken, Sennen-Curling und Käseherstellung gibt es am Wochenende 13 Mal Alphorn-Heidi, fünf Mal Alphorntrio Königsgrund, vier Mal Alphorn-Ensemble Heide Echo. Damit es nicht eintönig wird, tritt die Jodlermesse-Gruppe Bern sechs Mal auf, 15 Mal gibt es eine Trommelshow aus Basel. Acht Mal klöppelt Hackbrettspieler Nicolas Senn, der offenbar für das Moderne steht (Jahrgang 1989). Weitere kulturelle Beiträge sind nicht vorgesehen.

Ist dem Deutschen unsere Kultur nur als Folklore zuzumuten? Das Programm hat Michael Wendt vom Hamburger Veranstalter EwendtS mit dem Schweizer Konsul abgesprochen (kein Wunder, wird dessen Konsulat 2009 aufgelöst). Wendt glaubt nicht, ein abgestandenes Bild zu präsentieren. Denn neben der Bühne stehen Stände: »Freitag-Taschen, Swatch, Omega, Certina«, sprudelt es aus Wendt heraus, wenn man fragt. Basel zeige »viel aus dem Nano-Bereich«. Die Patrouille Suisse, die sechs Mal am Himmel tanzt, habe moderne Maschinen. Zwei Meter Gotthard-Tunnel im Originaldurchmesser stehen an der Elbe, es gibt Vorträge zum europäischen Teilchenbeschleuniger am Cern bei Genf. Außerdem sei die »Schokoherstellung«, gezeigt von Lindt, »positiv Hightech«.

Dann ist ja alles noch mal gut gegangen bei der Planung. Und etwas wundert einen nun nicht mehr: dass man in Deutschland fast immer nur auf einen einzigen Schweizer Kulturschaffenden angesprochen wird. Auf einen, der mit seiner Rolle die Bühne vor 22 Jahren verlassen hat. Emil. **URS WILLMANN**

NACHSATZ

VON ROGER DE WECK

»Bei Typen wie Hitler oder Ahmadineschad erreicht man auf diese Weise nichts.«

Ilan Elgar, Botschafter Israels, über das Treffen in Genf zwischen dem iranischen und dem schweizerischen Präsidenten.

Ob man mit diesem Vergleich etwas erreicht?

Foto: Marc Wetli

»Mehr Sport. Das würde helfen!«

In der Schweiz drohen die Krankenkassenprämien zu explodieren. Dietrich Grönemeyer, der bekannteste Arzt Deutschlands, sagt, was zu tun ist

DIE ZEIT: Herr Grönemeyer, Sie wurden mit Ihrer Forderung nach einem menschlichen, ganzheitlichen Umgang mit dem Patienten berühmt. Eine Banalität. Ist Ihr Erfolg Ausdruck des Versagens Ihrer Branche?

DIETRICH GRÖNEMEYER: Das Gesundheitswesen kümmert sich nur noch um Kostenfragen, kaum mehr um den Menschen und um den Stellenwert der Medizin als Kulturgut. Es ist ein Erbe, das wir mitbringen seit Adam und Eva, ein Verhältnis zu uns selbst. Das ist in Vergessenheit geraten. Wir verlieren den Menschen aus den Augen. Das ist ein Versagen.

ZEIT: Auf dem Sie aufbauen können.

GRÖNEMEYER: Das man nicht mehr länger hinnehmen darf.

ZEIT: Erschreckt es Sie nicht, dass Sie mit einer solchen Banalität solchen Erfolg haben?

GRÖNEMEYER: Von Erfolg möchte ich nicht sprechen. Außerdem ist die Wahrheit nie banal, nicht für einen Aufklärer. Zum Beispiel sind 80 Prozent der Rückenschmerzen nicht auf einen Bandscheibenvorfall, sondern auf Muskelverspannung zurückzuführen – das weiß aber kaum jemand. Mein Anliegen ist es, schwierige Sachzusammenhänge verständlich zu machen, nicht zu banalisieren.

ZEIT: Haben Sie sich Feinde gemacht durch Ihre Banalitäten?

GRÖNEMEYER: Ich habe mir Feinde gemacht, weil ich gewisse Dinge deutlich sage. Etwa dass die Ärzte, um bei dem Beispiel Rückenschmerzen zu bleiben, nicht so viel operieren sollten. Und wenn sie operieren, dann bitte kleiner und feiner. Mit Massagen, mit Bewegung, Akupunktur und Naturheilkunde ist meist viel mehr zu erreichen. Es muss ein Miteinander von Schulmedizin und Naturheilkunde geben, da gibt es auf beiden Seiten Vertreter, die mich auf den Mond schießen könnten.

ZEIT: Sie sprechen von der »scheinbaren« Kostenexplosion des Gesundheitswesens. Ich meine, die ist doch sehr real. In der Schweiz befürchtet man gerade eine sehr reale Prämienexplosion.

GRÖNEMEYER: In Deutschland sind die Kosten, gemessen als Prozentsatz des Bruttoinlandsproduktes, in den letzten 20 Jahren relativ konstant geblieben, in der Schweiz ist das nach meinem Kenntnisstand ähnlich. Wir haben eine Kostenexplosion auf einer anderen Ebene, durch die Zunahme von unnötigen Krankheiten. Das Zappelphilipp-Syndrom bei Kindern etwa, da schwappt eine Welle von Ritalin verschreibenden Ärzten auf uns zu. Die Pharmaindustrie, riesige Gewinne vor Augen, macht zusätzlichen Druck. Und wir geben das Ritalin brav unseren Kindern. Wir überlegen nicht, ob diese Kinder zu wenig Sport treiben, ob die fünf Stunden, die sie täglich vorm Bildschirm sitzen, nicht zu viel sind. Nein, sie werden morgens zur Schule gefahren, Sport fällt aus. Jeden Tag eine Stunde Sport an den Schulen einzuführen, wie ich das seit Jahren fordere, würde viel helfen. Man müsste auch den Schularzt reaktivieren. Oder, um den Kreis noch etwas weiter zu ziehen, die Bilder der Gewalt, mit denen Kinder heute konfrontiert sind, über die redet ja niemand mit ihnen. Da soll sich einer wundern, wenn Unruhe und Aggression entstehen.

ZEIT: Bei diesem Gesundheitswesen profitieren nicht diejenigen, die sich wirklich um die Menschen kümmern. In der Schweiz werden die Hausärzte immer schlechter gestellt.

Der Weltmediziner

Dietrich Grönemeyer, 56, ist Arzt, Professor und Gründer des Grönemeyer Instituts für Mikrotherapie in Bochum und Essen. Seine allgemein verständlichen Ratgeber wie etwa das »Neue Hausbuch für Gesundheit« (Rowohlt, Fr. 36,90) sind Bestseller. Ende 2007 hat er in Zürich die Stiftung für Weltmedizin gegründet. Hier will der dreifache Vater überliefertes Heilwissen sammeln, bewahren und »in einer neuen, die Kulturen und Weltanschauungen übergreifenden Medizin aufgehen lassen«.

GRÖNEMEYER: Ein Arzt erhält bei uns 16 Euro für einen Hausbesuch, ein Handwerker hat schon doppelt so viel, wenn er eine kaputte Waschmaschine nur öffnet. Das ist absurd. Auch in dieser sozusagen betriebswirtschaftlichen Hinsicht müssen wir viel mehr für eine ganzheitliche Medizin tun. Wir müssen mehr mit dem Wohlbefinden argumentieren, weniger mit der Gesundheit, auch ein Arthrosekranker kann sich den Umständen entsprechend wohlfühlen, wenn ihm seine Schmerzen genommen werden. Und der Hausarzt, also der Arzt meines Vertrauens, ist die Schaltstelle, damit sich das Wohlbefinden wieder einstellt. Er hat eine immer wichtigere Schlüsselfunktion, nicht zuletzt vor dem Hintergrund eines immer rascher wachsenden medizinischen Wissens.

ZEIT: Sie verdienen ja als Mikrotherapeut auch zehnmal so viel wie ein Hausarzt. Müsste man Ihrer Gilde nicht mal sagen, dass das so nicht geht?

GRÖNEMEYER: Ja. Die sprechende, zuhörende Medizin müsste eine viel höhere Wertigkeit bekommen und viel besser honoriert werden. Die Honorare der Spezialisten könnten sinken. Nehmen Sie die Radiologie. Das ist doch Wahnsinn, dass sich jeder Radiologe oder viele Krankenhäuser einen neuen Kernspintomatografen oder andere Großgeräte hinstellen. Da müsste man sich doch zusammentun, um die Geräte besser auszulasten, sowohl in der Diagnostik als auch zur Therapie. Das würde Mittel freisetzen, etwa für die sprechende Medizin. Sie ist im Zuge der technischen Entwicklung, um es noch einmal in aller Deutlichkeit zu sagen, viel zu sehr zurückgedrängt worden.

ZEIT: Warum passiert nichts?

GRÖNEMEYER: Weil alle nur die Kosten sehen und die Lobbyisten im Wettstreit liegen.

ZEIT: Warum sind die Lobbys so stark?

GRÖNEMEYER: Weil es um viel Geld geht und weil es, zumindest in Deutschland, keine Beteiligung der Patienten an Gesetzesentscheidungen gibt. Der Mensch findet gar nicht statt. Die Entscheidungen treffen die Politik, die Ärzte und die Kassen. In Deutschland hatten wir in den letzten zehn Jahren fünf Reformen. Wir Ärzte sind die Hälfte unserer Arbeitszeit damit befasst, Formulare auszufüllen, um der Dokumentationspflicht nachzukommen. So verlieren wir den Patienten aus den Augen.

ZEIT: Was ist zu tun?

GRÖNEMEYER: Wir müssten die zehn wichtigsten Volkskrankheiten nehmen und diese hierarchisieren: Was müssen wir wann tun? Ein Beispiel: 68 Prozent aller Kinder zwischen 10 und 17 Jahren in Deutschland haben heute Rückenschmerzen, eine Zunahme von 25 Prozent in der gesamten Bevölkerung in den letzten zehn Jahren. Das wissen wir – und tun nichts. Aber wenn wir jetzt nichts tun, haben wir in 20 Jahren eine viel höhere Belastung des Gesundheitssystems durch akute und chronisch Kranke. Dann brauchen wir noch viel mehr Geld.

ZEIT: Darf sich einer mit chronischen Schmerzen umbringen?

GRÖNEMEYER: Die Schmerzfreiheit sollte im Grundgesetz garantiert werden. Wir sind nämlich heute in der Lage, jedem Menschen chronische Schmerzen zu ersparen. Auch viele Sterbehilfediskussionen würden sich dann erübrigen. Und wir müssen in die Ausbildung Fragen integrieren wie: Was ist Leben? Was ist Sterben? Das musste ich mir alles selbst beibringen. Mir hat nie jemand gesagt, dass man dem Patienten einfach mal zuhören muss. Heute wird ein Patient durchschnittlich nach 12 Sekunden vom Arzt unterbrochen.

ZEIT: Sie haben Zeit zuzuhören?

GRÖNEMEYER: Ich nehme mir diese Zeit. An meinem Institut sehen immer mindestens zwei Ärzte aus verschiedenen Disziplinen den Patienten und sprechen ausführlich mit ihm.

ZEIT: Hätten Sie sich schon mal gewünscht, jemandem Sterbehilfe zu leisten?

GRÖNEMEYER: Nein. Sterbehilfe bedeutet für mich, einem Sterbenden nahe zu sein und alles zu tun, damit der Mensch ruhig werden kann. Ich habe während meiner Zeit auf einer Frauenkrebsstation viele Frauen in den Tod begleiten müssen. Ich habe auch meinen Bruder begleitet. Wir brauchen eine Ars Vivendi, die den Tod integriert. Aber ich werde immer bis zuletzt für das Leben kämpfen.

ZEIT: Sie sind ein Gegner des Selbstmords.

GRÖNEMEYER: Natürlich, ich liebe das Leben zu sehr, als dass ich mir einen Selbstmord vorstellen könnte. Und wir haben dieses Leben geschenkt bekommen, wir dürfen es nicht einfach wegwerfen. Andererseits darf man auch von niemand verlangen, unter inhumanen Umständen weiterzuleben.

ZEIT: Ist der Tod eines Patienten eine Niederlage?

GRÖNEMEYER: Nein, ich bin nur überzeugt, dass jeder das Recht hat, in Würde zu gehen .

ZEIT: Sind Sie schon einmal gescheitert?

GRÖNEMEYER: Am Grabe meines Bruders Wilhelm war ich mit der Tatsache konfrontiert, dass ich medizinisch seinen Krebs nicht besiegen konnte. Wir haben alles versucht, wir hatten uns sogar für eine Knochenmarktransplantation zur Verfügung gestellt. Am Grab musste ich einsehen: Wir entscheiden nicht, wann wir kommen und wann wir wieder gehen. Da gibt es einen Schöpfer, der das entscheidet. Ich habe mit dem Schöpfer gehadert, verstand aber zugleich, wir haben die Möglichkeiten, für das Leben zu kämpfen, und dies so effizient wie möglich. Danach konnte ich den Tod des Bruders akzeptieren.

ZEIT: Wie sieht die nächste Welt aus?

GRÖNEMEYER: Das weiß ich nicht. Ich denke natürlich in diesem Moment – wie Sie wohl auch –, ich sei unsterblich. Aber manchmal erfasst mich ein Schrecken, dass ich womöglich nie mehr so sein kann, wie ich bin. Vielleicht sind wir ja nur Energie, die irgendwie weitergereicht wird, an unsere Kinder, unsere Freunde. Aber was ist mit unserer Seele, unserer Essenz? Geht die einfach verloren? Ich glaube, da geht etwas weiter. Und das macht mich ruhig.

ZEIT: 16 Prozent der Schweizer Bevölkerung ist psychisch krank.

GRÖNEMEYER: Auch die Hälfte der Deutschen empfindet heute eine Angst, die sie im Alltag behindert. Das führt zu Rückenschmerzen, Bandscheibenvorfällen, Magengeschwüren. Wir haben eine unglaubliche Zunahme von Sodbrennen. Das ist nicht nur eine Folge von zu hektischem und falschem Essen, sondern auch von einer ängstlichen Seele, die einem auf dem Magen liegt.

ZEIT: Ist Depression die Krankheit des Jahrhunderts?

GRÖNEMEYER: Ja. Psychische Krankheiten nehmen zu und stehen in Europa nach neuesten Veröffentlichungen bereits an erster Stelle der Krankheitsskala. Die Wirtschaftskrise wird dies nicht ändern. Wir müssen uns diesen Ängsten stellen und sie nicht mit Medikamenten zudecken.

ZEIT: Der Mensch muss doch verdrängen.

GRÖNEMEYER: Natürlich, aber wenn eine ganze Gesellschaft verdrängt, haben wir ein Problem. Wir haben uns zum Beispiel in Deutschland immer noch zu wenig mit dem »Dritten Reich« und auch mit der DDR auseinandergesetzt. Und jetzt in der Krise rettet der Staat alle die, die uns mit virtuellen Produkten oder Überproduktionen in die Krise gestürzt haben? Da sage ich: Es wäre besser, wenn wir

»Ein Arzt erhält bei uns 16 Euro für einen Hausbesuch, ein Handwerker hat schon doppelt so viel, wenn er eine kaputte Waschmaschine nur öffnet. Das ist absurd!«

die Krise als Chance sehen würden, neu anzufangen, umzudenken. Das gilt für die Gesellschaft im Allgemeinen so wie für die Medizin im Besonderen. Wenn ich ein *Hausbuch der Gesundheit* schreibe, tue ich das, was der Staat längst hätte tun sollen, etwa durch die Einführung von Gesundheitsunterricht an Schulen: Ich bemühe mich um die medizinische Aufklärung.

ZEIT: Sie sind ein Pastor im weißen Kittel.

GRÖNEMEYER: Ich wollte mal Pastor werden.

ZEIT: Das liegt in der Familie. Herbert hat etwas von einem Pastor, der singt.

GRÖNEMEYER: Jeder hat seine Botschaft. Ich habe erreicht, dass Gesundheitswirtschaft – also medizinische Versorgung und assoziierte Branchen wie Medizintechnik, Fitness, Landwirtschaft, Seniorenbetreuung – als ein wichtiges Element der Zukunft gesehen wird. Ich habe durch die Mikrotherapie wesentliche Anstöße zur Reduzierung von Operationen gegeben. Und ich habe darauf hingewiesen, dass die Deutschen letztes Jahr etwa 50 Milliarden Euro für Wellness ausgegeben haben. Die Bevölkerung sehnt sich nach Zuwendung, körperorientierter Medizin, Naturheilverfahren.

ZEIT: Das ist ein Geheimnis der Homöopathen. Sie beschäftigen sich mit dem Menschen, auch wenn ihre Kügelchen vielleicht gar nichts nützen.

GRÖNEMEYER: Wer heilt, hat immer Recht.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **PEER TEUWSEN**

CH

Die Hochzeit der Woche

Wir wollen ausnahmsweise die Dinge nicht beim Doppelnamen nennen *(siehe Seite 1),* sondern die Hochzeit von Herrn Kom und Frau Li zu asiatischer Einfachheit führen, und das ist jetzt gar nicht so kom-li-ziert, wie Sie vielleicht denken. Nehmen wir einen deutschen Rekord-Hersteller, der nach Adam selig Opel hieß, und eine Firma aus Italien, die als Kurzform von »Fehler In Allen Teilen« Weltruhm erlangte. Der Bräutigam betagt und bankrott, die Braut zwar rüstig, aber rostig, das wird lustig. Nun sollen sie ihr Ja- beziehungsweise Si-Wort geben, und das eben bringt uns zur Frage, wie die Eheleute künftig heißen wollen. »Opiat« ist hier der Vorschlag der Stunde: Darin klingt exotische Ferne an, rauschhaftes Erleben, das Überschreiten von Grenzen, und sei es nur bei der Plünderung des eigenen Bankkontos zum Kauf eines neuen Automobils. »Opiat«, das lindert den Schmerz über versteckte Mängel und spricht auch die Älteren unter uns an. Der Name wird diese Ehe befeuern! *(Was aber droht: Seite 47)*

Fotos: Heimo Aga (li.); [M] Globetrotter Ausrüstung (re.)

SKYLINE DER SCHNÄPSE vor der Blauen Moschee in Istanbul

Zeig mir die Flasche!

Raki ist eine türkische Spezialität – und manchmal tödlich. Unser Korrespondent über die Verhaftung eines Panschers und eigene Erfahrungen **VON MICHAEL THUMANN**

Eine türkische Freundin trinkt für ihr Leben gern Raki – und hat das noch nie bereut. Wenn wir mit Freunden ins Istanbuler Szeneviertel Beyoglu eintauchen, sucht sie gezielt Tavernen aus, die nicht allzu billig sind. Den Kellner hält sie an der kurzen Leine. Sie besteht darauf, dass er eine ungeöffnete Flasche an den Tisch bringt. »Darf ich?«, fragt sie. Überprüft die Steuermarke am Drehverschluss. Schaut sich die Tülle an. Ist die nicht fest angeschweißt, lehnt sie sofort ab. Aus der Tülle kann nämlich nur etwas herausfließen, nichts hinein. Sie riecht am puren Schnaps. Hmm, gut. Der Kellner gibt Eis ins Glas, den Raki darauf, ein wenig Wasser dazu. Şerefe – zum Wohl!

Die Vorsicht unserer Freundin hat Gründe. In der Türkei ist nicht immer das drin, was draufsteht. Hochprozentiger Alkohol wird verdünnt, nicht nur mit Wasser. Drei deutsche Jugendliche aus Lübeck, die im März in Kemer bei Antalya auf Klassenfahrt waren, dachten, sie hätten Wodka-Cola im Glas und tranken einen Mix mit Methanol. Sie fielen ins Koma und starben. Vergangene Woche hat man den Getränkehändler verhaftet, der den Alkohol geliefert hatte. Der Mann war schwer bewaffnet und schoss wild um sich, als Polizisten sein Versteck entdeckt hatten.

Gepanschter Raki ist ein wiederkehrendes Thema in den Zeitungen. Meistens sind es Türken, die sich vergiften. Seit Anfang März sind außer den Lübeckern sieben weitere Menschen ums Leben gekommen. Vor zwei Jahren erwischte es vier Türken, im Jahr 2005 starben sogar 22 Menschen. Bei Kontrollen fliegen regelmäßig Fälscher auf, Hoteliers kommen vor Gericht, Hunderttausende Flaschen mit Ungenießbarem werden konfisziert. Seitdem vor vier Jahren 500 000 Steuerbanderolen aus einem Behördendepot gestohlen wurden, gibt es noch mehr Grund zur Vorsicht.

Wieso ist die Panscherei in der Türkei so verbreitet? Eine Erklärung lautet: Die Pauschalreisen ausländischer Touristen sind zu billig. Absolut richtig. Wer als Veranstalter für wenige Hundert Euro Flug, Hotel, Strand, Essen und frei trinken anbietet, will ja auch noch etwas verdienen. Also kauft er das billigste Fleisch und den billigsten Fusel.

Eine zweite Erklärung lautet: Der Alkohol in der Türkei ist zu teuer. Auch da könnte etwas dran sein. In den Supermärkten Istanbuls kostet ein halbwegs genießbarer Wein mindestens 20 Euro. Ein Raki, den man ohne Kopfschmerzen trinken kann, ist kaum billiger. Türkische Freunde verdammen gern die Regierung mit ihrem gläubigen und abstinenten Regierungschef Tayyip Erdoğan. Doch war es nicht er, sondern seine streng säkulare Vorgängerregierung, die die Alkoholpreise über eine Spezialverbrauchssteuer im Juni 2002 hochgedrückt hatte. Heute, in der Wirtschaftskrise, senken die Raki-Fabriken sogar selbst ihre Preise, damit sich die Leute nicht vergiften müssen.

Und, drittens, die Verschwörungstheorie: Die Panscherei wird geduldet, weil in der Türkei sowieso nur Atheisten, Christen und Ausländer trinken. Auf einer Reise in den kurdischen Südosten der Türkei drängte sich dieser Eindruck auch mir vorübergehend auf. Nach einer Fahrt entlang der umkämpften türkisch-irakischen Grenze war ich vergangenen Mittwoch im Städtchen Şirnak angekommen. Jetzt eine scharf gegrillte Köfte und ein kühles Pils! Die Suche dauerte. Kein Bier, nirgends. Endlich fand ich in einer dunklen Seitengasse einen trübrot beleuchteten Alkoholladen. Schon etwas schuldbewusst erstand ich eine Flasche Efes Pilsener, lauwarm. Wo trinken? Auf der Straße unter den gläubigen Kurden? Unmöglich. Ich fragte in der Grillstube. Ausgeschlossen, in Şirnak hat kein Restaurant eine Alkohollizenz. Also stürzte ich das Bier in meinem Herbergszimmer herunter, heimlich, wie es sich gehört.

Und doch ist der Eindruck völlig falsch, Muslime würden nicht trinken. Schon Prinz Cem, Sohn des Eroberers von Konstantinopel, ließ sich den Wein mit Nelken und Pfeffer würzen, damit der Alkohol nicht so durchscheint. Kemal Atatürk, der Gründer der modernen Türkei, liebte Raki und Whisky und litt an seiner kranken Leber. In Istanbuler Restaurants und Bars sind wunderschön aufgereihte Flaschen mit Hochprozentigem zu bestaunen. Auch viele Türken können da nicht widerstehen. Einer Studie zufolge ist der Alkoholkonsum im Land vergangenes Jahr um 20 Prozent angestiegen. Auch dieser Zuwachs ist ein Anreiz zum Verschnitt.

Deshalb trinke ich Raki nur nach dem Muster unserer türkischen Freundin. Und türkisches Bier schmeckt auch ziemlich gut, wenn es kalt ist.

Stau in der Wildnis

Berlins erster Outdoor-Laden für Kinder erlebt zur Eröffnung den Ansturm einer atmungsaktiv betuchten Klientel **VON HEIKE KUNERT**

Am vergangenen Wochenende eröffnete auf der sehr urbanen Steglitzer Schloßstraße Berlins und wohl Deutschlands erster Outdoor-Shop für Kinder, und man könnte meinen, es war höchste Zeit. Denn der Andrang war so groß, dass sogar die Kinderwagen im Stau standen. Die Geschäftsidee des europaweit handelnden Unternehmens Globetrotter, direkt neben dem Stammgeschäft eine eigens für die lieben Kleinen konzipierte Filiale zu eröffnen, scheint aufzugehen.

Die unerschrockenen Pärchen von einst, die mit wasserfesten Zündhölzern, Campingkocher und Schnitzbeil in die Wildnis zogen, haben jetzt Nachwuchs, was nun nicht bedeutet, dass sie den geliebten Trekking-Urlaub zugunsten des familienfreundlichen Hotels am Mittelmeer aufgeben wollen. Die Bergtour mit Baby ist möglich. Es gibt diverse Rucksackmodelle mit integriertem Kindersitz. Der Kauf eines solchen Gestells will ähnlich gut überlegt sein wie die Anschaffung eines Autos. Was dort Motorbauart, Verbrauch und Innenausstattung, sind im Fall der Kindertrage die Lageverstellriemen, der Hüftgurt und das Staufach für Windeln und Schmusebär. Die auf den elterlichen Rücken probethronenden Kinder illustrieren den Aufstieg eines Hobbys zur modernen Familientradition.

Der kleine Leon in der »Buddelbüx«, die smarte Hannah im Hosenrock »Desert Queen«, das klingt auch ziemlich naturbelassen, und wenn man dann an der Kasse steht, greift man so gern ins Portemonnaie wie im Reformhaus.

Carsten Bombis, der Filialleiter, streift als ein zufriedener König durch sein kleines Reich. »Wir haben bei der Gestaltung auf Natur gesetzt und ganz bewusst auf Multimedia verzichtet«, sagt er, und man muss schon genau hinhören, um ihn zu verstehen, so laut ist es an der Kletterwand oder im Baumhaus. Überdies betritt ab und an ein als Grashüpfer verkleideter Stelzenmann den Laden, und es versteht sich von selbst, dass er mit großem Hallo begrüßt wird. Eigentlich ist er draußen unterwegs und verteilt Windmühlen; macht sozusagen Werbung für sein Biotop und setzt ab und an ein Kind auf seine Schultern. Man wünschte, er könnte größere Sprünge machen, nach Hellersdorf vielleicht oder nach Marzahn.

Der Laden tut so, als sei er eine Waldlichtung mit seinem Vogelgezwitscher, dem hohen Gras und den riesengroßen Schmetterlingen in der Luft. Schnell wird klar, dass der Bewegungsdrang und die Neugierde der Kinder nicht generell nachgelassen haben, wie es oft kolportiert wird. Inmitten des Gekrabbels stellt man beruhigt fest: Es ist alles noch da.

Die Empörung der Bundesregierung über zwei Millionen übergewichtiger Kinder, die ihre Freizeit nur noch mit Chips vorm Fernseher verbringen, ist verständlich. Aber vielleicht gibt es Probleme auch jenseits der Esskultur? »Es ist nicht schwer, den Kindern das Draußenspielen schmackhaft zu machen«, sagt der Outdoor-Verkäufer Bombis. »Aber die Eltern müssen mitgehen, und sie nehmen sich viel zu selten die Zeit dafür.«

Sein Trekking-Shop gibt auf 350 Quadratmetern eine durchaus ansprechende Vorahnung von diesem Draußen. Natürlich geht es um Kaufen und Verkaufen, um den technisch letzten Schrei, aber eben auch um die Freude am Archaischen.

Der neueste Trend ist Lowtech: Es darf wieder geschnitzt werden. Am Samstag wurde geschnitzt und geschnitzt und geschnitzt, bis vom Stöckchen kaum noch etwas übrig war. Äste zu Grillspießen!

Der Laden arbeitet mit dem Naturschutzbund Deutschland und den Waldschulen der Berliner Forsten zusammen. Vom poetischen Abendspaziergang im Plänterwald bis zur Wildschweinspurensuche am Rande der Großstadt bieten die so ziemlich alles an, wofür das Kinderland die passende Ausrüstung hat. Geschäft und Lehre gehen hier eine beachtliche Symbiose ein, die in anderen Branchen so kaum üblich ist.

Darüber hinaus ermöglicht ein Besuch in diesem Trekking-Kinderland dem aufmerksamen Beobachter auch eine soziologische Feldforschung, denn zu sehen ist ein atmungsaktiv betuchtes Publikum, das wild entschlossen scheint, sich und seinen Kindern mit allen Mitteln ein Stück Ursprünglichkeit zu sichern.

Im Tumult des Eröffnungstages ging dann tatsächlich um die Mittagszeit ein Vater verloren, und immer aufgeregter und lauter konnte man die Frage vernehmen: Wo ist Papa? Er war nicht in der benachbarten Filiale, mal schnell einen Kaffee trinken, oder draußen, um zu telefonieren. Er saß vor der Kletterwand und schnitzte gedankenverloren an einem Stöckchen.

IST DIE KLETTERWAND bei Globetrotter nicht auch ganz schön naturnah?

IN DER ZEIT

POLITIK

2 **Afghanistan** General David Petraeus über die künftige US-Strategie

3 ▷ **Ungarn** Unter der Fahne der Faschisten

4 **Der Papst in Israel** Benedikt XVI. kämpft um sein Pontifikat

5 **Mission** Über das heikle Verhältnis von Christen und Juden

6 **Türkei** Das Massaker von Mardin

CSU Ist F. J. Strauß noch Vorbild?

7 **Parteien** Die Grünen zwischen Rot und Ampel

8 ▷ **Italien** Berlusconis Ehefrau rettet ihre Ehre – und die ihres Landes

10 **1989** Was von der Revolte übrig blieb. Gespräch mit Bürgerrechtlern

12 **Zeitgeist** VON JOSEF JOFFE

Protestanten Die Kirche wird jünger

13 **Grundgesetz** Zu viel Ehrfurcht vor der Verfassung schwächt die Demokratie

19 **Mein Deutschland (8)** Die Schönen und die Reichen der alten Bundesrepublik

SCHWEIZ

13 **Kindergarten** Zerstört das Hochdeutsche in der Vorschule unsere Mundart? VON NINA TÖPFER

PR Der Auftritt der Schweiz in Hamburg VON URS WILLMANN

Nachsatz VON ROGER DE WECK

14 **Gesundheitswesen** Der Arzt Dietrich Grönemeyer sagt, wie man die Prämienexplosion stoppen könnte

DOSSIER

15 **Integration** Eine Familie aus Ghana in Hamburg

20 **Wochenschau** Die türkische Spezialität Raki und ihre Panscher

WOLFRAM SIEBECK Kochwettbewerb

WIRTSCHAFT

21 **Banker** Darf die Zockerei weitergehen?

Finanzberater Wie die großen Vertriebsfirmen junge Leute anlocken

22 **AWD** Das große Geschäft als Vertreter? Ein Selbstversuch

23 ▷ **Fiat** Der hochriskante Plan einer Welt AG

24 **Unternehmer** Der tägliche Kampf gegen den Jobabbau

25 **ThyssenKrupp** Tausende Jobs sind gefährdet

26 **Twitter** Was Unternehmen sich versprechen

28 **Führungskräfte** Chefinnen in Teilzeit – geht das?

29 **Berufstätige Mütter**
Pro Frauen dürfen Baby und Beruf lieben

Contra Die Mutter ist in den ersten Jahren unersetzlich

31 **Großbritannien** Konservative wollen den Liberalismus beleben

32 **Banken** Zerschlagt die Riesen! Ein Interview mit Charles Goodhart

33 ▷ **Wahlkampf** Unhaltbare Steuerversprechen? Kein Grund zum Ärgern

Steueroasen Die Regierung muss auch gegen deutsche Banken vorgehen

34 **Was bewegt …** den Immobilienunternehmer Anno August Jagdfeld?

WISSEN

35 **Boden** Die Haut der Erde

38 **Wer denkt für morgen? (6)** Der Architekt Werner Sobek

39 ▷ **Amerikagrippe** Ein Besuch im Robert-Koch-Institut

40 **Technik im Alltag** Die Blobbox

43 **Wissenschaft** Verrückte Experimente aus dem Labor

45 **KinderZEIT** Die Eichhörnchen kriegen jetzt Junge

46 **Zum Vorlesen** Der Froschkönig

FEUILLETON

47 ▷ **Warenwelt** Das Artensterben geht weiter

49 **Kino** Das Internetportal The Auteurs revolutioniert das Kino

50 **Erinnerungsliteratur** Die Kriegskinder Europas

51 **Roman** Arnold Stadler »Salvatore«

52 **Sachbuch** Judith Butler »Die Macht der Geschlechternormen«/ »Krieg und Affekt«

52 **Autobiografie** Tracey Emin »Strangeland«

53 ▷ **Erzählungen** Angelika Klüssendorf »Amateure«

Roman Jürgen Wertheimer »Als Maria Gott erfand«

54 **Theater** Ein Gespräch mit dem Regisseur Jürgen Gosch und dem Schauspieler Ulrich Matthes

56 **Oper** Neue Stücke von Salvatore Sciarrino und Wolfgang Rihm

Indien Ein Gespräch mit dem Bollywood-Superstar Aamir Khan

57 **Nazi-Raubkunst** Wem gehört der Welfenschatz in Berlin?

58 **Pooh's Corner**

Karikatur Zum 80. Geburtstag von Hans Traxler

Fotografie Eine Ausstellung tschechischer Künstler in Bonn

59 **ZEIT-Museumsführer (1)** Die Kunsthalle in Karlsruhe

Kunstmarkt Das »Gallery Weekend« in Berlin

62 **Mitarbeiter der Woche** Der Regisseur Sam Mendes L

REISEN

63 **Mexiko:** Die Angst fliegt mit

64 **Hoteltest** Kempinski Palace Portoroz, Slowenien

65 ▷ **Portugal** Golf für Anfänger

CHANCEN

69 ▷ **Medizin** Studiengänge mit hohem Praxisanteil sind beliebt

70 **Ranglisten** Hilfreich oder nicht?

71 **Ergebnisse 2009**

ZEITLÄUFTE

84 **Kaiserreich** Friedrich von Holstein, die Graue Eminenz des Kaiserreichs

44 **LESERBRIEFE**

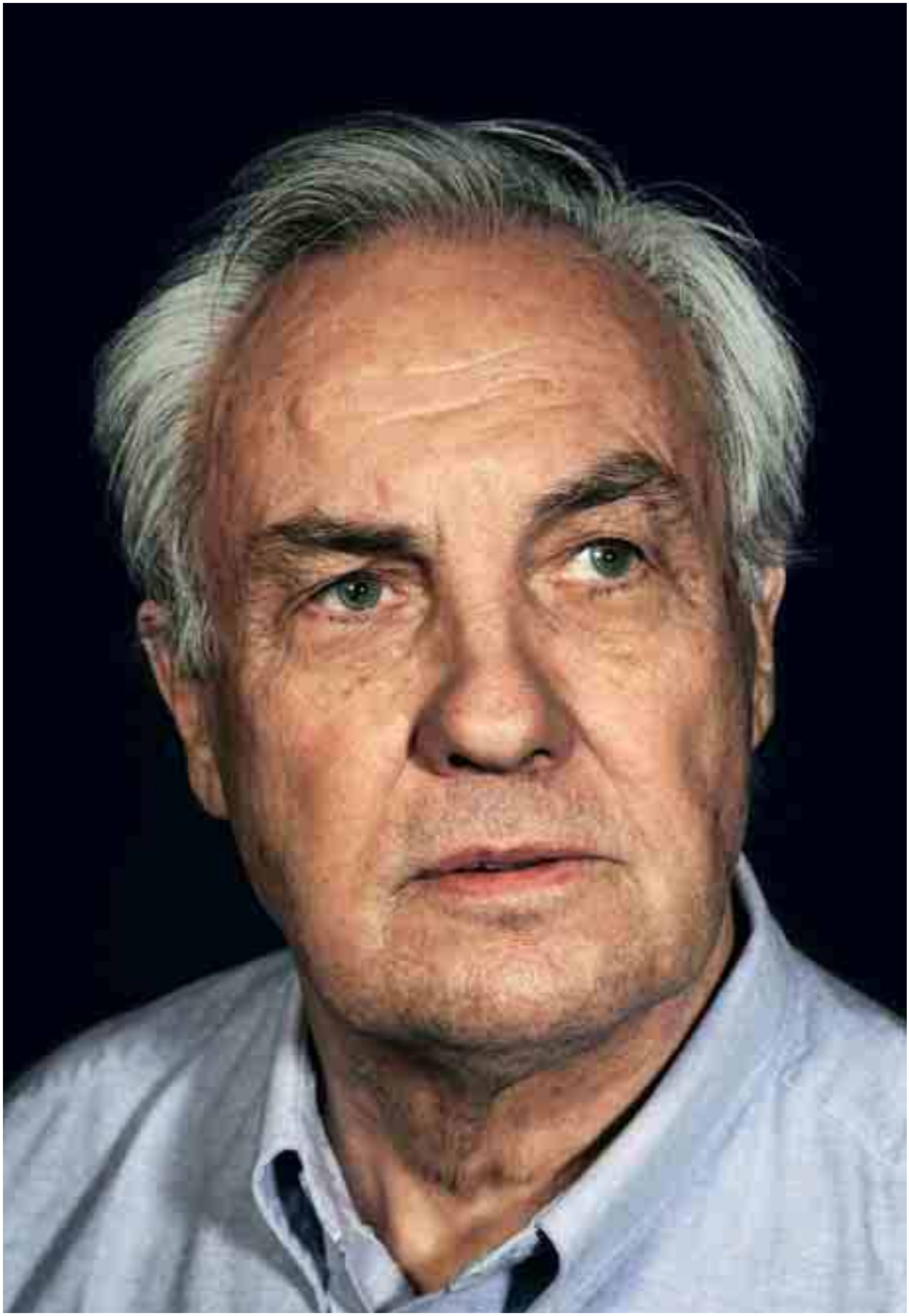
62 **Impressum**

Die so ▷ gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich von ZEIT.de unter **www.zeit.de/audio**

ZEIT MAGAZIN
Nr. 20 7. 5. 2009

Meine Mondlandung

ZEIT MAGAZIN



Vor 40 Jahren brachte Peter Sartorius uns den Mond nahe:
Der Reporter hat noch einmal die Helden von damals besucht

Inhalt

20

Titel

Unser Mann im Mond

Peter Sartorius flog 1969 als freier Journalist nach Houston, um von der Mondlandung zu berichten. Täglich schickte er Artikel nach Deutschland, ohne zu wissen, ob sie erschienen. Zurück zu Hause, erfuhr er, dass Zeitungen im ganzen Land sie gedruckt hatten – sein Durchbruch als Reporter

Seite 10

Iran vor der Wahl

Als der Fotograf Olaf Unverzart am Ende seiner Iranreise zum Flughafen in Teheran zurückwollte, fiel überraschend Schnee. Die Fahrt im Taxi dauerte so lange, dass Unverzart irgendwann das Steuer übernahm – der Fahrer schlief auf der Rückbank

Seite 26

Die Streichliste 2009

Als wir ZEITmagazin-Autorinnen und -Autoren darum baten, aufzuschreiben, worauf sie in der Krise verzichten könnten, wurde es mehr, als wir drucken können: Einen Text mussten wir sogar, nun ja, komplett streichen

Seite 20

Granatapfel – das Obst der Saison

Matthias Stolz lernte Granatäpfel durch den Vater seiner Freundin kennen. Er ist Katalane, und sein Ritual geht so: Er verzieht sich in die Küche, darf nicht gestört werden, und nach einer halben Ewigkeit präsentiert er stolz eine Schale mit den roten Fruchtstückchen

Seite 24

Diese Woche auf

www.zeitmagazin.de

Ihre Streichliste Auf welche Dinge verzichten Sie wegen der Krise? Schreiben Sie an streichliste@zeit.de
Warum machen Sie das? Thorsten Havener liest Gedanken – und für uns aus seinem neuen Buch
Fotografie Ein Interview mit Jürgen Teller, der seit zehn Jahren die Mode von Marc Jacobs bebildert

Titelfotos: *Getty Images; Dieter Mayr*

Harald

Martenstein

schaut sich Erotikfilme an, die in den Alpen spielen

»Offenbar sieht jeder vierte deutsche Rentner den ersten deutschen Sexsender speziell für Senioren«

Seit einiger Zeit besitze ich ein Sommerhaus auf dem Lande. Nun wollte ich in dem Sommerhaus Fernsehen haben, wegen der Bundesliga, deswegen. Da draußen gibt es nur Empfang, wenn man eine Satellitenschüssel hat.

Eigentlich bin ich ganz anders. Folglich durfte der Fernsehmann die Schüssel nicht an der Stelle montieren, wo der Empfang am besten ist, nein, er musste die viertbeste Stelle nehmen, dort, wo es nicht so auffällt. Während er die Schüssel anbrachte, dachte ich, dass ich bigott bin, aber dass ich es wenigstens noch merke. Trotzdem hat es für 800 Kanäle gereicht.

Etwa 400 meiner 800 neuen Sender befassen sich mit Telefonsex. Man sieht Frauen in Dessous. Sie stöhnen und räkeln sich und sagen: »Ruf mich an! Tu mir dies! Tu mir jenes! Tu es bald!« Man kann Telefonsex mit jungen, mittleren oder alten Frauen bekommen, mit dicken und dünnen, schüchternen und aufdringlichen, auffällig oft mit sogenannten Hausfrauen, vereinzelt auch mit jungen Männern. Nur ältere Männer sind im Telefonsexbusiness nicht vertreten. Wer mit einem älteren Mann Telefonsex haben will, muss sich in Deutschland immer noch privat auf die Suche machen.

400 Firmen, die in Deutschland von Telefonsex leben, da muss es einen gigantischen Markt geben. Wenn keine Kunden da sind, geht nämlich die Firma recht bald pleite, so viel verstehe auch ich von Ökonomie. Telefonsex beeinflusst das Denken und Tun der Deutschen offenbar mindestens so sehr wie Computerspiele, es schreibt bloß niemand darüber. Und »Hausfrauen« sind offenbar das Erotischste überhaupt, nun, es gibt ja auch nicht mehr viele. Ungefähr 50 Kanäle haben sich auf »Parkplatzsex« spezialisiert, man bekommt den nächstgelegenen Sexparkplatz gebührenpflichtig zugesimst. Wieso Tausende Menschen Sex auf einem Parkplatz als reizvoll empfinden, kann ich nicht begreifen. Vermutlich geht es um Voyeurismus oder um Partnertausch. Aber die Fensterscheiben beschlagen doch sofort, das weiß ich genau. Das sind dann wohl Blind Dates, da draußen auf den Parkplätzen.

Dann landete ich auf Alpenglühn TV. Sie zeigten den Film *Jagdrevier der scharfen Gemsen.* Alpenglühn bringt Sexfilme, die meistens im Gebirge spielen. Im Hintergrund sieht man schneebedeckte Gipfel, im Vordergrund sieht man Mädels und Burschen, die es tun, umgeben sind sie von wiederkäuenden Kühen. Dazu hört man Jodelmusik. Die Filme sind fast alle aus den siebziger und achtziger Jahren, es sind oft Schauspieler zu sehen, die später bei ARD und ZDF angezogen Karriere gemacht haben. An manchen Abenden kann man hin und her zappen, und man sieht Sascha Hehn, Elisabeth Volkmann oder Jutta Speidel auf Alpenglühn ohne Kleider, bei ZDF und ARD sind sie dann älter und auch künstlerisch reifer geworden. Alpenglühn TV gehört einer in Bayern ansässigen Familie, dem Vater Gottfried Zmeck sowie seinen wilden, blutjungen Töchtern Barbara und Julia. »Alpenglühn«, sagt Gottfried Zmeck im Interview, sei für ein älteres Publikum gedacht, welches »bodenständige Erotik« bevorzuge. Im Durchschnitt, sagt Gottfried Zmeck, hätten seine Kanäle 1,7 Millionen Zuschauer. Da es etwa 8 Millionen männliche Rentner gibt, sieht offenbar jeder vierte deutsche Rentner regelmäßig den ersten deutschen Sexsender speziell für Senioren. Immer wenn ich einen rüstigen älteren Herrn wandern sehe, muss ich jetzt denken: *Jagdrevier der scharfen Gemsen.* Auch mein Blick auf Parkplätze ist, dank meiner Satellitenschüssel, ein völlig anderer geworden.

 Illustration *Heiko Windisch* — Zu hören unter *www.zeit.de/audio*

20

Die Bundesrepublik wird 60. Wie sieht sie eigentlich heute aus?
Eine Serie des Fotografen *Olaf Unverzart*

Pin-up in einer leer stehenden Wohnung in Weimar

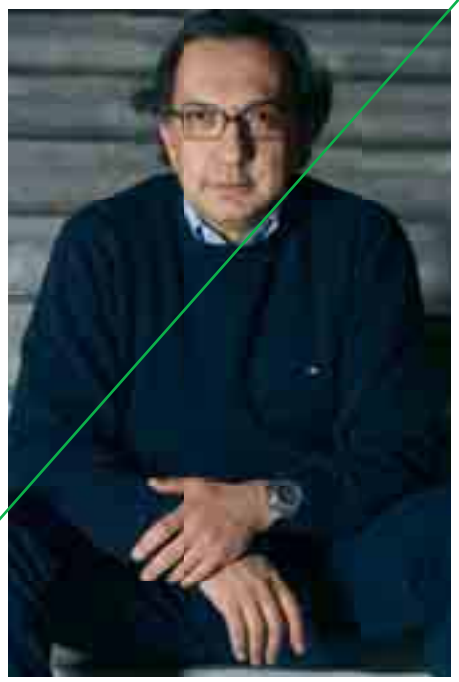
Deutschlandkarte

Kisch-Preisträger

Der Egon Erwin Kisch-Preis, 1977 begründet von *stern*-Chef Henri Nannen, ist der bedeutendste deutsche Reportagepreis. In unserer Redaktion hielt sich eine Vermutung: Die meisten Preisträger kommen aus dem Ruhrpott. Wer in der Kindheit Männer sah, die morgens mit finsteren Mienen in Bergwerke einfuhren und abends schmutzig zurückkehrten, dachten wir, entwickelt leichter ein Gespür für die großen sozialen Dramen als jemand aus, sagen wir, Baden-Baden. In Wirklichkeit sind die Kisch-Preisträger (zu denen sich an diesem Freitag ein weiterer gesellen wird) so ziemlich überall aufgewachsen, in großen wie kleinen Städten, quer übers Land verteilt (Frankfurt am Main jedoch brachte nie einen großen Reporter hervor). Auch der Osten ist gut repräsentiert, obwohl der Preis die ersten 13 Jahre ein westdeutscher war. Nach der Wende lagen die großen sozialen Dramen im Osten. Vielleicht beförderte auch die Freude, frei schreiben zu dürfen, die Qualität des Schreibens. *Matthias Stolz*

 Infografik *Jörg Block* — Recherche *Christian Heinrich und Nina Pauer*

Über die retterhafte Ästhetik von Sergio Marchionne



Wird der Fiat-Chef Opel zeigen, was deutscher Stil ist?

Es ist die Aufgabe dieser Kolumne, frühzeitig auf mögliche ästhetische Fehlentwicklungen hinzuweisen. Deshalb plädieren wir hier energisch – und ohne Absprache mit den Experten aus der *ZEIT*-Wirtschaftsredaktion – dafür, dass nicht der Automobilzulieferer Magna die Oberhand bei Opel gewinnt, sondern der italienische Fiat-Konzern. Wir wollen die Diskussion hier nicht unnötig mit Fakten über mögliche »Überschneidungen im Modellportfolio« belasten, wie dies Kurt Beck, dieser Opel unter den deutschen Politikern, gerade getan hat. Uns geht es hier bekanntlich Woche für Woche allein um die Ästhetik und Symbolik.

Opel demonstriert, dass die Frage, was symbolisch für ein Land steht, in der Regel von dessen Bewohnern anders beantwortet wird als von den Bewohnern aller anderen Länder. Mag sein, dass die Fahrzeuge von BMW und Mercedes moderne deutsche Tugenden verkörpern. Die Niederländer und Engländer erkennen aber genau, dass diese Tugenden durch nichts so präzise verkörpert werden wie durch einen Opel. Man kann es auch so sagen: Wahre Nationalsymbole lassen sich dadurch identifizieren, dass sie nicht das Objekt des Stolzes sind, sondern des Selbsthasses. Und natürlich erhofft sich der Deutsche, spätestens seitdem Albrecht Dürer zu diesem Zwecke über die Alpen nach Venedig wanderte, Erlösung aus diesem Selbsthass durch die Berührung mit der ästhetischen Verfeinerungskraft Oberitaliens.

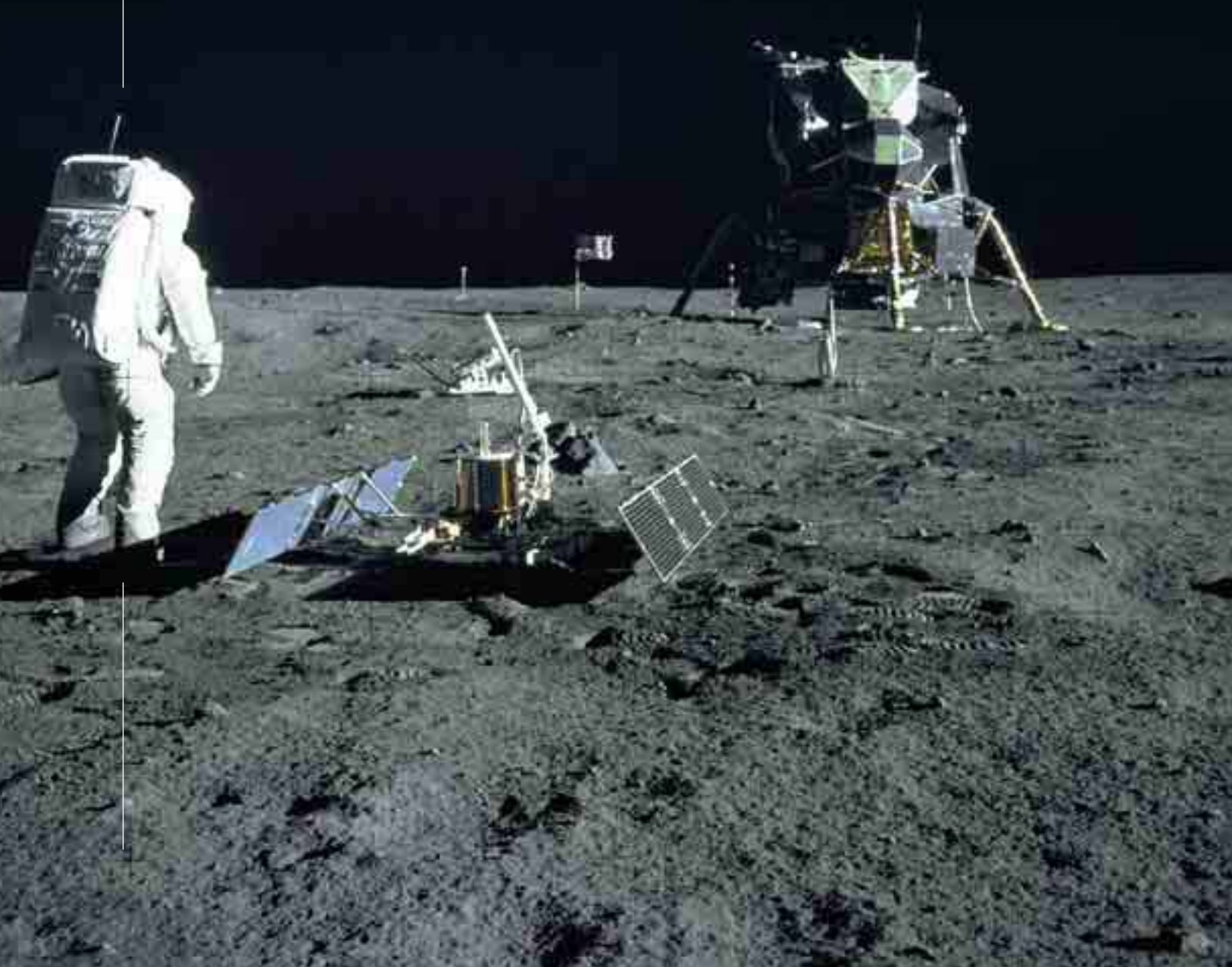
Im Falle Opels trägt diese Sehnsucht einen Namen: Sergio Marchionne. Der 1952 in einem Dorf in den Abruzzen geborene Marchionne studierte Philosophie, bevor er Betriebswirt wurde – vielleicht ist er deshalb einer der wenigen Manager, die eine Unternehmensphilosophie auch phänotypisch verkörpern können. Mit Nonchalance, leicht gebräunter Haut, zauseligem Haar und dem konsequenten Ersetzen des Jacketts durch den Pullover ist er selbst das, was er von Fiat forderte: ein »Inbegriff des italienischen Stils«. Mit diesem Bekenntnis zur nationalen Ästhetik (bei gleichzeitiger Bekämpfung der Nationalkrankheit *burocrazia maliziosa)* hat er Fiat gerettet. Opel jedoch raste in die Krise, weil man Autos erfand, die immer undeutscher aussehen wollten. Es wäre also geschmacksgeschichtlich unbedingt erstrebenswert, dass Marchionne dafür sorgt, dass Opel wieder Autos baut, die zum »Inbegriff des deutschen Stils« werden. Sie würden vermutlich besser fahren, als sie aussehen. *Florian Illies*

Foto — *Massimo Sestini / Grazia Neri / Agentur Focus*

Die da oben

Als die ersten Menschen 1969 den Mond betraten, saß unser Autor im Kontrollzentrum der Nasa in Houston. Jetzt hat er noch einmal die Eroberer des Weltraums getroffen, die fast katastrophal gescheitert wären

Von Peter Sartorius



Fußabdrücke für die Ewigkeit: Edwin Buzz Aldrin, fotografiert von Neil Armstrong, beim Mondspaziergang

Viele gibt es nicht mehr, die so nah dabei gewesen sind, dass sie erzählen können. Von der Zeit, als der Mond noch weiter weg war von der Erde als heute der Mars. Und von jenem denkwürdigen Tag im Mai 1961, als Robert Gilruth und ein paar andere ins Weiße Haus gerufen worden waren, wo es ihnen den Atem genommen haben muss, als sie hörten, was der Präsident von ihnen wollte. John F. Kennedy war erst ein paar Monate im Amt. Und schon sollten sie für ihn einen Menschheitstraum erfüllen helfen, wenn auch nur als Abfallprodukt. Denn um Politik ging es, nur darum. Den ideologischen Feind galt es zu bekämpfen; mit einem Know-how, das es noch nicht gab, genauer: mit einer Rakete, deren Kraft das Begriffsvermögen von Laien sprengte. Gilruth war alles andere als ein Laie. Keiner war mit dem Stand der Technik besser vertraut als er. Drei Jahre vorher war er damit beauftragt worden, eine Space Task Group zusammenzustellen, eine Spezialistentruppe, die im Schock nach den ersten russischen Weltraumerfolgen den eigenen, amerikanischen Vorstoß über die Grenzen der Erdatmosphäre hinaus vorantreiben sollte, und er selbst hatte dabei den Mond als lohnendes Ziel ins Spiel gebracht. Gleichwohl: Hätte er den Präsidenten nicht wissen lassen müssen, dass das, was dieser verlange, so nicht machbar sei, noch nicht? Er tat es nicht. Er und die anderen baten um Bedenkzeit. Um dann zu sagen: Mr. President, was Sie vorschlagen – wir sollten es versuchen.

»Als ich es hörte«, sagt fast ein halbes Jahrhundert später Christopher Columbus Kraft, »da dachte ich, jetzt sind sie alle verrückt geworden.«

Kraft hatte selbst der Space Task Group angehört, und Gilruth war sein großer Förderer. Heute ist Kraft 85 Jahre alt und lebt im texanischen Bay Oaks, 20 Minuten entfernt von der Skyline Houstons, zurückgezogen in einem stillen Haus am Rande eines Golfplatzes, auf dem er seinen schmalen Körper gelenkig hält. Auf dem Fensterbord sind Memorabilien aus weißem Plastik aufgestellt, Düsenflugzeuge, Raketen und ein spinnenbeiniges Ding namens LM. Hier, vor dem Altar seines Arbeitslebens, leistet Chris Kraft Abbitte. Mit der Hand schlägt er sich an die Brust und ruft noch einmal aus: »Dieser Mann hier hat gedacht, sie seien alle übergeschnappt.«

So als ob es Blasphemie gewesen sei, an einer nationalen Mission zu zweifeln. An der Eroberung eines fremden Gestirns.

In Chris Krafts Haus bin ich auf einer Reise zurück in die eigenen Erinnerungen angekommen. Vor 40 Jahren hatte ich zu den Reportern gehört, die davon berichteten, wie Amerikaner auf dem Mond einen Fußabdruck für die Ewigkeit hinterließen, in einem Moment, der mit jenem vor 350 Millionen Jahren verglichen wurde, als auf der Erde das Leben dem Wasser entstieg. Die Analogie bot sich an. Zum ersten Mal schickten sich irdische Lebewesen an, außerirdischen Boden zu betreten. Und wir durften im Manned Spacecraft Center in Nassau Bay unweit von Krafts heutigem Wohnort dabei sein.

Niemand hatte mich dorthin zu schicken brauchen. Ich hatte einfach alles liegen und stehen gelassen, um nur ja nicht den großen Augenblick zu verpassen. Als Nobody gesellte ich mich den erfahrenen Reportern zu, die, aufgereiht an langen Tischen, ihre Berichte in Reiseschreibmaschinen hackten und danach zum Stand des Telegrafenbüros Reuters rannten, das die Manuskripte in alle Welt sandte. Ziemlich umständlich war das seinerzeit noch. Einmal, als ich mich eines konkurrierenden Büros bediente, kam mein Artikel in Form von 150 Einzeltelegrammen in Deutschland an. Gedränge gab es kaum in Nassau Bay. Kaum mehr vorstellbar heute, dass allenfalls ein paar Hundert der 6000 bei der Nasa akkreditierten Medienvertreter das Raumfahrtzentrum zum ständigen Arbeitsplatz gemacht hatten, unter ihnen Norman Mailer als Star. Ebenfalls kaum mehr vorstellbar heute, dass die zubetonierte und mit einer halben Million Menschen bevölkerte Landschaft um das ehemalige Manned Spacecraft Center, das heute Johnson Space Center heißt, Weideland für texanische Longhorn-Rinder war. Dann aber trafen hier immer mehr junge Männer ein, an denen Mailer auffiel, dass sie scharf blickende Augen, kurz geschnittenes Haar und das beherrschte Auftreten derjenigen hatten, die gelernt haben, plötzlich ausbrechende Gefühle an die Leine zu legen. Sie waren Bodentruppen im Kampf der Supermächte um die Vorherrschaft im All und auf der Erde, und Gilruth war ihr Chef. Man hatte ihn zum Direktor des Raumfahrtzentrums ernannt, des Basislagers für Weltraumexpeditionen.

Chris Kraft zählte zu den bekanntesten seiner Leute. Sein Kopf hatte es schon 1965 auf den *Time*-Titel gebracht. Die Astronauten vertrauten ihm ihr Leben an. Er war der Flight Director, der Fluglotse aus den Anfangstagen der Raumfahrt, bekannt auch als Mr. Mission Control. Später sollte er Gilruths Nachfolger an der Spitze des Raumfahrtzentrums werden. Aber was Kraft zur Legende machte, war diese aufregende Zeit vorher, als er die ersten Astronauten auf die Himmelsbahn dirigiert hatte, die Hände an einem Seilzug, mit dem er die Raumkapsel von der Rakete absprengen konnte, wenn beim Start etwas schiefgegangen war.

Das Herantasten an den Weltraum war, irgendwie, noch Handarbeit. Und auch noch danach waren Computer mächtige Schränke, die ganze Etagen füllten und trotzdem weniger Leistung erbrachten als heute ein Laptop. Kraft musste damit auskommen, als

er, nun schon das Ziel Mond im Auge, im dritten Stock eines fensterlosen Betonwürfels das Herzstück des Manned Spacecraft Center schuf, den Mission Operations Control Room, die Steuerungszentrale, die heute unter Denkmalschutz steht, damit sie für immer Zeugnis gebe vom menschlichen Bewegungsdrang – höher, weiter, zu den Sternen. Ausladende Leuchttafeln an der Stirnfront, aufgefaltet wie ein mehrflügliger Altar, und vier Reihen olivgrüner Konsolen mit drei Dutzend Monitoren und unzähligen Knöpfen, Schaltern und Tasten sind das Inventar. Solange Chris Kraft hier der Flight Director war, saß er in der dritten Reihe und starrte auf die Zahlenkolonnen, die wie Börsenkurse lautlos über den Screen liefen, und auf die Leuchttafeln, auf denen die Raumschiffe elegante Linien hinterließen, Kurven, Kringel, wie von Eistänzern gezogen. Es war Norman Mailer, der über die Unbestechlichkeit elektrischer Schaltkreise und die Autorität des menschlichen Geistes und das Zusammenwirken von beidem nachdachte. Einer Wirklichkeit sah er sich gegenüber, die sich virtuell darbot, in Lichtpunkten, Chiffren, nicht mehr richtig greif- und begreifbar, was später alle Verschwörungstheoretiker dieser Welt auf den Plan rufen sollte mit ihrer Behauptung, der Flug zum Mond sei in Wahrheit Lüge gewesen.

Chris Kraft wird sich dazu äußern, aber zunächst wartet die Frage auf eine Antwort, warum ausgerechnet er, der maßgeblich dazu beitrug, dass der Mensch zum Mond aufbrechen konnte, den Flug dorthin für unmöglich hielt.

»Nicht den Flug an sich!«, protestiert Chris Kraft. »Nein, den nicht!«

Die Überbrückung von rund 380 000 Kilometern Wegstrecke im luftleeren Raum, das war zwar gewiss technisches Neuland, aber nicht das eigentliche Problem. Jedenfalls nicht für Gilruth, der den Mond selbst als Ziel vorgeschlagen hatte. Zunächst war der Mond nur eine im Kosmos aufgehängte Wendemarke, um die ein Raumschiff herumschwingen konnte, bevor es sich, die Schwungkraft ausnutzend, selbst zur Erde zurückkatapultierte. Gilruth nahm an, dass er damit den Präsidenten und dessen besonders hartnäckig auf Raumfahrt-Erfolge drängenden Vizepräsidenten Lyndon B. Johnson ruhigstellen konnte. Die beiden waren Getriebene. Es herrschte Kalter Krieg. In der Dritten Welt präsentierte sich die Sowjetunion als das scheinbar überlegene System, nachdem sie den Satelliten Sputnik, dann die Hündin Laika und schließlich den Major Gagarin auf eine Umlaufbahn um die Erde geschickt hatte. Die USA hatten dem nur Fassungslosigkeit entgegenzusetzen. Auf der Startrampe explodierende Raketen prägten das Verlierer-Image des Landes. Es musste etwas her, womit das Ansehen der Amerikaner in der Welt wiederhergestellt würde. Darum der Mond. Mit einer Erkundung konnte man den Vorsprung der Russen aufholen. Zwar hatte man keine Rakete für eine solche Expedition. Aber nach allem, was man wusste, hatten auch die Russen sie nicht, sodass die Supermächte gleiche Startbedingungen haben würden.

Doch für Kennedy und Johnson war es nicht mehr genug. Angesichts der Euphorie, die im amerikanischen Volk ausbrach, als Alan Shepard am 5. Mai 1961 endlich als erster Amerikaner auf einem ballistischen Flug über den Rand der Atmosphäre hinausgestoßen war, wollten sie plötzlich alles, das Unmögliche, die Landung, den Fußabdruck auf dem Mond.

»Genau das war das Verrückte«, sagt Chris Kraft.

Eine Landung – war das nicht eine Sache nur für ein paar Besessene wie Wernher von Braun, der in Peenemünde für Hitler die »Wunderwaffe« V2 gebaut hatte und später in Huntsville für die U. S. Army Großraketen entwarf? Und nun kam dieser charismatische Präsident daher und wünschte die Zusage, dass ein solches Unternehmen kurzfristig machbar sei.

Er hat sie bekommen. Musste sie bekommen, ganz dringend. Denn neben allem anderen gab es plötzlich auch noch ein politisches Debakel zu verdrängen, den von der CIA gesteuerten Versuch von Exilkubanern, Kuba von Castro zu befreien, eine dilettantische Operation, die in der Schweinebucht der Zuckerinsel im Fiasko endete. Eile war geboten, das eigene Volk abzulenken. Und so trat am 25. Mai 1961, einen guten Monat nach der missglückten Invasion, Kennedy vor die Häuser des Kongresses und kündigte an: »Die Zeit ist gekommen, einen Sprung nach vorne zu machen ... Unsere Nation sollte sich das Ziel setzen, noch vor dem Ende dieses Jahrzehnts einen Menschen auf dem Mond landen zu lassen und ihn sicher zur Erde zurückzubringen.«

Das Wort war heraus. Mond! Landen! Noch vor dem Ende des Jahrzehnts! Verrückt! Chris Kraft konnte nur den Kopf schütteln.

Man habe ja noch nicht einmal einen Mann in eine Erdumlaufbahn gebracht, sagt er. Und überhaupt keine Vorstellung habe man davon gehabt, was einen Menschen bei längerem Aufenthalt in der Schwerelosigkeit erwartete. Und wie eigentlich wollte man einen Abstieg zur Mondoberfläche bewerkstelligen? Mit einem großen, landefähigen Raumschiff, wovon Wernher von Braun träumte? Oder mit einem leichten Beiboot? Letzteres aber setzte ein Koppelungsmanöver zweier unabhängig voneinander operierender Raumfahrzeuge voraus, ein Rendezvous. Zwar war der Begriff bereits eingeführt. Im berühmten Massachusetts Institute of Technology in Cambridge bei Boston hatte ein Student namens Aldrin sogar gerade eine Doktorarbeit über »Navigationstechniken für bemannte Rendezvous im Orbit« in Angriff genommen. Aber für die Umsetzung in die Praxis fehlte jede Erfahrung.

»In der Rechnung«, sagt Chris Kraft, »gab es einfach zu viele Unbekannte.«

Und dann ist die Rechnung eben doch aufgegangen. Nicht zuletzt, weil Kennedy einen Blankoscheck ausstellte. Er sagte zu, die Mondlandung werde höchste Priorität genießen und die Nasa könne unbegrenzt über Geldmittel verfügen. Ungeahnte Energien wurden freigesetzt und auf ein einziges Ziel gelenkt: das Mare Tranquillitatis auf dem Mond, den Landeplatz.

Beamten- und Ingenieurgeist, wissenschaftliche Ambition und politisches Kalkül, Fantasie und Logik mussten miteinander verschmolzen werden. 400 000 Menschen, einer für jeden Kilometer zum Mond, begannen, übers ganze Land verstreut, an der Verwirklichung der nationalen Mission zu arbeiten, der man den Namen Apollo gab. Man entschied sich für einen Landeversuch mit einem Beiboot. Zwar musste Wernher

Peter Sartorius, 72, begann seine journalistische Laufbahn 1957 beim *Schwarzwälder Boten.* Er war Redakteur der *Nürnberger Nachrichten,* der *Stuttgarter Zeitung* und schließlich, von 1972 an, der *Süddeutschen Zeitung.* Heute ist er freier Journalist und Buchautor. Für seine Reportagen wurde er dreimal mit dem Egon Erwin Kisch-Preis ausgezeichnet

Training für einen Menschheitstraum: Edwin Buzz Aldrin, Neil Armstrong und Michael Collins (von links) im Golf von Mexiko

Public Viewing 1969: Tausende bejubeln im Central Park in New York die Mondlandung

Zwei Deutsche in Amerika: Peter Sartorius interviewt Kurt Debus, den Direktor des Weltraumbahnhofs (linke Seite)

von Braun auch für ein solches Unternehmen eine mehr als hundert Meter hohe Rakete, die Saturn V, entwerfen. Aber sie musste sehr viel weniger Schubleistung erbringen als jenes Monster namens Nova, das er als Transportmittel für ein landefähiges großes Raumschiff im Kopf hatte. Drei mächtige Triebwerksstufen wurden für seine Mondrakete in unterschiedlichen Landesteilen gefertigt und auf Schiffen sowie in einem eigens gebauten, unförmig bauchigen Flugzeug zum Cape Canaveral geschleppt, wo für das Zusammensetzen der Teile eine Halle so gigantischen Fassungsvermögens errichtet wurde, dass sich ohne ausgeklügeltes Belüftungssystem im Inneren Wolken gebildet hätten.

In Kalifornien schmiedete währenddessen der Luftfahrtkonzern North American Aviation das Raumschiff, eine Kombination aus Command Module und abwerfbarem Service Module, in dem sich neben der Energieversorgung für das Raumschiff auch dessen Triebwerk für das Einschwenken in die Mondumlaufbahn und für den Rückflug befand. In New York fertigte die Firma Grumman das filigrane Beiboot, profan LM genannt, Lunar Module. Und im Manned Spacecraft Center in Nassau Bay fand sich der ehemalige Doktorand Aldrin ein und ließ sich in einer Zentrifuge herumschleudern, bis ihm die Sinne schwanden. Vor seinem Studium hatte er die Militärakademie West Point absolviert und war im Koreakrieg Kampfpilot gewesen. Und nun war er Astronaut geworden, gehörte zu den zweieinhalb Dutzend Auserwählten, die sich Hoffnungen machten, als Erste den Mond zu betreten.

Am Ende gab man für den Fußabdruck im Staub des Mare Tranquillitatis 24,6 Milliarden Dollar aus.

Provozierende Frage an Chris Kraft: Sind dort wirklich die Rippen einer Schuhsohle eingedrückt? Oder andersherum: *Wag the Dog,* Hollywoods fabelhafte Satire über die Macht von Bildern und deren Manipulierbarkeit – war Apollo das Vorbild?

Klar, die Frage ist nicht ernst gemeint. Auf dem Mond wedelt der Schwanz nicht mit dem Hund, auch wenn es Irritierendes auf Filmen und Fotos zu sehen gibt, die zur Erde gelangten. Fehlender Staub. Fehlende Sterne. Manches andere. Alles kann erklärt werden. Gleichwohl, der Gedanke, dass die Amerikaner nie den Mond betraten, ist viel zu prickelnd, als dass er mit Argumenten aus der Welt zu schaffen wäre – etwa damit, dass es unmöglich wäre, jahrzehntelang die Fälscher der Filme, Fotos und Funksprüche daran zu hindern, mit der Wahrheit herauszurücken. Oder damit, dass die russische Konkurrenz mit ihren aufgestellten elektronischen Ohren den Betrug schneller aufgedeckt hätte, als er hätte begangen werden können. Oder damit, dass es widersinnig wäre, nach einer getürkten Landung ein halbes Dutzend weitere auf der Bühne der Illusionisten zu inszenieren.

Chris Kraft brauchte sich nicht zu rechtfertigen. Er könnte einfach lachen. Aber er tut es nicht.

»Die Wissenschaft«, sagt er mit der Nachsicht des Alters gegenüber dem Unsinn, der in der Welt kursiert, »hat von uns Materie in die Hände bekommen, die nachweisbar nie mit Sauerstoff in Berührung gekommen ist. Wie hätte sie auf die Erde gelangen können außer im Gepäck von Menschen, die auf dem Mond waren?«

Der Verdacht der Lüge muss Chris Kraft gleichwohl mehr schmerzen, als er sich anmerken lässt. Hatte es sich die Nasa nicht zur Pflicht gemacht, den Hunger von uns Reportern nach präziser Information im Übermaß zu stillen? Unentwegt ließ sie die Männer

mit den scharf blickenden Augen ausschwärmen, damit sie Fragen beantworteten, mit Engelsgeduld, notfalls zum tausendsten Mal. Norman Mailer, unter uns sitzend, den Schreibblock auf den Knien, notierte für sein Buch vom Feuer auf dem Mond, es komme ihm so vor, als habe die Nasa entdeckt, warum Ehrlichkeit stets die beste Politik ist, »deswegen nämlich, weil wahre Information stark und sicher machen kann«.

Mailer ist lange tot. Auch Gilruth. Auch Wernher von Braun. Und viele der jungen Männer, die uns Rede und Antwort standen. Nach dem Besuch bei Chris Kraft bin ich an ihrem Arbeitsplatz im Hauptgebäude des Raumfahrtzentrums angelangt, wo eine Automatenreihe steht, die so aussieht, als sei sie immer noch jene, die für uns Konservenbüchsen mit gummiartigen Spaghetti in Tomatentunke ausspuckte. Der Automat war unsere Ernährungsquelle und vermutlich auch die der Leute von Mission Control.

Man darf heute ihren geheiligten Arbeitsplatz betreten, von dem es ein Stockwerk tiefer ein Duplikat gibt, einen zweiten, identischen Kontrollraum, weil man auf alles vorbereitet sein wollte, auch auf den Ausfall der kompletten Kommandozentrale. Einen simplen Kurzschluss hatte man nicht auf der Rechnung. An der Querwand hat ein kreisrundes Emblem mit der Aufschrift Apollo 1 und den Nachnamen Grissom, White und Chaffee einen Ehrenplatz gefunden. Es ist eine Totentafel. Eine Bemerkung von Chris Kraft lastet schwer im Raum. Er habe, hat er mir gesagt, die drei Männer sterben hören; das sei seine furchtbarste Erfahrung gewesen. Im Januar 1967 war das. Bei einem als nicht kritisch angesehenen Bodentest hatte das Cockpit des Apollo-Raumschiffs wegen einer defekten Stromleitung Feuer gefangen. Im reinen Sauerstoff griff es rasend um sich. Über Funk war Kraft mit der Kapsel verbunden. Er konnte keinen rettenden Seilzug betätigen.

Doch das Apollo-Programm war nicht zu stoppen. Man trauerte noch um die Toten, als Wernher von Brauns Saturn V zum ersten Testflug vom Cape Canaveral abhob, das man zu Ehren des ermordeten Präsidenten damals Cape Kennedy nannte. Ein Jahr darauf, im Oktober 1968, der erste Test mit einem gründlich umgebauten Apollo-Raumschiff auf der Erdumlaufbahn. Und dann, zwei Monate später, das Überholmanöver im Rennen der Supermächte zum Mond, der Triumph mit einem Unternehmen, das die Ziffer 8 in der Testreihe des Mondprojektes trug und deshalb Apollo 8 hieß. Aber derart überzeugt war man inzwischen von der Zuverlässigkeit des Raumschiffs, dass man es mit seinen drei Insassen nicht, wie ursprünglich vorgesehen, nur auf der Erdumlaufbahn kreisen ließ, sondern gleich weiterschickte zum Mond, zu dessen Umrundung. Am Heiligen Abend vernahm die Welt die Weihnachtsbotschaft des Raumschiffkommandanten Frank Borman. Und erblickte eine blau-weiß schimmernde Murmel in der Leere des Alls. Und wurde sich, vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit, dramatisch bewusst, wie verletzlich der Planet Erde war.

Doch viel Zeit zur Besinnung gab es nicht. Kennedys Vermächtnis galt es zu erfüllen, noch innerhalb des Jahrzehnts. Es blieben nur noch Monate. März 1969: Apollo 9, der Test der Mondlandefähre auf der Erdumlaufbahn. Dann im Mai 1969 das Unternehmen Apollo 10, erneuter Flug zum Mond und Herantasten der Fähre bis auf 14 Kilometer an die Oberfläche des Gestirns. Schließlich der 16. Juli 1969, das große Datum. Aufgetankt mit 2500 Tonnen Treibstoff und

Da staunt der Papst: Paul VI. verfolgt den magischen Moment in seiner Sommerresidenz

Eintrittskarte zur Weltsensation: Peter Sartorius' Nasa-Presseausweis

 Foto — *Bettmann / Corbis*

Peter Sartorius hatte sich als Redakteur der »Nürnberger Nachrichten« beurlauben lassen, um als freier Reporter aus Houston zu schreiben. Und die deutschen Zeitungen konnten von seinen Artikeln nicht genug bekommen

 Fotos —— *Nürnberger Nachrichten; Stuttgarter Zeitung; Kölnische Rundschau; Frankfurter Rundschau*

beobachtet von einer Million Menschen entlang der Strände Floridas und weiteren 500 Millionen in aller Welt, wuchtete sich die Saturn V in den Himmel über Cape Kennedy, an ihrer Spitze das Raumschiff Columbia mit dem Kommandanten Neil Armstrong und dessen Begleitern Edwin Buzz Aldrin und Michael Collins. Darunter, in einem Laderaum, das Lunar Module Eagle, die Landefähre, mit der Armstrong und Aldrin zum Mond hinabsteigen würden, während Collins im Mutterschiff den Mond umkreisen und auf die Rückkehr der Gefährten warten sollte.

Wir Reporter waren, kaum dass sich der Raketendonner hinter den Mangrovensümpfen am Kap gelegt hatte und der Feuerstrahl am Himmel verschwunden war, zum nächstbesten Flughafen geeilt, um im Manned Spacecraft Center in Nassau Bay den Flug weiterzuverfolgen. Auf Bildschirmen, die über unseren Köpfen hingen, wurden uns graue Bilder aus dem Kontrollraum offeriert. Aus Lautsprechern hörten wir das Krächzen des Funkverkehrs. Mit Bergen von Papier wurden wir überschüttet. Oft ratlos versuchten wir, aus Kürzeln und Fachbegriffen herauszufiltern, wie sich Utopie in Realität verwandelte. Und dann, plötzlich, wurde uns klar, dass Amerika nicht mehr nur zum außerirdischen Meer der Ruhe blickte, sondern fast noch begieriger, sensationslüsterner an die eigene Ostküste, zu den Sanddünen auf dem Eiland Chappaquiddick vor dem Cape Cod in Massachusetts, dem Sammelplatz der Reichen und Schönen, wo eine junge Frau namens Mary Jo Kopechne gerade ertrunken war. Der Senator Edward Kennedy war mit ihr im Auto nachts zwischen Dünen von einem Brückensteg gestürzt, abgekommen vom rechten Weg. Edward Kennedy mit seinem Unfall und den Spekulationen, die sich darum rankten, war drauf und dran, wie Zyniker bemerkten, dem Vorhaben seines ermordeten Bruders die Schau zu stehlen.

Denn Chappaquiddick war in seiner begreifbaren Realität eine ganz andere Wirklichkeit als die des Mondes. Erst mit Verzögerung begriff ich, dass auch Apollo vor einer Katastrophe stand. Als die Fähre Eagle bereits dicht über die Mondoberfläche glitt, war ein rotes Licht auf dem Screen des Bordcomputers aufgeflammt. *We have a twelve-o-two.* Und: *We have a twelve-o-one.* Nüchterne Fehlermeldungen der Astronauten, für Laien ohne Dramatik. Aber im Kontrollzentrum alarmierten sie alle. Und Chris Kraft gibt heute zu, dass er sogar zu Tode erschrocken war. Die Ziffern 1202 und 1201 signalisierten, dass der Computer abzustürzen drohte – und mit ihm Armstrong und Aldrin.

Die Unbestechlichkeit elektrischer Schaltkreise, plötzlich irrelevant. Die Autorität des menschlichen Geistes, jetzt gefordert. Der Computer war mit Daten überfrachtet, die für die Landung bedeutungslos waren. Und unabhängig davon würde die Fähre das programmierte Landeziel um viereinhalb Kilometer verfehlen. Also: die Landung abbrechen? So kurz vor dem Ziel alles aufgeben, worauf die Nation zehn Jahre hingearbeitet hatte? Die Gehirne von Astronauten werden darauf trainiert, in Krisenmomenten Entscheidungen unter Ignorierung von Zweifeln und Ängsten zu fällen. Und jetzt war ein solcher Moment gekommen. Armstrong und Aldrin schalteten nicht nur ihre Emotionen, sondern auch den Computer aus. Handsteuerung. Armstrong überflog einen Krater, hob die Fähre über dessen Rand, suchte noch nach einer geeigneten Landestelle, als bereits neue Warnsignale auf dem Armaturenbrett aufgeregt signalisierten, dass der Treibstoff zu Ende ging. Schließlich entdeckte Armstrong einen Fleck ohne hinderliche Steinbrocken. Die Eagle setzte weich auf Spinnenbeinen auf.

Es war der 20. Juli 1969, 17 Minuten und 40 Sekunden nach 15 Uhr Ortszeit, Houston. Der Treibstoff des Triebwerks für die Landung hätte allenfalls für weitere 25 Sekunden gereicht.

Armstrong meldete zur Erde: »Hier Tranquillity-Basis, die Eagle ist gelandet.« Im Kontrollraum flogen die Arme hoch, und der Astronaut Charly Duke, der die Verbindung mit der Besatzung aufrechterhielt, schrie, dass man es bis zum Mond hörte: »Die ganze Bande hier hat blau angelaufene Gesichter, aber jetzt holen wir alle wieder Luft.«

Vierzig Jahre später ist der Mission Operations Control Room erfüllt mit feierlicher Stille. Seit mehr als anderthalb Jahrzehnten ist er nicht mehr benutzt worden. Im Zeitraffer der Erinnerungen huschen Phasen von Armstrongs und Aldrins Aufenthalt auf dem Mond vorbei. Seltsamerweise hat der Ausstieg der beiden Astronauten aus der Fähre bei mir keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Vielleicht, weil der Landung mehr als sechs Stunden angestrengtes Warten gefolgt waren und Erregung und Spannung bereits aufgebraucht waren, als Neil Armstrong, auf den Monitoren schemenhaft sichtbar und wie ein Tiefseetaucher wirkend, endlich die Leiter der Fähre hinunterkletterte und er seinen kleinen Schritt und die Menschheit ihren großen Sprung machte. Vielleicht aber auch, weil mein Bericht über den historischen Augenblick kaum als journalistische Glanzleistung in die Geschichte eingehen wird. Aus dem Lautsprecher hatte ich Geknatter, Chiffren, Angaben zur Bodenbeschaffenheit und anderes, scheinbar Unwesentliches, gehört und, irgendwie ent-

täuscht, in die Schreibmaschine getippt: kein Königswort! Erst später, nachdem die Ausdrucke des Funksprechverkehrs den Presseraum erreicht hatten, las ich: *»One small step …«* Doch es war zu spät. Der Artikel war bereits auf dem Weg nach Deutschland.

Ins Bewusstsein drängen andere Momente, jene vor allem vom nächsten Tag, als die Eagle wieder abhob vom Mond. Ich notierte, ziemlich lyrisch: »der Kopf der Spinne, am Leben bleibend, obwohl getrennt von Rumpf und Gliedern«. Denn das sperrige Untergestell mit den Spinnenbeinen blieb zurück auf dem Mond. Dann das Rendezvous mit dem Mutterschiff. Die vorsichtige Annäherung der Raumfahrzeuge aneinander, das Andocken, das Umsteigen der Mondastronauten zu ihrem wartenden Kollegen Collins in der Apollo-Kapsel, das Ablösen des Spinnenkopfes, der, unnütz geworden, davontaumelte. Dann noch einmal, ein letztes Mal, diese endlosen zwanzig Minuten jener Leere, die auch in den vorausgegangenen Tagen immer dann eingetreten war, wenn das Apollo-Raumschiff bei der Umrundung des Mondes ins Funkloch hinter dem Mond gefallen war. LOS! Das Kürzel hatte etwas zutiefst Beängstigendes. *Loss Of Signal.* Und jetzt kam noch hinzu, dass es wegen des Funkausfalls ja auch keine Information darüber geben konnte, ob hinter dem Mond das Triebwerk des Raumschiffes für dessen Rückkehr zur Erde korrekt gezündet hatte. Welche Befreiung dann, als *Acquisition Of Signal*, AOS, Funkempfang, gemeldet wurde und sofort danach, dass die Columbia korrekt auf Heimatkurs lag.

Acht Tage und drei Stunden nach dem Start in Florida kamen die drei Männer von Apollo 11 wieder auf der Erde an. 3000 Tonnen hatte ihre Saturn V beim Start in Florida gewogen. Was im Pazifik am Fallschirm davon zurückkam, waren gerade mal sechs Tonnen – darunter 23 Kilo Mondgestein als Beweismaterial gegen alle Verschwörungstheorien.

Nachfolgende Besatzungen haben weitere 359 Kilo aufgesammelt, von denen ein Teil noch immer, jungfräulich, in gasförmigem Stickstoff ruhend, im Johnson Space Center verschlossen gehalten wird. Ein Bröckchen vom Mond, das aussieht wie schwarzer Speckstein, ist hingegen im Space Museum nebenan ausgestellt. Wollte man es im Labor untersuchen, so würde man Irdisches an ihm entdecken, Spuren von Schweiß, Seife und vielleicht auch Hähnchenfett und Ketchup. Es kann betastet werden. Im Museum ist heute der Mond zum Greifen nahe.

Er ist es auch in den Werkstätten des Raumfahrtzentrums, wo die Zukunft des Mondes vage sichtbar wird. An einem vergrößerten Apollo-Raumschiff wird dort gearbeitet, einem, in dem vier Menschen Platz finden sollen. Und Zweckbauten für den Mond nehmen bereits Gestalt an, aus Plastik und Sperrholz noch, aber schon in Originalgröße, einer davon röhrenförmig, der andere an eine Zwiebel erinnernd und beide eine Ahnung davon vermittelnd, wie erste Siedler in der Mondwüste überleben sollen. Es ist ja die erklärte Absicht der Amerikaner, abermals zum Mond zu fliegen, schon in naher Zukunft. Aber in wie naher Zukunft – das bleibt offen. Als Antrieb für das Projekt Constellation gibt es nicht mehr das erbitterte Ringen mit einer rivalisierenden Supermacht. Und deshalb auch keinen nationalen Impuls. Schon gar nicht in einer Zeit, in der die Energien des Landes absorbiert sind durch die Finanz- und Wirtschaftskrise. Und so fliegt das neue Mondschiff irgendwie schwerelos im Vakuum.

Sternengucker am Cape Canaveral beim Start der Apollo-Rakete

Er erlebte die Verwirklichung seiner Idee nicht mehr: John F. Kennedy – hier 1962 mit Weltraumpionier Robert Gilruth und einem Modell der Raumkapsel

Chris Kraft, Monderoberer, heute – fotografiert von Peter Sartorius

 Foto — *JP Laffont / Sygma / Corbis; AP Photo; Peter Sartorius*

Den USA bleibt nur, um internationale Kooperation zu betteln. Weshalb ihnen auch diesmal an rückhaltloser Offenheit gelegen ist. Ich werde in einen Hangar geführt, in dem ein eindrucksvolles Wohnmobil mit dem Nasa-Wappen und zwei aus dem Heck hängenden Raumanzügen steht. Es ist eigentlich kein Modell. Es sei einsatzbereit für Fahrten auf dem Mond, wird mir gesagt. Ob ich es steuern wolle?

Klar, will ich!

Und so sitze ich plötzlich im Fahrerstand eines elektrisch angetriebenen Lunar Truck, navigiere das Fahrzeug mithilfe einer Art Joystick und rumple, gedanklich, über kahle Ebenen mit nichts als öden Kratern, einer hinter dem anderen.

Mit solchen Worten hatte Buzz Aldrin den Mond in einem Interview beschrieben, das er mir vor einigen Jahren gegeben hatte. Gottverlassen, hatte er hinzugefügt, sei ein angemessenes Wort. Wir hatten uns nicht nur über das abschreckende Mondterrain unterhalten, sondern auch über die Veränderung der politischen Landschaft auf der Erde durch den Erfolg von Apollo. Die Mondrakete N 1 der Konkurrenz in Moskau, vergleichbar mächtig wie Wernher von Brauns Saturn V, hatte sich als untauglich erwiesen, und Aldrin hatte einen Zusammenhang zwischen dem Scheitern der Russen im All und dem Umstand hergestellt, dass sich in dieser Zeit erste Risse im Sowjetimperium gebildet hatten und die Magie der Sowjetideologie in der Dritten Welt laufend an Kraft verloren hatte. Und auch darüber hatte er reflektiert, dass, andererseits, der Kraftakt der Apollo-Missionen in Amerika einen Innovationsschub auslöste. Das Land übernahm die Führerschaft der weltweiten technologischen Revolution. Kommunikationstechnik, Medizintechnik, Computerelektronik, Werkstoffentwicklung sind Stichwörter.

Ich habe mich auf meiner Reise zurück ins Jahr des Mondes 1969 noch einmal mit Aldrin verabredet, wenn auch nur zum privaten Small Talk. Sorry, kein Interview diesmal, hatte er gemailt und hinzugefügt, er arbeite an einem Buch, und sein Verlag habe ihm Redeverbot auferlegt. Also nicht einmal ein verwertbares Zitat zur Verschwörungstheorie. Aber brauchte ich es wirklich? Aldrins Meinung ist in einem Protokoll der Polizei von Beverly Hills nachzulesen. Der Mondfahrer hatte sich eines besonders schlagkräftigen Arguments bedient. Im Jahr 2002 war das, als ihm in Beverly Hills ein Filmemacher namens Bart Sibrel in den Weg getreten war, ihn einen Betrüger genannt und gegeifert hatte: »Sie sind der, der behauptet hat, auf dem Mond herumgelaufen zu sein – und Sie haben es nicht getan.« Auf die Bibel solle er schwören, dass er nicht lüge. Doch Aldrins Hand war zu keiner Bibel gegangen, sondern in Sibrels Gesicht gefahren. Es war, im Internet auf Video zu besichtigen, eine rechte Gerade ans Kinn.

Buzz Aldrin, mittlerweile auch schon 79 Jahre alt, bewohnt mit seiner Frau Lois in Los Angeles eine Suite in einem luxuriösen Hochhaus am Wilshire Boulevard. Wir plaudern über alles Mögliche, nur nicht über den Mond. Immerhin diese eine Frage muss erlaubt sein: Was seine Gefährten von damals heute machten, wie sie heute lebten? *Well,* sagt Aldrin, Armstrong verbringe seine Zeit, soviel er wisse, auf seiner Farm in Ohio. Und Collins? Der angle vermutlich in Florida. Es hört sich nicht so an, als habe die Reise zum Mond die drei Astronauten zu mehr als Weggefährten auf Zeit gemacht. Vielleicht sogar: LOS, *Loss Of Signal.*

Aldrins Ego – verletzt? Er ist nicht der Erste gewesen, der den Mond betreten hat. Die zwanzig Minuten, die er, der Kopilot, nach Armstrong, seinem Commander, auf dem Zielstrich ankam, wird er nicht aufholen können. Was nützt es ihm, dass bei allen vorausgegangenen Aktivitäten im Weltraum es nie der Commander war, der von Bord ging, wenn sogenannte Weltraumspaziergänge anstanden? Es war immer der Kopilot. Und Aldrin war sogar der Weltrekordinhaber, was solche Ausflüge anging. In Aldrins Vita ist vermerkt, dass er nach seiner Rückkehr zur Erde in ein schwarzes Loch fiel, in dem er Zuflucht beim Alkohol suchte. Weil er auf dem Mond zurücktreten musste? Nachdenklich hatte mir Aldrin geantwortet, als ich mit ihm noch über den Flug sprechen durfte, dass es sehr schwer geworden wäre, »sich all den Leuten zu stellen, die gefragt hätten, ob ich nicht auch den Eindruck hätte, eine unzulässige Bevorzugung vor meinem Commander erhalten zu haben«. Aber ohnehin, dem ersten Schritt werde zu viel Bedeutung beigemessen. Die Landung, das seien 99 Prozent der Mission gewesen – das verbleibende Prozent, der Ausstieg, sei leichter zu schaffen gewesen als, ja, eben, ein Weltraumspaziergang.

Ob er jene beneide, die nach ihm kommen und eigene Erfahrungen auf einem anderen Gestirn machen werden? Auch das hatte ich Aldrin gefragt. Jetzt, bereits auf dem Weg zurück nach Deutschland, lese ich seine Antwort noch einmal nach.

»Ich weiß nicht, warum ich sie beneiden sollte, unsere Stunde in der Geschichte kam, und wir waren da. Andere werden ihre Stunde haben. Lindbergh hatte die seine, und die Wright-Brüder hatten die ihre. Es wäre schön, aus dem Blickwinkel eines Emeritus große Entdeckungsreisen im All mitverfolgen zu können und sich zu erinnern, immer von Neuem.«

Frisch gestrichen

Unsere Autoren, vom Rentner bis zur Studentin, fragen sich in Zeiten der Krise: Worauf kann ich verzichten?

Ich streiche den Sport

Der Champagner ist alle. Denke ich jedes Mal, wenn ich am Samstagabend zu Freunden gehe – und eine Flasche »guter Weißwein« oder ein »wirklich leckerer Crémant« auf dem Tisch steht. Weißwein! Das wäre vor einem Jahr undenkbar gewesen. Wir hätten uns um zehn Uhr abends getroffen, voller Vorfreude auf eine lange Clubnacht in Berlin – und hätten eiskalten Veuve Clicquot genossen. »Koks für Menschen über 30« nannte das ein guter Freund. Jetzt ist der Rausch vorüber, wir kaufen wieder im Kaiser's Supermarkt und nicht mehr in den Delikatessabteilungen von Kaufhof am Alex oder KaDeWe. Ein Freund kündigte seinen Vertrag mit dem Fitnessstudio, ein anderer verabschiedet sich vom Traum einer Eigentumswohnung, ein dritter plant, dieses Jahr seinen Urlaub in Berlin zu verbringen. Wir teilen uns den Genuss besser ein, dann gibt es die Martin-Margiela-Sneakers eben erst im Schlussverkauf, wenn sie um 50 Prozent reduziert sind. Ich halte es mit den Pet Shop Boys, die in dem Lied *Love etc.* singen: *»You don't have to be beautiful but it's nice.«*

Ulf Lippitz

Ich streiche den Zoo

Leicht verzichtbare Güter:
Elektrischer Wäschetrockner
Das altersgerechte Katzenfutter
Autofahrt zum Bahnhof
Kekse, Honigwaffeln, Speiseeis, Limonade
Friseur
Besuch im Wildpark/Zoo/Erlebnisbad
Fernseher
Schwer, aber dennoch verzichtbare Güter:
Zeitung, Theater/Oper
Dusche
Winterurlaub
Cello- und Reitunterricht
Der zweite, dritte und vierte Hahn, Schafe
Putzfrau, Geschirrspüler
Die neue Platte von Bob Dylan
Auto
Wein, Südfrüchte
Unverzichtbare Güter:
Sommerreise
Gedichte, Bücher, Bach-CDs
Rosen
Joggingschuhe
Frisches Obst, Gemüse, Wasser, Kaffee
Feuer
Moskitonetz

Iris Radisch

Ich streiche den Obstsalat

Seit ein paar Wochen haben mein Freund und ich ein Spiel. Es heißt: Wo können wir sparen? Was brauchen wir nicht wirklich? In einer Phase, in der wir das Gefühl hatten, wir lebten zu ungesund – zu viel Alkohol, zu viele Zigaretten und nur unregelmäßige Mahlzeiten –, hatten wir einmal beschlossen, jeden Tag wenigstens einen Obstsalat zu essen. Nun ist Obst nicht gerade billig, und irgendwann wurden unsere Kreationen immer ausgefallener: Mangos, Litschis, Maracujas. Jedenfalls reißen die Früchte inzwischen ein beträchtliches Loch in unser Budget. Auf der anderen Seite sind wir vor Kurzem Eltern geworden, und nun wieder zu Alkohol und Zigaretten zurückzukehren ist vielleicht auch nicht so eine gute Idee. Also, der Obstsalat bleibt. Was gibt es noch? Jahrelang war es für uns eine Horrorvorstellung, mit mehreren Menschen zusammen die Ferien zu verbringen, aber vor ein paar Tagen haben wir unseren Urlaub gebucht, wir mieten ein Haus auf Ibiza. Mit zehn Freunden. Und ja, wir freuen uns tatsächlich darauf. Es ist auch viel preiswerter.

Jana Simon

 Fotos — *Robert Landau / Corbis; notrealistic; mauritius images*

Ich streiche den Ballast

Kaffeepause vom Examenskolloquium. Fragt mich Lena, eine Freundin:
—— *Wie war eigentlich dein Umzug? Schon alle Kisten ausgepackt?*
(Ihr kann ich's ja sagen)
—— Ganz ehrlich? Keine einzige. Stehen im Flur, unberührt.
—— *Du bist doch aber schon vor drei Wochen umgezogen!*
—— Stimmt. Aber, weißt du, ich hab da so ein merkwürdiges ... Verlangen. Das hört nicht auf, richtig psycho ist das: Am liebsten würde ich alle Kartons aus dem Fenster schmeißen.
—— *Zu faul zum Aufräumen?*
—— Nein, ich meine diese Sehnsucht nach Freiheit, nach einem Leben ohne Ballast! Die Dinge terrorisieren uns! Ich mein das ernst.
—— *Na, dann wehr dich doch! Hier, zack, weg mit dem iPod, ab in den Müll.*
(Sie hat meinen MP3-Player an sich gerissen!)
—— Hey, der war teuer!
—— *Das misst du an Geld?*
(Sie lässt ihn über dem Mülleimer baumeln!!)
—— Nein, aber ich brauch doch Musik!
—— *Und was ist mit Shoppen, Essen, Tanzengehen? Bücher kaufen, statt sie auszuleihen?*
—— Nein. Solange ich stattdessen etwas anderes mache, was symbolisiert, dass ich mir etwas gönnen kann. Mit dem ich zeigen kann: »Hey, Leute, ich bin ein Teil der Gesellschaft!«
—— *Sicher. Brauchst du eigentlich meine Hilfe beim Auspacken deiner Kartons?*
—— Danke. Ist lieb, du. Aber ich glaub, ich verzichte. *Nina Pauer*

Ich streiche die Pferdewetten

Arbeitsminister Olaf Scholz hat 15 Kilo abgenommen. Wir glauben es ihm, natürlich, obwohl man es nicht wirklich sieht. Er habe weniger gegessen und sei weniger bequem, sagte er. Und dann sagte er den Satz der Stunde: Er habe es für seine Frau getan. Wie jeder krisengeschüttelte Mensch derzeit denke auch ich darüber nach, was ich alles ändern werde und ändern muss in den bevorstehenden finsteren Zeiten. Dank dem dünnen Olaf Scholz gehen diese Gedanken nun in eine völlig andere Richtung. Nicht »verzichten auf« ist das Motto. Sondern »verzichten für«. Mein Leben sieht grundsätzlich so aus: Ich gebe zu viel aus für Pferderennen, zu viel fürs Essen, zu viel für Bücher und zu viel für Quatsch. Darüber hinaus frage ich mich, ob wir zwei Autos brauchen und ob das Zusammenlegen von Haushalten etwas Sinnvolles sein kann. Mit dem grundsätzlichen Betrachten meines Lebens kenne ich mich aus, das hat nichts mit der jetzigen Krise zu tun. Am Ende der Betrachtung stand immer die mit Nein beantwortete Frage: Bin ich auch noch ich, wenn ich für das alles nicht zu viel ausgebe? Ein befreundetes Ehepaar fertigt seit fast 20 Jahren Sparlisten an, immer mit dem exakt gleichen Ergebnis: Das einzig Überflüssige ist das *taz*-Abo. Sie haben es trotzdem behalten, wohl als Spielraum für echt harte Zeiten. Doch bei mir greift jetzt das Prinzip Scholz: Sonntags geht's in die Natur, zum Studium von Blüten und Blumen. Ich lerne kochen und lese die *Jahrestage* von Uwe Johnson, vier Bände, stehen schon seit Jahren im Schrank. Für die Natur, für meinen Herd, für Uwe Johnson. Und ich werde meine Freunde anrufen, sie sollen ernst machen mit dem *taz*-Abo und für den halben Preis ein Kind in Afrika unterstützen. Ich wette, in diesen Tagen wird ein Sturm auf die deutschen Tierheime einsetzen. Auto? Fernreisen? Konzertbesuche? Nein, vorbei. Das wird der Satz des Jahres sein: Ich habe es für meinen Hund getan. *Stephan Lebert*

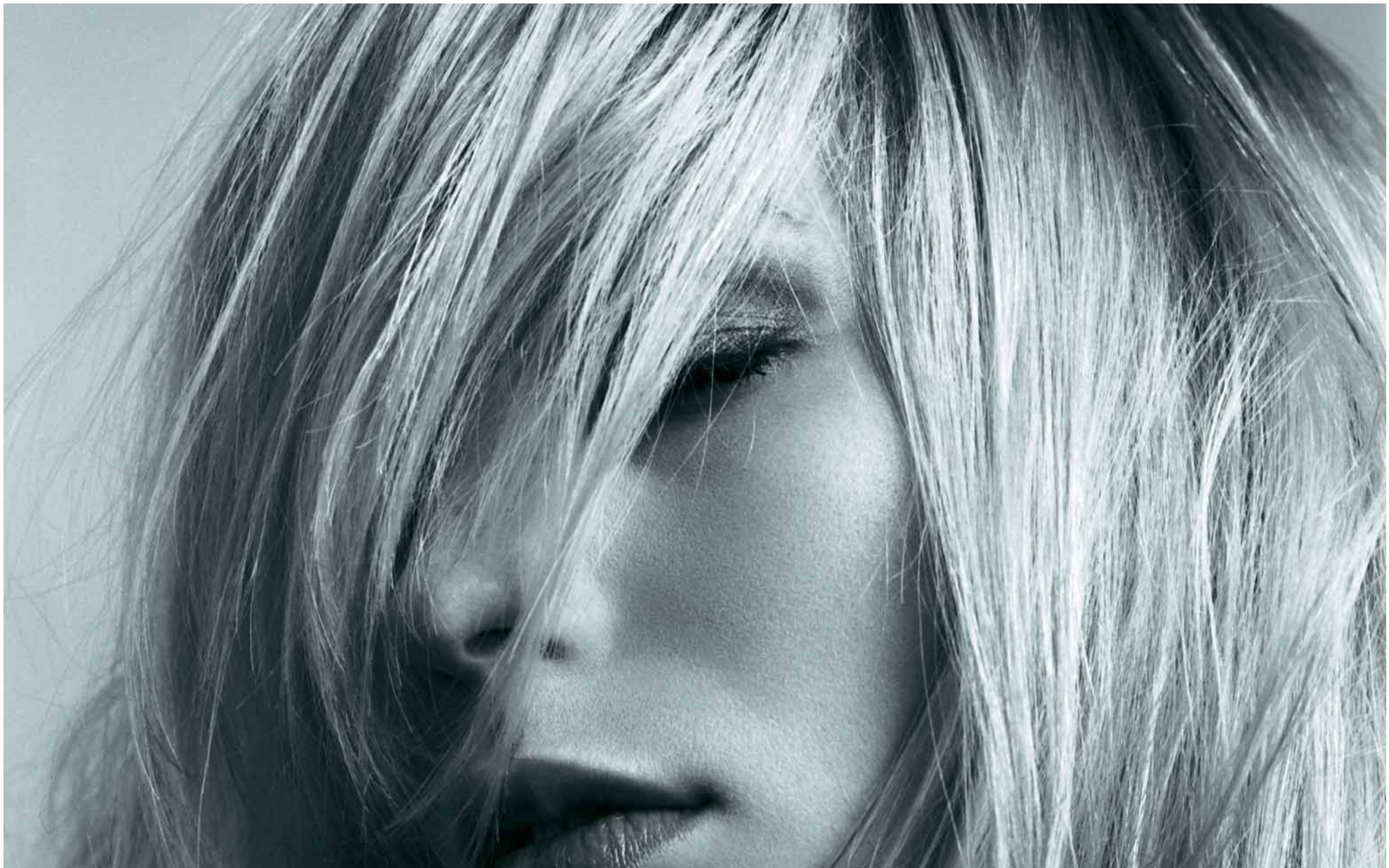
Ich streiche nichts

Jetzt fragen sie einen alten, auf die 80 zugehenden Mann, worauf er verzichten könnte! Auf nichts werde ich verzichten! Auf nichts! Im Gegenteil. Bei Jacques Lemercier zwei Dutzend Austern Gillardeau bestellen statt einem. Champus statt Sancerre und stillem Wasser und natürlich Gänseleber getrüffelt. Doppelte Portion. Das Totenhemd hat keine Taschen, das Ende ist eh in Sicht. Unnötig? Ja, doch, Vorsorgeuntersuchungen sind überflüssig. Die Blase funktioniert, Niere und Darm tun es auch. Ein neues Hörgerät ist ebenfalls nicht nötig. Der Unsinn um einen herum ist nicht hörenswert. Das Gleiche gilt für eine Brille. Man hat ja alles schon gesehen und gelesen. Die Frage nach Verzicht sollte denen gestellt werden, die den ganzen Schlamassel angerichtet haben. Den Bankbubis. Nicht mir. Auf jeden Fall sollten unsere schönen Bäume nicht verschwinden. Ihr Holz wird eines Tages für Barrikaden gebraucht werden. Unser marodes System wird Menschen auf dieselben treiben. *Haug von Kuenheim*

Ich habe einen Traum

Sarah Brandner

»Spielerfrau? Mein Freund Bastian Schweinsteiger heißt ja auch nicht Modelmann«



Spielerfrau? Verschonen Sie mich bitte damit! Ich mag das Wort nicht. Spielerfrau, das klingt nach jemandem, der nichts anderes tut, als sich die Nägel zu lackieren. Meinen Freund Bastian Schweinsteiger nennt ja auch keiner Modelmann.
Ich arbeite als Model, seit ich 14 bin. Nicht Vollzeit. Ich gehe noch zur Schule. Ich bin eine gute Schülerin, deshalb bekomme ich immer ein paar Tage frei, um zu Fotoshootings zu reisen. Schule und Modeln sind zwei Welten: Die Unbeschwertheit vieler meiner Klassenkameraden, alles, was man jugendlichen Blödsinn nennen könnte, erlaube ich mir seit Jahren nicht mehr. Den Preis zahle ich gern, Modeln ist mein Traum.
Ich war Ende 13, gerade aus der Pubertät heraus, als ich dauernd von Modelscouts angesprochen wurde. Jedes Mal, wenn ich in die Stadt ging, brachte ich vier, fünf Visitenkarten mit nach Hause. Ich habe sie alle weggeworfen. Bekannte meiner Eltern, die eine Agentur haben, vermittelten mir die ersten Jobs. Meine Eltern wollten ein Auge auf mich haben.
Modeln ist ein hartes Geschäft für ein junges Mädchen: Da hetzt man beispielsweise bei der Modewoche in Mailand von Go-See zu Go-See – so heißen die Termine, bei denen die Designer die Models für ihre Schauen aussuchen. Dort ist der Ton oft barsch: »Das Kleid passt dir nicht. Du musst gehen.« Man muss lernen, die Kritik von seiner Person zu trennen: Man passt halt nicht in deren Raster. Mich hat das Modeln stärker, reifer gemacht. Auch weil man konstant auf sich achten muss: drei Liter Wasser am Tag trinken, viel schlafen. Find ich nicht schlimm, ich verbringe sowieso nicht gerne meine Nächte in Clubs. Viel lieber würde ich für eine Weile die Zivilisation verlassen und in der Natur leben. Mein Kindheitstraum war, als Model viel Geld zu verdienen und es in ein Hilfsprojekt in der Dritten Welt zu stecken, um das ich mich selbst vor Ort kümmern wollte. Irgendwann werde ich das auch tun. Doch erst will ich BWL studieren, dazu Medienrecht, weil es mich brennend interessiert und auch selbst betrifft.
Ich will nicht überempfindlich sein. Natürlich dürfen die Fotografen ihre Fotos machen, wenn ich bei Spielen der Nationalmannschaft auf der Tribüne sitze. Doch ich finde, dass man sich zu wehren wissen muss, wenn die Medien Gerüchte verbreiten, die nicht stimmen. Seit der Europameisterschaft im vorigen Jahr werde ich auf der Straße erkannt, Kinder wollen sogar Autogramme. Das ist mir unangenehm. Ich habe ja nichts geleistet. Bei Spielen des FC Bayern setze ich mich immer in den ganz normalen Fanblock. Dort habe ich meine Ruhe.

Sarah Brandner,

20, ist Model, sie arbeitete für Missoni, Gianfranco Ferré und Diesel. Brandner wurde bekannt als Lebensgefährtin des FC-Bayern-Profis Bastian Schweinsteiger. Zurzeit besucht sie die 12. Klasse eines Schwabinger Gymnasiums

Aufgezeichnet von *Barbara Nolte* — Foto *Daniel Mayer* — Zu hören unter *www.zeit.de/audio*

Geltungsfrucht

Plötzlich taucht der Granatapfel nicht nur als Biosaft, sondern auch in Cremes und Spülmitteln auf. Er ist das Obst der Saison

Es kann ja keiner so genau wissen, was passiert, wenn man sich dieses oder jenes Kraut, diese oder jene Frucht in pulverisierter oder ausgepresster Form auf die Haut schmiert oder ins Haar. Das ist für die allermeisten Pflanzensorten noch unerforscht. Aber es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn der Granatapfel in all jenen Pflegeprodukten, in denen er gerade enthalten ist, herausragend Gutes bewirken würde. Wer im Jahr 2009 durch einen Drogeriemarkt oder ein Reformhaus spaziert, der entdeckt den Granatapfel als Beimischung nicht nur in Shampoos, Deos, Spülmitteln und Hautcremes, sondern auch als Duftgeber im Toilettenpapier.

Der Granatapfel hat die Aloe vera abgelöst, die vor Kurzem noch überall drin war, ohne dass man genau sagen konnte, was sie ist. Der Granatapfel nun soll, das ist die Sehnsucht, gegen das Altern schützen, so wie die harte Schale das Innere schützt. Inzwischen gibt es den Granatapfel auch als rot leuchtenden Direktsaft in Bioqualität, die 0,7-Liter-Flasche zu 7,10 Euro. Wer so etwas trinkt, hebt sich ab von der Masse der Bionade-Freunde.

In den Nachwendezeiten noch rochen Shampoos und Putzmittel oft nach Apfel, Orange oder Zitrone. Seither ist das Bedürfnis nach Diversifizierung gewachsen, man braucht schlicht neue Moden, ähnlich wie bei den Eissorten, und nun sind Fruchtsorten dran, die man noch nicht einmal als normale Frucht zu essen gelernt hat.

Es gibt viele Internetforen, in denen Ratlose fragen: Wie isst man eigentlich einen Granatapfel? Eine Antwort lautet, man könne die Frucht doch gar nicht essen. Und selbst wer weiß, dass man das sehr wohl kann und auch, wie das geschieht, der schreckt davor zurück. Denn in der Zeit, in der ein durchschnittlich begabter Mensch einen einzigen Granatapfel ausgepult hat, könnte er auch drei bis vier Liter frischen Orangensaft von Hand pressen. Und würde es außerdem vermeiden, danach auszusehen wie ein Metzger nach dem Schlachttag.

Vielleicht eignet der Granatapfel sich genau deshalb als neues Lieblingsobst: Seine mit Fruchtfleisch umhüllten Samen sind so gut versteckt wie Perlen in einer Muschel. Das Obst passt damit also bestens in eine Zeit, in der viele Ernährungsbewusste dem Konsumismus abschwören wollen. Slow Food heißt die Bewegung der Entspannten, und tatsächlich ist der Granatapfel naturgemäß ein sehr langsames Nahrungsmittel.

Ökologisch, das muss den Freunden der Frucht gesagt werden, ist es unsinnig, den Granatapfel zu kaufen, denn er ist ein Obst, das nicht hier wächst, sondern weit weg im Süden. Es spricht auch kaum etwas dafür, dass der Granatapfel gesünder sein könnte als ein gewöhnlicher Apfel. Man solle Obst essen, egal welches, empfiehlt das Deutsche Institut für Ernährungsforschung. Es ist wie beim Nordic Walking: So gesund, wie manche glauben, ist es nicht. Aber es ist gut, wenn die dran glauben, die sonst gar keinen Sport treiben würden.

Der Granatapfel stammt aus Pakistan. Bis vor ein paar Jahren hat man dieses Land im Westen eher mit Auto- als mit Vitaminbomben in Verbindung gebracht. Und noch vor Kurzem hätte man eine Frucht mit diesem Namen und dieser Herkunft durchgescannt, bevor sie ins Land gedurft hätte. Jetzt aber ist Obama-Zeit und alles ein bisschen anders. Auch so gesehen ist der Granatapfel ein Obst der Entspannung. *Matthias Stolz*

Wer ist modischer:
Die Frau oder das Obst?

 Foto *Juergen Teller/»Juergen Teller: Marc Jacobs Advertising 1998–2009«* — Recherche *Katrin Dose*

Hinterm Schleier

Wie meistern die Iraner ihren Alltag – unter dem Regime des Präsidenten Mahmud Ahmadineschad? Kurz bevor sich dieser am 12. Juni erneut zur Wahl stellt, ist es unserem Fotografen Olaf Unverzart gelungen, sich frei im Land zu bewegen

Eine Stadt, aus Lehm gebaut:
Yazd, nordöstlich von Teheran

Schreibt er zurück? Oder nicht? Mädchen
in Yazd bei ihrer liebsten Beschäftigung

Propaganda auf einem Teheraner Wohnhaus – in der Sprache des Feindes. Zur Sicherheit ist sie aber auch übersetzt

Die kleinen Wunder des Alltags: In Nour am Kaspischen Meer hat ein Schausteller ein Kinderkarussell aufgebaut

So schön kann Werbung sein: Lichterkette eines Restaurants in Dehbala

Das Ende eines Hundelebens: Fundstück am Strand
des Kaspischen Meeres

Endlich Urlaub ohne die Familie: Diese vier Freunde zelten
in Babol Sar – obwohl der Frühling noch sehr kühl ist

Frauen lassen sich zumeist fahren. Am Steuer sitzen sieht man auf Teherans Straßen fast nur Männer

Pferde sind im Iran eine Seltenheit geworden: Auf diesem Tier reiten Touristen am Kaspischen Meer

Die Kraft der Natur: Der Wind in Rasht am Kaspischen Meer verwandelt den schweren Tschador in ein wallendes Kleid

Die Kargheit des Bergdorfes Dehbala: Bauern schichten Brennholz zu einem Feuer – auch der Jüngste hilft

Auf einem Schrottplatz in Teheran sammeln sich die Autos, als seien sie von Künstlerhand arrangiert

Ein Tagelöhner in Dehbala. Er gönnt sich eine Pause, bevor er sich wieder um den Garten eines Restaurants kümmert

Im Land der Freundin

Der Fotograf Olaf Unverzart ist aus einem ganz persönlichen Grund in den Iran gereist

—— *Herr Unverzart, es ist nicht leicht, im Iran als Fotograf unbeobachtet zu bleiben. Wie ist es Ihnen doch gelungen?*

—— Ich hatte glücklicherweise zwei persönliche Helfer: meine Freundin und ihre Mutter. Diese stammt aus dem Iran. Durch sie und meinen Vollbart fiel ich schon weniger auf. Ohne sie hätte ich jedenfalls niemals in zwei Wochen so gut arbeiten können.

—— *Sie fuhren überhaupt erst wegen Ihrer Freundin in das Land?*

—— Es kamen zwei Dinge zusammen. Zum einen fühle ich mich zu Berglandschaften und den Menschen, die dort leben, hingezogen, ich mag die Leere und die Rauheit. Teheran liegt ja direkt an den Bergen. Zum anderen war meine Freundin der Anlass. Ihre Mutter ist als Kind mit ihrer eigenen Mutter aus Teheran geflohen, Mitte der sechziger Jahre. Der Vater – der Opa meiner Freundin – war Minister und war verhaftet worden, weil er es gewagt hatte, den Schah zu kritisieren. Zehn Jahre nach der Verhaftung, kurz vor der Revolution vor 30 Jahren, wurde er erschossen. Wir haben oft darüber gesprochen. Also schlug ich vor: Lass uns zusammen hinfahren.

—— *Hat die Mutter Ihrer Freundin ihr Land wiedererkannt?*

—— Kaum. Was sie am meisten vermisst hat, waren die gepflegten Gärten ihrer Kindheit. Sie sind alle verschwunden, es gibt nur noch ganz wenige Parks in Teheran, und die sind heruntergekommen.

—— *Sie haben also zu dritt bei der Familie gelebt?*

—— Ja, an den meisten Tagen. Die Familie hat uns geherzt, sie war unglaublich gastfreundlich. Und alle waren natürlich auch neugierig, mich mal kennenzulernen.

—— *Und?*

—— Die Tanten wollten alle gleich wissen: Wann wird geheiratet? Was soll man darauf antworten? Zum Glück hatte ich einen Bildband von mir dabei, so konnte ich ihnen zeigen, wo ich mich sonst so herumtreibe. Ein Verwandter sagte: Aha, du fotografierst also die Dinge, die sonst keiner sehen will.

—— *Schöne Umschreibung.*

—— Fand ich auch.

—— *Sie waren in der Familie zu Gast. Es heißt, die Iraner zögen sich gerade sehr auf das Private zurück, weil sie nach 30 Jahren Mullah-Herrschaft keine Lust mehr auf Politik hätten.*

—— Das habe ich genau so erlebt. Zu Hause, so kam es mir vor, fühlen sie sich frei. Es wird Alkohol getrunken, und die Frauen legen ihren Schleier ab. Auch Satellitenschüsseln sind geduldet, man empfängt BBC und ZDF. Ich habe von niemandem gehört, der befürchtet, dass ihn jemand deshalb denunziert. Und außerhalb der Wohnung bietet das Auto einen halbprivaten Raum: Hier trauen sich die Jugendlichen – es gibt so viele davon im Iran –, zu schäkern, ihre Musik zu hören. Es scheint, als würde die Freizügigkeit im Privaten geduldet, auch als Ventil, damit die Stimmung gut bleibt.

—— *Auf den Fotos wirken manche Menschen eher deprimiert.*

—— Das mag an meinem Blick liegen, nicht an den Leuten. Die waren ausgesprochen lebensfroh. Ich bin eigentlich eher so ein *loner,* nicht gerade ein geselliger Typ. In der Familie nun gab es kein Entrinnen. Jedoch haben sie natürlich vor allem Persisch gesprochen, ich war also auch in gewissem Sinne allein. Ein Cousin, Mohammed heißt er, hat mich dann auch mit seinem Jeep durch die Stadt gefahren. Es war gerade Neujahrsfest, und so waren die Straßen leerer als sonst, weil die Teheraner zum Fest aufs Land verreisen. Am ersten Tag wollte mich der Cousin unbedingt zu den Sehenswürdigkeiten führen. Recht schnell hat er verstanden, dass ich lieber in die Straßen will, die keiner kennt. Zum Schluss haben wir uns angefreundet, er hat gesagt: Toll, ich habe Straßen gesehen, in denen ich vorher noch nie war.

—— *Und was haben Sie selbst gelernt?*

—— Ich habe mich früher manchmal gewundert, weshalb meiner Freundin ihre Familie so wichtig ist. Jetzt weiß ich, woher sie das hat.

Das Gespräch führte Matthias Stolz

Mazda5 2.0 MZR-CD

Auto

Matthias Stolz entdeckt den Reiz der Schiebung

Die Autos mit Schiebetüren, die mir in meinem Leben bislang begegnet sind, mochte ich nie. Es waren immer Kleintransporter, deren Türen etwas Respekteinflößendes hatten. Meistens stand ein Umzug an, und meistens waren es andere, die mir, wenn es ans Türenschließen ging, zuriefen: »Ich mach die Tür schon zu.« Es ist vielleicht die männlichste Handbewegung im Umgang mit Kraftfahrzeugen: Der Schwung, mit dem man eine schwere Schiebetür schließt, ohne dass es zu sehr rummst, ohne dass Finger leiden und ohne dass die Tür auf den letzten Zentimetern doch stehen bleibt. Ich habe diesen Schwung nie gelernt.

Und dann stand da dieser Mazda, mit Schiebetüren hinten. Ich dachte zuerst: »Oh je. Muss sich ein Pkw wirklich dieses Stilmittel von einem Lkw borgen?« Tatsächlich schienen sich meine Vorbehalte zu bestätigen. Ich zerrte hilflos an der Schiebetür. Dann erst erschloss sich mir, dass ich diese Türen nicht mit Kraft oder Schwung, sondern elektronisch öffnen konnte. Ein leichter Ruck am Griff oder ein Knopfdruck auf der Fernbedienung – und schon schoben sich die Türen ganz von allein auf. Es war eine der schönsten Erfahrungen, die ich bislang mit Autos gemacht habe.

Eigentlich sind Schiebetüren ja auch ganz schön praktisch, dachte ich. Es ist durchaus angenehm, dass man auf engen Parkplätzen aussteigen kann, ohne dabei fürchten zu müssen, das Nachbarauto zu beschädigen. Noch besser: Mit diesem Auto ist es dem Fahrer möglich, einsteigenden Gästen galant die Tür zu öffnen, ohne im Großstadtgedrängel selbst aussteigen zu müssen. So wird aus einem Autofahrer ein Chauffeur. Wir leben in höflichen Zeiten, dieser Mazda ist ein höfliches Auto. Besonders schön war es, damit Besucher am Bahnhof abzuholen und sie dann damit zu überraschen, dass das parkende Auto schon von Weitem die Türen öffnet.

Dieses Auto – oder ein anderes mit solchen Türen – sei all jenen empfohlen, die Eltern oder Großeltern haben, die sich mit dem Aus- und Einsteigen sonst ein wenig schwertun. Holen Sie sie zum Mutter- oder Vatertag mit diesem Auto ab. Machen Sie einen Ausflug, mit möglichst vielen Ein- und Ausstiegen, eine Schlössertour oder so etwas. Bitten Sie sie, hinten einzusteigen. Und sagen Sie, sobald Ihre Gäste Platz genommen haben: »Ich mach die Tür schon zu.« Dann haben Sie an diesem Tag auch Ihren Spaß.

Technische Daten Motorbauart: 4-Zylinder-Turbodieselmotor Leistung: 105 kW (143 PS) Beschleunigung (0–100 km/h): 11 s Höchstgeschwindigkeit: 196 km/h CO_2-Emission: 162 g/km Durchschnittsverbrauch: 6,1 Liter Basispreis: 25 800 Euro

Made-to-Measure-Pullover

Stil

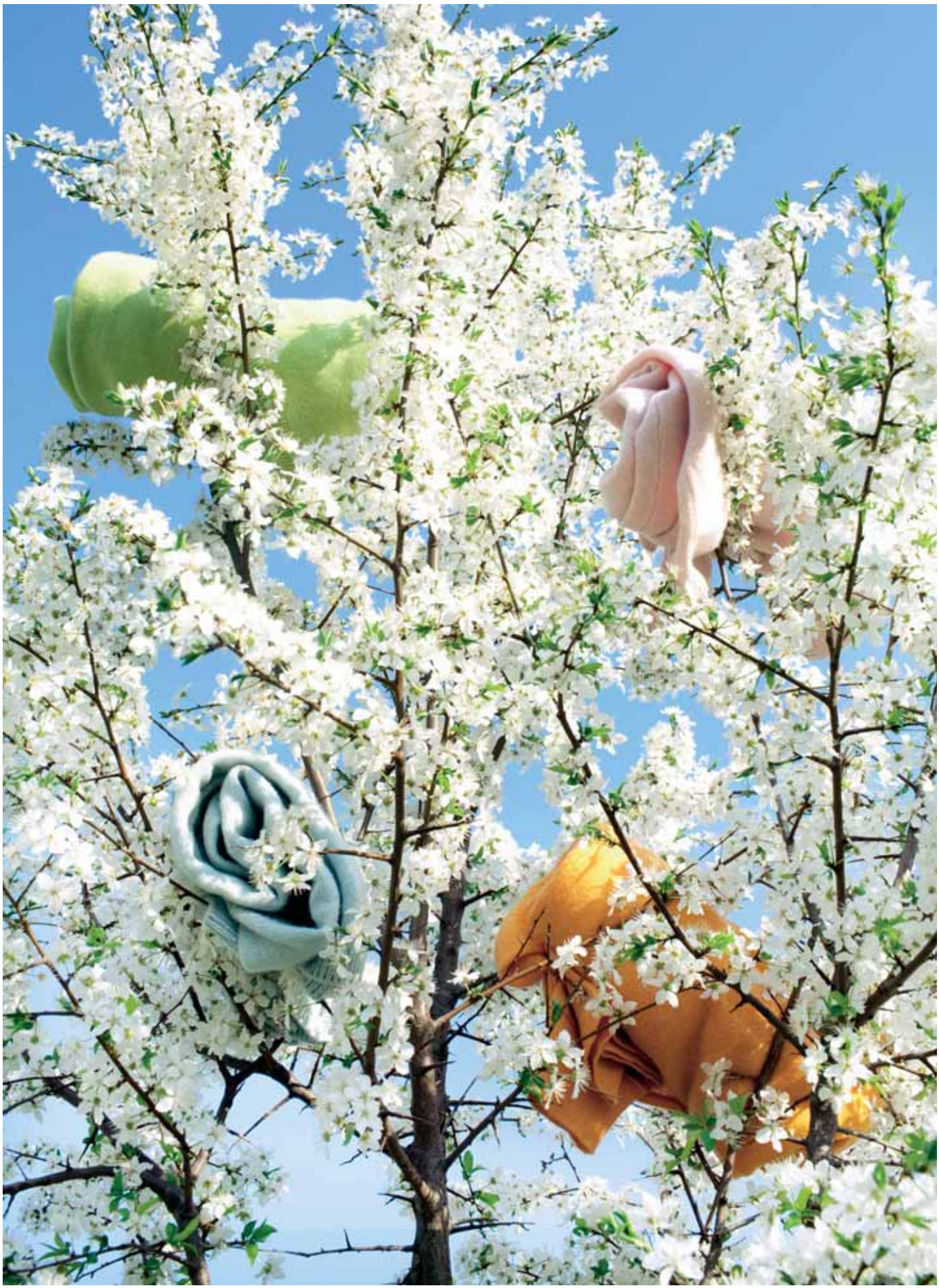
Tillmann Prüfer fragt: Kommt das Maßgeschneiderte zurück?

Das Schöne an der Krise ist, dass wir über einiges nachdenken müssen. Darüber, was wir brauchen, und darüber, was uns die Dinge wert sind. Und das ist zwischen all den schlechten Nachrichten eine gute Nachricht. Wenn die Menschen gezwungen sind, zu überlegen, wie viel sie für ihr Äußeres ausgeben wollen, legen sie ihr Geld besser an. Eine Wirtschaftskrise bewirkt nicht etwa, dass Menschen aufhören, sich Kleidung zu kaufen. Sie lernen lediglich, Kleidung mehr wertzuschätzen. Der Modedesigner Wolfgang Joop schwärmt heute noch von den Frauen in Potsdam nach dem Krieg. Von ihren langen gepflegten Kleidern. Als er sie als kleiner Junge betrachtete, wurde sein Interesse an Mode geweckt. Schlechte Zeiten bringen also nicht zwangsläufig schlecht gekleidete Menschen hervor. Eher im Gegenteil: Wie das zum US-Wirtschaftsministerium gehörende Bureau of Economic Analysis ermittelte, gaben die Amerikaner in den dreißiger Jahren 24 Prozent ihres Einkommens für Kleidung und Schuhe aus. Im vergangenen Jahr, als der Konsum noch von keiner Krise gebremst wurde, waren es nur 13 Prozent. Kleider sind im Vergleich zu anderen Waren einfach billiger geworden. Aber dass die Menschen der Great Depression mehr Geld für Kleidung ausgegeben haben, hängt auch damit zusammen, dass wir, wenn die Umstände um uns herum unsicher werden, uns auf Dinge konzentrieren, die wir beherrschen können. Das vermittelt Sicherheit. Und Status, der vielleicht anderswo längst abhandengekommen ist. Also wird das Äußere wichtiger – und wertvoller.

Die Zeit von Mode als Wegwerfartikel ist vorüber. Nun werden wieder Kleidungsstücke gefragt sein, die wirklich zu ihrem Träger gehören. So kommt auch die Maßarbeit wieder. Der Berliner Modedesigner Kostas Murkudis etwa richtet derzeit einen Salon ein, wo man sich Anzüge auf den Leib schneidern lassen kann. Bei Polo Ralph Lauren kann man Poloshirts mit dem eigenen Monogramm versehen lassen. Die italienische Kaschmirmarke Loro Piana bietet Made-to-Measure-Pullover an: Die Kundin kann sich Modelle maßgerecht stricken lassen. Einen solchen Pullover kann man nicht auf einem Shopping-Trip einpacken. Auf ihn muss man warten. Und mit Glück ist die Krise schon fast zu Ende, wenn der Pullover endlich fertig ist.

 Matthias Stolz ist Redakteur beim ZEITmagazin —— Foto *Mazda Motors Deutschland GmbH*

Wer etwas warten kann, darf sich ein anziehbares Unikat vom Baum pflücken:
Made-to-Measure-Kaschmirpullover von Loro-Piana, ab 575 Euro



Wolfram Siebeck über die Leibspeisen großer Frauen und Männer (4)

Maria Callas' Apfelrisotto

Männer, so sagt man, sängen unter der Dusche und beim Autofahren. Dass Letzteres auf Michael Schumacher zutraf, scheint mir zweifelhaft. Ich kenne jemanden, der summt schon mal beim Essen. Köche und Köchinnen hingegen summen oder singen nach meinen Beobachtungen nicht.

Und wie ist das mit Sängerinnen in der Küche? Maria Callas, der ich mich in dieser Woche widme, war nach den Aussagen ihres zeitweiligen Mannes – nicht Onassis! Der erste ist gemeint, Giovanni Batista Meneghini! – eine miserable Köchin. »Manchmal wirklich ungenießbar« sei das Ergebnis ihrer Kochkünste gewesen, erinnert er sich in seinen Memoiren. Ob sie beim Kochen gesungen hat, erfahren wir von ihm leider nicht. Wahrscheinlich hat sie stumm wie ein Fisch am Herd gestanden und rohe Leber mit Olivenöl heruntergewürgt, was, wie der Gatte berichtete, zu ihren absonderlichen Essgewohnheiten gehörte.

Sie tat es ihrer Stimme zuliebe. Diven – wie Stars früher genannt wurden – hatten schon immer ihre Ticks. Ich kannte auch einmal eine Liebhaberin der rohen Leber, allerdings sang sie nicht, sondern dichtete. Das immerhin unter Aufsicht der Gruppe 47. Die Leber aß sie still zu Hause, wobei ich ihr manchmal zuschauen durfte.

Maria Callas war, wie heutige Stars, von der richtigen Ernährung besessen. Mit anderen Worten: Der Diätwahn hatte sie voll im Griff. Sie verzichtete auf alles, was ihr (und ihrem Mann) schmeckte. Also in erster Linie auf Süßigkeiten.

Umso bemerkenswerter scheint mir das Rezept für einen Risotto aus Äpfeln, Zwiebeln und Zimt. Jedenfalls ist dieser Reis, den sie gern zubereitet haben soll, ein leichtes Gericht, da er ohne Zucker, dafür nur mit Wein und Zimt gerührt wurde. Möglicherweise war es sogar ein Süßwein, dem der Risotto seine Feuchtigkeit verdankte. Doch auch mit einer traditionellen mageren Hühnerbrühe schmeckt er gut. Und wegen der Äpfel kann eine Prise Curry nicht schaden. Zusätzlich würde ich eingeweichte und zerstückelte Trockenfrüchte untermischen, vorzugsweise Aprikosen, und zum Zimt noch Nelkenpulver einstreuen.

Was zur letzten Konsequenz führen würde: den Reis mit Milch kochen und als winterliches Dessert servieren. Als Zugabe summt die Hausfrau einige Takte aus Tosca: »O dolci mani mansuete e pure …«

Apfelrisotto

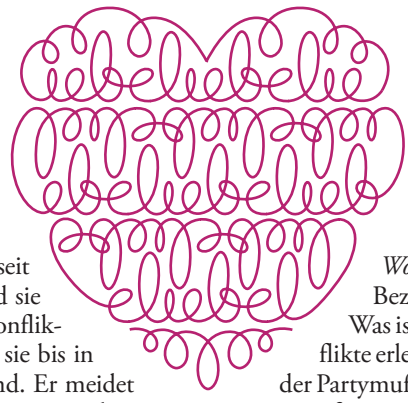
1 Zwiebel
Butter
400 g Risottoreis
2–3 Äpfel
Weißwein
Zimt

Zwiebel hacken und in der Butter anschwitzen, Reis dazugeben und glasig werden lassen. Mit Wein ablöschen.
Mit Zimt würzen. Dann auf kleiner Flamme köcheln lassen und immer nur so viel Flüssigkeit (nach Belieben Wein und Brühe) zugeben, dass der Reis leicht bedeckt ist. Inzwischen die Äpfel vom Kerngehäuse befreien, in Würfel schneiden und gegen Ende der Kochzeit unter den Reis mischen. Zuletzt mit Butter verfeinern.

Nächste Woche:
Ludwig Erhard

Die großen Fragen der Liebe (38)

Muss er mit ihr zum Feiern gehen?



Marlene und Don sind beide Ende 20 und schon seit sieben Jahren zusammen. Mit ihrer Beziehung sind sie zufrieden. Nur eine Sache führt immer wieder zu Konflikten. Sie ist kein Kind von Traurigkeit, gerne feiert sie bis in die Morgenstunden. Ihm ist das viel zu anstrengend. Er meidet Clubs und Tanzflächen und trifft sich höchstens mit Freunden zum Bier. Marlene ist deswegen ab und zu ziemlich gelangweilt von ihm. Also zieht sie mit ihren Freundinnen um die Häuser – und kommt öfter erst am Nachmittag des nächsten Tages wieder nach Hause. Dort erwartet sie dann ihr schwer genervter Freund und macht ihr eine Szene, wo sie wieder so lange war. Sie stört sich daran, dass ihr Partner nie mitkommen will. Er will nicht, dass seine Freundin die Nacht zum Tage macht und nicht für ihn da ist. Wer hat recht?

Wolfgang Schmidbauer antwortet: Nach sieben Jahren Beziehung fragt man sich oft, wie es weitergehen soll. Was ist mit Heiraten, mit Kindern? Plötzlich werden Konflikte erlebt, wo vorher keine waren. Denn die Partymaus und der Partymuffel könnten sich in ihrer Verschiedenheit hochschätzen: Don freut sich über seine muntere Freundin; Marlene ist zufrieden über den sicheren Hafen. Wenn er ihre Tanzlust nicht versteht und sie sein Behagen in der Gemütlichkeit missbilligt, haben sie eine Art Fieberthermometer für ihre Liebe: Wenn es Streit über diese Unterschiede gibt, geht es der Beziehung nicht gut; wenn sich beide damit aussöhnen, ist alles im grünen Bereich. Kleiner Tipp für Don: Ist es nicht besser, etwas seltener eine ausgetanzte und zufriedene Freundin zu haben, als eine, die zu Hause muffelt, weil sie lieber ausginge?

Wolfgang Schmidbauer, 67, ist einer der bekanntesten deutschen Paartherapeuten.
Zu dieser Kolumne ist das Buch »Lässt sich Sex verhandeln?« beim Gütersloher Verlagshaus erschienen

Spiele

Logelei

A	B	C	D	E	F
G					
H			I	J	
K		L			
M			N		

Waagerecht: A Rückwert ist Quadrat
D Rückwert ist Vielfaches von D senkrecht
G Quadrat des Rückwerts von A senkrecht
H Vielfaches von D waagerecht **J** L waagerecht ist Vielfaches **K** Primzahl **L** Vielfaches von K senkrecht **M** Palindrom **N** Quadrat
Senkrecht: A Rückwert ist Vielfaches von K senkrecht **B** E senkrecht plus F senkrecht
C Quadrat **D** B senkrecht ist Vielfaches
E A waagerecht ist Vielfaches der Quersumme
F Quadrat von A senkrecht **I** Vielfaches von K waagerecht **K**, **L** Primzahl

Lösung aus Nr. 19

-124-3-
--3-142
14-32--
234---1
32---14
---1423
4-123--

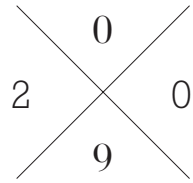
Sudoku

Füllen Sie die leeren Felder des Quadrates so aus, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem mit stärkeren Linien gekennzeichneten 3 x 3-Kasten alle Zahlen von 1 bis 9 stehen. Mehr solcher Rätsel finden Sie im Internet unter www.zeit.de/sudoku

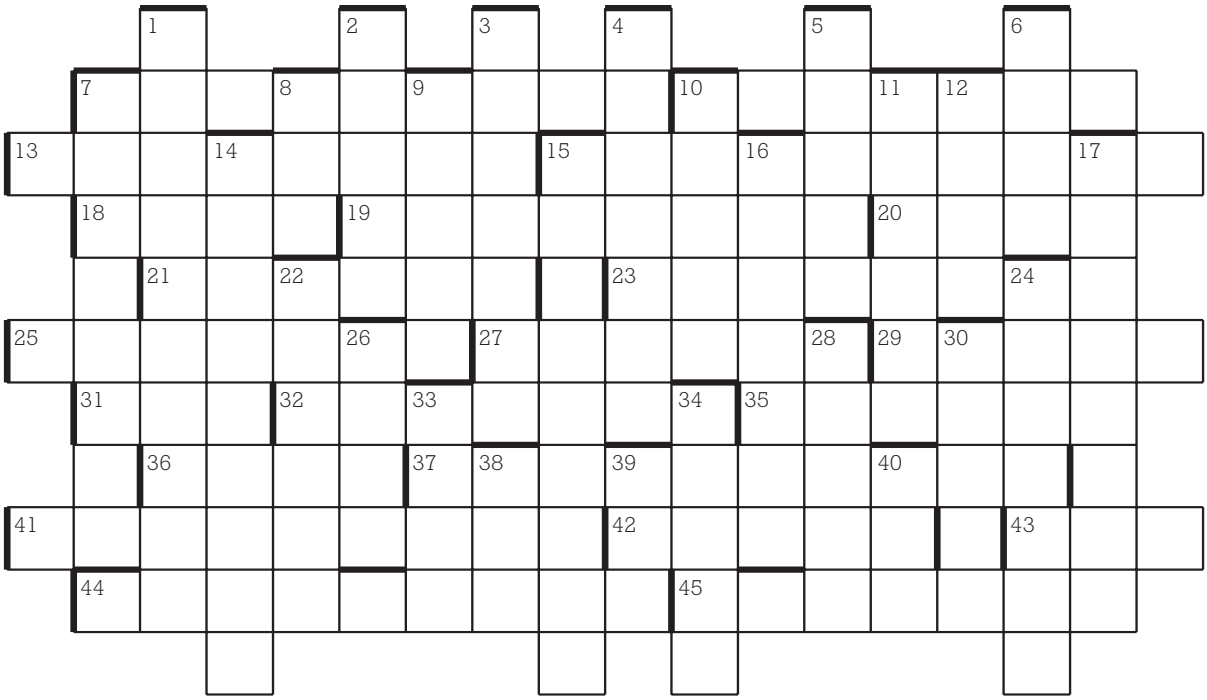
3								1
		6	7		5	8		
	8		1		6		3	
	4	3		6		9	7	
			9		7			
	7	9		5		2	1	
	6		3		2		5	
		8	5		9	6		
5								2

Lösung aus Nr. 19

728 543 961
534 691 782
619 728 354
957 284 136
843 916 275
162 357 849
371 469 528
296 835 417
485 172 693



Um die Ecke gedacht Nr. 1962



WAAGERECHT: 7 Vom Leder gezogen: Literaturgrundlage vormals **10** Gern besucht, halb der Brücke, halb der Vatikankonkurrenz wegen **13** Ihre Schwärmphase: vorzugsweise zum Sonnenuntergang **15** Die Arbeit, die uns freut, wird zum … (Shakespeare) **18** Männliche Hälfte der Schlagkräftigen aus Großvaters Stube **19** Versteht sich insbesondere als Kunstkräftekombination **20** Von Topp bis Sparkiel eingestellt auf küstennahe Fahrt **21** Drei Dinge machen einen Meister: …, Können und Wollen (Sprichwort) **23** Gelöst in umfangreichster Lösung **25** Am sechzigsten Hochzeitstag zu tragen, passenderweise **27** Mag sich in Ruhe der lehrreichen Jahre erinnern **29** Nicht das Sparen allein, um … zu genießen, macht das Glück (Goethe) **31** Dame im Herzen von Jeannes Stadt **32** Z. B. als Frische bekannt: hat viel Waterkant dicht bei Waterkant **35** Passt zum See in Berlin wie Wolf zu Gang **36** Signiert die Hurzlmeier-Cartoons **37** Dürfen zieren jeweils eine Elle weit vom Bogen **41** Zu zwei Dritteln fies, zu zwei Dritteln verlassen: wie sich Arbeit leichter packen lässt **42** Kühler Mai lässt die … wohl geraten (Bauernregel) **43** Tscha, als infusión kommt er uns spanisch vor **44** Man muss die Menschen so belehren, als ob man sie nicht belehrte, und unbekannte Dinge so vortragen, als seien sie nur … (A. Pope) **45** Für jenen, der den Schein verehrt, ist dies erst recht begehrenswert

SENKRECHT: **1** Gehört zu einer glücklichen Kindheit wie ein Polster für die Seele **2** Eifrig terminiert in der Moderne, wo man einstmals Stelldicheinfälle hatte **3** Wer andernorts der Sigr ist **4** Hierbei hantelt es sich um eine kraftaufwendige Übung **5** Zum amerikanischen trafen sich Rourke, Bacon und Guttenberg **6** Zog, als Oberhaupt, sich Corno übers Haupt **7** Bei ihr setzt man literarischen Ausdruck (von dem sie gewöhnlich nicht allzu viel hat) zwischen die Pole **8** Destillers Freude, anstelle vom Fan im anderen Anfang **9** Morgens in Le Havre schuf er, was der Kunst neue Richtung gab **10** Höchst erwähnenswert im bayerischen Walddokumentarbericht **11** Schauerhaft: entscheidende Aktionen in der Denkmalerei **12** Aus Berlins Westforst: eine Ostseeversüßerin **14** Anleger wissen: sind besonders harter Fall von Kante **15** Nicht unbedingt eine Banküberfallvorbereitung, vielleicht geht's nur um gewissen Schanz **16** Ein elegantes Dahin, ein ungeschicktes Aus **17** Dem obersten oder einzigen setzte man ein Denkmal im normannischen Watt **22** Wie kommen die Knirpse vom Kastenspiel? **24** Sein Degen raffte Prinz und König dahin, und der Rest war Schweigen **26** Wär's unpassend zwischen Bohne und Topf, auf dem Speiseplan? **28** Schon zu 7 waagerecht gebracht, geht heute flugs durch feinste Düsen vor allem **30** Auf rotem Wappengrund zu Hause, nah bei der Burg, rund um den Schlüssel **33** Sprichwörtliche Warnung: … und Zorn altern langsam **34** Ergab sich irgendwie bei klassischer 42 waagerecht als 45 waagerecht **38** Passt spitzenmäßig nach Arabien, auch in Manaushinterland gegeben **39** Kurzer Namensvetter von 31 waagerechts kleinstem Neffen **40** Wen vermissen wir bei Hertrieb wie bei Stutenschaft?

Lösung aus Nr. 19

WAAGERECHT:
6 TUERKIS
10 MARILLEN = Aprikosen **15** GARTENLAUBE aus L-a-n-g-b-a-u-t-e-e-r **17** MAIBAUM **19** WESEL **20** LEIBSPEISE **22** »O ZARTe Sehnsucht, süßes Hoffen« in Schiller, »Das Lied von der Glocke« **23** TASCHE **25** PODEST **26** FAEHRE aus Fähr-t-e **28** BAKELIT **30** ETATS **31** LEINE **32** GEBUEHREN **34** GEDICHTE **36** LUNGE **37** DRILL(-ich) **38** ERHOEREN **39** DEKADEN **41** DRAHTLOS **42** GELEHRTE

SENKRECHT:
1 METER von mètre **2** VILLA **3** Udo Jürgens, »GABI wartet im Park« **4** R. Kipling, »KIM« **5** GEBIETER **6** TANZABEND **7** URWAELDER **8** KNETEN **9** SALSA **10** MUECKE **11** Dionysos' REBE **12** LIED **13** NASS **14** RUETTELN **16** ESTRICH **18** »Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie Ihren Arzt oder APOTHEKER« **21** SPIEGEL **24** HEBUNG **27** HEIRAT **28** BETEL **29** LUND **30** ERDA in Gött-erda-men **32** GERO in Wangero-oge **33** NIET in Niet-zsche **35** Red HOT Chili Peppers **36** LESE **40** DRY = trocken (engl.)

Spiele

Schach

»Wer noch nicht dagewesen ist, der mache sich eilig auf und reise hin, damit nicht ein Brand oder ein Erdbeben ihm die trostlose Wahrheit ließe, er müsse sterben, ohne diese Stadt gesehen zu haben« (F. A. Siebert 1805 bis 1855).
Gemeint ist natürlich Bamberg, diese Perle nicht nur des Frankenlandes. Doch sollten Sie obendrein noch Schachspieler(in) sein, lenken Sie Ihre Schritte unbedingt auch zum Hutgeschäft Johann Holland & Sohn an der Unteren Brücke. Der Firmenname ist seit 142 Jahren gültig, ein Johann alias Hans gab das Geschäft an den nächsten weiter. Der jetzige Hans feiert in genau einer Woche seinen 72. Geburtstag und steht ebenso unverwüstlich täglich hinter dem Ladentisch inmitten Hüten aller Couleur, wie er seit über 50 Jahren an den Wochenenden die dritte und vierte Mannschaft des ruhmreichen Bamberger Schachklubs von 1868, des dreimaligen deutschen Mannschaftsmeisters, verstärkt. Schon sein Vater war einer der Recken im Schachklub, inzwischen sind auch drei der Enkel vom »Schachbazillus« befallen. Etliche Schachweltmeister »schneiten« schon bei »Hut Holland« herein, nicht zuletzt der berühmtberüchtigte Bobby Fischer. Der berühmteste Schach-Hut-Laden der Welt steht zweifelsohne in Bamberg (ich selber spielte dort nach Schulschluss unzählige Partien gegen Vater & Sohn). Diese Stellung hatte Hans letztes Jahr gegen Viktor Benner vom Schachklub Bayreuth. Schwarz droht den gefährlichen Freibauern c7 abzupflücken, doch Hans als Weißer war am Zug und gewann forciert. Wie kam's?

Lösung aus Nr. 19

Mit welcher kleinen Kombination konnte Weiß am Zug einen wichtigen Bauern gewinnen? Nach **1.Sxb4 axb4** gewann **2.Txd4!** den wichtigen schwarzen Freibauern, weil 2… Txc2 3.Txd6 Txd6 4.Da8+ Kh7 5.De4+ auch noch den Turm c2 verliert, während 2… Dxd4 3.Txc7 ebenso unerfreulich ist. Dennoch wäre dies noch am besten gewesen, nach **2… Df8? 3.Txd8 Dxd8 4.Txc7 Dxc7 5.Da8+ Kh7 6.De4+ Kg8 7.Dxb4** ging noch ein zweiter Bauer verloren

Lebensgeschichte

Schon in der Mitte seines Lebens galt sein Wirken als einzigartig. Tatsächlich hatte er früh damit begonnen, einen eigenen Kosmos zu erschaffen aus Traum, Wunsch und Illusion, aus mal harter, mal künstlerisch überhöhter Realität. Und die Menschen, die den Kosmos meist allein durchstreiften, waren Spieler, Gaukler oder Narren, die die Liebe suchten oder der unwegsamen Welt trotzen wollten.
Die spiegelte sich für ihn vor allem im Fernsehen – weshalb er alles, was der kleine Kasten sendete, zutiefst verachtete. »Das ist wie eine Infektion der Seele, die viel schlimmer ist als jede körperliche Infektion«, wetterte er, »und noch gibt es kein Antibiotikum dagegen.« Das Fernsehen ersetze »nicht nur Theater, Kino, Bücher und Zeitungen, sondern auch Gefühle, Emotionen, das Leben selbst.« Es sei grausig, dass »Abermillionen von Menschen dieses Zeug anschauten – … die Dummheit, die Verblödetheit schlechthin«. Und: »Es ist wie ein Essen, bei dem Reis, Schlagsahne, Suppe, Eier, Fisch und Schokoladenpudding auf demselben Teller liegen. Hinterher … hat man sich nur jämmerlich vollgestopft.«
Seine Abscheu gegen die laute Bilderflut rührte auch daher, dass er um die Unversehrtheit seines eigenen Kosmos fürchtete. Noch sei er verschont geblieben von »diesem Diebstahl, dieser Gewalttätigkeit, die deinen Film mit Würsten, Windeln und Deodorants vollstopft«. Was wohl passiert wäre, wenn er solch eine Kränkung hätte erleben müssen? Womöglich hätte er seine Drohung in die Tat umgesetzt: »Man müsste die Sender in die Luft sprengen und die Satelliten abschießen.«
Radikale Worte. Und doch verständlich aus der Sicht eines Mannes, der Mythen, Symbole und Träume genauso brauchte wie Wasser und Brot; eines Mannes, der alle Künste liebte, Musik und Poesie, Tanz und Puppenspiel. Dabei war seine Welt weder heil noch heilig. Als Schüler hatte er Abenteuerromane und Comics verschlungen, bevor er sein Faible für die Wanderbühne und den Zirkus entdeckte. Die melancholischen Clowns, die geheimnisvollen Magier – sie faszinierten ihn; später sollte er ihnen ein Denkmal setzen. Dabei geriet der Film auch zur Liebeserklärung an seine Frau, eine Schauspielerin, die ihn fünfzig Jahre lang begleitete und kurz nach ihm starb.
Überhaupt hatte er stets eine Künstlerfamilie um sich geschart. Den Schauspieler mit dem Gigolo-Image, der als sein Alter Ego galt. Den Komponisten, dessen Musik seine Werke atmosphärisch verdichtete. Und wenn es auch Schnitt- oder Wendepunkte gab in seinem Schaffen, seine Handschrift blieb unverkennbar, dessen war er sich bewusst: »Meine Filme entfalten sich nicht nach einer logischen Handlungsfolge, sondern in den Dimensionen der Liebe.« In einem späten Film trommelte er noch einmal seine Lieblingsdarsteller zusammen – und ließ sie den Zynismus der TV-Industrie entlarven. Wer war's?

Lösung aus Nr. 19

Florence Nightingale (1820 bis 1910) wurde während des Krimkriegs vom britischen Kriegsminister gebeten, die Leitung des Lazaretts in Üsküdar (Istanbul) zu übernehmen. Sie arbeitete nicht nur an einer Reform der Krankenpflege, sondern des Gesundheitswesens allgemein und entwickelte dazu als Pionierin der Epidemiologie statistische Verfahren weiter

Scrabble

In der vergangenen Woche präsentierten wir ein Rätsel des Lübeckers Jens Freydank. Im Begleitschreiben zu seiner Aufgabe ging er auf das Fehlen einiger Bewohnerinnen und Bewohner im Duden ein. So mangele es etwa an der Angabe jener, die in der chinesischen Hauptstadt zu Hause seien. Aus in der Regel gut unterrichteten Kreisen wissen wir, dass die Dudenredaktion an der Behebung dieses Problems arbeitet. Allerdings müssen wir eine Lanze für die Verantwortlichen brechen: Band 1 des Dudens soll vor allem Aufschluss über die korrekte Rechtschreibung liefern. Er ist nicht in erster Linie als Grundlage für Scrabble konzipiert. Dafür gibt es bekanntlich das Scrabble-Wörterbuch vom Duden.

Ganz anderes Terrain hat Freydank mit der heutigen Aufgabe betreten: die Jägerei. Welcher Zug schießt mit knapp 140 Punkten den Vogel ab?

Dreifacher Wortwert

Doppelter Wortwert

Dreifacher Buchstabenwert

Doppelter Buchstabenwert

Lösung aus Nr. 19

Insgesamt 119 Punkte brachte die KAIROERIN auf 11C-11K. Dieses Wort steuerte 52 (13x2x2) Punkte bei, hinzu kamen 5, 2, 6 und 4 (2x2) Punkte für OB, RE, IMAN und NE sowie die Bonusprämie. – Es gelten nur Wörter, die im Duden, Die deutsche Rechtschreibung, 24. Auflage, verzeichnet sind

Impressum

Redaktionsleiter *Christoph Amend*

Textchefin *Tanja Stelzer*

Art-Direktorin *Katja Kollmann*

Creative Director *Mirko Borsche*

Redaktion *Jörg Burger, Wolfgang Büscher, Heike Faller, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Christine Meffert, Ilka Piepgras, Tillmann Prüfer (Stil), Jürgen von Rutenberg, Matthias Stolz, Carolin Ströbele (Online)*

Fotoredaktion *Michael Biedowicz (verantwortlich), Usho Enzinger*

Gestaltung *Nina Bengtson, Jasmin Müller-Stoy*

Mitarbeit *Tobias Timm, Annabel Wahba, Andreas Wellnitz (Bild)*

Autoren *Marian Blasberg, Carolin Emcke, Matthias Kalle, Harald Martenstein, Wolfram Siebeck, Jana Simon, Günter Wallraff, Roger Willemsen*

Produktionsassistenz *Margit Stoffels*

Korrektorat *Mechthild Warmbier (verantwortlich)*

Dokumentation *Mirjam Zimmer (verantwortlich)*

Herstellung *Wolfgang Wagener (verantwortlich), Oliver Nagel, Frank Siemienski*

Druck *Broschek Tiefdruck GmbH*

Repro *Twentyfour Seven Creative Media Services GmbH*

Anzeigen *DIE ZEIT, Matthias Weidling*

Empfehlungsanzeigen *iq mediamarketing, Axel Kuhlmann*

Anzeigenpreise *ZEITmagazin, Preisliste Nr. 3 vom 1. 1. 2009*

Anschrift Verlag *Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg; Tel.: 040/32 80-0, Fax: 040/32 71 11; E-Mail: DieZeit@zeit.de*

Anschrift Redaktion *ZEITmagazin, Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin; Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; www.zeitmagazin.de, E-Mail: zeitmagazin@zeit.de*

IM NÄCHSTEN HEFT

Die inneren Werte: Nichts hüten wir so sorgsam wie die Schmuckstücke, die uns unsere Eltern und Großeltern überlassen haben.

Ein Heft über Uhren und Schmuck

ZEIT KULTURSOMMER

»Honey, können wir kurz rausgehen?« Ein Gespräch mit Liza Minnelli

90 Jahre Bauhaus Von Apolda bis Weimar wird den Radikalreformern des Alltags ein Loblied gesungen

Zwischen Urknall und Herzberg Fünf Liebeserklärungen an Festivals, bei denen alles etwas anders ist

Hausbesuch bei Mendelssohn Endlich wird der große Komponist auch in Leipzig gefeiert

Inhalt

6 Bauhaus: Der 90. Geburtstag des revolutionären Thinktanks wird deutschlandweit gefeiert
VON FLORIAN ILLIES

8 Architektur: Schwimmbäder werden zu Kunstwerken
VON HANNO RAUTERBERG

13 Musik: Ein Hausbesuch bei Felix Mendelssohn in Leipzig
VON VOLKER HAGEDORN

16 Ballett: Der neue Mann tanzt – 100 Jahre Ballets Russes
VON HARTMUT REGITZ

17 Karikatur: Manfred Deix, Österreichs Hofmaler, wird im Museum von Krems gefeiert
VON PETER ROOS

18 Geschichte: 20 Jahre Mauerfall – ein Überblick über die Gedenkveranstaltungen
VON EVELYN FINGER

24 Rock & Jazz: Zwischen Norddeutschland und Südfrankreich – fünf Festivals der etwas anderen Art

26 Impressum

27 Jazz: Der Bassist Reiner Michalke verleiht dem moers festival neuen Schwung
VON STEFAN HENTZ

32 Klassik: Ein Pianist, ein Fjord – das Festival von Leif Ove Andsnes in Risør
VON CLAUS SPAHN

33 Film: Kindchenschema und große Knarren bei der Manga-Retrospektive in Locarno
VON GEORG SEESSLEN

36 Kunst: René Magritte, Belgiens berühmtester Maler, bekommt ein neues Museum in Brüssel
VON MANFRED SCHWARZ

39 Literatur: Wie man sich beim Bachmann-Preis in Klagenfurt um Kopf und Kragen liest
VON IJOMA MANGOLD

Das Titelbild: Liza Minnelli
fotografiert von
Daniela Federici, März 2008

Ab wie eine Rakete. Wrrrommm!

Ein Gespräch mit der legendären Entertainerin Liza Minnelli, die in diesem Sommer fünf Konzerte in Deutschland gibt

Bevor das Gespräch mit Liza Minnelli beginnen kann, müssen erst einmal ihre drei Begleiter vorgestellt werden. »Das sind Oscar, Emilina und Blaze«, sagt die Diva. »Linda bringt sie jetzt zum Friseur.« Linda ist die Assistentin, die anderen drei sind Minnellis kleine Terrier. Nach den Formalitäten geht es hinein in ein kleines italienisches Restaurant östlich des New Yorker Central Park. Liza Minnelli wird mit großem Hallo begrüßt und ist bester Laune. Noch vor dem eigentlichen Interview erzählt sie von Berlin, wo sie den Mauerfall miterlebt habe, auf einer Konzerttour mit Frank Sinatra und Sammy Davis Jr. Dann sagt sie noch, dass sie ihre Warhols, auf denen sie selbst zu sehen ist, an eine Stiftung gegeben habe: »Bei mir werden sie kaum angeschaut, weil ich so selten zu Hause bin.« Und sie spricht von ihrem geliebten Vater, dem Musical-Regisseur Vincente Minnelli, der ihr als Kind Kostüme schneidern ließ, die ihre Fantasie beflügelten.

DIE ZEIT: Was war die allererste Vorstellung, die erste Show, an die Sie sich erinnern können?

LIZA MINNELLI: Ein Erlebnis, an das ich mich ganz deutlich erinnere, da muss ich noch sehr klein gewesen sein, waren die Dreharbeiten zu *Ein Amerikaner in Paris.* Da gab es eine Szene, in der ich Konfetti auf das Ballett warf. Gene Kellys Tochter und ich waren für diesen Job eingeteilt. Die anderen Kinder gingen nach der Schule auf den Spielplatz, ich ging immer auf den Set meines Vaters. Meistens waren die Dreharbeiten langweilig, wir mussten still sein, und alle waren so konzentriert. Aber die Tanzszenen waren einfach wunderbar, ich liebte sie.

ZEIT: Und der erste Song, an den Sie sich erinnern?

MINNELLI: Vielleicht *That Old Black Magic?* Ich lag als Kleinkind unterm Klavier und hörte Sammy Davis Jr. zu, er war ständig bei uns zu Gast und eine Art Onkel für mich. Mein Vater legte auch sehr oft Platten auf und hörte sie mit meiner Mutter. Musik war die Liebe und das Geschäft meiner Eltern. Und ich wurde von klein auf dazu erzogen, eine gute Show abzuliefern.

ZEIT: Was genau bedeutet das?

MINNELLI: Bei jeder Show ist garantiert ein Zuschauer dabei, der mich noch nie die Songs aus *Cabaret* hat singen hören. Mindestens einer! Es ist das erste Mal und vielleicht das letzte Mal, dass er die Songs hört. Also müssen sie einfach großartig vorgetragen werden. Da kann man nicht einfach nur unbeteiligt hindurchgehen.

ZEIT: Was empfinden Sie, kurz bevor Sie auf die Bühne gehen?

MINNELLI: Bevor die Scheinwerfer angehen? *(Pause)* Ich fühle mich unkonzentriert. Aber vor jeder Premiere kommt mein 82-jähriger Tanzlehrer Ron Lewis hinter die Bühne und nimmt meine Hände. Etwa so. *(Minnelli beugt sich über den Tisch und nimmt die Hände ihrer Gesprächspartnerin.)* Dann sagt er wie bei einem Ritual: »Konzentriere dich wie ein Bastard! Gib dein Bestes! Lebe ganz im Moment!« Und: *»I love you.«* In diesem Moment schnurrt alles zusammen, und ich werde zu einem Rennpferd, das darauf wartet, dass die Box sich öffnet. Ron gibt mir einen kleinen Schubs, und ich gehe raus, auf die Rampe.

ZEIT: Beobachten Sie beim Auftritt das Publikum?

MINNELLI: Ich muss das Publikum sehen. Deshalb trage ich auch diese langen künstlichen Wimpern. Wenn ich in einem bestimmten Winkel schaue, sind sie wie ein Schirm, der meine Augen vor den Scheinwerfern schützt. Dank dieser Wimpern kann ich mindestens die ersten sechs Zuschauerreihen sehen. Ich muss wissen, zu wem ich spreche.

ZEIT: Was ist das Publikum für Sie?

MINNELLI: Ein Partner. Ein Auftritt ist wie ein Tennisspiel. Es braucht zwei dafür.

ZEIT: In einem Tennisspiel kann man verlieren.

MINNELLI: Nur, wenn man um Punkte spielt. Wenn man hingegen spielt, um gemeinsam eine gute Zeit zu verbringen … Mir geht es nicht um einen Sieg.

ZEIT: Worum geht es Ihnen?

MINNELLI: Um eine Art Gespräch. Jeder einzelne Song ist ein Austausch mit dem Publikum. Allerdings mit dem Unterschied, dass ich von der Bühne nicht als Liza Minnelli spreche.

ZEIT: Wer sind Sie auf der Bühne?

MINNELLI: Ich bin immer eine andere. Die jeweilige Frau, die den Song singt. Ich schreibe alles auf: Wer ist die Person, die diesen Song singt? Welche Haarfarbe hat sie? Was hat sie vor Augen? Wo lebt sie? Was genau befindet sich in ihrem Kühlschrank? Hat sie Kinder? Was ist geschehen bis zu diesem einen präzisen Moment, in dem der Song beginnt? Nur wenn ich ganz in dieser Person bin, kann ich den Song überzeugend singen.

ZEIT: Wissen Sie nach dem Auftritt, ob Sie gut oder schlecht waren?

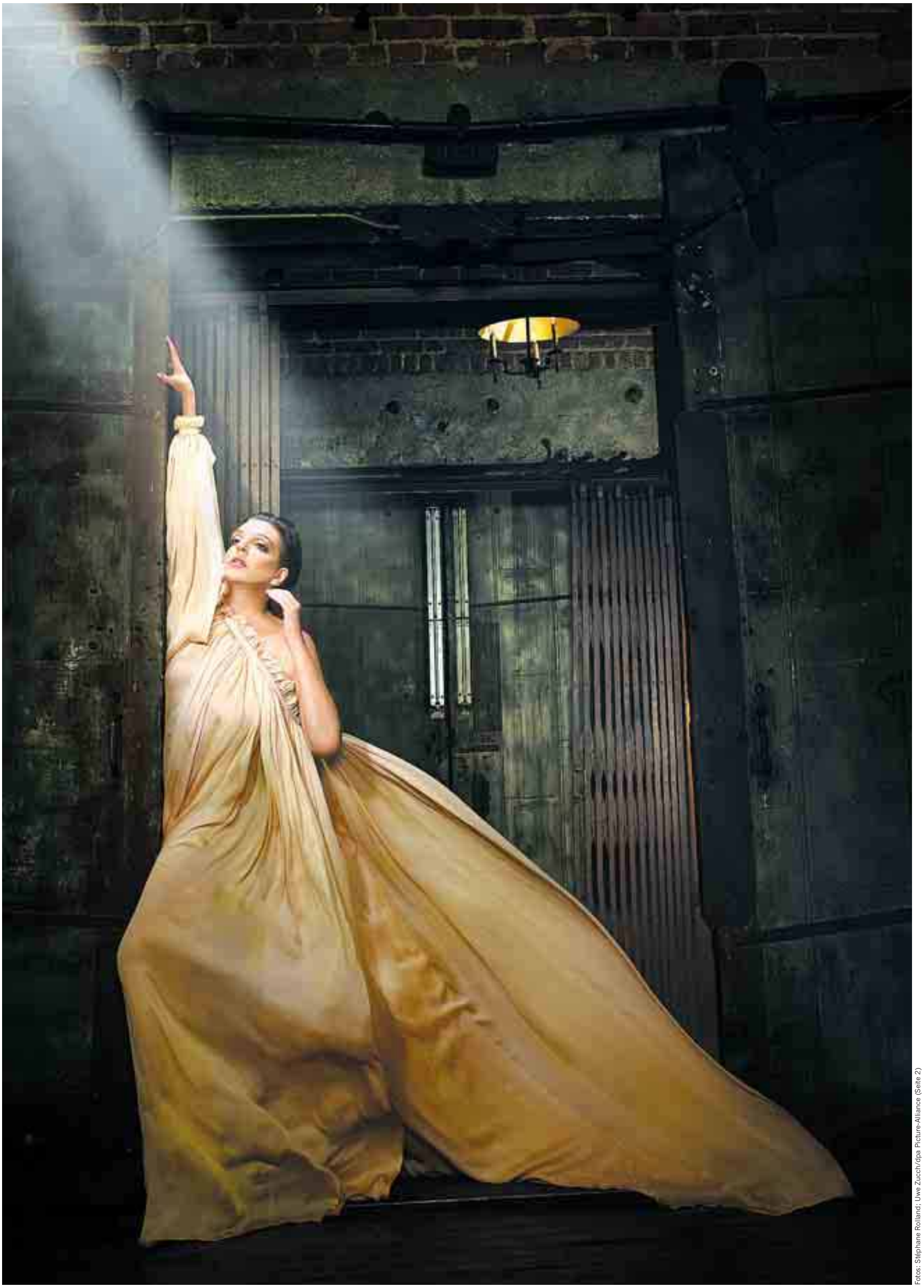
MINNELLI: Nein. Da ich völlig in den Bühnenpersonen verschwinde, weiß ich nie genau, wie ich am Abend war. Wann immer ich von der Bühne komme – und egal, ob die Leute einfach nur klatschen oder ob es sie von ihren Stühlen reißt –, jedes Mal frage ich: »Wie war ich?« Weil ich da oben meiner eigenen Person gegenüber wie ein Pferd mit Scheuklappen bin. Und nur dank dieser Scheuklappen kann ich singen, wie ich singe. Das habe ich von Charles Aznavour gelernt, meinem Mentor und Freund, meinem großen Vorbild.

ZEIT: Können Sie dieses Pferdedasein ein wenig beschreiben?

MINNELLI: Ich kann es Ihnen leise vorführen, denn die Leute am Nebentisch fühlen sich sonst gestört. *(Singt) »It's very clear our love is here to stay.« (Singt verhaltener) »It's very clear our love is here to stay.«* Und jetzt aus der Erinnerung heraus, nachdem vieles geschehen ist: *(Singt melancholisch) »It's very clear our love is here to stay.«* Aznavour hat mir die Nuancen beigebracht. Als ich ihn zum ersten Mal auf der Bühne sah, dachte ich, ich sterbe. Wer ist dieser französische Typ? Was geschieht da? Aber gleichzeitig wusste ich: Genau das will ich auch. Ich bin nämlich keine wirklich gute Sängerin. Ich bin eine gute Tänzerin und eine gute Schauspielerin. Eine Schauspielerin in der Musik. Dank Aznavour. In meiner neuen Show singe ich seinen Song *What Makes a Man a Man,* in dem ich eine Dragqueen spiele. In diesem Song bin ich also eine Frau, die einen Mann spielt, der eine Frau spielt. Wenn man sich fragt, wie dieser Mensch steht und geht und sitzt, wie er sich bewegt, dann hat man keine Zeit, auf der Bühne nervös zu sein oder sich von außen zu betrachten.

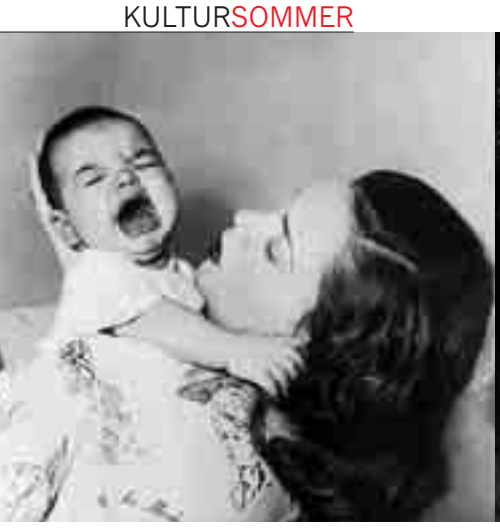
ZEIT: Wann sind Sie Aznavour zum ersten Mal begegnet?

Fortsetzung *auf Seite 4*



Fotos: Stéphane Rolland; Uwe Zucch/dpa Picture-Alliance (Seite 2)

Große Auftritte sind harte Arbeit, sagt die 63-Jährige. Hier posiert sie in einem alten Lagerhaus auf Long Island, New York



Fortsetzung *von Seite 3*

MINNELLI: Ich war 17, als ich in sein Konzert hier in New York ging. Wenig später sang ich einen seiner Songs in meinem ersten Nachtclubprogramm. Als ich eines Abends ins Publikum schaute, dachte ich: Heilige Scheiße, da sitzt er! Danach kam er in meine Garderobe. Und am nächsten Tag schickte er mir einen Strauß roter Rosen mit einer weißen Rose mittendrin. Bis heute sprechen wir mindestens alle zwei Wochen miteinander.

ZEIT: Damals lebten Sie schon allein in New York …

MINNELLI: Ich kam schon mit 15 hierher. Ich wollte einfach zum Broadway, ich wollte es allein in New York schaffen. Und meine Eltern, die damals längst getrennt waren, erlaubten mir, den Sommer in New York zu verbringen und auf eine Schauspielschule zu gehen. Ich fragte, ob ich bleiben könne, wenn ich einen Job fände. Und ich fand ihn: in der kleinen Off-Broadway-Show *Best Foot Forward* in der 73. Straße. Das Theater hatte nur acht Reihen, und ich war ein kleines *chorus girl.* Christopher Walken war auch dabei, übrigens ein toller Stepptänzer.

ZEIT: Wie lebt man mit 15 in so einer Stadt?

MINNELLI: In einem Hotel *for young ladies.* Die Lobby war voller Jungs mit Blumen. Aber nicht für mich. Doch ich schlug mich ganz gut durch. Nur leider änderten meine Eltern ihre Meinung und wollten mich plötzlich für mindestens ein Jahr aufs College schicken. Wahrscheinlich hatten sie ein schlechtes Gewissen, weil ich als Kind nicht richtig zur Schule gehen konnte.

ZEIT: Weshalb nicht?

MINNELLI: Ich musste so oft wechseln, da wir ständig umzogen – manchmal auch, weil meine Mutter das Hotel nicht mehr bezahlen konnte. Insgesamt war ich auf 20, vielleicht 22 Schulen. Ich habe nicht mal einen Highschoolabschluss. Jedenfalls schickten sie mich auf die *(sie reckt die Nase hoch und spricht übertrieben blasiert):* Sorbonne. Ich konnte aber gar kein Französisch, die Klassen waren überfüllt, alle anderen Mädchen waren viel älter und schicker. Ich war dieses *kid* aus Hollywood, und sie schauten mich an, als sei ich *a piece of sh…* Also blieb ich allein in meinem Zimmer und las die ganze Zeit. Aber dann kam einer dieser Anrufe meiner Mutter, die wollte, dass ich nach Hause komme, weil sie mich brauchte. Einer dieser Anrufe, in denen sie erzählte, dass man sie zu diesem oder jenem zwinge, dass ein Songtext nicht passe, dass man sie in den Wahnsinn treibe. Normalerweise versuchte ich in dem Alter, solche Notrufe abzuwimmeln, aber diesmal kam ich sofort nach Hause. Und danach erlaubten sie mir, endgültig nach New York zu gehen. Ich hatte gewonnen!

ZEIT: Sie haben Ihre Mutter nie für Ihre eigenen Krisen und Abstürze verantwortlich gemacht.

MINNELLI: Warum sollte ich auch?

ZEIT: Wenn man reihenweise Nervenzusammenbrüche und Selbstmordversuche der eigenen Mutter mitbekommt, wenn man als kleines Kind den Inhalt von Pillenkapseln durch Zucker ersetzt, damit sich die Mutter nicht wieder mit Valium oder Aufputschmitteln vollpumpt, dann könnte man versucht sein, dieser Mutter später einiges vorzuwerfen.

MINNELLI: Ich fand es aber nie gut, mit dem Finger auf andere zu zeigen. Ich wollte nie Opfer sein, sondern eine Kämpferin. Es kommt immer wieder vor, dass ältere Frauen, die mit den Songs und Filmen von Judy Garland aufgewachsen sind, auf mich zugehen und sagen, dass ich genau so wie meine Mutter sei. Dann bedanke ich mich höflich für das Kompliment. Aber wenn die Leute wirklich hinschauen würden, wenn sie auf die Rolle blicken würden, die meine Mutter öffentlich, aber auch privat gespielt hat und von der sie wusste, dass sie sie gespielt hat, dann würden sie ein Opfer sehen.

»Das Publikum fühlt sich mit mir vertraut – als gehörte ich zur Familie. Und vielleicht tue ich das auch«

ZEIT: Sie haben mal gesagt: Wenn du eine schlechte Erinnerung hast, dann schreib sie einfach um.

MINNELLI: Tu ich auch.

ZEIT: Ist das nicht Verdrängung?

MINNELLI: *I don't give a shit.* Was geschehen ist, kann man nicht mehr ändern. Wenn man immer einen Fuß im Gestern hat und einen Fuß im Morgen, dann schert man sich einen Dreck um das Heute. Ich bin inzwischen alt genug, um zu meinen Überlebensstrategien zu stehen. Und ich habe einiges erlebt, bis ich so weit war. Man muss durch diese schlechten Erfahrungen hindurchgehen – und nicht drum herum, das habe ich nämlich auch versucht. Man muss durch alles hindurch – und auf die andere Seite gehen. Wenn man das nicht kann, dann sollte man auch nichts umschreiben. Denn das wäre dann Verdrängung.

ZEIT: Sie sind immer sehr offen mit Ihren Krisen und Zusammenbrüchen umgegangen.

MINNELLI: Sie ließen sich manchmal auch nur schwer verbergen.

ZEIT: Was war Ihre wildeste Zeit?

MINNELLI: Wohl die siebziger Jahre. 1976, als ich mit Martin Scorsese *New York, New York* drehte, und die Jahre danach. Ich habe unendlich viel gearbeitet in dieser Zeit, Filme gedreht, am Broadway geackert, wir sind viel ausgegangen und haben gefeiert. Wir hatten eine Menge Spaß, was man nicht vergessen sollte. *(Pause)* Sehen Sie: Wenn Sie sich jetzt zwei Martinis bestellen, sind Sie vielleicht ein bisschen benommen. Wenn ich mir jetzt zwei Martinis bestellen würde, ginge ich ab wie eine Rakete. Wrrrommm! *(Sie steht auf und reißt die Arme hoch. Dabei kippt die Restaurantbank nach vorn.)* Oh, das Ding müsste man echt mal anschrauben. Honey, können wir kurz raus gehen? Ich würde gerne eine Zigarette rauchen. Sind Sie auch warm genug angezogen, Honey?
(Als Minnelli vor dem Restaurant raucht, drehen sich sofort Passanten nach ihr um. Eine Frau starrt sie unverhohlen an.)

ZEIT: Stört Sie das eigentlich?

MINNELLI: Nein, wenn mich die Leute nicht mehr anstarren würden, hieße da ja, dass ich nicht mehr arbeite. Diese Leute fühlen sich mit mir irgendwie vertraut. Sie kennen die Songs meiner Mutter und haben die Musicals meines Vaters gesehen. Sie denken, dass ich zu ihrer Familie gehöre. Und vielleicht sind sie ja auch meine Familie. Auf eine Art jedenfalls. Normalerweise trage ich eine Baseballkappe, wenn ich durch die Straßen gehe.

ZEIT: Wohnen Sie hier in der Nähe?

MINNELLI: Ja, da drüben, *(macht eine vage Handbewegung zur Lexington Avenue).* Ich liebe dieses Viertel mit seinen Backsteinhäusern und alten Restaurants. Viele Leute finden die Stadt zu schnell, zu stressig, zu rücksichtslos. Und es stimmt ja auch, hier läuft jeder wie ein D-Zug herum. Aber die New Yorker haben wenigstens ein Ziel. Es wirkt, als habe hier jeder eine Mission. In Hollywood ist das anders. Dort starren sie sich alle nur gegenseitig an. Ich liebe New York.

ZEIT: Wie hat sich Ihre Stadt seit der Wirtschaftskrise verändert?

MINNELLI: Man sieht es nicht auf den ersten Blick. Aber es gibt immer mehr Zuverkaufen-Schilder. Und selbst die Menschen, die in den schicken Gebäuden hier in der Gegend leben, fahren zu Supermärkten außerhalb der Stadt, um Hundefutter oder Papiertaschentücher zu kaufen. Dort ist alles viel billiger. In meinem Haus wohnt eine Frau, die bis vor Kurzem eine wohlhabende Person aus Palm Beach war. Jetzt verteilt sie Reklamezettel in einem Kaufhaus. Gott sei Dank hatte ich immer genug Geld, um mir um so etwas keine Sorgen machen zu müssen.

ZEIT: Können wir die Zigarettenstummel hier vor der Tür lassen?

MINNELLI: Honey, das ist New York.
(Im Restaurant wird Minnelli von zwei Männern angesprochen und um ein Foto gebeten: »Sonst glauben uns unsere Frauen nie, dass wir mit Liza Minnelli im Restaurant waren!« Minnelli reagiert höflich und setzt fürs Foto ein strahlendes Show-Lächeln auf)

ZEIT: Wer ist Ihr liebster Songschreiber?

MINNELLI: Fred Ebb und John Kander waren wundervoll als Texter und Komponist. Und ihr *New York, New York,* der Titelsong von Scorseses Film, ist einfach ein großartiges Lied.

ZEIT: Hat es Sie damals geärgert, dass der Song erst drei Jahre nach dem Film durch Frank Sinatra zum Welthit wurde?

MINNELLI: Aber nein, so denke ich nicht. Frankie und ich haben *New York, New York* auch mehrmals zusammen gesungen. Es gibt andere Songs, die viel mehr mit mir zu tun haben. Fred Ebb hat mich wirklich erfunden. Durch seine Songs hatte ich das Gefühl, zu einer Sprache zu finden. Es war wie Poesie, die man versteht und empfindet. Klar, einfach, tief, auf den Punkt. Als ich *Maybe This Time* zum ersten Mal hörte, war das eine Erleuchtung.

ZEIT: Fühlen Sie sich der *Cabaret*-Heldin Sally Bowles nahe?

MINNELLI: Sie will um jeden Preis akzeptiert und geliebt werden. Sie will ein Star sein. Ich hatte das Gefühl, dass ich Sally Bowles schon lange kannte, bevor ich sie spielte. In Bob Fosses Film sieht man Sallys Schwächen. Man sieht, wie erschüttert sie ist, als ihr Vater sie versetzt. Sie ist nicht einfach nur eine durchgeknallte Persönlichkeit. Sie lässt sich nicht unterkriegen. Sie ist eine Kämpferin.

ZEIT: Ihre erste Filmrolle hatten Sie 1949, als Dreijährige in einem Film mit Judy

Fotos (Ausschnitte) Seite 4-5: (v.li.n.re.) Keystone France/laif; Snap Photo/Intertopics; Hug/Intertopics; dpa/ullstein; Archiv Friedrich/Interfoto; Globe Photo Inc./Intertopics (2), Jerry Watson/Camera Press/Picture Press; Daniela Federici (u.)

Mamas Liebling Baby Liza auf dem Arm ihrer Mutter Judy Garland (ganz links, 1947) und am Set des Films »Pirate«, bei dem ihr Vater Vincente Regie führte (2.v.l., 1948). Auch als Erwachsene trat die Entertainerin immer wieder an der Seite ihrer Mutter auf, die 1969 im Alter von 47 Jahren starb

Garland. Wie sehr muss man kämpfen, um über so viele Jahre im Geschäft zu bleiben?

MINNELLI: Ich habe das nie als Kampf gesehen. Ende der achtziger Jahre zum Beispiel wollten die Pet Shop Boys eigentlich nur einen Song mit mir aufnehmen, aber dann haben wir so viel miteinander gelacht, dass sie das ganze Album mit mir machten. Tagsüber war ich mit den Pet Shop Boys im Studio, abends stand ich mit Frank Sinatra und Sammy Davis Jr. am anderen Ende der Stadt auf der Bühne. Das war ein Spagat zwischen zwei Showkulturen.

ZEIT: Was unterscheidet Sie oder Frank Sinatra von heutigen Entertainern?

MINNELLI: Das Training. Man kann das Showbiz nicht mehr richtig lernen, so wie Sinatra und ich es gelernt haben. In dieser Stadt gab es in Downtown eine Riesenmenge winzig kleiner Nachtclubs, wo wir *kids* das Handwerk lernen konnten. All diese Orte sind verschwunden. Gut, es gibt noch das Actor's Studio, an dem ich auch lehre, aber wer kommt da schon rein? Es liegt nicht an den jungen Leuten, es liegt daran, dass sie nicht mehr zum Rennpferd ausgebildet werden. Erkältung oder Grippe – egal, man muss da oben auf der Bühne bleiben. Wenn man krank ist, denkt man nicht: Oh je, meine Hüften schmerzen, könnte ich mich nur setzen. Man denkt: Hoffentlich bin ich heute Abend trotzdem gut! Alles für die Show.

ZEIT: Sie sind schon einmal auf der Bühne gestorben.

MINNELLI: Ach wirklich, woran denn?

ZEIT: An einem Messer in der Brust, in der *Muppet Show.* Ihre letzten Worte an Kermit waren: »Grüßen Sie den Broadway von mir.«

MINNELLI: *Give my regards to Broadway!* Das ist ein Song von George M. Cohan. Kennen Sie ihn? *(singt leise) »And say that I'll be there never long …«* Ich liebe diesen Song. Den Dialog mit Kermit haben die Autoren der *Muppet Show* geschrieben. Ich fand ihn sehr lustig.

ZEIT: Was würden Sie selbst zu Kermit sagen, wenn auf der Bühne Ihr letzter Moment gekommen wäre?

MINNELLI: *(wie aus der Pistole geschossen)* Ich will noch einen Moment!

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **KATJA NICODEMUS**

Deutschland-Konzerte von Liza Minnelli:
12. Juni: Frankfurt am Main, Alte Oper
14. Juni: München, Philharmonie
18. Juni: Bielefeld, Stadthalle
20. Juni: Düsseldorf, Tonhalle
22. Juni: Berlin, Friedrichstadtpalast

Alles auf Zukunft

Vor 90 Jahren wurde das Bauhaus gegründet – noch heute kann man von der Sehnsucht der Reformer nach einer besseren Welt lernen

VON FLORIAN ILLIES

Radikal anders wollten die Bauhaus-Lehrer sein. Zweiter von oben links auf dem Bild von 1921 ist Oskar Schlemmer

Fotos: Seite 6: akg-images (o.); Gunter Lepkowski/Bauhaus-Archiv Berlin; Seite 7: Jost Schilgen/Bauhaus-Archiv Berlin/VG Bild-Kunst Bonn 2009 (o.); Gunter Lepkowski/Bauhaus-Archiv Berlin (re.); Jost Schilgen/Bauhaus-Archiv Berlin/VG Bild-Kunst Bonn 2009 (u.)

Schönheit durch Reduktion ist auch das Geheimnis von Marcel Breuers Lattenstuhl, 1924

Manchmal kommt ein Jubiläum genau im richtigen Moment. Angesichts der allgemeinen Krise und einer ästhetischen Katerstimmung sind »Besinnung und Askese, Verdichtung und Vertiefung die Gebote der Stunde«, forderte der Kunstkritiker Eduard Beaucamp. Nichts kann diese Umorientierung besser befördern als eine Beschäftigung mit dem Bauhaus – vor 90 Jahren wurde es in Weimar gegründet. Und diesen runden Geburtstag nimmt jetzt nicht nur der Geburtsort zum Anlass großer Feierlichkeiten und Ausstellungen, sondern auch die thüringische Umgebung. Denn die Reformenergie strahlte zum einen unmittelbar auf alle Gestaltungsbereiche der Kreativindustrie bis hin zur Typografie, Webkunst und Tischlerei aus – aber zum anderen auch auf die Nachbarstädte Jena, Apolda und Erfurt.

Aber da seinerzeit der thüringische Kleinmut die Avantgarde vertrieb, wurde der symbolische Ort für das Bauhaus das anhaltinische Dessau, wo Walter Gropius 1926 sein legendäres Bauhaus-Gebäude fertigstellte. Auch aus diesem Grund tragen die Ausstellungen in der Goethe-Stadt den trotzigen Titel *Das Bauhaus kommt aus Weimar.* Eine Reise nach Thüringen ist in diesem Sommer Pflicht, wenn man erfahren möchte, wie die Hauptstadt der Klassik für fünf Jahre zur Kapitale der ästhetischen Radikalität werden konnte. Und wie es gelang, die Ideale von Klarheit, Offenheit und Funktionalität so auf die Objekte, die Stühle, die Lampen und die Teekannen, zu übertragen, dass diese gerade durch die Reduktion auf ihren Kern eine neue Schönheit entfalteten.

Was den heutigen Besucher, der sich bei Kunst, Design und Architektur in einer Retroästhetik gefangen fühlt, zusätzlich stimulieren sollte, ist der unbedingte Wille zur Zukunft, den jeder einzelne Löffel und jeder einzelne Teppich ausstrahlt, der das Bauhaus verlassen hat. Gerade in der Abwendung von Vergangenheit und Gegenwart und dem Blick ins Morgen erhoffte man sich eine Verbindung von Kunst und Handwerk, die zu vorbildlichen Dingen, Gebäuden und Kunstwerken für eine, ja, bessere Welt führte.

Wer sich in Thüringen hat durchdringen lassen von dieser Sehnsucht nach der Vereinigung von Kunst und Leben, der kann nach Berlin weiterfahren, wo die gigantische Ausstellung *Modell Bauhaus* den ganzen Kosmos dieser deutschen Reformwerkstatt auf Tausenden von Quadratmetern und Hunderten von Katalogseiten mustergültig aufarbeitet. Wahrscheinlich brauchen wir aber noch einmal zehn Jahre, um beim 100. Geburtstag wirklich ermessen zu können, wie lebendig dieser Jubilar noch immer ist.

Apolda: »László Moholy-Nagy. Auf dem Weg nach Weimar 1917–1923«, bis 21. Juni; »Feininger und das Bauhaus«, 13. September bis 20. Dezember, beides im Kunsthaus Apolda Avantgarde

Berlin: »Modell Bauhaus«, Ausstellung vom 22. Juli bis 4. Oktober, Martin-Gropius-Bau

Erfurt: »KunstLichtSpiele. Lichtästhetik der klassischen Avantgarde«, bis 24. Mai; »Streit ums Bauhaus. Das Weimarer Bauhaus in den Kontroversen seiner Zeit«, 7. Juni bis 2. August, beides Kunsthalle Erfurt im Haus zum Roten Ochsen

Jena: »In nachbarlicher Nähe. Bauhaus in Jena«, bis 7. Juni; »Kandinsky. Gemälde, Zeichnungen und Druckgrafik«, 6. September bis 22. November, beides Kunstsammlung im Stadtmuseum Jena

Weimar: »Das Bauhaus kommt aus Weimar«, bis 5. Juli, Ausstellung an fünf Orten; »Franz Ehrlich. Ein Bauhäusler in Widerstand und Konzentrationslager«, 2. August bis 11. Oktober, Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Neues Museum Weimar

Klar und offen war alles, was das Bauhaus verließ, auch Marianne Brandts Lampe (1928) und Teekanne (1924). Dass die Reformer verspielt sein konnten, zeigt Eberhard Schrammens Maskottchen, 1924

Paddeln in Kultur

Architekten machen aus Schwimmbädern Kunst

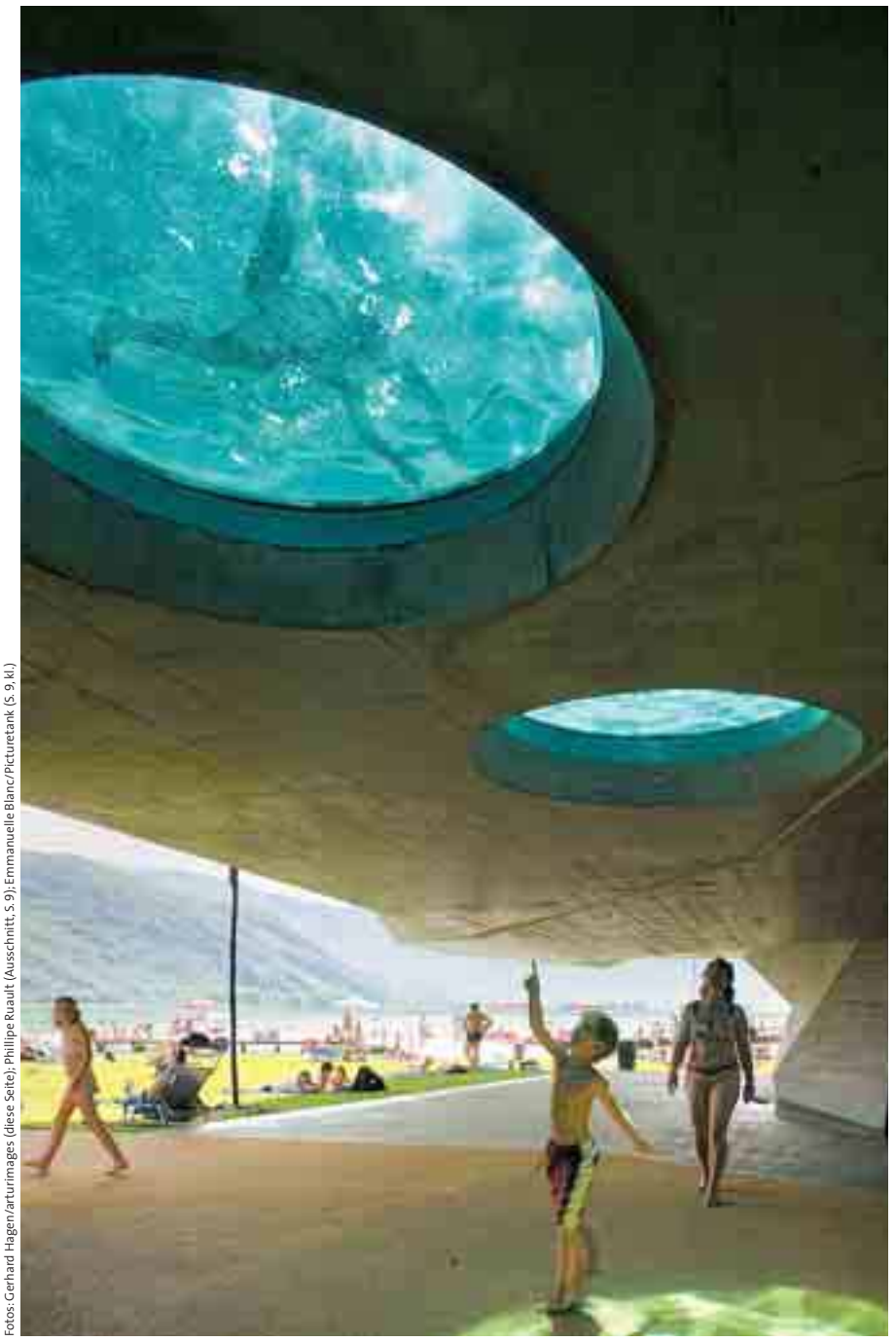
VON HANNO RAUTERBERG

Erinnert sich noch jemand an die Badekappenpflicht? Das war damals, in der guten alten Wohlstandsrepublik, als jedes größere Dorf meinte, sich eine Schwimmanstalt leisten zu müssen. Es ging in diesen Anstalten nicht um Reinlichkeit wie im 19. Jahrhundert; es ging auch nicht wie heute um die Auflösung des Selbst in Saunadämpfen und Blubbertümpeln. Es ging um Pflichterfüllung: Haare hatten bekappt zu sein, Füße extrachlorbehandelt, und geschwommen wurde in schnurgeraden Bahnen, von rot-weißen Ketten geschieden. In diesen Bädern pflegte der Mensch eine Kultur der Ertüchtigung. Er schwamm, weil es zweckvoll erschien, in Häusern, die ebenfalls dem nackten Zweck gehorchten: waschbetonstreng und plastikpraktisch. Auch für die Architekten war Pflichterfüllung oberstes Gebot.

Heute aber darf die Architektur: darf überfließen vor Vergnügen, darf sprudeln, strudeln, darf sanfte Wellen schlagen. Darf auch in den tiefsten Tiefen gründeln, darf an den Badenden saugen, sie mit sich fortziehen. In Vals zum Beispiel, in einer Therme in Graubünden: ein Schwimmbad, randvoll mit Ästhetik. Hierher kommt man nicht, um zu schwimmen, sondern um sich treiben, sich forttragen zu lassen. Und natürlich, um sich an der Architektur des großen Baumeisters Peter Zumthor zu erfreuen.

Vals ist für die Schwimmbäder das, was Bilbao für die Museen ist: Man begann, wieder an die verwandelnde Macht des Bauens zu glauben, an die Formfreude der Architekten. Bekannte und weniger bekannte Büros haben seither die eigentümlichsten Hallen- und Freibäder entstehen lassen. Und gerade jetzt im Sommer laden sie uns ein: zum Schwimmen in Kultur.

Das öffentliche, das gemeinsame Baden bekommt, wie einst in der römischen Antike, wieder eine architektonische Fassung, man könnte sogar sagen: Es wird zur ästhetischen Erfahrung. Denn im Wasser treibend, sind wir Menschen besonders empfänglich für räumliche Reize. Spüren die Schwerkraft anders, bewegen uns im Ungewohnten, sehen auch die Architektur in einem neuen Licht: die kühn geschachtelten Geometrien und raffinierten Durchblicke auf die städtische Umgebung bei Jean Nouvel in Le Havre. Die geheimnisvollen Grotten der Therme von Mario Botta in Arosa, Graubünden. Oder aber die aberwitzige Bauskulptur der Architekten Marie Therese Harnoncourt und Ernst Fuchs im Südtiroler Örtchen Kaltern. Dort gerät man gleich doppelt ins Schweben: im Wasser und durch dieses Bauwerk, das sich über den Boden erhebt und aus dem Badebecken eine Art Aquarium macht. Durch zwei riesige Bullaugen schaut man den Schwimmern von unten dabei zu, wie sie scheinbar gen Himmel davongleiten. Alle Zwänge lassen sie hinter sich; den Zwang zur Badekappe sowieso.



Fotos: Gerhard Hagen/arturimages (diese Seite); Philippe Ruault (Ausschnitt, S. 9); Emmanuelle Blanc/Picturetank (S. 9, kl.)

Architektur für alle Sinne: Links die schwelgenden Formen des Seebads in Kaltern, Südtirol, von dem Wiener Büro Next Enterprise; auf dieser Seite die geometrische Raffinesse der Bains des Docks in Le Havre, Frankreich, entworfen von Jean Nouvel

Hier muss er glücklich gewesen sein

Die Leipziger haben einen ihrer Größten neu entdeckt, den Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy. Zu Besuch in seinem perfekt restaurierten Haus

VON VOLKER HAGEDORN

Käme er heute, er fände sein Haus ohne viel Mühe. Leipzigs Hauptbahnhof steht genau da, wo die Züge schon zu Mendelssohns Zeiten hielten. Fünfzehn, zwanzig Minuten geht man von da bis zur Königsstraße. Sofern sich Felix Mendelssohn Bartholdy nicht davon beirren ließe, dass aus der Königsstraße eine Goldschmidtstraße wurde, wären ihm schon die hölzernen Treppen vertraut, und erst recht die wunderbare Wohnung im ersten Stock, Beletage, 23 Meter langer Korridor mit breiten Nadelholzdielen, acht Zimmer, Küche, Musiksalon, Alkoven. Schönstes Spätbiedermeier, gediegen, in schlichtem Klassizismus dekoriert. Mendelssohn könnte sich in seinem kleinen Arbeitszimmer sofort wieder an den Tisch am Südfenster setzen, an dem er das *f-Moll-Streichquartett* fertig schrieb, zwei Monate vor seinem Tod im November 1847.

Eine hochschwangere Frau tritt strahlend in den Flur. Es ist nicht Cécile Mendelssohn Bartholdy, deren fünftes Kind in dieser Wohnung zur Welt kam, es ist eine Leipzigerin im Frühjahr 2009, die soeben geheiratet hat, mitten im Museum. Man lässt sich gern trauen im lichten Salon. Die Leipziger haben einen ihrer Größten neu entdeckt in diesem Haus. Vor dreizehn Jahren war es noch eine Bruchbude, nun verfügt es über eines der bestrekonstruierten Künstlerzimmer der Welt – vom eigens neu gewobenen Teppich bis zu den Zierstreifen an der Decke. Dafür gibt es zwei Gründe. Zum einen die Vorlage – ein Aquarell von fotografischer Präzision, angefertigt kurz nach dem Tod des Musikers. Zum andern hatte Leipzig einiges wieder gutzumachen an dem Mann, der die Stadt zu einem internationalen Musikzentrum hochkatapultierte.

In der DDR war er seltsam ungeliebt. Nur im Gewandhaus setzte sich Kurt Masur massiv für den Komponisten ein, früh und vergeblich bemühte er sich auch um die Restaurierung der Wohnung. Die offiziell antifaschistische DDR wollte keine Auseinandersetzung mit dem unrühmlichsten Kapitel der Leipziger Musikgeschichte rund um jene Novembernacht 1936, in der die Nazis das Genie buchstäblich vom Sockel geholt hatten, um das »Denkmal des Vollblutjuden« einzuschmelzen. Während viele Mitläufer jener Jahre im Musikleben wieder ihren Platz fanden, wurde die Beziehung der Stadt zu Mendelssohn zugenagelt wie die Fenster des Hauses in der Goldschmidtstraße. Leipzig war Bach-Stadt, fertig, aus. »Dieser Komponist«, sagt Jürgen Ernst, Direktor des Mendelssohn-Hauses, »war hier vollständig unterbelichtet.«

Wer durch die helle Wohnung geht, in der Mendelssohn mit seiner Familie lebte, wer die Möbel, Aquarelle, Autografe sieht, dem rückt die kurze Glanzzeit wieder nahe, zwölf Jahre, die Musikgeschichte machten. Sie begannen nicht hier, sondern auf der anderen Seite des Stadtkerns, westlich vom Ring. Das Haus steht nicht mehr, in dem der Musiker 1835 erstmals Quartier nahm, ein europäischer Star von 26 Jahren. Als man für das künstlerisch stagnierende 40-Mann-Orchester, das seit 1781 Konzerte in einem eigenen Saal im Gewandhaus gab, einen neuen Chef suchte, fiel die Wahl auf diesen Universalisten, der auf Tourneen von Berlin bis London als

Fortsetzung *auf Seite 14*

Des Meisters Arbeitszimmer in der Wirklichkeit (oben) und als Aquarell von Felix Moscheles, 1847

Abb.: Felix Moscheles »Arbeitszimmer des Komponisten« Aquarell, 1847, Privatbesitz (li.); Foto: Gerth Mothes (re.)

Fortsetzung *von Seite 13*

Komponist und Pianist gefeiert wurde, Bachs *Matthäuspassion* aus der Versenkung geholt hatte und seinen unerquicklichen Job als Opernintendant in Düsseldorf gern aufgab.

Eigentlich wollten ihn die Leipziger als »Director«, als Intendanten, aber er handelte aus, dass er auch die Sinfonien leiten würde, nicht wie gewohnt der Konzertmeister – und dass er dazu einen Stab verwenden würde. Der Amtsantritt im 500-Plätze-Saal war ein Triumph. Mendelssohn dirigierte Beethovens Vierte und seine eigene Komposition *Meeresstille und glückliche Fahrt*. Die 16-jährige Pianistin Clara Wieck schrieb in ihr Tagebuch, er habe das »mit einer Präcision und Feinheit aufgeführt, wie wir es hier bisher nicht gewohnt waren«. Und Claras Anbeter Robert Schumann, 25, wurde nun auch Mendelssohns Verehrer, nicht nur als hymnenschreibender Rezensent. »Der erste Eindruck der eines unvergeßlichen Menschen«, schrieb er später über die früheste persönliche Begegnung. Die beiden gingen im Rosental spazieren.

Diesen Park, einen Katzensprung nordwestlich vom Zentrum, wo später auch Gustav Mahler sich erging, gibt es noch immer, und das erste Gewandhaus ist auch nicht ganz verschwunden, aber Ende des 19. Jahrhunderts ins neobarocke Städtische Kaufhaus verwandelt worden. An der Universitätsstraße können fetischistische Ortsbegeher immerhin noch die hohe Tür durchschreiten, die schon Mendelssohn kannte. Sein Konzertsaal ist als Modell im Foyer des Neuen Gewandhauses zu besichtigen: Die Zuhörer saßen einander an den Längsseiten gegenüber, familiäre Atmosphäre im ersten Stock, wo es mit »glücklich dauernder Direction« Mendelssohns eng wurde: Immer wieder mussten die Türen geöffnet werden, damit auch vom Vorsaal aus die Leipziger ihrem aufblühenden Orchester lauschen konnten. Der meistgekaufte Damenhut aus der Kollektion einer Leipziger Putzmacherin hieß »Mendelssohns Auge«.

Der neue Chef hob nicht nur das Niveau, sondern auch die Gehälter der Musiker, »nach unsäglicher Lauferei, Schreiberei, Quälerei«, wie er notiert. Er brach mit der Gewohnheit, nach starkem Applaus ganze Sinfoniesätze zu wiederholen. Er verbannte das Cembalo aus dem Orchester und führte andererseits »Historische Konzerte« ein, bei denen man Vergessenes hörte, etwa Bachs *d-Moll-Klavierkonzert*, er holte Solisten wie den 17-jährigen Geiger Henri Vieuxtemps, und natürlich dirigierte er Uraufführungen: drei Schumann-Sinfonien, seine eigene *Schottische* und die posthum entdeckte *C-Dur-Sinfonie* von Schubert. Zu den wenigen Misserfolgen unter seiner Leitung zählte Richard Wagners *Tannhäuser*-Ouvertüre. »Mit der Naivetät des Leipziger Publikums war es nun zuende«, bemerkte Wagner später zähneknirschend über die gestiegenen Ansprüche in seiner Geburtsstadt.

Im Oktober 1837 brachte Mendelssohn seine Frau aus Frankfurt mit. Dort hatte er Cécile im März geheiratet, sie war schwanger, und das Paar zog in Lurgensteins Garten an der Pleiße. Das Haus stand am jetzigen Lurgensteinsteg mit Blick auf die Thomaskirche. Vor der Kirche könnte Mendelssohn sich selbst erblicken: in Bronze. Er steht dort ungemütlich nah am viel befahrenen Ring, neben einem Knäuel blauer Rohre, und dem Denkmal mit Putten und Muse sieht man an, dass es nagelneu ist: Replikate jener Figuren, die vor 73 Jahren die Nazis verschwinden ließen, um sie in Kandelaber für eine Gedenkstätte Richard Wagners umzugießen. Deren Vollendung hat der Zweite Weltkrieg verhindert. Weil aber der Leipziger Wagner auch bald ein Jubiläum hat, wird schon wieder für ein Denkmal gesammelt. Das soll dann im Zentrum stehen …

Foto: Thoma Babovic/laif

Wie glücklich Cécile und Felix in Leipzig waren, das verrät ein Aquarell an der Wand ihrer zweiten Wohnung. Es zeigt die erste Wohnung, von Mendelssohn 1840 gemalt, ein blaues Wohnzimmer mit Sofas und einem Tisch, auf dem die Reste der Kaffeestunde stehen. Dahinein zeichnete dann Cécile sich selbst und die Kinder: In der Mitte steht Carl, zweijährig, im Kleid, und zieht ein Schaf auf Rädern, und auf gestreiftem Polster wiegt die Mutter das

Blick ins Kabinett
des Mendelssohn-Hauses in der Leipziger Goldschmidtstraße

Baby Marie. Ihr Mann betrieb zu der Zeit mit Erfolg die Gründung und Finanzierung des ersten deutschen Musikkonservatoriums. Es wurde 1843 eröffnet, mit 22 Studenten, heute sind es 813. Mit ungeheurem Geschick verband Mendelssohn seinen Kampf um musikalische Qualität mit dem Wirtschaftsboom der Stadt – das blieb andernorts nicht unbemerkt.

Der frisch inthronisierte Preußenkönig Friedrich Wilhelm wollte Berlin zur Kulturmetropole machen und lockte Hochprominenz an die Spree. Auch Mendelssohn ließ sich überreden und pendelte von 1841 an zwischen beiden Städten: Gastdirigent in Leipzig und Kapellmeister mit ungeklärtem Aktionsradius in Berlin, wo er, wie die Leipziger sagen würden, »nüscht wie Ärschor« hatte. Kompetenzgerangel und bürokratisches Chaos sägten an seinen Nerven. Erst drei Jahre später gelang es ihm, sich »auf möglichst freundliche Weise aus den dortigen Verhältnissen herauszuwickeln«, 1845 kehrte er als Gewandhauskapellmeister nach Leipzig zurück und zog mit Cécile, mittlerweile vier Kindern und Kammerdiener Franz in seine letzte Wohnung, den noblen dreistöckigen Neubau im Stil der Neorenaissance mit Türmchen und Garten.

Über fünf Millionen Euro flossen seit 1993 in Kauf und Sanierung des Hauses, in dem der Schwamm aus den Wänden, der Gründerzeitstuck von den Decken und das Eichenparkett von den Dielen entfernt werden mussten – ein Prozess ähnlich dem, den Mendelssohns Musik erlebte und erlebt, die lange Zeit unter Ressentiments und Desinteresse zu ersticken drohte. »Bei unserem Festival wird er selbstverständlich als Großer gefeiert«, sagt Gewandhaus-Archivar Claudius Böhm. »Das war zum 150. Todestag 1997 noch nicht so.« Das Haus aber, findet sein Hüter Jürgen Ernst, »ist noch immer keine Selbstverständlichkeit«. Ein Drittel des 450 000-Euro-Etats kommt von der Stadt, den Rest müssen Einnahmen von 30 000 Besuchern im Jahr, Sponsoren und Spender decken – darunter viele Engländer, Japaner, Franzosen.

In diesem Haus trafen sich einst die musikalischen Familien Leipzigs, da setzten sich Felix Mendelssohn und Clara Schumann ans Hammerklavier. Am Schreibtisch gedieh das Oratorium *Elias* und nebenan der Nachwuchs. Als fünftes Kind kam hier Elisabeth zur Welt, auch »unter Kinderlärm« konnte der Komponist gut arbeiten. »Ich bin zuweilen in meinem Zimmer hoch in die Höhe gesprungen, wenn mir's gar so gut zu werden schien«, schreibt er an die Freundin und Sängerin Jenny Lind. Als Robert Schumann mal scherzte, »sage mir, wo du wohnst, und ich werde dir sagen, wie du komponierst«, hat Mendelssohn sich sehr belustigt. Er wohnte gut hier. »Neben allem Luxus und Reichtum«, so erinnert sich sein Freund Louis Spohr an die Wohnung, herrschte »eine so reizende Anspruchslosigkeit, dass man sich wohl dabei befinden muss.«

Aber Mendelssohn hatte fürs Wohlbefinden immer noch viel zu wenig Zeit. Einer Englandtournee mit dem *Elias* folgte die Nachricht vom Tod seiner Schwester Fanny, »grau in grau« war seine Stimmung, als er zum letzten Mal nach Leipzig zurückkehrte, im Herbst 1847, dann ereilte ihn der erste von drei Schlaganfällen, dem dritten erlag er in dieser Wohnung, mit 38 Jahren.

Doch den Tod spürt man hier nicht. Eher jenen munteren Menschen, der seinen Freund Louis Spohr, den Geiger und Komponisten, von der Königsstraße zum Bahnhof begleitete: »Er war noch der Letzte, der bei anfangs langsamem Fortschreiten des Zuges noch eine ganze Strecke neben dem Wagen herlief, bis es nicht mehr anging, und seine freundlich glänzenden Augen waren der letzte Eindruck, den die Reisenden von Leipzig mitnahmen.«

www.mendelssohn-stiftung.de,
www.mendelssohn-2009.com

Neuer Tanz der Männer

Vor hundert Jahren begann der Siegeszug der Ballets Russes durch Westeuropas große Theater **VON HARTMUT REGITZ**

Überzeugungskraft ist alles: Sergej Diaghilew kam 1909 nach Paris, präsentierte mit Schwung seine damals noch ganz unbekannten Ballets Russes und siegte. Das gelang nicht etwa, weil der Impresario seine Saison nach marktstrategischen Gesichtspunkten organisiert hatte, sondern weil er bedingungslos einer Kunst vertraute, von der andere seinerzeit behaupteten, sie sei vorbei und vergessen. Gewiss kein Scharlatan, wie er sich selbst gern kokettierend charakterisierte, und schon gar nicht der Gott, gegen den sich sein »Clown«, der legendäre Tänzer Vaslav Nijinsky, eines Tages auflehnen sollte, erschuf er sich dennoch seine eigene Welt – zur Freude der anderen, zum Nutzen des Balletts und nicht unbedingt zum Schaden seiner Sponsoren. Auch wenn die Ballets Russes in den zwanzig Jahren ihrer Existenz wenig Profit machten, ist der Gewinn für die Geschichte des Tanzes nicht mit Gold aufzuwiegen.

Marcel Proust, seismografischer Beobachter seiner Zeit, beschreibt Diaghilew im vierten Band seines Romans *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* als Manager: »Bescheiden in dem, was seine wirkliche Überlegenheit betraf, und doch von ganz erstem Rang«, habe der Gründer der meistbewunderten Kompanie des Jahrhunderts es verstanden, »Virtuosität in den Dienst eines vielfältigen und diese noch verzehnfachenden Kunstsinns zu stellen. Man denke sich einen zunächst nur geschickten Künstler des Balletts, der von Diaghilew in die richtige Form gebracht, trainiert und nach allen Richtungen hin entwickelt worden ist.«

Tatsächlich fühlte sich Sergej Pawlowitsch Diaghilew, am 31. März 1872 in den Selitschew-Kasernen im Distrikt Nowgorod geboren, lange Zeit selbst zum Künstler berufen. Doch Nikolai Rimsky-Korsakow erteilte seinen Kompositionsversuchen eine unmissverständliche Abfuhr. Als es auch mit der Malerei nichts wurde, formierte er in St. Petersburg einen Künstlerbund und entfaltete seine Interessen auf andere Weise. Zeitweilig Herausgeber der Zeitschrift *Mir Iskusstva* (Welt der Kunst), arbeitete er zugleich als Berater für Opern- und Ballettproduktionen am Mariinsky-Theater und brachte sein Wissen wie auch die eigene Gemäldesammlung in Ausstellungen ein, die ein erstarkendes Selbstbewusstsein demonstrierten.

Nichts wünschte sich Diaghilew mehr, als dem alten Europa »das wahre Russland zu zeigen«. Ausgangspunkt war 1906 eine erste Präsentation bildender Kunst im Grand Palais, die ein »wirklichkeitsgetreues Bild des künstlerischen Russlands« ermöglichen sollte, »mit seiner unverstellten Energie, seiner respektvollen Bewunderung für das Vergangene und seinem glühenden Glauben an die Zukunft« – wie es im Katalog zur ersten Saison Russe im Salon d'Automne heißt. Eine zweite Saison konzentrierte sich 1907 auf Konzerte des »Mächtigen Häufleins«, einer Gruppe innovativer russischer Komponisten des 19. Jahrhunderts; eine dritte 1908 auf die russische Kultoper *Boris Godunow.* Erst am 19. Mai 1909 folgte mit der vierten Saison Russe im Théâtre du Châtelet der Auftritt der Tänzer und Tänzerinnen des Zaren – und damit der Beginn einer neuen Zeitrechnung. Der unglaubliche Erfolg von Stücken wie *Les Sylphides, Cléopatre, La Pavillon d'Armide, Le Festin* oder *Polowetzer Tänze* gründete auf dem Farbenrausch der Ausstattung, dem »neuen« Tanz der Männer und dem Nimbus einer *âme slave,* die das Ballett wieder kraftvoller, vitaler, nicht zuletzt menschlicher erscheinen ließ. Diese Qualitäten ließen einen revolutionären Impetus noch nicht ahnen. Doch »Serge«, so charakterisiert seine Mitarbeiterin Misia Sert das Charisma Diaghilews, »besaß den Spürsinn eines Wünschelrutengängers, Künstler zu entdecken und das Beste aus ihnen herauszuholen«. Die Tanzkunst lag in Europa in den letzten Zügen und unterm Zwang einer akademisch erstarrten Routine. Durch Diaghilew erhielt sie den Peitschenhieb, der sie wie ein Wunder wieder erweckte.

Das eigentliche Wunder war, dass er das Interesse an der Tanzkunst zwanzig Jahre wachhielt. So etwas muss einer erst mal können, und Serge Diaghilew hat denn auch nicht nachgelassen in seinem Bemühen, die Welt in Erstaunen zu setzen. Das Russische war zwar weiterhin die Basis des Balletts, und ohne den *Feuervogel, Petruschka, Le Sacre du printemps, Les Noces* oder *Apollon musagète,* von dem jungen Igor Strawinsky komponiert, wäre auch das Musikrepertoire um einige Meisterwerke ärmer. Aber viele der insgesamt sechzig Uraufführungen entstanden in den zwanzig Folgejahren in Zusammenarbeit mit Avantgardekünstlern wie Picasso, Sert, Matisse, Braque, Ernst oder Miró. Von den beteiligten Komponisten nicht zu schweigen: Maurice Ravel, Claude Debussy, Richard Strauss, Francis Poulenc, Darius Milhaud oder Erik Satie, sie alle schrieben Musik in Diaghilews Auftrag.

Doch ohne beherrschende Bühnenpräsenz wäre das »Gesamtkunstwerk Ballett« Makulatur, und auch da ließ ihn seine Sensibilität nicht im Stich. Michail Fokine war der Choreograf der ersten Stunde, und ihm sind mit *Les Sylphides,* dem *Feuervogel, Spectre de la rose, Petruschka, Daphnis und Chloé* und *Josephs Legende* eine ganze Reihe von Arbeiten zu danken, die auch nach fast hundert Jahren nicht aus den Spielplänen internationaler Kompanien verschwunden sind. Fast noch stärker dem kollektiven Bewusstsein eingeprägt hat sich allerdings Vaslav Nijinsky als der genialste Künstler, den das Ballett je hervorgebracht hat. Vergöttert als Jahrhunderttänzer, schuf der »Clown Gottes« (wie sich Nijinsky später selbst bezeichnete) mit *L'Après-midi d'un faune* und vor allem *Le Sacre du printemps* jene Skandalstücke, die seinem Liebhaber gerade recht kamen. Dass sie ihrer Zeit mit Riesenschritten vorauseilten, ahnte kaum jemand – Diaghilew ausgenommen, der seinem Gefühl folgte und allen Widerständen zum Trotz einem Mann vertraute, der dem Tanz zu neuen Ausdrucksdimensionen verhalf.

Dass sich sein Geist verdüsterte, dass er schließlich dem Wahnsinn verfiel, macht sein Schicksal tragisch. Den Erfolg des Ensembles schmälerte das indes nicht. In George Balanchine fand er schließlich einen Erben, der auch nach dem Ende der Ballets Russes den Tanz am Leben erhielt.

Jubiläumsreigen 2009/10:

Hamburg, Ballett Hamburg: »Hommage aux Ballets Russes« mit »Le Pavillon d'Armide« in der Choreografie von John Neumeier und der Rekonstruktion von Nijinskys »Le Sacre du printemps« (29., 30. Juni, 11. Juli), Aufführungen von Neumeiers »Nijinsky« und eine Nijinsky-Gala

Monte Carlo, Monaco Dance Forum: »Centenaire des Ballets Russes« in drei Teilen. »Akt 1« beschäftigt sich mit dem Erbe des Ensembles und bringt vom 9. Dezember bis 4. Januar 2010 u. a. als Uraufführung eine »Shéhérazade« von Jean-Christophe Maillot und »Spectre de la rose«, interpretiert von Stuttgarts Hauschoreografen Marco Goecke. »Akt 2« steht vom 29. März bis 15. April 2010 unter dem Zeichen des Cross-over und präsentiert u. a. den »Sacre« von Maurice Béjart und als Novität »Daphnis und Chloé« von Maillot. »Akt 3« setzt vom 15. bis 25. Juli 2010 in der Tradition der Ballets Russes auf den Entwicklungsprozess neuer Stücke

München, Bayerisches Staatsballett: Terpsichore-Gala VII: »Die Welt der Ballets Russes« u. a. mit »Parade« (Ausstattung: Pablo Picasso) und zwei Fassungen von »L'Après-midi d'un faune« (7. Mai)

Paris, Opéra: »Ballets Russes« mit dem »Dreispitz«, »Spectre de la rose«, »L'Après-midi d'un faune« und »Petruschka« in den Uraufführungsversionen (vom 12. bis 31. Dezember)

Die wichtigsten Ausstellungen:

Hamburg, Kunsthalle, Hubertus-Wald-Forum: »Das Auge Nijinsky und die Abstraktion«, eine Ausstellung der Stiftung John Neumeier u. a. mit über hundert Zeichnungen des legendären Tänzers (vom 19. Mai bis zum 16. August)

München, Deutsches Theatermuseum: »Schwäne und Feuervögel – Die Ballets Russes 1909–1929. Russische Bildwelten in Bewegung« (bis 24. Mai. Vom 25. Juni bis zum 27. September ist die Ausstellung auch im Österreichischen Theatermuseum zu sehen)

Monte Carlo, Villa Sauber und Sporting d'Hiver: »Étonnez-moi! – Serge Diaghilew und die Ballets Russes«, mit Bühnenbildern, Gemälden, Kostümen, Manuskripten sowie Ton- und Filmdokumenten (9. Juli bis 20. September)

Stockholm, Dansmuseet: »Ballets Russes in Paris 1909–2009«, mit Originalkostümen und anderen Memorabilia aus eigenen Beständen (vom 15. Mai bis 10. Januar 2010)

Schöner Mann statt Primaballerina: Der exzentrische Vaslav Nijinsky (1890 bis 1950) präsentiert sich in verschiedenen Kostümen

Fotos: Lebrecht Music & Arts Photo Library/ullstein (o.li.); HERITAGE IMAGES/Iupiterimages (o.re.), Bettmann/corbis (u.li.); TopFoto/ullstein (u.re.)

Schön schräg: Manfred Deix vor einem seiner Bilder

Der Hofmaler

Manfred Deix zeigt Österreich, wie es wirklich ist. Im Museum von Krems wird sein Werk nun neu präsentiert **VON PETER ROOS**

Ein Staatskünstler. Der Karikatur-Minister der Republik Österreich. Keiner hat den Zwergstaat derart auf das Charakteristischste dargestellt wie Manfred Deix, Wien. Nicht entstellt hat er sein Land, auch nicht bloßgestellt – nur dargestellt. Realistisch abgebildet. Grafisch dokumentiert. Der real existierenden kakanischen Hässlichkeit hat er zu Ausdruck verholfen: Deix, dicht dran an der Wirklichkeit, die ganze Wahrheit reingezeichnet.

Seine Kinder sind fett und verblödet, seine Frauen feist und frivol, Orangenhaut bis zu den Ohren und Oberweiten bis zum Unterschenkel. Den Männern flieht das Kinn, die Speckschürze hängt über der ubiquitären Erektion, die Unterhosen garniert mit Pissflecken und kackbraunen Bremsspuren; ihre Schmalz-Köpfe am liebsten in Decolletés oder gleich unter Mamas Rock. Ob Politiker oder Polizist, ob Priester oder Passant – Deix lässt sein Personal pudernpudern-pudern, keine Körperöffnung bleibt unpenetriert. Furunkel zieren die großporigen Häute. Mundhöhlen voll eitriger Zahnfleischsäume, kreuz, quer, auf Lücke stehende Hasen- und Raucherzähne. Ein Monstrositätenkabinett, in dem alle Typen längst wiedererkennbar geworden sind. Die große Heuchler-Entlarvung führt Biedermann und Biederfrau in endloser Prozession vor.

Unendlich die Serienproduktion des Ekels, gutmenschliches Engagement gegen Hitler und Haider, gegen Kirche und Kinderporno. Die Marke Deix dekoriert allwöchentlich die Magazine, Aquarelle, Fotoromane, Situations-Comics, Karikaturen, Burlesken und Grotesken für den Tagesgebrauch. Zahllos mittlerweile die Sammelbände mit Dauerwitz, Polit-Klamauk und Rundum-Rempeleien. Hauchdünn ist der Grad, der das Kritisierte von der Kumpanei mit dem Kritisierten trennt: Perversion ist permanent hart an der Perversionsgrenze gestaltet. Deix kollaborierte auch politisch regelmäßig mit der rechtsgerichteten *Kronen-Zeitung*.

Warum eigentlich wird Manfred Deix darob in Österreich nicht gehasst? Etwa, weil das Kleinland schon immer verliebt in seinen Selbsthass lebt? Weil es sich in der Eigenliebe, Zwilling des Selbsthasses, gefällt? »Fesch samma! Bees samma! Lustig samma! Mir samma!«

Deix ist die offizielle grafische Exekutive des Landes, der klassische sozialdemokratische Hofmaler. Deswegen wird Deix in Wien, um Wien und um Wien herum geliebt. »Er ist einer von uns!« 1949 in St. Pölten geboren, dort fünf Jahre Gymnasium. Rauswurf aus der Graphischen Lehranstalt. Abbruch des Akademie-Studiums in Wien. Heirat. Lungeninfarkt. Alkoholismus. Karriere als Karikaturist für *Pardon, Titanic, Spiegel, stern.*

Deix' nationale Porträts verbreiten zuverlässig, geradezu rechtsgültig Auskünfte über Austrakien. Deshalb ist das Interessante an diesem Darsteller lediglich seine Darstellung. Nicht die Person Deix interessiert! Das Interesse gilt dem durch ihn bebilderten Bergland und seinem Umgang mit Selbst-Bild und Fremd-Bild, seinem Psycho-Polit-Profil: Deix als Reiseführer. Der Deixsche Phänotyp ist ein geiler, hinterfotziger, dooflicher, widerlicher, peinlicher Österreicher.

Protestiert, gar prozessiert wird schon lange nicht mehr gegen dieses tägliche Gelegenheitskunstgewerbe. Die einzige Blasphemie-Intervention war rasch wieder eingestellt – vor 15 Jahren. Längst sind all die Deixschen Sauereien nur noch vom Schweinderl, somit integriert. Offiziell ist der Möchtegern-Berserker der Öffentlichkeit vor allem preiswert: Den Nestroy-Ring hat ihm die Stadt über seinen Wurstfinger gestülpt, einen Kulturpreis hat man ihm aufs schüttere Haupthaar gedrückt, das goldige Verdienstkreuz wurde in seine Halsfalten gelegt, und die Wiener Wirtschaft steckte ihm mit ihrem Buchpreis 8000 Euro in die ausgebeulte Seitentasche seines Sakkos. Auch für sie, die Wiener Wirtschaft, wird er nicht müde, Bierflaschen, Zigarettenschachteln, Softdrinkdosen, Schweinerüssel und Pralinenblechschachteln mit seinen Figurenserien zu dekorieren. So dichtet die Werbeprosa der pappsüßen Manner-Schnitten in reinem Austrian Business English: *»Manner contract to cartoon guru Manfred Deix who designed a mega package containing 18 hazelnut cream-filled wafer packages as a ›limited football edition‹ for 2006 World Cup of Football.«*

Deix ist überall, stets aufgedreht und durchgeknallt, als sei der 60-Jährige noch immer der Pöltener Pennäler. Das füllt Yellow Press und Boulevard-Bildschirm. Und feine Feuilletons feiern sich selbst, wenn ihm, »unserem« Deix, ein offizieller Kunsttempel dediziert wird! Wie jedem erfolgreichen Alpenartisten eben, der mit genügend Einschaltquote und den richtigen Freunderln in der gerade richtigen Partei ausgestattet ist. Im Kleinstädtchen Krems nennt er inzwischen einen ganzen Museumsflügel sein Eigen, mit einer Dauerausstellung, zweihundertzwanzig Quadratmeter ad personam. Und das lebenslänglich.

Foto: Peter Rigaud/laif

Die neu gestaltete Dauerpräsentation »Das ist Deix!« läuft bis 2012; www.karikaturmuseum.at

Der Sound der Revolution

Zwanzig Jahre nach dem Mauerfall wird allerorten an die Wende erinnert – ein Überblick **VON EVELYN FINGER**

Woran scheiterte die DDR? Warum fiel die Mauer? Wieso lief die Arbeiterklasse zum Klassenfeind über? Auf die großen Fragen des Mauerfalljubeljahrs gibt es eine einfache Antwort, die immer wieder absichtlich vergessen wird, damit die Historiker etwas zu diskutieren haben. Man illustriert diese Antwort am besten mit einer Anekdote aus dem Herbst 1969: Damals beschloss die SED-Kreisleitung Pößneck, das konterrevolutionäre Phänomen der Langhaarigkeit zu bekämpfen.

Das Städtchen Pößneck in der ostthüringischen Orlasenke war ja aufgrund seiner hinterwäldlerischen Lage prädestiniert, Möchtegerndiktatoren hervorzubringen. Als der Kreisparteichef einmal im Urlaub weilte, organisierte sein ehrgeiziger Stellvertreter einen Feldzug gegen jugendliche Diversanten, die sich durch »unnatürlich lange Haare«, »grob auffällige Kleidung« und »überlautes Abspielen westlicher Rundfunkprogramme« auszeichneten. Eines Oktobernachmittags passten also am Pößnecker Bahnhof bestellte Agitatoren und knüppelbewehrte Polizisten einen Arbeiterzug ab, um alle Langhaarigen gewaltsam dem Frisör zuzuführen. Nach einer regelrechten Hatz mit Schlägen und Tritten wurden 37 Personen zwangsfrisiert. Pech für die Partei war nur, dass viele empörte Pößnecker auf dem Marktplatz demonstrierten, es gab Aufruhr in Schulen, dann wurde verhaftet, was neue Demos provozierte. Hätte nicht Erich Honecker persönlich die ehrgeizigen Parteigenossen in der Provinz gestoppt, vielleicht hätte die Wende zwanzig Jahre eher stattgefunden. Es war ja offenbar geworden, dass die Diktatur scheitern würde. Woran? An sich selbst. An vorauseilender Kleinlichkeit und brutaler Dummheit, an Überwachungslust und Bestrafungsfuror.

Daran muss man noch einmal erinnern, um das ganze Glück der Wende zu empfinden und den Freiheitsfeiern dieses Jahres gelassen entgegenzusehen. Seit Monaten stapeln sich die Ankündigungen der Museen, Gedenkstätten, Forschungsinstitute, Ministerien, Vereine zu einem Terminchaos, aus dem man durch beherzte Auswahl sein persönliches Jubiläumsprogramm herstellen muss.

Man beginnt beispielsweise im Mai in München mit der Ausstellung der Birthler-Behörde **Feind ist, wer anders denkt** und arbeitet sich über das Grenzmuseum Marienborn und das Symposium **Grenzen als internationales Problem** nordwärts bis in die Gedenkstätte Hohenschönhausen zu Harald Hauswalds Fotoschau **Gewendet.** Man gelangt natürlich auch auf tausend anderen Routen zum Brandenburger Tor und zum **Symbolischen Mauerfall** am 9. November – auf einer Website der Bundesregierung stehen illustre Veranstalter des Festmarathons (www.freiheit-und-einheit.de).

Am besten beginnt man den Marathon aber am 7. Mai mit der großen **Open-Air-Ausstellung »Friedliche Revolution«** der Havemann-Gesellschaft auf dem **Alexanderplatz in Berlin** (www.mauerfall09.de). Hier werden die dramatischen Herbstereignisse groß bebildert und die Akteure des Umbruchs gewürdigt. Manchen Leipzigern missfällt das jedoch schon jetzt, weil in ihrer Stadt die Montagsdemonstrationen begannen und sie sich mit Recht als die wahren Heldenstädter sehen. Die Berliner hätten zu spät demonstriert, nun säßen sie unverdient im Zentrum des Erinnerns. Tatsächlich zeigt das **Deutsche Historische Museum** vom 30. Mai an unter dem Titel **Bilder einer Zeitenwende** die besten Fotos aus der Wendezeit. Außerdem veranstaltet die Bundeszentrale für politische Bildung in Berlins Mitte die Großkonferenz **Geschichtsforum 1989/2009: Europa zwischen Teilung und Aufbruch** (28. bis 31. Mai, www.geschichtsforum09.de). Aber wenn die politischen Grundsatzdebatten geführt sind, werden wir nach Sachsen fahren und die Revolution aus anderer Perspektive betrachten.

Das graue Haus des Leipziger MfS, wo die Montagsprozessionen der Zehntausenden vorbeiführten, beherbergt heute das legendäre **Museum in der Runden Ecke** – vielleicht das hartnäckigste Relikt der

Sozialismus zum Weglaufen: Am 11. 11. 1989 ist die West-Berliner Leiter als Fluchthilfe eigentlich nicht mehr nötig

Foto: Manfred Uhlenhut/bpk

Bürgerbewegung. Eigensinnig setzt der Direktor Tobias Hollitzer die querulatorischen Themen seiner **Montagsgespräche »Wir sind das Volk«** (www.runde-ecke-leipzig.de) und zeigt ab Juli die Sonderausstellung **Leipzig auf dem Weg zur Friedlichen Revolution.** Stolz wird das Bürgerkomitee demnächst auch Erinnerungsstelen im Stadtraum platzieren, gegen die sich die Kommune jahrelang sträubte, als wäre ihr die Wende peinlich. Dass der Geist der Opposition in Leipzig lebendig ist, zeigen die regelmäßigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Runder Ecke und **Zeitgeschichtlichem Forum,** wo am 9. Oktober ein großes **Demokratiefest** stattfindet. Vielleicht verbünden sich die beiden Häuser ja gegen Berlin, falls am 9. November tatsächlich Siegerentwürfe für das doppelte Berlin-Leipziger Einheits-und-Freiheits-Denkmal präsentiert werden.

Ostgezeter hieß in den neunziger Jahren ein Aufsatz von Thomas Rosenlöcher über die Jammerossis, darin verteidigte der Dresdner Schriftsteller ironisch die deutsche Schimpfkultur und beharrte auf Larmoyanz als Lebensform. »Unsere Landsleute drüben können ja nicht wissen, dass wir immer jammern, solange wir noch wir selber sind«, spottete Rosenlöcher mit einem gewissen Verliererstolz, den mittlerweile viele Ostdeutsche kultivieren. Denn sie sind überzeugt, die Zukunft finde seit zwanzig Jahren östlich der Elbe statt. Um die Westdeutschen zu trösten und ihnen das Gefühl zu geben, dass die teure Wiedervereinigung auch der Bundesrepublik genützt hat, schickte die **Stiftung Aufarbeitung** einen **Geschichtsbrief** in die wiedervereinte Provinz: An 1831 Bürgermeister, 302 Landräte, 2400 Abgeordnete erging der Appell, das Thema Einheit zu beackern. 900 Adressaten haben reagiert und organisieren **regionale Mauerfallprojekte.** Da wird endlich der Traum der Bürgerrechtler wahr, Geschichte basisdemokratisch zu schreiben (www.stiftung-aufarbeitung.de).

Sind die Deutschen doch Erinnerungsweltmeister? Die Bundesstiftung Aufarbeitung gehört neben der Bundesbehörde für die Stasi-Unterlagen zu jenen Nachwendeerfindungen, um die uns die Länder des ehemaligen Ostblocks beneiden. 1700 Veranstaltungen hat sie seit ihrer Gründung im Jahr 1998 realisiert, 240 Bücher bezuschusst, 25 Millionen Euro Fördermittel vergeben und mit 5,6 Millionen die Opfer der Diktatur unterstützt. Zum Jubiläum verschickt sie nun eine **Plakatausstellung »Friedliche Revolution und Deutsche Einheit«,** die bereits in 23 Länder ging und bloß 100 Euro kostet. Eben ist auch die kostenlose CD **Sound of Revolution** erschienen, auf der Lieder versammelt sind, die in Osteuropa während der 1989er Demonstrationen gesungen wurden oder im Radio liefen. Die Band Herbst in Peking etwa sampelte Protestchöre. Wer ihr Eröffnungslied hört, versteht die melancholische Euphorie, die den Untergang des Sozialismus begleitete: »Wir leben in der Bakschischrepublik / Und es gibt keinen Sieg. / Die Hoffnung ist ein träges Vieh / Und nährt sich an der Staatsdoktrin.«

Das träge Vieh namens Hoffnung auf Trab zu bringen ist vielleicht der tiefere Sinn des landesweiten Zeitzeugengewimmels, das unter anderem von der Stiftung Aufarbeitung veranstaltet wird. **www.zeitzeugenportal89.de** heißt die Internetplattform, auf der die Protagonisten anderer Geschichtswebsites **(www.deine-geschichte.de** oder **www.jugendopposition.de)** zusammenkommen, außerdem sollen Lehrmaterialien abrufbar sein und Kontakte zur Erlebnisgeneration hergestellt werden. Ob es der kollektiven Meinungsbildung allerdings dient, wenn jeder jedem seine Ferienlagererlebnisse per Mail mitteilt? Vielleicht muss man einmal durch den Wald der ostalgischen Fiktionen irren, um nachher dankbar zu den Büchern der Historiker zurückzukehren.

Die gewaltigste Fehlprognose der Wendezeit war ja die Furcht, dass die DDR-Forschung mit der DDR untergehen werde. Das Gegenteil geschah. Jens Hüttmann hat in dem Buch **DDR-Geschichte und ihre Forscher** die intellektuelle Goldgräberstimmung beschrieben, die auf den Realitätsschock folgte, als die De-De-Errologen scharenweise in die Archive rannten. »Wann bricht schon mal ein Staat zusammen?«, lautete der Schlachtruf, mit dem Hüttmanns kritische Analyse beginnt. Leider hat sich das Allgemeinwissen über den Staatssozialismus dann umgekehrt proportional zum akademischen Wissenszuwachs entwickelt. Weil viele Schulkinder heute nicht einmal mehr Ulbricht und Adenauer auseinanderhalten können, boomen nun Schülerwettbewerbe **(www.reporter89.de)** und Ausstellungen für Schüler **(Opposition und Widerstand,** Stiftung Ettersberg), blüht alternative Geschichtsdidaktik **(Ein Koffer voller Geschichte(n)** im DDR-Museum Berlin) neben kuriosem Geschichtstourismus **(Eine Woche DDR** auf Schloss Dreiluetzow). Ob sich Geschichtsvergessenheit aber durch **Demokratie versprühen** bekämpfen lässt, bei sogenannten Graffiti-Events in Leipzig, Plauen, Chemnitz, Bautzen, Dresden, ist äußerst zweifelhaft.

Als die Pisa-Pleite der deutschen Geschichtsvermittlung vor zwei Jahren offenbar wurde, da hatten die Opferverbände kommunistischer Gewaltherrschaft längst vor einer Eventwerdung der Diktatur gewarnt. Sie hatten in ihrer Zeitschrift *Der Stacheldraht* die düsteren Zeitzeugenberichte gedruckt. Sie hatten gegen die Verharmloser vom Primetime-Fernsehen gepredigt. Wer im Herbst ihre **Konferenz über die Situation ehemaliger politischer Gefangener** besucht, wird nicht nur über die Diktatur, sondern auch über die Wendefolgen etwas erfahren (www.uokg.de).

Es kann übrigens nicht schaden, auf einige Mauerfallpartys zugunsten spezieller Lektüre zu verzichten. Die Thüringer **Blätter zur Landeskunde** etwa, die sich der DDR widmen, werden von Historikern und Verfolgten des SED-Regimes gemeinsam gemacht: sachkundig, aber mit Empathie; präzise, aber mit Sinn für die unfreiwillige Komik des Überwachungsstaats. Am Beispiel der Pößnecker Haarschneideaktion zeigen sie nicht nur das Lächerliche, sondern auch das Albtraumhafte und seelenlos Mechanische der Diktatur. Auf den Hinweis von Thüringer Jugendlichen, dass der Artikel 30 der DDR-Verfassung die persönliche Freiheit schütze, antwortete das System damals stoisch mit einer Anklage auf Staatsverleumdung. Man konnte also wegen langer Haare tatsächlich im Gefängnis landen.

Auch deshalb ist es nicht schade um die DDR. Mit den Worten Erich Honeckers, aus einer Krisensitzung des Zentralkomitees vom November 1969: »Die Organe haben falsch gehandelt. Wir werden den Chef der Polizei und auch der Staatssicherheit disziplinarisch zur Verantwortung ziehen. Wir wollen damit sagen, die ganze Sache haut nicht hin.«

Nudeln in der Ursuppe

Sich gehen lassen und genießen – fünf Liebeserklärungen an die etwas anderen Rock- und Jazzfestivals

Fusion Festival

In der Ulrike-Meinhof-Straße ist flauschiger Elektropop zu hören. Richtung Osten, Höhe Platz der Republik, weht ein Mix aus Datscha-Ska und Dub herüber, bis die Erde am Ende der Leninallee unter 160 bpm erbebt, ein megawattstarkes Raunen aus turmhohen Trance-Boxen, das erst nahe der Straße der bedingungslosen Kapitulation, jenseits der letzten Zelte, verhallt. Zwei Dingen kann man bei Fusion, dem postmodernsten Musikfestival im Land, kaum entgehen: der Politisierung und dem Sound. Eine Schar linker Kulturaktivisten aus Berlin und Hamburg entdeckten 1997 auf der Suche nach viel, viel Platz für die Vereinigung aller Klänge einen russischen Militärflugplatz in Küstennähe. In einem Dutzend begrünter Hangars und ringsum entwickelten sie eine ganz neue Partyemulsion: Reichlich Techno, dazu Jazz, HipHop, House, Pop, Folk, Alternative, Heavy, Salsa und sogar Punk, der konfrontative Gegenentwurf zur drolligen Farbenlehre des Rave. Fusion ist eben Attribut, nicht bloß Name. So kann man auf einer Bühne schon mal die Mathrocker Dyse vor den rappenden Puppetmastaz, nach ein paar LoFi-Bastlern aus Belgien erleben, während nebenan Fettes Brot und Anne Clark für Massenauflauf sorgen. Dazu Licht- und Blumenspiele, Theater, Kino, Kunst, Pillen – ein Impressionsgewusel wie aus einem Burroughs-Roman. Trotz 45 000 Gästen versteht sich Fusion als Familientreffen mit zutiefst unkommerzieller Note. Die Einnahmen fließen ins vereinseigene Gelände, die Versorgung ist vegan und sponsorenfrei. »Ferienkommunismus« nennen das die Macher, fordern selbstregulierten Drogenkonsum und nicht weniger als den Weltfrieden. Zumindest für ein Wochenende im Juni. *Jan Freitag*

25. – 28. Juni in Lärz, an der A24 zwischen Berlin und Hamburg, www.fusion-festival.de

Alternative Blasmusik in Herzberg

Edgar Broughton in Herzberg

Herzberg: die Band Weißwurscht is

Jazzfestival Schaffhausen

In Schaffhausen stürzt sich seit Ewigkeiten der Rheinfall in die Tiefe, und das weiße Rauschen, das er hervorbringt, bereitet gurgelnd das Ohr vor auf die blauen Noten, die jedes Frühjahr vier Nächte lang an seinem Ufer ertönen. Das Schaffhauser Jazzfestival unterscheidet sich von vielen anderen Musikfesten durch seine klare Idee: Nicht irgendwelche Gruppen von irgendwoher zusammenzubringen, sondern den Jazz der Eidgenossenschaft vorzustellen. Zugelassen sind nicht nur im Alpinen siedelnde Ensembles, sondern auch internationale Bands, in denen Schweizer Musiker mitspielen. So sind immer wieder auch Amerikaner, Italiener, Österreicher und Deutsche zu hören. Das Publikum kommt sowieso von überall her, weil die Atmosphäre in der kleinen Stadt so sehr dazu einlädt. Abends ist Konzert in der ehemaligen Kammgarnfabrik am Fluss, beim Bummel durch die Gassen am nächsten Vormittag sieht man überall in den Straßencafés die Jazzfreunde sitzen. Man setzt sich vielleicht auf eine Ovomaltine und ein Müesli dazu; so bilden sich Meinungen und Freundschaften über den Tag hinaus. Die Nachmittage laden ein zu

Otto Lechner beim Festival Alpentöne

Durcheinander beim Fusion Festival

Grobschnitt spielt in Herzberg

Ohne Bier geht auch in Herzberg wenig

Herzberg, feurig

Herzberg, akrobatisch

Entspannen am Abhang beim Fusion Festival

In Herzberg gibt es sogar Indianer

Lange Tradition, lange Haare: Herzberg, gegründet 1967

Animal Collective beim Midi Festival

Fotos (Ausschnitte) Seite 24 Reihe links: (v.o.n.u.): Günter Zint (2); Angel Sanchez; Günter Zint; Reihe rechts: Christof Krackhardt; Lucie Marsmann; Haring/dpa Picture-Alliance; Seite 25 Reihe links (v.o.n.u.): Günter Zint; Tobias Kruse/Ostkreuz; Christof Krackhardt; Günter Zint; Reihe rechts: Günter Zint (2); Markus Zinsmaier; Angel Sanchez

Die Freak Stage von Herzberg

Die Alpentöne klingen bei jedem Wetter

Wanderungen, oder man schaut in die »Hallen für neue Kunst«, in denen Werke von Joseph Beuys, Richard Long und Mario Merz zu sehen sind sowie aus 50 Jahren 30 Bilder des außerordentlichen Robert Ryman, der sein Leben der Farbe Weiß gewidmet hat. Gegen Abend hin, vor der Musik, beginnen die Schaffhauser Jazzgespräche, zu denen sich Musiker, Kritiker, Radioleute, Produzenten, Sponsoren und Hörer im mittelalterlichen Haberhaus versammeln, um nach kurzen Referaten über all das zu reden, was den Jazz heute ausmacht. *Ulrich Stock*

13.–16. Mai, Schaffhausen/Schweiz, www.jazzfestival.ch

Burg Herzberg Festival

Astrologischer Notdienst und Fruchtweine« offeriert ein handgemaltes Schild unter flatternden tibetischen Gebetsfahnen. Und wer nebenan einen Kaffee bestellt, bekommt die Milch direkt vom Erzeuger – frisch aus dem Euter einer hinter dem Verkaufstresen grasenden Ziege. Es ist ein sonniger Nachmittag im Juli. Die Luft riecht nach Cannabis, Patchouli und angekokelten Sojabratwürsten, die sich ein paar graubärtige Morgenlandfahrer am Lagerfeuer brutzeln. 10 000 Menschen haben sich wie jedes Jahr am Fuße der hessischen Burg Herzberg zu einer Traditional Hippie Convention versammelt. Die Mischung aus Rockfestival und Jahrmarkt wurde bereits 1968, also ein Jahr vor Woodstock, von der deutschen Beatband The Petards ins Leben gerufen. Anfangs spielten dort Kraut-Rocker wie Can oder Embryo – selbst die brave *Hör Zu* empfahl ihren Lesern 1970 den Besuch. Heute liest sich die Liste der auftretenden Bands wie eine nostalgische Referenz an die Helden des Summer of Love: Eric Burdon & The Animals, der ehemalige Byrds-Sänger Roger McGuinn, der Tastenvirtuose Keith Emerson und auch Gong, die kosmischste unter den weggetretenen Hippiebands, werden in diesem Jahr auf der Bühne stehen. Dazu kommen auch zahlreiche jüngere Künstler, wie Rose Kemp, Station 17 oder die Liedermacherin Johanna Zeul. Der einschlägig vorbelastete Autor Ulrich Holbein findet für das Zeltlager im Oberhessischen in seinem Büchlein *Zwischen Urknall und Herzberg* dafür die treffende Formulierung: »Wir als Nudeln in der Ursuppe«. Man lässt sich gehen und genießt es – so als wäre man noch immer 19. Die Kinder spielen derweil im »Kinderland«, betreut von insgesamt 40 Kindergärtnern. *Jürgen Ziemer*

16. – 19. Juli 2009, www.burgherzberg-festival.de

Midi-Festival

In Man Rays experimentellem Stummfilmklassiker *Les mystères du Château du Dé* brechen zwei Reisende mit dem Auto von Paris nach Südfrankreich auf. Die Nacht rast an den Scheiben vorbei. Das Ziel: die Villa Noailles in Hyères. 80 Jahre später sind es keine Filmfiguren mehr, sondern Festivalbesucher, die sich auf den Weg zur kubistischen Villa machen. Der Aufstieg gestaltet sich ungleich gemächlicher: über Kopfsteinpflaster führen verwinkelte Gassen nach oben. Das Meer funkelt am Horizont, Pinien sind auszumachen, die

Fortsetzung *auf Seite 26*

Herzberg, kindisch

Herzberg, entrückt

Fotos (Ausschnitt): Christof Krackhardt

Fortsetzung *von Seite 25*

mittelalterliche Stadt. Im Garten der Villa: tanzende Menschen. Seit einigen Jahren beherbergen das von Robert Mallet-Stevens entworfene Gebäude und der angrenzende Garten am letzten Juli-Wochenende das Midi-Festival. Ausgerichtet für wenige Hundert Besucher, verbindet das Midi-Festival die Annehmlichkeiten eines Konzerbesuchs mit der Vielfältigkeit eines Festivals. Mal sind zeitgenössische Electronica zu hören, mal Avantgarde und verquerer Indierock, dann melancholischer Pop. Es ist ein altmodischer Ansatz, der persönlichen Vorlieben den Vorrang vor kommerziellen Überlegungen gibt. In den vergangenen Jahren spielten hier Animal Collective, Gang Gang Dance, Schneider TM, Why?. Nach den Auftritten stehen die Musiker Seite an Seite mit den Konzertbesuchern. »Anders als die Musikfans in Paris haben wir im Süden viele Bands nie zu sehen bekommen«, sagt Landini. Das Konzert nach dem Konzert kommt aus den Sträuchern – dann hört man die Zikaden singen. *Markus Zinsmaier*

24. – 26. Juli in der Villa Noailles, Hyères, Frankreich, www.midi-festival.com

Festival Alpentöne

Wo die Schweiz am schweizerischsten ist, leistet man sich seit 2001 ein dreitägiges Musikspektakel. Altdorf, Tell-Schauplatz und Knotenpunkt am Gotthard bietet die besten Voraussetzungen für spannende Begegnungen. Von einem zentralen Zelt auf dem Dorfplatz aus können die Zuschauer in die Spielstätten wie das imposante Theater strömen, wo die facettenreichen Gebirgswelten Klang werden: »Die Alpen sind zwar eine geographische, aber mitnichten eine kulturelle Einheit«, stellt der künstlerische Leiter Johannes Rühl klar. Deshalb trägt er Sorge dafür, dass von Slowenien über die Eigenheiten der italienischen Alpenmusik bis nach Okzitanien eine breite Streuung herrscht. Genauso wichtig wie der akustische Durchstich durchs gesamte Gebirgsrelief ist dabei die Zeitachse: »Wir haben keinerlei rein traditionelle Programmpunkte. Uns kommt es darauf an, wie man mit den Roots als Basis zu etwas Frischem, Eigenem kommen kann.« Wie nirgendwo anders operieren die Schweizer hierbei mit dem Terminus »Neue Volksmusik«. Will heißen: Viele der Musiker, die bei »Alpentöne« auftreten, stammen zwar aus ländlichen Gefilden, haben ihre Handschrift aber im urbanen Kontext entwickelt. Corin Curschellas, Rätoromanin mit Leib und Seele, die ihre Bergtradition über Zürich nach New York getragen hat, steht hierfür. Charakteristisch für die Alpentöne ist jedoch auch der Blick von ganz außen – etwa, wenn die Bolschewistische Kurkapelle den Blasmusiktraditionen der Berge ihren Blickwinkel aus der Weill- und Eisler-Welt entgegensetzt. »Es geht uns nicht um Dokumentation dessen, was es schon gibt«, so Rühl. »Eher wollen wir rauskriegen, wo wird gerade etwas ausgebrütet.« Deshalb hat sein Festival auch eine hohe Rate an Auftragskompositionen: Der Slowenen Vasko Atanasovski etwa, der eine Jazzband mit einem Chor konfrontiert, wurde mit einer solchen bedacht, oder Mila Meierhans, die die »Dunkelschwestern«, ein Werk zwischen Musik und Malerei zur Aufführung bringt. Auf die Naturkulisse mag Ruehl freilich auch nicht verzichten. Beim »Klangspaziergang« etwa improvisieren die Musiker von einem zugeteilten Ort im Sumpf der Reuss-Mündung. Und der Aktionskünstler Cyril Schlaepfer bindet gar die Dampfschiffe des Vierwaldstätter Sees in eine Klang- und Bildinstallation ein. *Stefan Franzen*

14. – 16. 8. in Altdorf/Schweiz, www.alpentoene.ch

IMPRESSUM

Gründungsverleger 1946–1995:
Gerd Bucerius †

Herausgeber:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt,
Dr. Josef Joffe,
Dr. Michael Naumann

Chefredakteur:
Giovanni di Lorenzo

Stellvertretende Chefredakteure:
Matthias Naß,
Bernd Ulrich

Geschäftsführender Redakteur:
Moritz Müller-Wirth

Chef vom Dienst:
Iris Mainka (verantwortlich),
Mark Spörrle
Assistenz:
Marie-Lusie Bielefeld

Redaktion:
Florian Illies/Jens Jessen (verantwortlich),
Thomas Assheuer,
Evelyn Finger,
Peter Kümmel,
Katja Nicodemus,
Hanno Rauterberg,
Christof Siemes,
Claus Spahn

Redaktionsassistenz:
Christiane Behrend

Gestaltung:
Dietmar Dänecke (verantwortlich),
Julika Altmann,
Elisabeth Keßler

Bildredaktion:
Ellen Dietrich (verantwortlich),
Gabriele Vorwerg,
Sabine Lang

Dokumentation:
Mirjam Zimmer (verantwortlich)

Korrektorat:
Mechthild Warmbier (verantwortlich)

Verlag und Redaktion:
Zeitverlag Gerd Bucerius
GmbH & Co. KG,
Buceriusstraße,
Eingang Speersort 1,
20095 Hamburg

Telefon: 040/32 80-0
Fax: 040/32 71 11

E-Mail:
DieZeit@zeit.de
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg

Vorsitzender des Aufsichtsrats:
Dr. Stefan von Holtzbrinck

Geschäftsführer:
Dr. Rainer Esser

Verlagsleitung:
Stefanie Hauer

Vertrieb:
Jürgen Jacobs

Marketing:
Nils von der Kall

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit:
Silvie Rundel

Herstellung/ Schlussgrafik:
Wolfgang Wagener (verantwortlich)

Druck:
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH,
Kurhessenstr. 4–6,
64546 Mörfelden-Walldorf

Axel Springer Verlag AG,
Kornkamp 11,
22926 Ahrensburg

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung.

Anzeigen: DIE ZEIT
Matthias Weidling,
Christina Aßmann (Anzeigenverkauf)

Tabloid-Sonderpreisliste 2009

Anzeigenstruktur:
Helmut Michaelis

Bankverbindungen:
Commerzbank Stuttgart,
Konto-Nr. 525 52 52,
BLZ 600 400 71
Postbank Hamburg,
Konto-Nr. 1290 00 207,
BLZ 200 100 20

Leserbriefe:
Zeitverlag Gerd Bucerius
GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail:
leserbriefe@zeit.de

Artikelabfrage aus dem Archiv:
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: archiv@zeit.de

Lass den Bassisten machen

Reiner Michalke verleiht dem moers festival neuen Schwung

VON STEFAN HENTZ

Man könnte das Tagesmenü im Kölner Stadtgarten als Gleichnis nehmen für die Arbeitsweise von Reiner Michalke. Die Säure der Vinaigrette am Salat, die knackigen Teigrollen, der Klecks Sambal Oelek, der dem Ganzen erst die richtige Schärfe verleiht. Man könnte die Tätigkeit eines Programmgestalters mit derjenigen eines Kochs vergleichen. Reiner Michalke ist Programmgestalter: im Stadtgarten, den er seit 1986 zum führenden Jazzclub Deutschlands machte. Dazu übernahm er vor vier Jahren die künstlerische Leitung des moers festival, das die Stadt am Niederrhein vor Jahren auf die Weltkarte der experimentierfreudigen Musik gebracht hat. Für beide, das Festival und den neuen Leiter, eine glückliche Verbindung.

Michalke, Jahrgang 1956, begann als Musiker, Bassist. Mit 16 wollte er Jazz lernen und setzte sich in die Veranstaltungen der Musikhochschule. Michalke beackerte ein weites Feld, Jazz, Funk, Rock, und natürlich zog es ihn schon bald zum Festival in Moers. Das hatte an Pfingsten 1972 als ein kleines Freejazz-Festival im Innenhof des Schlosses in Moers begonnen – und wuchs rasch. Stilsicher navigierte der Initiator Burkhard Hennen im ersten Jahrzehnt sein Festival auf den jeweils höchsten Wellen der internationalen Jazz-Avantgarde: Zum rebellischen Gestus des Free Jazz kamen die aufgedrehten Lautstärkeregler des Punk, zum Genius der Dilettanten die klirrende Kälte der elektronischen Zukunft. Reiner Michalke war Stammgast, Moers war sein Festival, damals schon, und das ist so geblieben. »Moers ist ein paradiesischer Zustand«, schwärmt er heute, »da treffen die Musiker auf Zuhörer, die sich definitiv überraschen lassen wollen. Für mich ist das immer wieder faszinierend, zu erleben, was da funktioniert.« Hier können experimentierfreudige Musiker Risiken eingehen, hier finden sie gute Auftrittsbedingungen und ein Publikum, das sich daran gewöhnt hat, vom Unerwarteten mitgerissen zu werden.

Foto: Henning Kaiser/ddp

Genau so etwas wollten Reiner Michalke und seine Musikerkollegen erreichen, als sie im Jahr 1978 die Initiative Kölner Jazz Haus gründeten. Köln war Wüste für die hoch talentierten Musiker, die der Jazzstudiengang in die Stadt lockte: keine Jobs, keine Auftrittsmöglichkeiten, keine Akzeptanz. Acht Jahre später hatten Michalke und seine Mitstreiter ihr Etappenziel erreicht. Und so einiges über politische Prozesse gelernt. Immerhin: Die Stadt stellte ihnen mietfrei den Stadtgarten zur Verfügung, ein seit Jahren leer stehendes und vor sich hin rottendes früheres Ausflugslokal in einer Parkanlage am Rande der Innenstadt. Nach umfangreichen Sanierungsarbeiten und dem Neubau eines Veranstaltungssaals, der 400 Zuhörern Platz bietet, eröffnete die Initiative im September 1986 ihr Jazzhaus, das mit 400 Veranstaltungen im Jahr längst eine wichtige Größe ist in der Außendarstellung der Stadt. Ein Veranstaltungsort, erkämpft und mit klarem Verstand geführt von Musikern für Musiker, eine Erfolgsgeschichte. Michalke ist noch immer für das Programm verantwortlich, doch Musiker ist er schon lange nicht mehr. Der lange Kampf um den Stadtgarten und um die Existenzmöglichkeiten der freien Kulturszene überhaupt hat ihn politisiert, er ließ sich auf Vorschlag der Grünen als »sachkundiger Einwohner« mit Rederecht in den Kulturausschuss entsenden, engagierte sich für die Belange der freien Kulturszene. Die Zeit für die eigene Musik fiel dagegen flach. »Ich höre lieber«, sagt er.

Dazu bietet ihm die Arbeit für das Festival in Moers nun reichlich Gelegenheit. Anders als im Stadtgarten, wo er ein Programm macht, das aus dem Angebot der Bands, die ohnehin unterwegs sind, ein musikalisches Profil herausfiltert, hat er hier die Möglichkeit, die Musiker einzuladen, von denen er selbst überzeugt ist. Das heißt, er muss sie zuvor auch gehört und gesehen haben. Die Hälfte des Jahres ist er unterwegs, besucht Festivals, Clubs, Konzerte überall auf der Welt, um aus all den Eindrücken ein Programm für vier Tage zu destillieren, das seinen Ansprüchen standhält. Abwechslungsreich soll es sein und überraschend, dazu jeder Tag in sich geschlossen – Vinaigrette und Teigrolle und prägnante Würze; den Nachtisch nicht zu vergessen. Das funktionierte in den ersten drei Ausgaben unter Michalkes Regie ausgesprochen gut: Hatte das Festival in den Jahren zuvor unter einer gewissen Auszehrung gelitten, waren einige Musiker vielleicht etwas zu häufig vertreten gewesen und die Programme nicht mehr überraschend genug, gelang es Michalke schnell, mit nur wenigen grundlegenden Änderungen wieder Wind hinter die Segel zu bringen. »Es steckte noch viel Kraft in dem Festival«, beschreibt er seine Ausgangsposition. Michalke strich die African Dance Night und mischte im Hauptprogramm die Genres neu durcheinander: Improvisation bleibt das Leitbild, doch wird es erweitert durch Acts aus den Bereichen Art-Punk, Hip-Hop, Jazz. Das Publikum im Zirkuszelt dankt es Michalke; mit gleicher Emphase bejubelt es fragile Improvisationskonstrukte und massive Noisebeats, nordische Elektronikfriemelei oder die multimedial aufgepeppte Rekonstruktion eines Jazzklassikers.

Anything goes – und doch hat das Festival einen neuen Kern bekommen. In New York entdeckte Michalke eine lebhaft brodelnde Szene von jungen Musikern, die der Improvisation auf einem neuen Level zu einer Renaissance verhelfen. »Es gibt eine Generation von Musikern, die genau das machen, worauf ich schon lange warte: die mit dem Jazzbegriff sehr gut klarkommen, die ihre Instrumente beherrschen, aber den Ehrgeiz haben, einen eigenen Weg zu finden, ohne sich Fesseln aufzuerlegen.« Alle Quellen sind zugänglich: Improvisation und Klassik, Jazz und Punk, analytischer Verstand und ungestüme Spiellust. So verschieden Bands wie das Fake-Jazz-Quartett Mostly Other People Do the Killing oder das Trio Zs, der Dirigent Darcy James Argue und seine Bigband Secret Society oder das Quintett Extra Life oder der Saxofonist Colin Stetson mit seinen Solo-Performances im Ergebnis klingen, sie stehen in regem Austausch und bilden eine Community, eine Musikergemeinschaft. Und eine solche Gemeinschaft zum Klingen zu bringen, das war im Kleinen schon vor dreißig Jahren in Köln das Ziel, auf das Reiner Michalke seine Energien richtete.

moers festival 2009,
29. 5. bis 1. 6. Freizeitpark Moers,
www.moers-festival.de

Auf dem Walrücken musizieren

Das Kammermusikfest im norwegischen Risør ist ein echter Geheimtipp

VON CLAUS SPAHN

Ein Mann, ein Fjord – der Pianist Leif Ove Andsnes leitet das Festival

Foto: Rolf M Aargaard

Wer ein Musikfestival dem Eventrummel entziehen will, muss es in Norwegen stattfinden lassen. Er muss es an der unscheinbaren Küste südöstlich von Oslo verstecken, wo die Felsen sanft wie Walrücken aus der Wasseroberfläche aufragen und die weiß getünchten Häuser darauf aus der Ferne wie Möwennester aussehen. Das 6000 Einwohner kleine Städtchen Risør ist nur auf einer Landstraße oder per Schiff zu erreichen und hat nichts, worauf Festspielorte normalerweise stolz sind. Es gibt rund um die Hafenbucht weder einen Konzertsaal noch das Geburtshaus eines berühmten Komponisten, keine Repräsentationsräume für Sponsorenempfänge und kaum Hotelbetten. Das einzig Glamouröse an Risør ist das Fjordwasser. Fast schwarz schimmert es, und an windstillen Tagen sieht die Oberfläche wie lackiert aus. Zentraler Aufführungsort des Kammermusikfestivals von Risør ist eine schmucke, historische Holzkirche von 1647, die von außen, denkt man sich den Kirchturm weg, einer Dorfschule gleicht. Die Musiker drängen sich vor dem Altar, die Holzbänke für die 300 Zuhörer sind eng, und als Pausenfoyer dient die Wiese des Kirchgartens.

Manche Konzerte finden im örtlichen Gemeindesaal statt oder im Ausstellungsraum einer winzigen Möbelfabrik. Die Festivalgäste müssen in angemieteten Häusern und Appartements untergebracht werden, und die Musiker wohnen auf einem Schiff, das während der Festspielzeit im Hafen ankert.

Gibt es inzwischen nicht viel zu viele dieser kleinen Musikfestivals, die mit dem Charme des Improvisierten und Unzulänglichen kokettieren und das Fehlen des Allernotwendigsten als Standortvorteil preisen? Das nervt, wenn die Musik nicht ernst genommen wird. Aber in Risør sorgt der Pianist Leif Ove Andsnes dafür, dass das Niveau stimmt. Seit der Gründung des Festivals, 1991, ist der berühmteste lebende Musiker Norwegens dort der künstlerische Leiter. Da können die Stahlseile der Segelboote im Hafen noch so verträumt gegen die Masten klimpern, das Programm des Risør-Kammermusikfestivals ist straff durchorganisiert und hochkarätig besetzt.

Andsnes und sein Partner, der Bratscher Lars Anders Tomter, geben dramaturgische Leitlinien vor, setzen aufs Programm, was sie selbst schon immer einmal spielen oder hören wollten, und laden sich dazu ihre Freunde ein. Der Geiger Christian Tetzlaff und Streichquartettformationen von der Güte des Artemis Quartett kommen regelmäßig. Es gibt ein kleines Festivalorchester, dessen Kern aus Musikern des Norwegian Chamber Orchestra besteht. Im letzten Jahr hat Thomas Quasthoff Schubertlieder gesungen und der frankokanadische Superpianist Marc-André Hamelin das ehrwürdige Heilig-Geist-Kirchlein mit der monströs-anarchischen *Concord-Sonate* von Charles Ives erzittern lassen. In diesem Jahr sind Lisa Batiashvili und Heinrich Schiff zu Gast.

Natürlich ist Risør für die Musiker eine Sommerfrische. Sie holen sich hier den Spaß am spontanen Musizieren zurück, den ihnen die Tretmühle des Konzertbetriebs das Jahr über vorenthält. Der Frack und der Perfektionszwang bleiben im Schrank, auch im Publikum erscheint niemand in Anzug und Krawatte. Die Musiker formieren sich zu den ungewöhnlichsten Besetzungen und legen gerne auch randständiges Repertoire auf ihre Pulte. Schlecht geprobte Ad-hoc-Aufführungen sind in Risør trotzdem die Ausnahme.

Nur beim traditionellen Freiluftabend auf Stangholmen vor der Stadt geht es lockerer zu. In kleinen Motorbooten brausen Musiker und Festivalgäste zu dem Inselfelsen. Wie eine Seehundgruppe lagert das Publikum mit Decke, Windjacke und Picknickkorb auf den Steinen. Über den Köpfen krümmt sich der norwegische Sommerabendhimmel so weit und tief, dass man den Blick gar nicht mehr vom Horizont abwenden mag. Die letzten Sonnenstrahlen tauchen die Landschaft in ein kristallklares Licht. Und die Bühne, auf der die Musiker sitzen, wirkt plötzlich wie der Souffleurkasten vor einem viel größeren Schauspiel. Norwegische Musikfestivals sind spezialisiert auf solche Auftritte. Aber in Risør fallen sie besonders schön aus.

Das Risør Kammermusikkfest findet vom 23. bis 28. Juni statt. Das Generalthema der 19 Konzerte lautet in diesem Jahr »Revolution«
www.kammermusikkfest.no

Das Fremde in uns

Das Filmfestival von Locarno zeigt eine große Manga-Retrospektive – die Geschichte eines Siegeszugs vom Kinderzimmer in die Popkultur **VON GEORG SEESSLEN**

Manga und Anime – das sind nicht einfach nur die japanischen Bezeichnungen für Comics und Zeichentrickfilme, das ist vor allem ein kognitives und semantisches Grundrauschen in der japanischen Gesellschaft. Alles kann Manga werden, vom Kinderkram zur hohen Literatur, und aus Manga kann alles werden, eine Produktlinie, eine Gebrauchsanweisung oder eine politische Meinung.

Gerade diese Alltäglichkeit erschwert dem westlichen Blick den Zugang zu einer Kunstform, die ihren industriellen Hintergrund nie verleugnet. Der Großteil der Mangas sind immer noch Massenwaren. Die Unterschiede zwischen dem europäischen Comic und dem japanischen Manga sind vor allem: Architektur, Landschaft und Accessoires widmen sich die japanischen Zeichner mit wesentlich mehr Sorgfalt als der individuellen Physiognomie. Die Linie ist bedeutender als die Fläche (es gibt mehr Leere in den Mangas als in unseren Comics), Farbe ist daher eher Zutat als eigenständiges Mittel. Der Unterschied zwischen einem Bild und einem Zeichen ist wesentlich geringer; Figuren verhalten sich wie Zeichen, und Zeichen sind lebendig genug, um zu schreien oder zu leiden. Vieles wird statt durch Worte durch Bewegungszeichen ausgedrückt. Der Blick wird häufig auf einen optischen Effekt (eine Lichtspiegelung, eine Bild-im-Bild-Spiegelung, ein frontaler Blick zum Betrachter) gelenkt. Aus alldem ergibt sich der Eindruck, dass die Lesegeschwindigkeit bei einem Manga wesentlich höher ist als bei einem europäischen Comic. Man »fliegt« von Bild zu Bild, und entsprechend sind die Einstellungen bei einem Anime kürzer als bei einem westlichen Zeichentrickfilm. Zusammen mit der Ikonografie der großen Augen und weit aufgerissenen Münder, der Lust an Waffen und heftigen Farben entsteht der Eindruck von Aggressivität, eine spezifische Mischung aus Gewalt, Sexualität und Kindlichkeit.

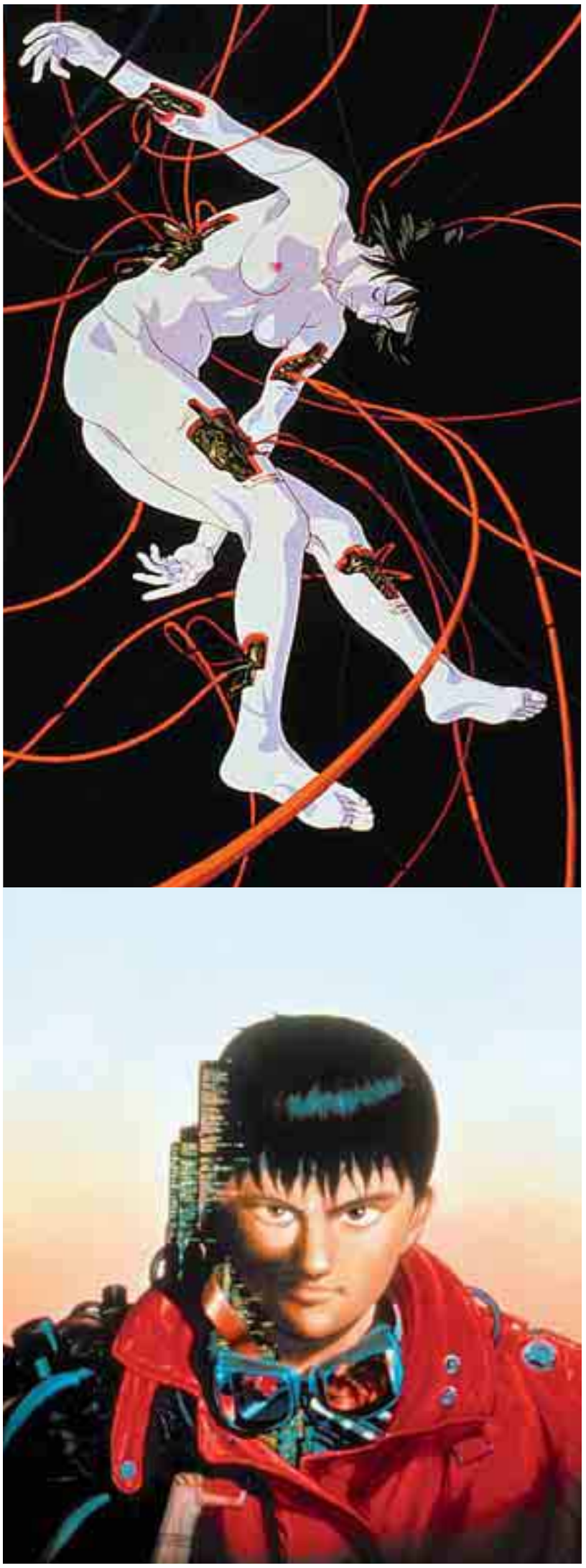
Die europäische Medienkultur erreichten Mangas und Animes gegen erbitterten pädagogischen und ästhetischen Widerstand. Da waren zum Ersten die Massenfertigungen für den internationalen Markt fernsehsüchtiger Kinder. Die *Heidi*-Produktionen erbosten nicht nur die Puristen der Spyri-Nostalgie, und *Speedracer,* die aggressive Rennfahrerfantasie für Kinder, wurde sogar abgesetzt. Die »billigen« und heftigen Effekte, das absurde Kindchenschema, die klischeehaften Charaktere, das Nebeneinander von Gewalt und Sentimentalität: Zeichentrickserien aus Japan waren in den siebziger und achtziger Jahren das, wovor verantwortungsvolle Eltern und Erzieher warnten. Heute erinnern sich erwachsene Menschen gern an eine Kindheit mit *Biene Maja, Wickie und die starken Männer, Captain Future, Pinocchio* und *Sindbad*. Das Zeitalter des Trashfernsehens hat im Kinderprogramm begonnen. *Dragonball* und *Pokémon* mit ihren Weiterungen in Computerspiel, Sammelbild und Spielzeugfigur waren dann schon Teil des »Japan Pop«, der in Deutschland seit den neunziger Jahren eine Subkultur ausprägt, mit Zeitschriften, Fan-Organisationen, Dresscodes, Musik und Japan-Jargon.

Nun begannen sich auch ältere Leser mit den Massenzeichenwaren aus Fernost zu beschäftigen. Natürlich spielte dabei ein exotischer Distinktionsgewinn eine Rolle: Wer sich für Mangas interessierte, unterschied sich nicht allein durch die Leserichtung vom Rest der Welt. Man verständigt sich in einem Jargon: Sie wissen nicht, was Cosplay, Mecha, Mahô Shônen oder Hentai bedeutet? Das weiß man eben nur als Eingeweihter: Cosplay bedeutet, in das Kostüm einer Manga-Figur zu schlüpfen, Mecha ist ein Manga- und Anime-Genre mit überdimensionierten Maschinen, Mahô Shônen sind Geschichten um Jungen mit magischen Fähigkeiten und Hentai Serien mit erotischem Gehalt.

Erst seit den neunziger Jahren konnten mit *Akira, Ghost in the Shell* und *Das wandelnde Schloss* auch hierzulande Mangas und Animes als eigenständige Kunstform anerkannt werden. Anderes wurde über Umwege entdeckt wie etwa die Serie *Lady Snowblood,* die zuerst als Zitat in Quentin Tarantinos *Kill Bill* Europa erreichte. Zwei Motive erwiesen sich dabei als mainstreamkompatibel: eine finstere Zukunftsvision, in der sich menschliche, mechanische und kybernetische Lebensformen verschmelzen. Und eine eigenwillige Märchenfantasie, die, vom zeichnerischen und erzählerischen Talent eines Hayao Miyazaki abgesehen, ihren Reiz durch seltsame Rollenspiele erhält.

Das Wesen der westlichen Kino- und Comichelden ist immer noch christlich geprägt: Es geht um ein Werden, das mit Prüfungen einhergeht, darum, dass ein Held einer ist, der sich selbst gefunden hat. Identität heißt das Zauberwort. Das Zauberwort für einen Manga- oder Anime-Helden dagegen ist die Metamorphose. Immer geht es darum, sich neu zu erfinden, der Festschreibung zu entgehen. Die Grenzen zwischen Maschine und Mensch werden überschritten. Mangas sind auch lesbar als buddhistische Revolten gegen christlich-kapitalistisches Denken in den *morality plays* unserer Popkultur. Einen Widerspruch zwischen dem Authentischen und dem Künstlichen gibt es hier genauso wenig wie den zwischen Tradition und Science-Fiction. Sie beschreiben ein Fremdes in uns und neben uns.

62. Filmfestival Locarno vom 5.–15. August, www.pardo.ch



Kindchenschema und starke Farben: Szene aus »Ghost in the Shell« von Mamoru Oshii, 1995 (oben) und aus »Akira« von Katsuhiro Otomo, 1988

Abb.: defd Deutscher Fernsehdienst (o.); EVERETT COLLECTION (u.)

Er hatte es gern eng und behaglich – **René Magritte** in seiner Vorstadtwohnung

Surreal normal

In Brüssel bekommt der berühmte Maler René Magritte ein eigenes Museum. Reise durch die Welt eines Künstlers, der das Groteske liebte und doch als Spießer lebte **VON MANFRED SCHWARZ**

Magritte« steht auf dem Klingelschild. Als ob er hier immer noch wohnen würde. Als ob man nur auf den Knopf drücken müsste, um dem surrealistischen Maler René Magritte einen Hausbesuch abzustatten. Und irgendwie ist es ja auch so, wie man schnell feststellt, wenn man tatsächlich geklingelt und die Tür sich geöffnet hat. Schon im engen Korridor des Hauses, der mit seinen aberwitzig vielen Türen aus einem der Magritte-Gemälde stammen könnte, sieht man genau jene Dinge an einem Garderobenständer hängen, die er zu den weltberühmten Markenzeichen seiner Kunst und seines Lebens gemacht hat: die schwarze Melone, den dunklen Überzieher, den Regenschirm. Als ob er sie gerade erst abgelegt hätte.

Der sehr diskrete Charme der Bourgeoisie, den diese Accessoires verströmen, hängt wie ein schweres Parfüm überall in der Wohnung. Er liegt, darüber hinaus, wie ein Albdrücken auf dem ganzen Leben dieses Mannes, das er schließlich einen ziemlich großen Teil, fast zweieinhalb Jahrzehnte, hier verbrachte, in dieser beklemmend engen und düsteren Parterrewohnung eines Mietshauses, die heute (fast) wieder so aussieht wie damals. Denn nachdem der Antwerpener Kunstsammler und Privatier André Garitte das Haus vor ein paar Jahren kaufte, um ein kleines, dem Maler gewidmetes Museum hier einzurichten, konnte er einen großen Teil der originalen, aber natürlich längst verstreuten Einrichtungsstücke der Magrittes wieder zusammenkaufen und die ehemaligen Wohnräume weitgehend in den ursprünglichen Zustand zurückversetzen, bis hin zur Farbe der Wände und der Lackierung der Dielen. Selbst ein ausgestopfter Lieblingshund Magrittes, der Spitz Loulou, liegt nun wieder als abgründige Idylle auf dem Wohnzimmerteppich, genau wie früher.

René Magritte hat von 1930 bis 1954 hier gelebt, auf der Rue Esseghem 135 im Vorort Jette, zusammen mit seiner verlockend schönen und hemmungslos spießigen Ehefrau Georgette, als Surrealist und Sonntagsmaler. Als ein ganz gewöhnlicher Kleinbürger aus Brüssel, mit Haushund und Filzpantoffeln. Mit wenig Geld und jeder Menge schlechter Laune. Ein langweiliges, fades, farbloses Leben hat er hier geführt. Ein Vorstadtleben mit streng geregelten Tagesabläufen und scharf abgezirkelten Bewegungskreisen. Ein Leben, das man entweder als Alibi führt, um Abgründiges, Geheimnisvolles, Unerhörtes zu tarnen. Oder weil man einfach nicht anders kann und will. Weil es einem gefällt in seiner Überschaubarkeit und Unauffälligkeit, in seiner Ereignislosigkeit. *Tristesse bourgeoise.*

Seinen Nachbarn verschwieg er seinen Beruf. Er war ihm peinlich

Sie scheinen aus unterschiedlichen Welten zu stammen: Einmal ist da dieser Kleinbürger mit dem grauen Allerweltsgesicht und den belanglosen Allerweltsgewohnheiten, der seine Nachbarn, wenn möglich, im Unklaren darüber ließ, womit er eigentlich beschäftigt war, weil er das Malen als unschicklich empfand, überdies auch als zu schmutzig; weil es ihm peinlich war. Und dann ist da der famose Surrealist und Bilderdenker René Magritte, jener wohl bedeutendste und berühmteste belgische Maler des 20. Jahrhunderts, dem jetzt auf der Beletage der Hauptstadt, dem Monts des Arts, ein großes staatliches Museum gewidmet ist: das aufwendig umgebaute Hôtel Altenloh gleich neben dem Königlichen Museum der Schönen Künste, mit einer eleganten, geradezu weltläufig anmutenden Erscheinung und feiner klassizistischer Gestalt.

Viele Bilder malte er im Esszimmer, zwischen Tisch und Spüle

Zwischen dem schicken Stadtzentrum Brüssels mit all seinen Avenuen und Magrittes trister Rue Esseghem im Niemandsland der Vorstadt scheinen Welten zu liegen, selbst wenn man mühelos mit der Tram von der einen in die andere Welt fahren kann. Im kleinen Belgien liegt offenbar alles dicht beisammen, das Banale und das Bizarre, das Grandiose und das Groteske. Der Petit-Bourgeois und der Anti-Bourgeois.

Man muss nur in die Linie 94 einsteigen, die wohl auch schon Magritte selbst benutzte. Auf ihrer kurzen Strecke von Jette bis zur Innenstadt passiert sie fast alle Stationen, welche im Leben des Malers eine größere Rolle spielten. Abgesehen vielleicht von dem legendären Café Greenwich unweit der Börse, das es immer noch unverändert gibt und wo Magritte viele Nachmittage schweigend und mürrisch – und meist wohl als Verlierer – beim Schachspiel verbrachte, um der verhassten Drecksarbeit an der Staffelei zu entfliehen, die er zum Malen stets im Speisezimmer aufstellte; fast sein ganzes so überaus akribisch gemaltes Werk ist zwischen Esstisch und Spüle entstanden.

Man kann also mit der Straßenbahn gleichsam durch die kleine, eng begrenzte, alles Unübersichtliche ängstlich meidende Biografie dieses Mannes fahren, der doch in seinen Werken unsere ganze große und weite Welt aus den Angeln gehoben hat, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken: vom eher schäbigen Milieu in Jette über die feine Rue de la Régence mit dem Königlichen Kunstmuseum und dem Palais des Beaux-Arts, wo er seine ersten großen und seine wichtigsten Ausstellungen hatte, bis zur Kunstakademie auf der Rue de Midi, die er als gerade erst aus der wallonischen Provinz in die Hauptstadt gezogener Jüngling besuchte, und schließlich zur quirligen Avenue Louise, auf der damals all die modernen Kunstgalerien Brüssels residierten, die zwar meist hübsche Namen besaßen – etwa Der Kentaur, Die püppchenhafte Jungfrau –, aber zugleich auch nur eine sehr überschaubare Kundschaft für die Werke des hier lange Zeit wenig geliebten Malers René Magritte.

Das ist natürlich längst anders. Noch zu seinen Lebzeiten, in den mittleren fünfziger Jahren, erntete René Magritte immer mehr Anerkennung, in Brüssel und weit darüber hinaus. Seine Werke verkauften sich auf einmal glänzend. Er kam kaum noch damit nach, Repliken und Variationen von seinen besten, größtenteils schon in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren entstandenen Hauptwerken zu malen. Er verdiente plötzlich gut, kaufte

Fotos (Ausschnitt): © PhotothÈque R. Magritte, BI, ADAGP, Paris/Scala, Firenze/VG Bild-Kunst, Bonn 2009 (li.); Christian Gibey, Paris Match/VG Bild-Kunst, Bonn 2009

sich einen rasanten Sportwagen, der so wenig zu seiner Buchhalterphysiognomie passte wie der Stetson-Hut, den er sich einmal auf einer Reise in die Staaten kaufte, nur um damit wie ein verloren gegangenes Kind in hoffnungslos misslungener Verkleidung für ein Foto zu posieren. Und er erwarb eine behagliche Villa im Brüsseler Vorort Schaerbeek, auf der Rue de Mimosas, die er dann in den letzten Lebensjahren mit seiner Ehefrau Georgette auf endlosen Shopping-Touren bei Brüsseler Antiquitätenhändlern in eine plüschige, mit China-Vasen, venezianischen Spiegeln und Louis-quinze-Stühlchen vollgestopfte Fluchtburg für neureiche Mimosen verwandelte, in eine bewohnte Bonbonniere.

In jenen Jahren des späten Ruhms und des steigenden Wohlstands kam es auch zu den ersten, dann hartnäckig fortgeführten Ankäufen seiner Werke durch das Königliche Kunstmuseum. Maßgeblich ergänzt durch eminente Arbeiten aus dem Nachlass seiner Witwe und aus dem Besitz enger Weggefährten wie Irène Hamoir, ist hier im Lauf der Jahre die weltweit größte Sammlung seiner Werke zusammengetragen worden. Allein schon mehr als 200 Gemälde gehören dazu. Neben stattlichen Konvoluten mit Zeichnungen und (Werbe-)Grafiken, einem Archiv mit zahllosen Erinnerungsstücken und einem eigenen Forschungszentrum werden sie natürlich das Herzstück der, über drei

Oft sah es aus, als malte er sich selbst

Etagen verteilten, Ausstellung im Palais Altenloh bilden. Man wird ab Juni also hier, an der Place Royale, das Werk des großen Surrealisten so ausgiebig wie nirgends sonst studieren können. René Magritte, der wie alle Belgier einen ausgeprägten Geschmack am Burlesken besaß, am schwarzen Humor, hätte darüber gewiss gelächelt: dass nun ausgerechnet er, dieser Archetyp des Durchschnittsmenschen mit Schirm und ohne Charme und natürlich mit steifer Melone nun an der besten Adresse der Stadt residiert, in Sichtweite des Königspalastes.

Wenn man allerdings dem Menschen René Magritte auf die Spur kommen will, der in so vielen eindringlichen Bildern unserem modernen Weltgefühl kanonischen Ausdruck verliehen hat und gleichzeitig für sich selbst nach einer Lebensform strebte, die ihn am besten unsichtbar, ungreifbar machen sollte, genau wie den großen Meisterverbrecher Fantômas, den er zutiefst bewunderte – dann muss man sich schon in die Vorstadt begeben. In die Rue Esseghem, die von einem Dichterfreund Magrittes einmal als »Karikatur einer lebendigen Straße« beschrieben wurde; zweifellos würde sie nur für jene existieren, die sich am Sinistren ergötzen. Wobei der Dichter allerdings zugleich dieses ganz gewöhnliche Wohnquartier für kleine Leute zu einem Abenteuerspielplatz für weltmüde Eskapisten promovierte.

Dass René Magritte ein solcher gewesen sei, einer jedoch, der seinen Eskapismus vor allem in seinen Bildern auslebte, wird oftmals angemerkt, und gewiss nicht zu Unrecht. Aber auch sein legendäres Auftreten als Petit-Bourgeois, in seinen Bildern wie in seinem Leben, als Mann mit der Melone und Mann ohne Eigenschaften, als jene Sinnbild gewordene Durchschnitts- und Passantenfigur, ohne Gesicht und ohne erkennbare Gefühlsregung, soll Eskapismus gewesen sein. Im René Magritte Museum von Jette kommt man jedoch unweigerlich zu anderen Einsichten. Hier ist detailverliebt das kleinkarierte Heim eines kleinkarierten Spießers rekonstruiert worden, mitsamt einer Atmosphäre von fast unheimlicher Banalität, von kalter, spröder, humorloser Unpersönlichkeit.

Um zu entfliehen, so hat es einmal ein hellsichtiger Weggefährte formuliert, nutze Magritte seine Wohnung als Gefängnis. Dies hier ist keine Bühne für einen gewieften, auf doppeltem Boden agierenden Selbstdarsteller, sondern der Lebensraum eines verstörend farblosen Menschen, der nicht gerne reist, der sich unwohl fühlt unter Fremden und Fremdem, der Hausmannskost liebt, Bier und Pommes frites, seine Frau, seinen Hund – und vor allem sich selbst, in genau dieser Reihenfolge. Der ein weitgehend »hypothetisches Leben« geführt hat, wie es einmal Suzi Gablik treffend bemerkte. Ein Leben hinter undurchdringlicher Maskierung, als Mysterium von Brüssel. René Magritte, dieser unerschrockene Impresario des Wundersamen, dieser Evangelist einer tiefen existenziellen Unruhe, war vermutlich nichts anderes als ein ganz gewöhnlicher Petit-Bourgeois, der sein Leben wie einen makabren Scherz inszenierte, damit ihm niemand auf die Spur käme.

Denn hinter der nichtssagenden Fassade findet man: nur Nichtssagendes. Einen unheimlich alltäglichen Passanten in einer unheimlichen Alltagswelt.

Eröffnet wird das Musée Magritte an der Place Royale am 2. Juni, www.museemagritte.be. Das René Magritte Museum in seinem ehemaligen Wohnhaus befindet sich in der Rue Esseghem, 135, Brüssel-Jette, www.magrittemuseum.be

Lesen, hecheln, baden

Der schönste Betriebsausflug der deutschen Literatur führt an den Wörthersee

VON IJOMA MANGOLD

Den Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt gibt es mittlerweile in seinem 32. Jahr. Für eine Literaturveranstaltung ist das kein schlechtes Alter. Seit 1977 wälzen sich jeden Sommer im Juni der Literaturbetrieb sowie Literaturinteressierte an den Wörthersee in Kärnten. Dabei ist die Veranstaltung ausgesprochen streng, ja spröde. Eventmanager würden sich die Haare raufen. 14 Autoren lesen jeweils eine halbe Stunde aus einem unveröffentlichten Manuskript, daran schließt sich eine 30-minütige Diskussion des Textes durch die Jury an. Mehr passiert nicht. Die Texte sind mal besser, mal schlechter, aber meistens – hey, es geht hier eindeutig um Hochliteratur – von der Art, bei der man sofort den Faden verliert, wenn die Konzentration einmal nachlässt. Und die Diskussionen der Texte fallen, je nach Psycho-Disposition der Jury, mal temperamentvoll-streitlustig, mal matt-resigniert aus. Das Publikum sitzt derweil dicht gedrängt auf Holzbänken im ORF-Studio und lauscht. Wie soll man sagen? Die Kulturindustrie hat schon ganz anders aufgespielt, um ihre Säle zu füllen. Es ritzt sich einfach nicht jedes Jahr ein Dichter die Stirn mit der Rasierklinge auf, wie es einstens Rainald Goetz tat. Der Bachmann-Wettbewerb gehört mithin zu den asketischen Übungen des Geistes.

Aber trotzdem ruft der Bewerb, wie die Österreicher ihn nennen, starke Emotionen hervor, mindestens heftiges Kopfschütteln, bei dem das Blut erkennbar in Wallung gerät. Allein schon das Faktum, dass dieser Literatur-Marathon, der nur seiner künstlerischen Eigenlogik folgt, drei volle Sendetage auf 3sat mit Beschlag belegt, ist eine fernsehhistorische Einzigartigkeit. Diesen Superlativ darf Klagenfurt mit Stolz für sich verbuchen: Noch nie wurde mit einem Sendeformat so wenig Rücksicht genommen auf die Üblichkeiten des Mediums. In der Welt des Fernsehens ist Klagenfurt so anachronistisch wie die Sexualmoral der katholischen Kirche in einer Welt zwischen Swingerparty und Darkroom.

Und doch gibt es regelrechte Fanclubs vor den Fernsehern, die das Geschehen sehr genau verfolgen und sich im Internet intensiv austauschen. Der Tonfall in diesen Foren ist meist extrem kritisch, ja geradezu übel gelaunt. Diese Beobachter lassen an fast nichts ein gutes Haar, aber verharren Stunden vor dem Bildschirm. Welch Inbegriff kritischen Engagements!

Doch auch die Zuschauer vor Ort lösen eine Eigendynamik aus, in der die ganze Bandbreite von Gefühlsausdrücken vertreten ist. Grundsätzlich setzt sich das Publikum im stets überfüllten Fernsehstudio aus drei Gruppen zusammen: aus den Profis (Lektoren, Journalisten, Agenten); aus den Liebhabern, die sich einmal vier Tage lang Literatur voll und ohne Gnade geben wollen; und aus Klagenfurter Schulklassen, die im Sinne des schulischen Bildungsauftrags zur Literaturrezeption verdonnert werden.

Alle drei Gruppen haben naturgemäß höchst unterschiedliche Vorstellungen davon, was gute Literatur ist. Die sogenannte Literatur-Literatur gilt stets als die Vorliebe der Jury, mit der aber der Liebhaber-Besucher nichts anfangen kann, weshalb sein Grummeln manchmal unüberhörbar wird und dann ein Hauch von Volksaufruhr in der Luft liegt. Texte mit Tempo und hoher Pointenschlagzahl hingegen werden von den Schulklassen gerne gefeiert – und das entsprechende Trampeln mit den Füßen entfaltet dann oft eine Dringlichkeit, dass man für einen Moment meinen könnte, der Jury würde ihr Urteilsmonopol entrissen und der Bachmann-Sieger per Akklamation bestimmt.

Heike Geißler bei der Feuerprobe

Foto: Johannes Puch/ORF

Aber die wahren Dramen finden selbstverständlich jenseits des Spielfeldes statt. Eine der typischsten Personenkonstellationen ist der Lektor, der im Schatten eines Baumes seinen durchgerasselten Autor tröstet und ihm versichert, dass der Juror, der ihn, seinen Schützling, besonders hart angegangen ist (und mit dem er, der Lektor, natürlich noch am Abend vorher sehr herzlich einige Gläser Grünen Veltliner getrunken hat), allgemein als völlig borniert und literaturblind verschrien sei und ein Tadel von seiner Seite in Wahrheit einem Ritterschlag gleichkomme.

Zur Klagenfurt-Folklore gehören aber nicht nur die Profi-Zuschauer, sondern auch die Liebhaber. Es gibt regelrechte stadtbekannte Traditionsbesucher. Die Damen aus Hamburg, die ihren Lesekreis einmal im Jahr nach Österreich verlegen. Oder die zwei Klagenfurter Damen, die stets – und das schon seit Jahren – dieselben zwei Plätze in der ersten Reihe einnehmen; sie sind Frühaufsteher, immer eine halbe Stunde vor den anderen im Studio und haben so die freie Platzwahl.

Aber wer vom Bachmann-Wettbewerb redet, sollte vom Wörthersee nicht schweigen. Der Erfolg dieser herrlich bizarren Literatur-Veranstaltung hat natürlich etwas mit der Topografie zu tun. Dieselbe Sache im Ruhrgebiet wäre eine Totgeburt gewesen. Denn in jeder freien Minute radeln alle an den See und nehmen ein Bad. Das Strandbad ist dann fast so etwas wie die letzte Instanz der Revision. Hier werden unberatene Urteile der Jury kassiert. Hier kann der Volkszorn sich Luft verschaffen. Hier schwört der gedemütigte Autor Rache, indem er den schmalbrüstigen Juror im Wettschwimmen versenkt. So kann man den Literaturbetrieb geradezu als jenes gesellschaftliche Submilieu definieren, das trotz Jörg Haider über eine besonders innige Liebe zu Kärnten verfügt.

Kulturkalender 2009

Der Kulturkalender der ZEIT: Wichtige Festivals und Veranstaltungen auf einen Blick – von Ende April bis September 2009 chronologisch geordnet. Detailliertere Informationen zu den einzelnen Veranstaltungen finden Sie unter den angegebenen Internetadressen und Telefonnummern. Dort erfahren Sie auch, wie und wo Sie Eintrittskarten erwerben können.

K · KLASSIK | O · OPER | B · BALLETT | J · JAZZ | A · ART / MUSEUM | T · THEATER | R · ROCK / POP | V · VERSCHIEDENES

Mai

K · ALTE OPER FRANKFURT

ab April
Frankfurt
Abend für Abend gibt es ein breites Spektrum an Veranstaltungen mit internationalen Ensembles und Solisten.
www.alteoper.de
Karten: 069/1340444

V · KULTURPROGRAMM WEIKERSHEIM

ab Mai
Weikersheim
Umfangreiches Kulturprogramm: Komik, Kunst, Theater, Konzerte und Opern.
www.weikersheim.de
Info: 07934/102-0

V · INTERNATIONALE MAIFESTSPIELE

1.5. – 1.6.09
Wiesbaden
Ein Einblick in die spannendsten Entwickungen in Oper, Ballett, Schauspiel und Jungem Theater.
www.maifestspiele.de

V · MOVIMENTOS

Bis 31.5.09
Wolfsburg
Internationaler Tanz, Klassik-, Jazz- und Pop-Konzerte sowie szenische Lesungen.
www.movimentos.de

A · STÄDTISCHES KUNSTMUSEUM SPENDHAUS

Bis 1.6.09
Reutlingen
Grieshaber und die Moderne.
www.reutlingen.de/grieshaber
Info: 07121/3032322

A · STAATLICHE KUNSTSAMLUNG DRESDEN

Bis 2.6.09
Dresden
Wunschbilder. Sehnsucht und Wirklichkeit: Malerei des 18. Jahrhunderts für Dresden.
www.skd-dresden.de

K · SCHWETZINGER FESTSPIELE

Bis 13.6.09
Schwetzingen
Das größte Radio-Festival für klassische Musik präsentiert Opern und Konzerte aus Schwetzingen.
www.schwetzinger-festspiele.de
Karten/Info: 07221/300500

A · MUSEUM FRIEDER BURDA

Bis 14.6.09
Baden-Baden
Dürer, Tizian, Velázquez... Die Künstler der Kaiser.
www.museum-frieder-burda.de
Info: 07221/398980

A · MATHILDENHÖHE DARMSTADT

Bis 14.6.09
Darmstadt
Masken – Metamorphosen des Gesichts. Von Rodin bis Picasso.
www.mathildenhoehe.eu

A · KUNSTHALLE EMDEN

Bis 21.6.09
Emden
„La Caixa": 30 Werke aus einer der bedeutendsten Sammlungen zeitgenössischer Kunst in Spanien.
www.kunsthalle-emden.de
Info: 021/975050

A · GRASSI MUSEUM

Bis 28.6.09
Leipzig
Joe Colombo. Design und die Erfindung der Zukunft.
www.grassimuseum.de

A · KÜNSTLERFÜRSTEN

Bis 5.7.09
Berlin
Im Max Liebermann Haus werden die Künstler Liebermann, Lenbach und Stuck gezeigt.
www.stiftung.brandenburgertor.de
Info: 030/22633030

V · MUSIKFESTSPIELE SAAR

Bis 25.7.09
Saarland
Das Saarland präsentiert die Weltspitze amerikanischer Musik.
www.musikfestspielesaar.de

A · BAYERISCHES NATIONALMUSEUM

Bis 26.7.09
München
Die Wittelsbacher und das Reich der Mitte. 400 Jahre China und Bayern.
www.bayerisches-nationalmuseum.de

A · KUNST- UND AUSSTELLUNGSHALLE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Bis 26.7.09
Bonn
Tschechische Fotografie des 20. Jahrhunderts.
www.bundeskunsthalle.de
Info: 0228/9171200

A · MUSEUM KUNST PALAST

Bis 23.8.09
Düsseldorf
Ausstellungsstücke zu den Themen „Auf Papier" und „Seitenwechsel" werden gezeigt.
www.museum-kunst-palast.de
Info: 0211/8990200

A · LUDWIG FORUM

Bis 23.08.09
Aachen
Pop Up! Die Sammlung feat. Haegue Yang, Sofia Hultén, Annette Wehrmann, Karoe Goldt, Gabriel Kuri, Nairy Baghramian, Susanne Paesler, Danica Dakic, Yael Bartana.
www.ludwigforum.de

A · KUNST- UND AUSSTELLUNGSHALLE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Bis 30.8.09
Bonn
Amedeo Modigliani. Die Schau orientiert sich eng am Lebensweg des Künstlers und spiegelt wichtige Einschnitte wider.
www.bundeskunsthalle.de
Info: 0228/9171200

A · KUNSTHALLE WÜRTH

Bis 27.9.09
Schwäbisch Hall
David Hockney – Nur Natur.
www.kunst.wuerth.com
Info: 0179/946720

A · BERLINER FESTSPIELE

Bis 31.9.09
Berlin
Im Gropius-Bau werden u.a. Werke von Hannes Kilian und Liselotte Grschebina präsentiert .
www.gropius-bau.de
Info: 030/524860

A · WEIMAR 1919 – CHANCEN EINER REPUBLIK

Bis 4.10.09
Weimar
Dargestellt werden die Chancen und Bedingungen damaliger demokratischer Verhältnisse.
www.ausstellung-weimarer-republik.de

A · SCHAULAGER – HOLMANN BIS TILLMANS

Bis 4.10.09
Basel
Prominente Gäste aus dem Kunstmuseum Basel.
www.schaulager.org

A · SECHZIG JAHRE. SECHZIG WERKE.

1.5. – 14.6.09
Berlin
Kunst aus der Bundesrepublik Deutschland von '49 bis '09.
www.60jahre-60werke.de
Info: 030/25486-0

T · RENAISSANCE THEATER

ab 2.5.09
Berlin
Gezeigt werden die drei Einakter „Der grosse Krieg", „Was Ernstes" und „Die Furien" von Neil LaBute.
www.renaissance-theater.de
Karten online

A · JAHR DER GRAPHIK IN NRW

6.5. – 9.8.09
Duisburg
Henry Moore – Wie die Natur. Druckgraphik 1931–1977.
www.lehmbruckmuseum.de
Karten: 0203/2833294

V · SOMMER IM MQ

7.5. – 3.10.09
Wien
Kunst, Musik, Tanz & Performances u.v.m. im Museumsquartier Wien.
www.mqw.at

A · HAUS DER BAYERISCHEN GESCHICHTE

7.5. – 4.10.09
Würzburg
Wiederaufbau und Wirtschaftswunder: Von Trümmerfrauen und Care-Paket bis Nierentisch und Petticoat.
www.hdbg.de
Karten: 0821/3295-0

K · KLAVIER-FESTIVAL-RUHR

8.5. – 17.7.09
Ruhrgebiet
Die Pianisten der Welt beflügeln Europas neue Metropole.
www.klavierfestival.de
Karten: 0180/5001812

A · ALTANA KULTURSTIFTUNG

8.5. – 26.7.09
Bad Homburg
Laura Ford. Skulpturen und Zeichnungen.
www.altana-kulturstiftung.de

K · BRÜHLER SCHLOSSKONZERTE

9.5. – 30.8.09
Brühl
Klassikkonzerte in der Unesco-Welterbestätte Schloss Augustusburg.
www.schlosskonzerte.de
Karten: 0221/2801

K · 58. DEUTSCHES MOZARTFEST

13.5. – 24.5.09
Augsburg
Spannungsvolle Gegensätze zwischen Klassik und Moderne, historischer Aufführungspraxis und zeitgemäßem Interpretationsstil.
www.mozartstadt.de

K · KLASSIK | O · OPER | B · BALLETT | J · JAZZ | A · ART / MUSEUM | T · THEATER | R · ROCK / POP | V · VERSCHIEDENES

T · 34. MÜLHEIMER THEATERTAGE NRW

15.5. – 2.6.09
Mülheim / Ludwigshafen
Auch in diesem Jahr laden die „Stücke" ihr Publikum in den Raffelbergpark ein.
www.stuecke.de
Karten: 01805/570071

R · KONTINENTALE

16.05.2009
Aachen
Die Nacht der europäischen Kultur: Wiener Laptop-Pop, europäischer Sprachenwirrwar und ukrainische Hochzeitslieder.

A · KUNSTHALLE MANNHEIM WILHELM-HACK-MUSEUM

16.05. – 16.08.09
Mannheim / Ludwigshafen
Anton Henning. Antonym: Malerei. Zeichnung, Skulptur, Video 1990–2009.
www.kunsthalle-mannheim.de
www.wilhelmhack.museum

A · LWL-RÖMERMUSEUM MUSEUM UND PARK KALKRIESE LIPPISCHES LANDESMUSEUM DETMOLD

16.5. – 25.10.09
Haltern am See
2000 Jahre Varusschlacht: Das römische Imperium auf dem Gipfel seiner Macht.
Bramsche
2000 Jahre Varusschlacht: Die Konflikte zwischen Germanen und Römern.
Detmold
2000 Jahre Varusschlacht: Der Mythos Varusschlacht von der römischen Geschichtsschreibung bis zur modernen Forschung.
www.imperium-konflikt-mythos.de

A · MUSEUM RITTER

17.5. – 27.9.09
Waldenbuch
Francois Morellet. Die Quadratur des Quadrats – Eine Introspektive.
www.museum-ritter.de

A · MUSEUM FÜR REGIONALGESCHICHTE GOTHA

17.5. – 30.8.09
Gotha
Gotha in Samt und Seide: Über 40 historische Kostüme beschwören eine längst vergangene Zeit hervor.
www.stiftungfriedenstein.de

A · SCHLOSSMUSEUM GOTHA

17.5. – 30.8.09
Gotha
Macht der Mode: Zeichenhaftigkeit von Porträts des 16. bis 19. Jahrhunderts.
www.stiftungfriedenstein.de

A · HAMBURGER KUNSTHALLE

20.5. – 16.8.09
Hamburg
Tanz der Farben. Nijinskys Auge und die Abstraktion.
www.hamburger-kunsthalle.de
Info: 040/428131200

A · MUSEUM FÜR KUNST

21.5. – 18.10.09
Karlsruhe
Sammlung der Landesbank Baden-Württemberg: Extended.
www.zkm.de/extended
Info: 0721/81001200

K · INTERNATIONALE HÄNDEL-FESTSPIELE

22.5. – 3.6.09
Göttingen
Im Händel-Mendelssohn-Haydn-Festjahr stehen die Festspiele unter dem Motto „Händel: Faszination und Inspiration".

V · WDR MUSIKFEST 09

23.5. – 13.6.09
Münster
Solisten, Kammerensembles und außereuropäische Künstler sowie die Ensembles des WDR präsentieren ihre Stücke.
www.wdr-musikfest.de
Karten: 0251/5909100

A · DEUTSCHE GUGGENHEIM

23.5. – 26.6. und 4.7. – 2.8.09
Berlin
Imi Knoebel: ICH NICHT und ENDUROS.
www.deutsche-guggenheim.de

T · KREUZGANGSPIELE FEUCHTWANGEN

24.5. – 9.8.09
Feuchtwangen
Im Kreuzgang der Stiftskirche werden zwei Stücke aufgeführt: „Der Glöckner von Notre-Dame" und „Der zerbrochene Krug".
www.kreuzgangspiele.de
Karten: 09852/90444

A · KUNSTMUSEUM AHLEN

24.5. – 19.6.09
Ahlen
Im Museum werden „Gezeichnete Bilder " von Jan Wawrzyniak und Hans Ohlms zum 100. Geburtstag gezeigt.
www.kunstmuseum-ahlen.de
Info: 02382/91830

A · DEUTSCHES AUSWANDERERHAUS BREMERHAVEN

25.5. – 23.10.09
Bremerhaven
Stefan Volk stellt seine Fotoausstellung „Lena. Porträt einer deutsch-russischen Auswanderung 2003 – 2008" vor.
www.dah-bremerhaven.de
Info: 0471/902200

V · ACROSS THE BORDERS

26.5. – 29.08.09
Aachen
Sparten- und grenzüberschreitendes Kulturfestival entlang der Route Charlemagne.
www.acrosstheborders.de

V · KULTUR PUR

28.5. – 1.6.09
Siegen
Internationales Musik- und Theaterfestival mit Stars aus aller Welt.
www.siwikultur.de
Karten: 01803/742654

K · MOZARTFEST WÜRZBURG

29.5. – 5.7.09
Würzburg
Mit „Mozart & Paris" setzt das Mozartfest seine thematische Reise durch die Metropolen Europas fort.
www.mozartfest-wuerzburg.de
Karten und Info: 0931/30419135

V · LINZ 2009 KULTURHAUPTSTADT EUROPAS

29.5. – 31.10.09
Linz
Höhenrausch. Kunst über den Dächern von Linz.
www.linz09.at
Karten: 0664/8283860

A · ALBERTINA

Ab 29.5.09
Wien
Monet – Picasso – Kiefer: Neuaufstellung der Sammlung Batliner. Vom Impressionismus bis zur Kunst der Gegenwart.
www.albertina.at

A · KUNSTHALLE DÜSSELDORF

30.5. – 9.8.09
Düsseldorf
In der Compilation IV werden Arbeiten regionaler, nationaler und internationaler junger Künstler zum Thema „Zeichnung und Collage" gezeigt.
www.kunsthalle-duesseldorf.de
Info: 0211/8996243

V · FESTWOCHEN HERRENHAUSEN

30.5. – 20.6.09
Hannover
In den Herrenhäuser Gärten und ihren historischen Gebäuden gibt es Musiktheater, Konzerte und eine filmische Installation zu erleben.
www.festwochen-herrenhausen.de

Juni

K · MOSEL FESTIVAL

1.6. – 27.12.09
Orte entlang der Mosel
Der 21. Festivalsommer auf den klingenden Konzertbühnen an der Mosel.
www.moselfestival.de
Info: 06531/3000

K · INTERNATIONALER VIOLIN-WETTBEWERB HANNOVER

1.6. und 15.8.
Hannover
Junge Stars von morgen in spannenden Konzerten.
www.violin-wettbewerb.de
Tel.: 0511/9905413

T · SHAKESPEARE FESTIVAL

5.6. – 30.6.09
Neuss
Neun Compagnien aus den USA, England, Frankreich und Deutschland zeigen unterschiedlichste Facetten des Dichters und seines Welttheaters.

V · LUDWIGSBURGER SCHLOSSFESTSPIELE

5.6. – 2–8.09
Ludwigsburg
Musik, Tanz, Theater, Literatur und mehr in rund 80 hochkarätigen Veranstaltungen.
www.schlossfestspiele.de

V · 13. OLDENBURGER PROMENADE

6.6. – 14.6.09
Oldenburg
Ein Highlight für Musikliebhaber. Drei Konzerte an drei Spielorten in der historischen Altstadt Oldenburgs.
www.oldenburger-promenade.de
Karten: 0441/36118811

A · MUSEUM FLUXUS POTSDAM

6.6. – 27.6.09
Potsdam
Sebastian Heiner malt im Museum mit musikalischer Begleitung vom EKLES DUO.
www.fluxus-plus.de
Info: 0331/6010890

A · HAUS DER KUNST MÜNCHEN

7.6. – 6.9.09
München
Das Haus der Künste präsentiert Thomas Schütte: Verschiedene Werkgruppen des Künstlers.
www.hausderkunst.de

A · KUNSTHALLE ERFURT

7.6. – 2.8.09
Erfurt
Streit ums Bauhaus: Die verschiedenen ästhetischen und weltanschaulichen Positionen der Freunde, Förderer, Kritker und Feinde der Reformschule.
www.kunsthalle-erfurt.de

K · FESTSPIELE MECKLENBURG-VORPOMMERN

7.6. – 13.9.09
Mecklenburg-Vorpommern
Das mit über 100 Konzerten drittgrößte Musikfestival in Deutschland.
www.festspiele-mv.de

A · BELVEDERE WIEN

9.6. – 11.10.09
Wien
Retrospektive Ferdinand Georg Waldmüller. Dabei werden einige bislang verschollen geglaubte Bilder erstmals öffentlich präsentiert.
www.belvedere.at
Info: 0043 79 5570

K · FELDKIRCH FESTIVAL

10.6. – 21.6.09
Feldkirch
Philippe Arlaud präsentiert Musik des 20. und 21. Jahrhunderts aus Frankreich.
www.feldkirch-festival.at

K · 24. AROLSER BAROCK-FESTSPIELE

10.6.– 14.6.09
Bad Arolsen
Ein hochinteressantes und viel versprechendes Programm mit einem spannenden Mix aus „rising stars" und arrivierten großen Namen der europäischen Alte-Musik-Szene.
www.arolser-barockfestspiele.de

K · MUSIKFESTSPIELE POTSDAM

12.6. – 28.6.09
Potsdam
„Haydns Welt", Opern, Sinfonien- und Kammerkonzerte, Maskenbälle und große Open Airs vor historischer Kulisse.
www.musikfestspiele-potsdam.de
Karten: 0331/2888828

V · 57. EUROPÄISCHE WOCHEN PASSAU

12.6. – 19.7.09
Passau:
Ostbayern, Böhmen und Oberösterreich
Ehre, wem Ehre gebührt. Zu erleben sind anlässlich zahlreicher Fest- und Gedenktage 76 Veranstaltungen aus Musik, Theater, Film und vielem mehr.
www.ew-passau.de
Karten: 0851/752020

T · FREILICHTSPIELE SCHWÄBISCH HALL

12.6. – 23.8.09
Schwäbisch Hall
Vorsicht Stufe. Zu sehen gibt es „Kabale und Liebe", „Ein Sommernachtstraum", „Glenn Miller" u.a.
www.freilichtspiele-hall.de
Karten/Info: 0791/751600

A · FOCKE MUSEUM

13.6. – 4.10.09
Bremen
Gisèle Freund – Porträts und Reportagen.
www.focke-museum.de

T · BAD HERSFELDER FESTSPIELE

13.6. – 2.8.09
Bad Hersfeld
Auf dem Festspielplan stehen die Stücke: „West Side Story", „Odyssee", „Das Käthchen von Heilsbronn".
www.bad-hersfelder-festspiele.de
Karten: 06621/201316

K · MUSIKFESTIVAL KISSINGER SOMMER

18.6. – 19.7.09
Bad Kissingen
Internationales Musikfestival, das einen Kunstgenuss mit Solisten und Orchestern in historischen Konzertsälen bietet.
www.kissingersommer.de
Info: 0971/8071110

A · KUNST DER KELTEN

18.6. – 18.10.09
Historisches Museum Bern
Die Kunst der Kelten. 700 vor bis 700 nach Chr.
www.bhm.ch
Info: 0041/31-3507711

A · KULTURPFADFEST ESSEN

19.06.2009
Essen
Essens lange Kulturnacht an 13 Orten entlang des Kulturpfades unter dem Motto „Ruhe vor dem Sturm".
www.kulturpfadfest-essen.de
Info: 0201/8841111

K · KEMPEN MUSIK FESTIVAL

19.6. – 21.6.09
Kempen
Begegnungen mit „Musik und Sprache" stehen dieses Jahr im Mittelpunkt des Programms.
www.kempen-klassik.de
Info: 02152/917264

V · KULTURSOMMER NORDHESSEN

20.6. – 15.8.09
Nordhessen
Zwischen dem Eröffnungsfest mit Picknick im Park und dem großen Finale mit internationalen Jugendsinfonieorchestern und Beethovens 9. Sinfonie gibt es Klassisches, Märchenhaftes, Lustiges, Besinnliches, Theatralisches und Rockiges.
www.kultursommer-nordhessen.de

O · RICHARD STRAUSS FESTIVAL

20.6. – 25.6.09
Garmisch-Partenkirchen
„Wort oder Ton" in herrlicher Landschaft mit herrlichen Orchestern und Solisten.
www.richard-strauss-festival.de

A · FRANZ MARC MUSEUM

21.6. – 13.9.09
Kochel am See
Der große Widerspruch. Franz Marc zwischen Delaunay und Rousseau.
www.franz-marc-museum.de
Info: 08851/924880

O · OPERNFESTIVAL GUT IMMLING

21.6. – 16.8.09
Halfing
Sommernachtstraum 2009.
www.immling-musikfestival.de

K · STYRIARTE 2009

26.6. – 26.7.09
Graz
Die steirischen Festspiele der klassischen Musik. Thema in diesem Jahr: „Der Menschheit Würde".
www.styriarte.com
Karten: 0043 316 825000

K · 4. ST.GALLER FESTSPIELE

26.6. – 10.7.09
St.Gallen
Geboten werden mit „Samson et Dalila" eine Opernrarität auf dem Klosterhof und „Ein Blick zurück. Ein Schritt nach Vorn" als Tanz in der Kathedrale sowie ein Konzertprogramm als Forum für alte Musik.
www.stgaller-festspiele.ch
Info: 0041 71 242 0606

O · SCHLOSSFESTSPIELE SCHWERIN

26.6. – 31.7.
Schwerin
In unmittelbarer Nähe zur BUGA 2009 werden „Die Zauberflöte" und das Musical „Sorbas" zu sehen sein.
www.theater-schwerin.de

V · OSTSEEFESTSPIELE STRALSUND & GREIFSWALD

26.6. – 14.8.09
Stralsund, Greifswald
5 Produktionen an und auf dem Wasser: „Das Land des Lächelns", „Fidelio", „Der Rosenkavalier", „Der Widerspenstigen Zähmung", „Eine Woche voller Samstage".
www.ostseefestspiele.de

K · KLASSIK OPEN AIR

27.06.2009
Homburg
Danjulo Ishizaka und die Dresdner Kapellsolisten spielen unter der Leitung von Hemut Branny Werke von Mozart, Schubert, Haydn, Bruch.
www.obk.de

O · MÜNCHENER OPERNFESTSPIELE 2009

27.6. – 31.7.
München
Im Fokus: Richard Wagners romantische Oper „Lohengrin" und die beliebten „Oper für alle Veranstaltungen".
www.staatsoper.de

V · MUSIKERLEBNIS FESTIVAL OPEN AIR 09

27.6. – 10.8.09
München
Jazz, Classics & Crossover im Brunnenhof der Residenz München.
www.musikerlebnis.de

V · RHEINGAU MUSIK FESTIVAL

27.6. – 29.8.09
Rheingau und benachbarte Regionen
Konzertsommer mit 141 Konzerten in der einmaligen Atmosphäre des Rheingaus.
www.rheingau-musikfestival.de
Karten: 01805/743414

A · PANORAMA MUSEUM

28.6. – 11.10.09
Bad Frankenhausen
Werner Tübke – Das Monumentalwerk.
www.panorama-museum.de
Info: 034671/6190

Juli

R · STIMMEN-FESTIVAL LÖRRACH

1.7. – 26.7.09
Lörrach
Konzerte u.a. von Snow Patrol, Peter Fox, Tracy Chapman, Bobby McFerrin.
www.stimmen.com

V · OLDENBURGER KULTURSOMMER

2.7.–2.8.09
Oldenburg
Reise durch verschiedene Genres von Musik, Kunst und Kultur: Jazz, Pop, Rock, Klassik, Open-Air-Kino, Ausstellungen, Lesungen und Theater.
www.kulturetage.de

O · ROSSINI IN WILDBAD

4.7. – 19.7.09
Wildbad
Gioia! Freude! Rossini schillert: 3 Opern, 1 Dichter-Jubiläum, 1 Meisterkoch und mehr.
www.rossini-in-wildbad.de

O · BREGENZER FESTSPIELE

6.7. – 23.8.09
Bregenz
Drei großartige Werke von außergewöhnlichem musikalischen Ideenreichtum werden im Festspielprogramm 2009 das Motto „Sinn & Sinnlichkeit" verkörpern: „Aida", „König Roger" und der 2. Akt von „Tristan und Isolde".
www.bregenzerfestspiele.com

V · SCHLESWIG-HOLSTEIN MUSIK FESTIVAL

11.7. – 30.8.09
Schleswig-Holstein, Hamburg, Dänemark
„Heimspiel – Deutschland entdecken" lautet das Motto dieser Spielsaison und bietet den Querschnitt des musikalischen Reichtums unseres Heimatlandes.
www.shmf.de
Karten: 0431/570470

K · KLASSIK AM ODEONSPLATZ

11.7. – 12.7.09
München
Open Air Konzerte 2009.
www.klassik-am-odeonsplatz.de

K · EUTINER FESTSPIELE

11.7. – 30.8.
Eutin
Auf der Freilichtbühne werden „Die Großherzogin von Gerolstein", „Otello", „Der Barbier von Sevilla" und „Der Freischütz für Kinder" gezeigt.

V · HERRENCHIEMSEE FESTSPIELE

14.7. – 26.7.09
Herrenchiemsee
Unter dem Motto „Stillleben. Nature Morte" widmet sich das Festival Werken, die sich der Umweltzerstörung und dem globalen Klimawandel widmen.
www.herrenchiemsee-festspiele.de
Karten: 089/936093

J · JAN GARBAREK GROUP

15.7. – 27.03.10
Deutschlandweit
Mit seinem Markenzeichen der weiten Melodiebögen fasziniert Jan Garbarek mit seinem Saxophon die Zuhörer.
www.bremme-hohensee.de
Info: 06221/25672

V · RUNDGANG 2009

17.7. – 19.7.09
Berlin
Tage der offenen Tür an der Universität der Künste Berlin.
www.udk-berlin.de

K · 25 JAHRE MUSIKALISCHER SOMMER

17.7. – 9.8.09
Ostfriesland
Der Musikalische Sommer lädt zu klassischen Konzerten nach Ostfriesland.
www.musikalischersommer.net
Info: 04941/179967

K · EUROPÄISCHES KIRCHENMUSIK FESTIVAL

17.7. – 9.8.09
Schwäbisch Gmünd
Das Festival widmet sich mit Konzerten, Wettbewerben und Kursen dem Thema zwischen „Himmel und Erde".
www.kirchenmusik-festival.de
Info: 07171/6034110

K · WERNIGERÖDER SCHLOSSFESTSPIELE

25.7. – 29.8.09
Wernigerode
Im Mittelpunkt der diesjährigen Festspiele steht die komische Oper „Cosi fan tutte" von W.A. Mozart.
www.kammerorchester-wr.de
Info: 03943/949514

K · BACHWOCHE ANSBACH

31.7. – 9.8.09
Ansbach
30 Konzerte in historischen Kirchen und Sälen.
www.bachwoche.de
Infos: 0981/15037

T · NIBELUNGEN-FESTSPIELE WORMS

31.7. – 16.8.09
Worms
In einer Uraufführung wird „Das Leben des Siegfried" als Komödie gezeigt.
www.nibelungenfestspiele.de
Karten: 01805/337171

K · OBERSTDORFER MUSIKSOMMER

31.7. – 20.8.09
Oberstdorf und die Region Allgäu
Konzertante Variationen.
www.oberstdorfer-musiksommer.de
Karten: 08322/700290

A · INTERNATIONALE KERAMIKTAGE

31.7. – 2.8.09
Oldenburg
Keramikwerkstätten aus Deutschland und Europa präsentieren ihr Kunsthandwerk auf dem Schlosspark.
www.keramiktage.com
Info: 0441/382930

A · KAMUNA KARLSRUHER MUSEUMSNACHT

01.08.2009
Karlsruhe
11. Karlsruher Museumsnacht von 18.00 bis 1.00 Uhr – Kunst entdecken.
www.kamuna.de
Info: 0721/89331597

August

K · MORITZBURG FESTIVAL

8.8. – 23.8.
Moritzburg
Bachs „Kunst der Fuge" und die „Goldberg Variationen" und Haydns „Die Sieben letzten Worte Jesu Christi", Klezmer und ein Composer-in-Residence: John Harbison.
www.moritzburgfestival.de

K · LUCERNE FESTIVAL IM SOMMER

13.8. – 19.9.09
Luzern/ Schweiz
Das Motto im Sommer 2009 heißt „Greift nach den Sternen", da dürfen Werke von Debussy, Brahms und Schumann nicht fehlen.
www.lucernefestival.ch
Info: 0041 41 2264400

K · 23. RARITÄTEN DER KLAVIERMUSIK

15.8. – 22.8.09
Husum, Schloss
Acht Klavierabende sowie eine Matinée. Zu hören gibt es Werke vom Aubin, Busoni u.a.
www.piano-festival-husum.de
Karten: 04841/2163

K · RUHRTRIENNALE URMOMENTE

15.8. – 11.10.09
Bochum, Duisburg, Essen u.a.
Erforscht wird das Spannungsfeld zwischen Kunst und Kreativität und dem Urmoment des Religiösen. Dieses Jahr im Hinblick auf den jüdischen Kulturkreis.
www.ruhrtriennale.de
Info: 0209/1671700

A · MUSEUM LUDWIG

15.8. – 15.11.09
Köln
Retrospektive der Bildhauerin Isa Genzken unter dem Thema „Sesam öffne dich!"
www.museum-ludwig.de
Info: 0221/22126165

K · ALPENKLASSIK

21.8. – 1.9.09
Bad Reichenhall
Teil des Programms sind „French Connection", „Bach umkreisend" und „Philharmonisches".
www.alpenklassik.com
Tickets online

K · KAMMERMUSIK BODENSEE

29.8. – 6.9.09
Kreuzlingen
Zum ersten Mal ist das Eventschiff MS Sonnenkönigin für die Konzerte von Kammermusik Bodensee öffentlich zugänglich.
www.kammermusikbodensee.ch
0041 76 582 56 04

A · KUNSTHALLE DÜSSELDORF

29.8. – 8.11.09
Düsseldorf
Einzelausstellung der Installations- und Videokünstlerin Danica Dakić.
www.kunsthalle-duesseldorf.de
Info: 0211/8996243

September

K · BEETHOVENFEST BONN

4.9. – 3.10.09
Bonn
Im Licht. Das Beethovenfest thematisiert die ideologische Vereinnahmung und Ausgrenzung von Komponisten und deren Werken im 21. Jahrhundert.
www.beethovenfest.de
Tickets: 0180/5001812

A · KASSLER MUSEUMSNACHT

05.09.2009
Kassel
Unter dem Motto „Spurensuche" wird zu einer spannenden Entdeckungstour eingeladen.
www.museumsnacht.de
Info: 0561/787 4007

A · KUNSTSAMMLUNG JENA

6.9. – 22.11.09
Jena
Kandinsky. Gemälde, Zeichnungen, Druckgrafik.
www.kunstsammlung.jena.de

K · KLANGSPUREN SCHWAZ

10.9. – 27.9.09
Schwaz
Zeitgenössische Musik mit dem Schwerpunkt Lateinamerika.
www.klangspuren.at

K · USEDOMER MUSIKFESTIVAL

19.9. – 10.10.09
Usedom
Geboten werden traumhafte Konzerte zum Thema „Preußens Glanz..." vor unvergesslicher Kulisse u.a. vom NDR Sinfonieorchester.
www.usedomer-musikfestival.de
Karten und Info: 038378/34647

K · 34. SCHWETZINGER MOZARTFEST

25.9. – 18.10.09
Schwetzingen
Mozart wird in neue Bezüge gesetzt und dadurch in den Mittelpunkt gestellt.
www.mozartgesellschaft-schwetzingen.de
Info: 06202/3364

Art / Museum | **Theater** | **Rock / Pop** | **Verschiedenes**